Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T5-DGG-713

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz

Herausgegeben von

Hajo Holborn

Zweiter Band

1878 – 1890

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1925

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württ.

Inhalt des zweiten Bandes

XVI. Kapitel. Der Berliner Kongreß 1878 1
XVII. Kapitel. Nach dem Kongresse 1878 65
XVIII. Kapitel. Auswärtiges Amt, das Bündnis mit Österreich-Ungarn 1879 82
XIX. Kapitel. Auswärtiges Amt. Mission nach Paris 1880 114
XX. Kapitel. Athen, Berlin 1880–1882 157
XXI. Kapitel. Botschafter in Konstantinopel 1882–1883 208
XXII. Kapitel. Konstantinopel 1884–1885 238
XXIII. Kapitel. Konstantinopel 1886–1887 261
XXIV. Kapitel. Konstantinopel 1888–1889 279
XXV. Kapitel. Die Bismarck-Krisis 1890 311

XVI. Kapitel

Der Berliner Kongreß

1878

Niemand bezweifelte, wenigstens bei uns, daß die Russen nach ihren Siegen im Dezember und Anfang Januar erst in Konstantinopel haltmachen und dort den Frieden diktieren würden. Englands Stellung war bis Ende Januar noch nicht ausgeprägt genug, um bei dieser Eventualität sofortige kriegerische Folgen annehmen zu müssen. Es wäre dann auf eine starke Spannung in den russisch-englischen Beziehungen, gleichzeitig aber auch auf weitere Verhandlungen zu rechnen gewesen, bei denen die Russen, im Besitze von Konstantinopel, die günstigste Basis gehabt haben würden.

Wie das in Konstantinopel aufgefaßt wurde, erhellt aus Briefen des Prinzen Reuß. Er schrieb mir am 10. Januar: »... Es wird immer schwerer ein Bild der Lage zu geben. Die Kopflosigkeit ist groß. Man will sich zum Waffenstillstand entschließen, schreckt aber vor den etwaigen Bedingungen zurück. Von England fühlt man sich verraten, ohne sich aus seiner Umarmung losmachen zu können: ein Tag nach dem anderen geht dahin, und die Russen rücken näher. Layard erregt jetzt Hoffnungen auf das Parlament, das Kriegspläne machen werde ...«

Und am 30. Januar: »... Wenn Sie diese Zeilen erhalten, ist hoffentlich alles klarer: heute weiß ich durchaus noch nicht, wie lange ich hier bleiben kann oder wann ich dem Padischah nach Asien folgen muß ... Uns ist es hier immer wahrscheinlicher, daß die Russen als Eroberer nach Konstantinopel kommen wollen und deswegen jetzt nichts abschließen. Wenn sie das wirklich wollen, kann niemand sie hindern ... Was soll ich tun, wenn Sultan und Pforte nach Asien abziehen und uns einladen ihnen zu folgen? Bis Beylerbey hätte die Sache nichts auf sich. Wird aber die Residenz nach Ismid oder Brussa verlegt, dann kompliziert es sich. Ich kann meine Frau, die in etwa drei Wochen ihre Niederkunft erwartet, nicht mehr mitnehmen. Wenn ich folgen muß, werde ich mich mit dem Stationär in Mudania, zweieinhalb Stunden von Brussa, etablieren und schicke den ersten Sekretär und ersten Dragoman nach Brussa zur Vermittlung der Geschäfte. In sechs Stunden könnte ich immer in Konstantinopel sein, wenn es nötig wäre ...«

So bestimmt wurde dem russischen Einmarsch entgegengesehen. Er erfolgte aber nicht, sondern am 30. Januar der Waffenstillstand mit Friedenspräliminarien in Adrianopel und dann die Reihe von Verhandlungen zwischen Rußland und England wegen des Vorrückens bis Gallipoli, auf das die Russen schließlich verzichteten, während die Engländer, deren Flotte seit dem 27. Januar in die Dardanellen eingelaufen war und am 13. Februar im Marmarameer lag, auch ihrerseits von der Truppenausschiffung Abstand nahmen. Statt zu handeln, hatten die Russen verhandelt — ihre Leitung, diplomatische wie militärische, war der großen Situation nicht entfernt gewachsen. Erst ganz mangelhafte Vorbereitung der Aktion, und als diese, nach langen Anstrengungen, wie es bei der numerischen Übermacht und den viel größeren materiellen Mitteln nicht anders sein konnte, günstig ausschlug, keine rechtzeitige und keine richtige Ausnutzung des Sieges. Für Gortschakow ist sicherlich der Krieg von 1877/78 kein Ruhmestitel geworden, und weil er das selbst fühlen mußte, war er hinterher so besorgt darum, die Verantwortung für seine Unterlassungen und Fehler anderen, speziell der lauen Unterstützung von Deutschland zuzuschieben.

Österreich machte nunmehr die ersten Vorschläge zur Berufung einer europäischen Konferenz, um »die Übereinstimmung bezüglich der Veränderungen, welche durch die Friedensbedingungen zwischen Rußland und der Türkei in den Verträgen von 1856 und 1871 notwendig werden könnten«, herbeizuführen. Auch bei uns konnte nicht länger mit amtlicher Aussprache über unsere Stellung zu der Orientkrisis zurückgehalten werden. Bismarck kam am 14. Februar nach Berlin zurück, am 19. beantwortete er die Interpellation von Bennigsen über unsere Orientpolitik. Er war noch recht angegriffen und mußte sich während seiner langen Rede mehrere Male hinsetzen. Eingehend und überzeugend beleuchtete er die ganze Sachlage und die Rolle, die Deutschland dabei zu spielen habe. Ich hatte ihm vorher dafür das Material zusammengestellt und saß während der ganzen Verhandlung im Reichstage hinter ihm, wiederholt Notizen, die er verlangte, auf kleinen Zetteln herüberreichend oder mündliche Auskunft erteilend. Für mich ist diese Sitzung eine der interessantesten Erinnerungen jener Zeit geblieben. Auch die neue Rede des Kanzlers lieferte wieder einen Beitrag zu seinen »geflügelten Worten«, als er die Vermittlerarbeit des Deutschen Reiches zwischen Rußland, Österreich und England die eines »ehrlichen Maklers« nannte, der das Geschäft wirklich zustande bringen wollte. Freilich hat der alte Bleichröder, als er davon hörte, den Kopf geschüttelt und gemeint: der Kanzler hätte lieber einen anderen Vergleich wählen sollen, »denn einen wirklich ehrlichen Makler gibt es nicht...«

Danach kamen die direkten Friedensverhandlungen in San Stefano, über die mir Reuß noch am 1. März schreibt: »In San Stefano geht es nicht vorwärts. Ignatiew y fait des siennes. Uns scheint es hier, daß die Russen augenblicklich in größerer Verlegenheit sich befinden als die Türken. Letztere liegen nun am Boden und lassen

sich treten, sagen zu allem ja, aber man kann sie bis jetzt noch nicht zu etwas Bindendem kriegen. Onou (der russische erste Sekretär) sagte mir gestern, es wäre ein Unglück für Rußland, wenn der Feind zu sehr geschwächt worden wäre ... Das Abschließen brennt den Russen auf den Nägeln; im Hauptquartier und der ganzen Armee ist das vorherrschende Gefühl das der Ermüdung und des Wunsches nach Hause zu kommen. Lignitz (unser Militärattaché bei den Russen) ist der Ansicht, diese Armee sei nicht mehr imstande einen neuen Krieg anzufangen; bei der geringsten österreichischen Demonstration würden sie in die größte Verlegenheit kommen. Daher im Hauptquartier momentan viel Freundschaft für Deutschland, weil man sich darauf verläßt, wir würden Österreich vom Angriffe abhalten. Der Franzose Fournier (der neue Botschafter) sagt jedermann, ein europäischer Krieg sei unvermeidlich. Ich habe ihm geantwortet, ich sei nicht dieser Ansicht, schon deshalb nicht, weil, wenn Leute in unserer Stellung von der Notwendigkeit des Krieges sprächen, sie dazu beitrügen, ihn entstehen zu machen. Außerdem erzählt Fournier noch seinen ganz Intimen, die orientalische Verwicklung sei von uns angezettelt worden, um in die möglichst günstige Lage zu kommen, über Frankreich herfallen zu können ...«

Am 3. März wurde in San Stefano abgeschlossen. Damit war die Frage definitiv vor das europäische Forum gestellt, und es mußte sich nun zeigen, wie weit ohne neuen und allgemeinen Krieg die russischen Ansprüche mit den von den übrigen Mächten geforderten Bedingungen und Garantien für den Weiterbestand des türkischen Reiches und für die Wahrung der gesamten europäischen Interessen in Einklang gebracht werden konnten. Daran, daß ihr Werk von San Stefano intakt erhalten bleiben werde, haben vermutlich die russischen Unterhändler selbst nicht geglaubt. Wenn sie es getan hätten, würden sie sich in seltsamer Täuschung über die Weltlage befunden haben. Freilich ist nicht anzunehmen, daß darüber die richtige Aufklärung ihnen durch die Instruktionen des Fürsten Gortschakow zugegangen sein wird.

Um unsere Stellung zu der durch San Stefano geschaffenen Situation zu kennzeichnen, schrieb ich für die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« einen Leitartikel, der am 6. April erschien und natürlich als offiziöse Äußerung aufgefaßt wurde. Demgemäß fand er große Beachtung auch in der auswärtigen Presse, und zwar meist in zustimmendem Sinne. Ich lasse hier den Artikel in seinem vollen Wortlaut folgen, da er die Lage und Stimmung, aus denen sich dann dies große Friedenswerk entwickeln mußte, genau wiedergibt:

»Berlin, 5. April. Die Friedensbedingungen von San Stefano können bei näherer Prüfung für den deutschen, d. h. für den vollkommen unparteiischen Politiker, einen Grund zur Besorgnis wegen Gefährdung speziell deutscher Interessen kaum erwecken. Dieselben begründen allerdings eine Ausdehnung des russischen Einflusses auf der Balkanhalbinsel, wie sie weiter kaum gedacht werden konnte, wenn nicht die Türkei überhaupt aus dem europäischen Staatenverbande verschwinden soll. Dessen-

ungeachtet kann Deutschland dem befreundeten Nachbarlande Rußland die Erfolge und die für notwendig erachtete Sicherung seiner Interessen im Oriente bereitwillig gönnen.

Doch gibt es neben den Erwägungen der Freundschaft und Nachbarschaft auch noch andere Momente, durch welche, wenigstens indirekt, die deutschen Interessen berührt werden. Es kann für uns nicht gleichgültig sein, ob Rußland durch seine Ansprüche zu anderen, mit Deutschland ebenfalls benachbarten und befreundeten Staaten in einen Gegensatz tritt, in dessen weiterer Entwicklung die Gefahr eines europäischen Krieges liegt. Denn Deutschland wünscht den Frieden nicht nur für sich selbst, sondern auch für die anderen Staaten Europas.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, mußte man bei uns an den Friedensschluß von San Stefano zunächst die Voraussetzung knüpfen, daß die russischen Bevollmächtigten genau über die Grenzen klar sein würden, innerhalb deren das möglicherweise zu erreichende Maß der Zugeständnisse lag, welche nicht die wehrlose Türkei, sondern die bei der Orientregulierung unmittelbar beteiligten europäischen Mächte machen könnten. Leider tragen aber die Vorgänge der letzten Wochen seit Veröffentlichung des russisch-türkischen Vertrages zu dem Eindruck nicht bei, daß die Unterhändler von San Stefano jene Erwägungen unverrückt vor Augen gehalten haben. Von Wien wie von London aus werden bestimmte Punkte des russisch-türkischen Separatfriedens als durchaus unannehmbar bezeichnet, und man kann heute wohl schon sagen, daß Rußland die vollständige Durchführung jenes Friedens nur um den Preis eines neuen, sehr viel ausgedehnteren und verhängnisvolleren Krieges erkaufen könnte, als der war, den es eben gegen die Türken durchgefochten hat.

Unwillkürlich muß man dieser Sachlage gegenüber fragen, ob sie durch eine sorgfältige politische Vorbereitung und durch weiseres Maßhalten im Erfolge nicht hätte vermieden werden können. Ob nicht die russische Reichskanzlei die notgedrungene Pause während der rein militärischen Aktion ihren Aufenthalt in Bukarest sehr nutzbringend hätte dazu verwenden können, sich über die Stellung der einzelnen Mächte zu den Fragen genau zu informieren, welche nach Überwindung der Türkei unabweislich am politischen Horizont aufsteigen mußten? Wenigstens vom Augenblicke an, als der Krieg eine entscheidende Wendung zu nehmen begann, nach dem Fall von Plewna, hätte es der Leitung der russischen Politik obgelegen, sich in friedlicher Auseinandersetzung mit den direkt interessierten Mächten über das Maximum des Erreichbaren zu verständigen, und wahrscheinlich hätte sich als Resultat dieser Verständigung ein immerhin sehr achtbares Ergebnis des Krieges für Rußland herausgestellt.

Auf der anderen Seite muß es allerdings zweifelhaft erscheinen, ob es für die Gesamtlage und für eine friedliche Beilegung der vorhandenen Schwierigkeiten nicht nützlicher gewesen wäre, wenn auch Österreich-Ungarn schon vor Monaten, etwa unmittelbar vor der Entscheidung vor Plewna, seine Bedingungen und Vorbehalte,

die jetzt, den vollendeten Tatsachen gegenüber, ausgesprochen worden sein sollen, klar dargelegt und durch entsprechende Maßnahmen unterstützt hätte; man würde dann gegenwärtig nicht mehr die nach den landläufigen Rechtsbegriffen kaum übersteigbare Schranke eines abgeschlossenen, ja bereits ratifizierten Friedensschlusses zu überwinden haben. Denn die Hauptschwierigkeit der gegenwärtigen Situation liegt viel mehr in der Tatsache, daß eine Großmacht wie Rußland durch einen feierlichen internationalen Akt formell gebunden ist, als in den Forderungen, welche England und Österreich von ihrem besonderen Interessenstandpunkte aus für die künftige Ordnung der Dinge auf der Balkanhalbinsel aufstellen zu müssen glauben. Der englische Minister des Auswärtigen erkennt an, daß große Veränderungen in dem bisherigen Rechtsverhältnis in den Orientländern notwendig sein würden. Graf Andrássy hat eine gleiche Anschauung seit Ausbruch der Krisis nie verhehlt, und auch Rußland will nur Totalreform und neue Garantien für die Regierungen der christlichen Völkerschaften auf der Balkanhalbinsel, nicht aber den Untergang der Türkei oder die Eroberung von Konstantinopel.

Es ist also kein prinzipieller Gegensatz, welcher die Anschauungen der drei direkt beteiligten Mächte trennt, sondern nur ein bedauerlicher Mangel an rechtzeitiger Verständigung über diejenigen Wege, auf denen man nebeneinander zum Ziel hätte gelangen können.

Hoffen wir, daß schließlich doch das gemeinsame Bedürfnis nach Frieden unter allen Erwägungen die Oberhand behalten und daß dann auch die formelle Versöhnung der jetzt im Gegensatz zueinander auftretenden Einzelinteressen gefunden werden wird ...« —

In Athen, wo seit 22. Januar wieder mein alter Freund Komunduros an Stelle von Trikupis das Ministerium leitete, war man inzwischen, wie gewöhnlich, durch vieles Reden hinter den Ereignissen zurückgeblieben. Bis zum Beginn der Friedensverhandlung hatte man die Beteiligung an der Aktion gegen die Türken hinausgeschoben: dann, als es zu spät war, kamen die großen Gedanken und der große Mut, in die Grenzprovinzen einzurücken — nur um gleich darauf sich daraus wieder zurückzuziehen. Bernhard Bülow schrieb mir darüber am 8. Februar: »... Der Hellene ist also wirklich über den Rubikon gesprungen; am jenseitigen Ufer angelangt, war aber sein Erstaunen über die eigene Kühnheit so groß, daß er sofort den Graben wieder von der anderen Seite nahm. Wie oft sich dies Experiment noch wiederholen soll, wissen die olympischen Götter! ... Seitdem die Russen über den Balkan waren, hätten die Griechen die Hände nicht länger in den Schoß legen dürfen. Natürlich habe ich mich gehütet, ihnen das zu sagen ... Am Hofe herrscht recht gedrückte Stimmung. Die Königin an den Masern krank, der König weiß seit den Friedensnachrichten nicht wo aus, wo ein. Jetzt hofft er wieder einmal auf die Mächte. Schade, daß der loyale, wohlmeinende Herr für die hiesigen Verhältnisse nicht die nötige Energie

besitzt. Er ist im fortwährenden Schwanken zwischen den Extremen, Nichtstun oder Losschlagen, und dabei wird nach innen und außen der Anschluß verfehlt. Delyannis ist ein pauvre Sire, ich habe selten ein solches Bild des Jammers gesehen wie diesen kleinsten der Kommaführer am 4. und 5. (als die Pforte wegen des Einmarsches in Thessalien mit Besetzung des Piräus drohte)... Saburow belächelt sarkastisch die Karpfensprünge der Hellenen. Kommt es wirklich zum Frieden, so wird es hier noch viel Geschrei geben und von Europa zum Lohn für das Stillhalten Thessalien und Kreta verlangt werden. Geht der Krieg noch einige Zeit weiter, so wird auch von den Griechen, regulär oder irregulär, gegen die Pforte gekämpft werden: gar nicht aus Haß gegen die Türken, sondern aus Eifersucht gegen die Slawen — diesem eigentlichen Agens der ganzen hellenischen Politik...«

Die Versuche zur engeren Verständigung zwischen England und Rußland, auf die es nun ankam, gingen weiter, schienen aber nicht zum friedlichen Ziele gelangen zu können, nachdem in England am 1. April ein Wechsel im Auswärtigen Ministerium eingetreten, das an Stelle des zaghafteren Derby Lord Salisbury übernahm. Dieser trat jetzt als Anwalt der noch kurz zuvor von ihm bei den Konstantinopeler Konferenzen so scharf in die Enge getriebenen Türken gegenüber der russischen Vergewaltigung auf, und England fing an sich zu rüsten. Vor allem wurde den Griechen von englischer Seite das Beste versprochen, wenn sie sich mit den Türken vertragen, abwarten und nicht das russische Spiel weiter unterstützen wollten. Darauf ging man in Athen mit Freuden ein: »Wie ein Deus ex machina (schrieb mir B. Bülow im Anfang April) ist hier jetzt der englische Kollege auf der Bühne erschienen, annuncio vobis gaudium magnum, England will Hellas unter seinen Schutz nehmen. Die Griechen sind im Freudentaumel: selbst sonst vernünftige Leute glauben, daß Großbritannien nun im Handumdrehen das byzantinische Reich mit dem *βασιλευς αὐτοκρατωρ* und sieben tributpflichtigen Provinzen wiederherstellen werde... Nun zeigt sich der Antagonismus zwischen Slawen und Hellenen in bengalischer Beleuchtung: überall bricht der Haß gegen Rußland durch, und diejenigen, welche bisher als Anhänger Rußlands galten, wollen es den anderen noch darin zuvortun... Dem Könige wird die Schwenkung ins englische Lager nicht schwer, mit seinen russischen Sympathien war es nie weit her. Anders freilich liegen die Dinge für die Königin... Photiades bekommt keinen Gehalt mehr gezahlt und gibt jetzt die Hohe Pforte auf: c'est archifini, je le sens...«

Bis Anfang Mai sah es noch so unklar zwischen Rußland und England aus, daß wir in Berlin die Kriegseventualität als viel nähergerückt betrachteten. Bismarck war in Friedrichsruh ernstlich unwohl. Briefe, die ich von dort von Herbert Bismarck, der als Sekretär bei seinem Vater den ganzen geschäftlichen Verkehr vermittelte, erhielt, lauteten recht besorgt. Was er aber in seinen sporadisch uns zugehenden Instruktionen dazu beitragen konnte, um das Einvernehmen unter den Mächten zu

fördern, tat er trotzdem. Mit der russischen Haltung war er sehr unzufrieden, vermißte ein doch längst durch die früheren Abmachungen vorbereitetes festes Einverständnis mit Österreich, das den Russen jetzt am notwendigsten war und sah in allem nur die ungeschickte oder verblendete Aktion von Gortschakow, die zu neuem Unheil treiben müsse, wenn nicht andere verständige Einflüsse in dem Rate des Kaisers Alexander das Übergewicht erhalten würden. In dieser Hinsicht rechnete Bismarck am meisten auf Peter Schuwalow, der mit großer Aufopferung die Vermittlerarbeit zwischen London und Petersburg weiter betrieb. Aus seinen verschiedenen Reisen, seinen intimen Besprechungen mit Beaconsfield und persönlichen Vorträgen bei dem Zaren sind, während gleichzeitig Bismarck direkt auf Andrássy im Sinne der allgemeinen Verständigung einwirkte, endlich die Grundlagen hervorgegangen, die den Eintritt beider Mächte in einen Kongreß ermöglichten. Schuwalow war am 9. Mai auf der Durchreise nach Petersburg bei Bismarck in Friedrichsruh, ebenso auf der Rückfahrt am 20. Mai. Diese Daten blieben für die schließliche Entwicklung und Entwirrung der Lage entscheidend.

Was man in Konstantinopel erwartete, besagte ein Brief von Reuß vom 8. Mai: »... Die Ansicht, daß sich der Krieg zwischen Rußland und England vorbereitet, teile ich. Nur wenn ein teilweiser Systemwechsel in Petersburg eintreten und etwa Schuwalows Reise dorthin zu seiner Ernennung als Auswärtiger Minister führen würde, dürfte eine bessere Wendung noch möglich sein, wenn auch spät! ... In Petersburg wollen, wie ich privatim höre, manche Leute immer wieder Zweifel an unserer Freundschaft erregen, die kaum noch eine platonische genannt werden könne. Natürlich! Sobald man nicht zu allem und jedem Russischen ‚gehorsamer Diener' sagt, gilt man dort für einen Apostaten ...«

B. Bülow schrieb aus Athen vom 9. Mai: »... Saburow, der in Konstantinopel war (und gehofft hatte, den dortigen Posten zu erhalten, für den aber Fürst Labanow ausersehen wurde), hat die Überzeugung mitgebracht, daß der Zusammenstoß mit England unvermeidlich sei und sieht infolgedessen trübe in die Zukunft ... Auch der Hellene glaubt an den Krieg, weil er ihn wünscht. Ob er sich dann daran beteiligen wird, hängt von England ab. Liegt den Engländern an der militärischen Hilfe Griechenlands, so wird diese leicht zu haben sein, selbst wenn London die Wiederherstellung des Status quo ante bellum erstrebte. Denn der Grieche zieht der Schöpfung eines über den Balkan hinausreichenden Bulgariens *jede* andere Kombination vor ...« Dann sprach sich noch ein Brief von Reuß (der letzte, den ich von ihm aus Konstantinopel vor seiner Versetzung erhielt) vom 23. Mai über die Lage aus, die nach Ansicht des neuen russischen Vertreters am Bosporus, des Fürsten Labanow, durch San Stefano bereitet worden sei. Dieses Zeugnis ist von Wert für die Beurteilung der Gortschakowschen Politik beim Eintritt in die Periode des Berliner Kongresses. Labanow so wenig wie Peter Schuwalow und genug andere Einsichtige

unter den Russen hatten Zweifel darüber, daß Gortschakow sich in eine Sackgasse verrannt hatte, aus der der Kongreß ihm heraushelfen mußte. Reuß schreibt: »Die Mission von Schuwalow beschäftigt hier jedermann. Labanow gibt zwar vor, nicht genauer darüber informiert zu sein, glaubt aber, man könne daran Hoffnungen auf Einverständnis zwischen England und Rußland knüpfen. Layard sagt einigen ungefähr dasselbe, anderen, daß er doch den Krieg für unvermeidlich halte ... Labanow hat mir allein und im engsten Vertrauen seine ersten Briefe an Gortschakow vorgelesen. Ihre Sprache ist offen und ungeniert. Er tadelt den Vertrag von San Stefano, aus dem für Rußland große Verlegenheiten erwachsen seien. Aus seiner Kritik geht hervor, daß er ein Aufgeben vieler Positionen darin für unumgänglich nötig hält ... An Giers hat er außerdem geschrieben, wenn diese Sprache in St. Petersburg nicht gefallen sollte, sei er jeden Augenblick bereit, sein kleines Quartier an der place Michel wieder zu beziehen ... Übrigens ist Labanow besorgter über die Petersburger als über die hiesige Position. Die direktionslose Weise, wie dort die Geschäfte geführt würden, sei unerhört. Niemand mache sich eine klare Vorstellung von den Zielen, die man verfolgen wolle und verfolgen könne ...«

Bevor ich nun an das Kapitel des Berliner Kongresses gehe, der erst von Anfang Juni als gesichert gelten konnte, will ich kurz von dem berichten, was in diesem Halbjahre noch in meinem Berliner Leben von Interesse gewesen ist. Wie schon erwähnt, lag meine Frau seit November krank, bis sie Ende Mai zur Kur nach Kissingen reiste, was ihr dann, in Verbindung mit dem darauf folgenden langen Aufenthalte in Tegernsee volle Genesung und neue Stärkung der Gesundheit gebracht hat. Ich war um so mehr an die Geselligkeit der amtlichen und privaten Welt gebunden, da ich wegen des leidenden Zustandes meiner Frau keine ernste Sorge mehr zu haben brauchte, nachdem eine Operation am 27. Januar sehr glücklich verlaufen war. Bei Hofe und in der Gesellschaft herrschte reges Leben, in den künstlerischen Kreisen, die im Salon Schleinitz und ebenso bei Helmholtz, Richter, Begas gastliche Mittelpunkte fanden, wurden Leistungen geboten, wie die von der Artôt, von Etelka Gerster, dem Violonisten Sauret, dem Pianisten Neitzel, alles Sterne erster Größe, die in diesem Winter den Berliner Kunsthimmel beleuchteten. Daneben die traditionellen und eigenartigen Subskriptionsbälle im Opernhause, als Sammelpunkt von allem, was an Eleganz nicht nur der aristokratischen Kreise, die auf Wunsch des Kaisers sich möglichst zahlreich beteiligten, sondern auch in der künstlerischen und der besseren bürgerlichen Gesellschaft vorhanden war. Wer von dem damaligen Berlin ein vollständiges Bild haben wollte, mußte ein solches Fest mitgemacht haben. Auch strömten die Provinzbewohner dazu herbei. Der klassische Chronist der Opernhausbälle war Ludwig Pietsch, mit dem ich manchmal dabei die Musterung der Schönheiten abgehalten habe.

Für den Hof war aber das Hauptereignis die am 18. Februar gefeierte Doppelhochzeit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem Erb-

großherzog von Oldenburg, und der Prinzessin Charlotte, Tochter des Kronprinzen, mit dem Erbprinzen von Meiningen. Das seltene Fest beschäftigte die königliche Familie wie die ganze Berliner Gesellschaft; von allen Seiten strömten die Fürstlichkeiten dazu herbei, und der Hohenzollernhof entfaltete alle seine vornehme Pracht und alles militärische Gepränge, das ihm eigen ist. Unvergeßlich war der Anblick des Kaisers, der die beiden jungen Bräute zum Fackeltanze führte: der greise Herr in seiner heldenhaften, von Wohlwollen strahlenden Erscheinung, zu beiden Seiten die bildhübschen, von reizender Verlegenheit übergossenen Prinzeßchen mit ihren kleinen Kronen auf den Köpfen, an der Hand führend, und so im Takte der Musik langsam den Saal durchschreitend — alles stand unter dem Banne dieses Bildes. Als eine persönliche Erinnerung muß ich noch erwähnen, daß ich bei der feierlichen Trauung in der Schloßkapelle zufällig in der Nähe der gebeugten Gestalt des alten, wohl zum letzten Male für ein Hoffest nach Berlin gekommenen Ex-Minister-Präsidenten Manteuffel stand, der, als er meinen Namen nennen hörte, mich mit einer gewissen Bewegtheit und unverhohlener Neugierde von oben bis unten musterte. Vielleicht sind seine Gedanken dabei auch, wie die meinigen, in die Vergangenheit zurück gewandert, als deren fast vergessenes Überbleibsel er, der einst allmächtige, jetzt hier auftauchte. Als er vier Jahre später vom Leben schied, hat man sich erst wieder seiner erinnert, aber mit geringem Nachruhm. Den ihm zu schaffen, hat nun neuerdings Poschinger durch Herausgabe aller politischen Briefe und sonstigen Schriftstücke aus seinem Nachlasse unternommen. Ich zweifle daran, ob dadurch für das abgeklärte Urteil der Nachwelt etwas anderes zutage gefördert worden ist als der (kaum mehr erforderliche) dokumentarische Nachweis dafür, wie kleinlichen und unzureichenden Persönlichkeiten nach 1848 der entscheidende Einfluß auf die preußischen Geschicke verblieben war. Jedenfalls hat diese nachträgliche Beleuchtung der Manteuffelschen Epoche es um so unvermeidlicher und dringlicher gemacht, daß das Gegenstück dazu, für die Periode von 1849 und 1850, in der Veröffentlichung des politischen Nachlasses meines Vaters nun nicht mehr auf sich warten lasse. Ich hoffe, das schon seit Jahr und Tag durch Paul Hassel dafür Begonnene möge nun bald zur Tat sich gestalten!

Am 22. März wurde der 81. Geburtstag des Kaisers durch eine besonders schöne, künstlerische Vorstellung von lebenden Bildern im Weißen Saale gefeiert: Mackarts »Catharina Cornaro« und Richters »Pyramidenbau« waren mit großer Kostümpracht dargestellt, die Artôt und Etelka Gerster übernahmen den musikalischen Teil. In diese Tage fiel auch die Einweihung des neuen Reichskanzlerpalais, des früheren Radziwillschen Hauses, wo am 23. März die erste Abendgesellschaft für den Reichstag stattfand. Die Familie Bismarck zog erst definitiv Ende Mai dort ein. Lange hatten die Vorverhandlungen gedauert, die zu dieser, von Bismarck sehr gewünschten und für das Dekorum des ersten Reichsbeamten durchaus notwendigen Erwerbung führten; auf beiden Seiten waren Schwierigkeiten zu überwinden, aber schließlich machte die

Familie Radziwill damit finanziell ein gutes Geschäft, was ihr nicht unwillkommen sein konnte. Die Fürstin Marie, Gemahlin des Fürsten Anton, damaligen Chefs der Familie, war die Seele der ganzen Unterhandlung gewesen und hatte mit ihrer Energie und ihrem praktischen Verstande über die Köpfe der anderen hinweg den Abschluß durchgesetzt, gegen den die Boguslawsche Linie, an der Spitze die schöne und unversöhnlich polnisch-ultramontane Gattin des Fürsten Ferdinand, Opposition machte. Im letzten Stadium der Sache bin ich als Mittelsperson zwischen der Fürstin Marie und dem Kanzler beteiligt gewesen. Zu verdenken war es freilich keinem Radziwill, abgesehen von der mehr oder minder großen Animosität gegen das Bismarcksche Regime, daß sie mit schmerzlicher Empfindung sich von dem alten vornehmen Sitz ihrer Väter trennten, der nun für seine neuen staatlichen Zwecke eine totale Umgestaltung erfahren mußte. Sehr glücklich und künstlerisch sind diese baulichen und dekorativen Änderungen nicht gerade ausgefallen: darauf hatte auch die Bismarcksche Einwirkung sich wenig erstreckt. Er wollte lediglich dabei nach Zweckmäßigkeitsgründen verfahren wissen und kümmerte sich nicht um Stil und Tradition. Der Geschmack für Bauformen und kunsterfüllte Einrichtungen hat den großen Mann nicht beunruhigt! Erst nach langen Jahren, als Bernhard Bülows kunstsinnige Gattin in die alten Räume des Radziwill-Hauses einzog, sind sie in den Grenzen des Möglichen zu einer schönen Gesamtwirkung gelangt.

Ich möchte — da von den Radziwills die Rede ist — des Zusammenhanges erwähnen, welcher in der früheren Generation zwischen ihnen und unserer Familie bestanden hat.

Enge Freundschaftsbeziehungen verknüpften die Voß' mit dem Hause Radziwill, seitdem es nach der Verheiratung des Fürsten Anton Heinrich mit der Prinzessin Luise von Preußen 1796 sich ganz in Berlin festgesetzt hatte. Dort wurde es der Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit, der durch des Fürsten Anton große musikalische Begabung ihr besonderer Charakter gegeben war. Als mein Vater Ende 1823 nach Berlin kam, fand er gleich Eingang und besten Empfang im Radziwillschen Kreise, wo er sich namentlich dem mit ihm gleichaltrigen ältesten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, anschloß. Bei den Radziwills ist er dann auch zuerst und am meisten mit meiner Mutter bekannt geworden und durch seine Verheiratung, 1828, ihnen nur noch nähergetreten. Soweit meine eigene Erinnerung zurückreicht, kannte ich aus der Erzählung der Eltern und aus eigener Anschauung dieses Freundschaftsverhältnis, das sich, wie es in der Natur der Verhältnisse und der Verschiedenheit der Aufenthaltsorte lag, auf uns in der nächsten Generation nicht mehr mit der gleichen Lebhaftigkeit vererben konnte, wennschon meine Beziehungen speziell mit Fürst und Fürstin Anton stets vortreffliche geblieben sind und auch von ihnen aus besonderer Wert darauf gelegt worden ist, damit eine von unseren Eltern übernommene Tradition fortzusetzen.

Meine letzte Erinnerung daran, daß diese Überlieferung einen förmlichen und festlichen Ausdruck gefunden hat, führt auf den 28. November 1860 zurück: die Feier des achtzigsten Geburtstages der Großmama Voß. Alles, was von unserer Familie in ihren verschiedensten Verzweigungen in Berlin dazu anwesend sein konnte, war zum Festmahle bei ihr vereinigt, dazu nur noch verschiedene Radziwills, und als ältester der Fürst Wilhelm, der denn auch den Toast auf die Großmama ausbrachte und viel mit ihr wie mit meiner Mutter über das ihnen Gemeinsame aus den vergangenen Zeiten redete.

Aus dem März 1878 kann ich noch einer Fahrt mit Extrazug nach Schwerin gedenken, zu der sich eine große Gruppe der Berliner Wagner-Freunde und -Freundinnen zusammengefunden hatte, nur um einer Aufführung der »Walküre« beizuwohnen, die wir damals noch nicht von der Berliner Oper zu hören bekamen. Früh neun Uhr fuhr man von Berlin ab, widmete in Schwerin noch einen Teil des Tages der Besichtigung des erst kürzlich fertiggestellten, ebenso prächtigen wie im reinsten Geschmack durchgeführten Schloßbaues und genoß am Abend die Vorstellung, die merkwürdig gut war, als musikalische wie als szenische Leistung. Hill, den Richard Wagner mit Recht so hoch stellte, gab einen geradezu vollendeten Wotan. Ich entsinne mich, selten eine ganze Zuhörerschaft so ergriffen und gebannt gesehen zu haben, wie die am 24. März 1878 in Schwerin beim Schluß des Feuerzaubers! In der Nacht ging es zurück und am nächsten Morgen wieder an die Arbeit. Gerade dieser nächste Tag, der 25. März, brachte eine Personalfrage zum Abschluß, die damals von großer Wichtigkeit erschien und an deren Entwicklung ich mich zu beteiligen berufen gewesen war. Bevor ich davon rede, noch einen Rückblick auf andere, kurz zuvor liegende Ereignisse, die für uns Bedeutung gewannen.

Das eine war der Tod des Königs Viktor Emanuel am 9. Januar — am Jahrestage des Todes von Napoleon III., der ihm um fünf Jahre vorangegangen war. Daran knüpfte sich die Reise des Kronprinzen nach Rom, die Bismarck dringend vom Kaiser verlangte, nachdem zuerst der allerdings sehr wenig den Verhältnissen entsprechende Gedanke bei Hofe vorgewaltet gehabt hatte, als Vertreter unseres Kaiserhauses bei dem Begräbnisse und zur Beglückwünschung für den neuen Souverän den Generaladjutanten Grafen Karl Goltz, meinen schätzenswerten Herrn Vetter, nach Rom zu entsenden! Es gab etwas erregte Auseinandersetzungen zwischen Palais und Kanzler darüber, auch über die Frage, ob der Kronprinz den Papst besuchen müsse, was Bismarck (mit Recht) widerriet. Da der Chef zu der Zeit in Varzin abwesend und Bülow krank war, fiel die geschäftliche Behandlung der Angelegenheit mir allein zu. Der Besuch verlief dann bekanntlich auf das günstigste und ist durch die berühmte Balkonszene, wo unser Kronprinz den achtjährigen Sohn des neuen Königs küßte und ihn unter wahnsinnigem Jubelgeschrei der Menge auf seinen Armen dem Volke zeigte, noch lange in der Erinnerung unserer Kriegsalliierten von 1866 geblieben, wie

ein Symbol für die engere politische Verbindung, in die später Deutschland und Italien zueinander treten sollten. Jedenfalls hatten wir nunmehr in König Humbert einen überzeugten, mit eigenster Vorliebe an dem deutschen Bündnisse hängenden Freund, während sein tapferer Vater — was ihm auch niemand zum Vorwurf machen kann — nie in seinem Herzen aufgehört hatte, an Frankreich zu hängen.

Dem Heimgang von Viktor Emanuel folgte kurz darauf, am 7. Februar, der seit einiger Zeit schon erwartete seines großen Antagonisten, der trotzdem immer auf der Grundlage der gemeinsamen Stammesangehörigkeit mit ihm persönlich zusammengehalten hatte: des Papstes Pius IX. Die Nachricht kam erst als Gerücht nach Berlin und wurde auch am Abend, wo ein Hofball stattfand, noch nicht bestätigt, aber schon stark kommentiert. Für Deutschland konnten sich an den Wechsel im Pontifikate wichtige Folgen knüpfen, falls der neue Papst das war, was Bismarck vor allem von ihm wünschte: friedfertig. Denn *das* war Bismarck der katholischen Kirche gegenüber längst — ich habe das bereits bei der Besprechung der Vorgänge im Jahre 1873 festzustellen die Gelegenheit gehabt. Auch jetzt hörte ich gleich von ihm dieselbe Erklärung, daß er nicht die geringste Freude an dem Zerwürfnis mit der Kurie habe und, je eher, je lieber, dem ein Ende machen möchte. »Gebt mir nur einen Papst, der ebenso ehrlich den Frieden will, dann werden wir ihn bald finden!« war auch jetzt sein Refrain. Die Wahl von Kardinal Pecci, der als Leo XIII. am 20. Februar proklamiert wurde, erschien als kein ungünstiges Vorzeichen, besonders nachdem er, Anfang März, den Kardinal Franchi zum Staatssekretär berief. Mir hatte schon vor Jahren Döllinger den Kardinal Pecci, mit dem er selbst in Verkehr stand, als den wünschenswertesten unter den papabiles bezeichnet, was Bismarck mit Interesse vernahm. Freilich zeigten die allerersten Anfänge noch keine bemerkenswerte Änderung in der bisherigen Haltung und Sprache des Vatikans. Doch war alsbald zu erkennen, daß Leo XIII. dem Bedürfnisse nach Entgegenkommen allmählich mehr Rechnung tragen werde, und es dauerte dann auch nicht mehr lange bis zu den ernstlichen Versuchen, die Kardinal Masella (mein alter Bekannter aus der Pariser Sekretärzeit) direkt bei Fürst Bismarck in Kissingen — Ende Juli 1878 — machte, um wenigstens einen modus vivendi einzuleiten. Davon ist noch später zu reden.

Durch seine innerpolitischen Erfahrungen der letzten Jahre und durch die immer störender auftretenden Hindernisse, die Bismarck in seinem Gesundheitszustand für volle Ausübung der Amtspflichten fand, hatte sich ihm die Notwendigkeit aufgedrängt, in der verfassungsmäßigen Leitung der Reichsgeschäfte durch ein für allemal dazu ermächtigte Stellvertreter zeitweilig ersetzt werden zu können. Ebenso verlangte er neben sich als preußischer Ministerpräsident die neu zu schaffende Stelle eines ständigen Vizepräsidenten. Der Reichstag nahm im März das Stellvertretungsgesetz an, der Landtag gleichzeitig das sogenannte Ressortgesetz, und nun handelte es sich um die beste Wahl für den künftigen Vizekanzler. Bismarck hatte von vornherein dafür

den Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode in Aussicht genommen, der aber einstweilen gern als Botschafter in Wien lebte, wo er eine vortreffliche Stellung einnahm, und gänzliche Abneigung dagegen zeigte, in die Berliner Ministeratmosphäre überzutreten. Zur Besprechung dieser Frage kam Stolberg nach Berlin, und da Bismarck wußte, wie intim meine persönlichen Beziehungen mit ihm waren, forderte er mich auf, noch so viel als möglich dazu beizutragen, daß er die Berliner Stellung annehmen möge, wodurch er dem Kaiser und dem Reiche einen ebenso großen und patriotischen Dienst erweisen würde, wie ihm, Bismarck, einen persönlichen. Er halte ihn für die einzige Persönlichkeit, die jetzt auf diesem Platze möglich und notwendig sei: ein vornehmer, unabhängiger Mann, geachtet an der höchsten Stelle wie in den Parlamenten, geschäftskundig und arbeitsam wie wenige, kurz, l'homme de la situation, und er möge nun seine vielen Verdienste durch das größte krönen, indem er die Rücksicht auf seine persönlichen Annehmlichkeiten hinter das vaterländische Interesse zurücktreten ließe. Dieses Thema hatte ich mit ihm nach Kräften zu variieren. Vom 20. bis 23. März hatte ich täglich lange Unterredungen mit ihm, da er bis dahin sich dem Kanzler gegenüber zu keiner bindenden Zusage verstehen wollte, was diesen verstimmte. Bismarck fand es wunderbar, daß Stolberg nicht mit Freude und Dank das große Anerbieten begrüße – meinerseits hatte ich dafür allerdings mehr Verständnis! Endlich am 25. März früh, gerade als ich von der Walküre-Fahrt aus Schwerin zurückkehrte, suchte mich Stolberg auf, um mir die Mitteilung seiner Annahme zu machen, die er bereits dem Fürsten, zu dessen großer Befriedigung, ausgesprochen hatte. Da er zuvor sein Haus in Wien auflösen mußte, trat er die neuen Ämter erst Anfang Juni an. Zu seinem Nachfolger in Wien wurde Prinz Reuß aus Konstantinopel ernannt, was schwer und erst nach längeren Verhandlungen mit dem großherzoglichen Herrn Schwiegervater in Weimar durchzusetzen war, der befürchtete, daß seine Tochter nicht die ihrem Prinzessinnenrange gebührende Stellung am Wiener Hofe finden würde. Stolberg, der für die Berufung seines Schwagers wirkte, hatte schließlich nachgewiesen, daß die Prinzessin Reuß als Botschafterin besser plaziert sein würde wie als fürstliche Dame, solange sie nicht – was ganz ausgeschlossen war – zur kaiserlichen Familie gerechnet werden könnte. Das half die Frage erledigen und brachte in der Person Heinrichs VII. von Reuß einen der tüchtigsten und erfolgreichsten Vertreter an die Donau. Stolbergs kurze Botschafterzeit hat ihm in Wien und im Auswärtigen Amte nur Anerkennung eingetragen; es war merkwürdig, wie schnell er sich in den ihm vorher fremden Geschäften der auswärtigen Politik heimisch gemacht hatte. Und ein wesentliches, ihm allein zukommendes Verdienst hat ihn dort überlebt: das ist das der Erbauung und Herrichtung des Botschafterpalais, des zweifellos schönsten und am zweckmäßigsten ausgestatteten unserer Amtsresidenzen im Auslande. Erst hatte Stolberg aus Berlin die Pläne zur neuen Botschaft erhalten, die, wie gewöhnlich, in unserer entsprechenden Ministerialabteilung festgestellt und

zur Ausführung vorgeschrieben waren. Darüber entsetzte er sich aber dermaßen, daß er mir schrieb, er zöge vor, solange er Botschafter in Wien blieb, gar keinen Bau aufzuführen und die Fonds dafür liegen zu lassen, ehe er bei solcher fiskalen Geschmacklosigkeit mitwirkte. Ich erlangte durch den Staatssekretär v. Bülow, den diese Baufragen persönlich interessierten, daß Stolberg zunächst ermächtigt wurde, einen anderen Plan (natürlich für den gleichen Kostenpreis) vorzulegen. Den ließ er von einem bekannten Wiener Architekten, dem die Erfordernisse eines vornehmen Wohnhauses geläufiger waren als der Berliner Instanz, unter seiner eigenen Leitung und nach seinen Angaben ausarbeiten und fand damit bei uns die vollste Zustimmung, so daß, trotz allen Ressortwiderspruchs, die Genehmigung zur Ausführung direkt vom Reichskanzler gegeben wurde. Fürst Bismarck wie Herr v. Bülow beneideten Stolberg darum, daß er auf diese Art einen so viel besseren, schöneren und praktischer für die Bedürfnisse der Repräsentation wie des täglichen Lebens eingerichteten Wohnsitz erlangen werde, als sie selbst hatten. Am meisten freilich hatte ihm dafür sein Amtsnachfolger zu danken, der zuerst in den neuen Besitz einziehen konnte.

Wir hatten in Berlin, während sich die auswärtigen Verhältnisse und Verhandlungen auf den Kongreß zuspitzten, noch gewaltige Emotionen durchzumachen.

Am 11. Mai, nachmittags ½4 Uhr, fiel Unter den Linden der Schuß des sozialistischen Mordbuben Hödel gegen den Kaiser. Ich erfuhr es bei dem Minister Friedenthal, wo ich (mit dem badischen Minister Grimm, dem Gesandten Nothomb und verschiedenen anderen Diplomaten) zur Tafel war. Wir stürzten ins Palais, wo gerade der Kaiser mit der Großherzogin von Baden zusammen wieder ausfuhr, vom unbeschreiblichen Jubel der dicht gedrängten Menge empfangen. Abends erstrahlten die Linden und viele andere Straßen in einer improvisierten Illumination. Bismarck war in Friedrichsruh, an Gürtelrose leidend, und konnte nicht kommen. Er gab nur alle Instruktionen wegen sofortiger Vorlage eines Spezialgesetzes gegen die Sozialisten im Reichstage. Schneller ist wohl nie eine gesetzgeberische Vorlage entstanden und durch die vorbereitenden Stadien bis zur Beratung im Plenum gebracht worden. Schon am 20. Mai war das neue Gesetz im Reichstage eingebracht, am 23. fing die Debatte an, und am 24. war es — glänzend abgelehnt. Dagegen hatte sich der ganze Doktrinarismus der Liberalen in allen ihren Schattierungen erhoben: Bennigsen voran, dem es noch nicht einleuchtete, daß Sozialdemokraten und Königsmörder anders als auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes belangt werden könnten. Vergeblich hatte Gneist, sonst ein unverdächtiger Nationalliberaler, vor diesen schwächlichen Bedenken gewarnt, während es sich um eine akute Gefährdung der ganzen Gesellschaftsordnung handle. Allerdings war einzuräumen, daß die Fassung des vorgelegten Gesetzes keine genügend klare gewesen. Darüber hätte man sich aber, bei Annahme im Prinzip, verständigen können. Bismarck war über den Mißerfolg stark verstimmt; er erwog sofort, ob er nicht die Auflösung des Reichstags verlangen solle,

schob aber weitere Entschlüsse auf, bis er selbst wieder nach Berlin kommen könne. Einstweilen schloß der Reichstag seine Session, gleich nach der Abstimmung über das Sozialistengesetz.

Schon die allernächste Zeit übernahm es, für die Notwendigkeit des Einschreitens gegen praktische Sozialdemokratie auch dem Blindesten zur Einsicht zu verhelfen!

Am Sonntag, den 2. Juni, nachmittags ½3 Uhr, wurde der zweite Mordversuch aus den Reihen der Sozialisten gegen den Kaiser durch Nobiling gewagt. Ich war allein im Amte, als die Meldung einging, holte gleich den Staatssekretär v. Bülow, der bei Lord Odo Russell gerade die definitive englische Annahme des Kongreßvorschlages besprach, und fuhr mit ihm ins Palais. Der Kaiser war eben mit der schweren Verwundung zurückgebracht worden, niemand konnte noch Auskunft geben, wie es um ihn stünde. In der nächsten Umgebung große Verwirrung und Kopflosigkeit. Endlich erschien der Leibarzt Dr. Lauer, gleich darauf kamen Langenbeck und Wilms. Bülow und ich blieben im Nebenzimmer, um möglichst schnell das Bulletin zu hören, das an den Kronprinzen nach London und an den Reichskanzler nach Friedrichsruh telegraphiert werden mußte. Es lautete: »Wunden am Oberarm, im Gesicht, an der Hand, keine unmittelbare Lebensgefahr, aber Zustand sehr ernst.« Damit fuhr ich nach dem Amte zurück, fand schon gewaltige Aufregung Unter den Linden. Einige Bekannte hielten mich an, um Nachricht zu haben. Bei dem Verlassen des Palais begegnete ich dem Schah von Persien, der gerade durch Berlin reiste und sofort aus dem »Hôtel de Rome«, wo er wohnte, mit seinem Gesandten angelaufen kam, worauf ich ihm die gewünschte Auskunft erteilte. Unter anderen hielt mich auch der mir persönlich näher bekannte Abgeordnete Ludwig Bamberger, der einer der Hauptopponenten gegen das Sozialistengesetz gewesen war, auf dem Wege an, wobei ich ihm brühwarm meine Entrüstung über die heillose, vom Liberalismus seines Schlages großgezogene Toleranz gegen die Anstifter solcher Schandtaten entgegenwarf und ihn frug, ob er danach noch weiter von Übertreibung auf der Regierungsseite reden wolle. Ich mußte aber konstatieren — soweit das in der Eile ging —, daß er nicht im geringsten seine Meinung geändert zu haben schien und nur entgegnete: »Deswegen brauchen wir doch keine Ausnahmegesetze!«

Die nächste Zeit war noch eine recht bange, da bei dem hohen Alter des Kaisers der starke Blutverlust die schlimmsten Folgen haben konnte. Er ertrug seine Wunden mit engelhafter Geduld. Beide Hände waren zerschossen und lagen ausgebreitet auf dem Bette; er konnte die Arme nicht rühren ohne Schmerz. Die Familie sah er, nachdem die Kaiserin und die Großherzogin von Baden herbeigeeilt waren, außerdem auch die Ärzte.

Bismarck kam, seines eigenen noch krankhaften Zustandes nicht achtend, am 3. Juni abends und rief sofort die Minister zusammen. Am Abend des 2. hatte schon eine Ministerbesprechung unter Präsidium des alten Justizministers Leonhardt statt-

gefunden, von der mir nachher Herr v. Bülow im Vertrauen sagte, es sei geradezu jämmerlich gewesen, kein vernünftiger und brauchbarer Gedanke dabei zum Vorschein gekommen, alles auf das Erscheinen Bismarcks verschoben. Ich sah den Chef noch am Abend; er war tief ergriffen und ernst gestimmt, wollte aber nun vor allem für die sofortige Stellvertretung des Kaisers und für die von ihm für unerläßlich bezeichnete unmittelbare Auflösung des Reichstags sorgen. Das wurde am nächsten Tage, nachdem auch der Kronprinz eingetroffen, in die Wege geleitet. Bismarck sah den Kaiser am 4. abends auf seinem Schmerzenslager und legte ihm die Order wegen der Stellvertretung durch den Kronprinzen vor, die der alte Herr ohne weiteres genehmigte, aber nur mündlich vor Zeugen (den beiden Chefs des Militär- und Zivilkabinetts) bestätigen konnte. Dann ging Bismarck zum Kronprinzen, um das weitere mit ihm abzumachen. Er ließ mich rufen, als er davon zurückkehrte, und erzählte nun, im Zimmer auf und ab gehend, seine Eindrücke. Von der Begegnung mit dem Kaiser war er noch so bewegt, daß er, als er davon sprach, dicke Tränen im Auge hatte. Er konnte nicht genug rühmen, mit welcher Seelenruhe und Einfachheit der Kaiser seine Lage aufgefaßt und wie er ihm das vollste Vertrauen geäußert habe für alles, was er zur Führung der Regierungsgeschäfte notwendig finde. Dagegen nahm seine erste Begegnung mit dem Kronprinzen, nach Bismarcks Andeutungen, keineswegs einen so glatten Verlauf. Er sagte, er habe den Prinzen zunächst sehr »von oben herab« gefunden und wenig geneigt, auf seine Vorschläge — jedenfalls wegen der Reichstagsauflösung — ohne weiteres einzugehen. Dann sei er, Bismarck, sehr deutlich geworden, und schließlich hätten sie sich in Übereinstimmung getrennt. Bismarck knüpfte daran Bemerkungen über die Persönlichkeiten des Kaisers und des Sohnes, die mich an das erinnerten, was ich einst in Biarritz aus seinem Munde, in der Unterredung mit Graf Goltz, zu hören bekommen hatte. Ich habe später oft wieder daran gedacht, nachdem der Regierungswechsel wirklich eingetreten war. Er hatte dann freilich in Kaiser Friedrich nicht den lebensfrischen Mann von 1878 vor sich!

Je mehr sich in den folgenden Tagen herausstellte, daß das Leben des Kaisers nicht in Gefahr schwebe und eine regelrechte Heilung seiner Wunden zu erwarten stehe, um so einfacher gestaltete sich die Durchführung der Regierungsstellvertretung, die nun in keiner Weise den Charakter einer Regentschaft nach den eigenen Maximen des dazu Berufenen, sondern den der zeitweiligen unveränderten Fortführung der Geschäfte nach den bisherigen Grundsätzen erhielt. Bismarck kam während des kronprinzlichen Interregnums nicht in die Lage, seine innere Politik gegen die etwa abweichenden Anschauungen nach oben verteidigen zu müssen, und gewann dadurch die ihm notwendige volle geistige Freiheit für die Beschäftigung mit den auswärtigen Problemen. Der Reichstag wurde am 11. Juni aufgelöst, am 30. Juli brachten die Neuwahlen eine wesentlich veränderte Versammlung, die schließlich am 19. Oktober mit 72 Stimmen Majorität das neue Sozialistengesetz annahm.

Die Nationalliberalen hatten noch nicht gleich nach dem Attentate Nobiling ihre doktrinäre Auffassung über ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialisten geändert, wie die oben erwähnte Bemerkung Bambergers bewies. Am 4. Juni erschien in der »Nationalzeitung« darüber ein sehr anmaßender und unverständiger Artikel, der nun zum Ausgangspunkte für das schleunige Eingreifen der Regierung wurde. Da ich gerade den Chef sah, als er den Artikel gelesen hatte, beauftragte er mich (obschon das alles mich nichts anging), sofort eine scharfe Entgegnung in der »Post«, mit offiziösem Gepräge, loszulassen. Ich tat das mit besonderem Vergnügen und hatte damit eine starke Wirkung: die »Nationalzeitung« schwenkte alsbald ein, und im Lager der Partei vollzog sich nun eine Spaltung, die bei den Neuwahlen sehr zum Ausdruck kam. In den nächsten Tagen ließ ich dem ersten Artikel in der »Post« noch einige andere folgen. Bald aber wurde ich, nach diesen Exkursionen auf das Gebiet der inneren Politik, ganz von dem Beginn der Vorbereitung für den Kongreß beansprucht, dem auch jetzt Bismarck seine Hauptarbeit zuwendete.

Daß der Kongreß überhaupt zusammentreten konnte, war, wie schon erwähnt, das Werk von Schuwalow, der am 30. Mai in London die zunächst noch ganz geheim gehaltenen grundlegenden Abmachungen mit Lord Salisbury traf. Bismarck hatte bei alledem nur zögernd und ungern die durch Rußland — das kann nie genug dabei festgehalten werden — von ihm erbetene Initiative zum Kongreß ergriffen. Als Schuwalow, bevor er die letzte Hand an das englische Einvernehmen legte, am 20. Mai bei Bismarck in Friedrichsruh vorsprach und der Kanzler wegen seiner schlechten Gesundheit die Leitung des Kongresses zu übernehmen sich weigerte, sagte er ihm: »Kaiser Alexander bittet Sie um diesen Dienst, als Beweis Ihrer Anhänglichkeit an ihn.« Bismarck hat damals (und später in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1888) ausdrücklich erklärt, daß lediglich dieser direkte Appell an die Dankbarkeit gegen Kaiser Alexander, dem er seine Haltung im Jahre 1870 nie vergessen hätte, für seine Annahme des Kongreßmandats bestimmend gewesen sei. Denn er machte sich keine Illusion darüber, daß trotz der Londoner Präliminarabmachung und trotz der älteren, ebenfalls so lange geheim gehaltenen russisch-österreichischen Verständigung wegen Bosnien (in Reichstadt, Januar 1877) die Erhaltung des Friedens zwischen Rußland und England durch die bloße Annahme der Kongreßeinladung noch keineswegs gesichert und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, in Berlin anstatt die Formeln der allgemeinen Verständigung den Anlaß zum gänzlichen Zerwürfnis zu finden. Es gab ja mehr Beispiele dafür, daß gerade Kongresse den Krieg herbeigeführt, als dafür, daß sie ihn überflüssig gemacht hätten. Bismarck lag es aber unter den damaligen europäischen Verhältnissen aufrichtig daran, den Frieden zwischen den Großmächten bewahrt zu sehen. Er versprach sich für das neue Deutsche Reich, namentlich bei dem hohen Alter des Kaisers, viel mehr Gefahr und Nachteil als möglichen Gewinn, wenn es bei Ausbruch eines russisch-englischen Krieges, in den Österreich

vermutlich mit hineingezogen worden wäre, hätte Partei ergreifen oder ganz neutral bleiben sollen – im wahrscheinlichsten Falle mit einem gekränkten und in Zukunft feindlichen Rußland auf dem Nacken. Es ist oft bei uns die Kritik der Bismarckschen Politik ausgesprochen worden, die 1878 unzweifelhaft den Frieden unter den an den Orienthändeln direkt beteiligten Großmächten erhalten hat, und Leute, die sich für überlegene Staatskünstler hielten, haben gemeint, es wäre damals für Deutschland besser gewesen, die anderen sich ausraufen zu lassen, während wir die vollen Vorteile der Neutralität gehabt haben würden. Aber die weitere Entwicklung der europäischen Politik bis auf unsere Tage wird es wohl jetzt schon zur geschichtlichen Erkenntnis gebracht haben, daß unsere Haltung im Sommer 1878 eine weise und richtige gewesen ist und die Weltstellung des Deutschen Reiches außerordentlich gehoben hat. Daß wir nicht unmittelbar für unser Friedenswerk den Dank Rußlands, der uns gebührt hätte, erfahren haben, ist ein Punkt, auf den ich zurückkommen werde, der aber an dem Ergebnis nichts ändert.[1]

Zunächst handelte es sich darum, für den Kongreß, zu dem die Einladungen am 3. Juni durch unsere Vertreter den betreffenden Regierungen übergeben wurden, alle nötigen äußeren Einrichtungen zu treffen; und diese Aufgabe fiel in erster Linie mir zu. Bismarck stellte mich als »Secrétaire du Congrès« an die Spitze des dafür zu bildenden Bureaus und beauftragte mich mit der Ausarbeitung der Vorschläge, die zur würdigen Organisation des Ganzen, sowie zur Arbeitseinteilung zu machen seien. Ich studierte demgemäß alle Vorgänge von europäischen Konferenzen seit fünfzig Jahren, die mir etwas nützen konnten, und stellte dann meine Anträge. Vorher war ein Beschluß darüber zu fassen gewesen, ob die bevorstehende internationale Zusammenkunft amtlich als »Kongreß« oder als »Konferenz« zu bezeichnen sei. Völkerrechtliche Regeln dafür gab es nicht. »Kongreß« hatte man offiziell zuletzt die Versammlung in Paris von 1856, nach dem Krimkriege, benannt. Seitdem hat es nur »Konferenzen«

[1] Im Februar 1904 ging durch die Zeitungen eine Mitteilung von Dr. Chrysander, dem Assistenzarzt von Schweninger und Privatsekretär Bismarcks nach dessen Rücktritt vom Dienste, über verschiedene Äußerungen des Fürsten. Dazu gehörte, daß er einmal, »halb im Scherze, in einer Anwandlung von Galgenhumor«, den Berliner Kongreß die »größte Torheit seines Lebens« genannt habe. »Ich hätte,« habe er gesagt, »Rußland und England sich raufen und gegenseitig sich auffressen lassen sollen, wie die zwei Löwen im Walde, von denen nur die Wedel übrig blieben. Dann hätten wir jetzt mehr Einfluß, Ruhe und weniger Gefahr. Aber ich habe damals Politik gemacht wie ein Stadtverordneter.« Trotzdem die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit ins Auge sprang, daß Bismarck etwas Derartiges anders als etwa in ironischem Sinne und als Satire auf die an ihm geübte Kritik gesagt haben könne, wurde es von manchen Seiten wie ein merkwürdiges Selbstgeständnis aufgefaßt, namentlich auch in der französischen und englischen Presse. Dem Dr. Chrysander aber nahm Herbert Bismarck mit Recht es sehr übel, daß er solche schiefe und mißverständliche Notizen in die Öffentlichkeit gebracht habe, und unmittelbar daran knüpfte sich die Nachricht, Chrysander sei einer schweren Nervenkrankheit verfallen und habe in ein Sanatorium gebracht werden müssen.

gegeben, die zu internationalen Verhandlungen zusammentraten. Von diesen war aber auch keine durch die leitenden Minister aller europäischen Großmächte gebildet worden, und es ergab sich somit von selbst die Norm, daß eine derartige persönliche Vereinigung aller maßgebenden Staatsmänner Europas jedenfalls die feierlichste Bezeichnung, also die als »Kongreß«, erhalten müsse. Fürst Bismarck hatte im Anfang, solange er sich überhaupt noch nicht gern in eine größere Tragweite der Berliner Versammlung hineindenken wollte, geglaubt, die Qualifikation als »Konferenz« werde genügen; er gab es aber auf, und schon unsere Einladungen, die am 3. Juni ausgefertigt wurden, lauteten auf einen in Berlin abzuhaltenden »Kongreß«. Alle Mächte nahmen sie in dieser Form an.

Für das Protokoll verlangte ich einen Franzosen als Mitarbeiter, der die sprachliche und stilistische Verantwortung der Redaktion mit übernehmen könne. Dazu wurde der erste Sekretär der französischen Botschaft in Berlin, Mr. Tiby, designiert, der aber eine Versetzung bekam, ehe er das Amt antreten konnte, das nun auf seinen Nachfolger, den Grafen Charles de Mouy, überging. Von vornherein bat ich darum, daß außer dem einen Franzosen kein anderer fremder Diplomat dem Sekretariat für das Protokoll zugeteilt werden möchte. Je weniger Köche für diesen Brei, desto besser erschien es mir: ich wollte also nur noch Busch als Mitarbeiter mir beigegeben haben, außer einigen jungen Sekretären. Durch direkte Anregungen beim Chef wurde aber noch Holstein in das Sekretariat gesetzt und ebenso für Bucher eine amtliche Form der Mitwirkung gewünscht, die er in der Benennung »secrétaire archiviste« erhielt. Von jüngeren Sekretären waren Herbert Bismarck und Rantzau dem Bureau zugeteilt, sowie Bernhard Bülow, der zu diesem Zwecke aus Athen eintraf. Später wurde auch der Geheime Legationsrat von Jasmund mit herangezogen. Die speziell für den Kongreß gebildete Kanzlei stand unter dem Hofrat Bölsing. Dazu gehörte eine Druckerei, die lediglich für unsere Zwecke tätig war.

Zu meinen weiteren Vorschlägen gehörte die Aufstellung eines großen Büfetts, das während der ganzen Zeit der Beratungen für die leibliche Wohlfahrt der Kongreßmitglieder sorgen sollte. Diese Einrichtung war in den früheren Notizen (zum Beispiel aus Paris, Wien, London) nicht anzutreffen, erst später als ein integrierender Teil von internationalen Verhandlungen in Konstantinopel erwähnt gewesen, und zwar mit der Bemerkung, daß sie sich für die Eintracht und gute Stimmung unter den Beteiligten bewährt habe. Wie sehr das auch diesmal der Fall war, wird noch besonders zu erwähnen sein.

Ich verlangte ferner alle disponiblen großen Räume im neuen Reichskanzlerpalais für das Bureau und die verschiedenen Kommissionszimmer, sowie den Mittelsaal zur Abhaltung der Kongreßsitzungen.

Nun ereignete es sich zuerst, daß der Kanzler diese Vorschläge als viel zu weitgehend bezeichnete und namentlich nichts von dem großen Saal als Versammlungs-

raum wissen wollte. Er soll sogar dabei etwas wie »Anwandlung von Größenwahn« gemurmelt haben! Dann aber, als er sich persönlich genauer damit befaßt hatte, schlug er ins Gegenteil um und konnte nun nichts vollständig und repräsentativ genug hergerichtet haben. Der Saal erhielt eine passende Dekorierung und den nachher berühmt gewordenen großen Tisch; bis auf den heutigen Tag hat er den Namen »Kongreßsaal« behalten.

Vom 10. Juni an trafen die fremden Bevollmächtigten zum Kongresse, alle mit zahlreichen Unterbeamten, in Berlin ein. Es war abgemacht, daß von jedem der vertretenen Staaten drei Bevollmächtigte mit Stimmrecht am Kongresse teilnehmen sollten, so daß im ganzen (für Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, England, Italien, Rußland, Türkei, in der alphabetischen Reihenfolge nach den französischen Namen) einundzwanzig eigentliche Kongreßmitglieder hätten tagen müssen. Da aber Italien den dritten nicht ernannte und sich nur von zwei vertreten ließ, blieb während der Dauer des Kongresses ihre Gesamtzahl zwanzig.

Eine Frage, die sich gleich daran anknüpfte, war die der Rangordnung unter den Bevollmächtigten. Wir betrachteten es, vom Standpunkte des Völkerrechts, als unzweifelhaft, daß die in Berlin akkreditierten Botschafter, als die unmittelbaren Vertreter der Personen ihrer Souveräne, vor jedem anderen ihrer Landsleute, auch vor ihrem hierarchischen Vorgesetzten, den Vortritt haben müßten, es sei denn, daß sie selbst den entgegengesetzten Wunsch aussprächen. Demgemäß machte ich, im Auftrage des Fürsten Bismarck, allen Botschaftern einen Besuch, um unseren Standpunkt ihnen gegenüber festzustellen, worauf ein jeder von ihnen sich beeilte, unter Anerkennung des Prinzips, für die Dauer der Anwesenheit der betreffenden Minister ihrer Länder diesen den Rang zu zedieren und darum zu bitten, sie selbst immer nur als zweite Bevollmächtigte aufzuführen. Das ist dann geschehen.

Für jeden der Bevollmächtigten wurden, solange der Kongreß beisammen blieb, zwei soldatische Ehrenposten gestellt. Der untere Teil der Wilhelmstraße sah infolgedessen wie ein militärisches Lager aus: die doppelten Schilderhäuser prangten vor Nummer 61, dem Hause des Staatssekretärs, dann am Kaiserhof, am Reichskanzlerpalais, vor der italienischen Botschaft, der englischen Botschaft, dem Hotel Royal und außerdem, wie immer, vor dem Palais der Prinzen Karl und Alexander. Ebenfalls standen Schildwachen Unter den Linden bei der österreichischen Botschaft (im Blücherschen Hause), bei der französischen, der russischen Botschaft und am British Hôtel. Beiläufig will ich nicht die hübsche Meldung übergehen, die einer der Wachtposten vor dem Kaiserhof, wo Disraeli wohnte, dem inspizierenden Offizier auf dessen Frage machte, ob er auch wisse, wem zu Ehren er hier stände. »Zu Befehl — für B. A. Cohnfeld!« Diese Posten sollten übrigens nicht nur zur besonderen Ehrenbezeugung dienen, sondern auch nach außenhin es vergegenwärtigen, daß für den persönlichen Schutz der einzelnen Bevollmächtigten in wirksamster Weise gesorgt wurde. Wir hatten in der Tat nach

den Eindrücken der zwei Kaiserattentate und auf Grund vielfacher Warnungen und Anzeigen, die der Polizei zugingen, nicht geringe Angst wegen unserer Verantwortung in dieser Beziehung und einen ausgedehnten Überwachungsdienst organisiert. Von verschiedenen Ländern her, aus London, Petersburg, Paris, Genf, waren verdächtige Personen signalisiert worden, denen Unternehmungen gegen den Areopag der leitenden Staatsmänner Europas zugetraut werden konnten. Die Fühlung mit der Polizeibehörde gehörte auch mit zu meinen Pflichten als Generalsekretär des Kongresses, ich empfing regelmäßige Meldungen von einem der Polizeioffiziere, die die Überwachung leiteten. Es scheint, nach sehr vertraulichen Notizen, die mir dadurch zugingen, daß einige der Herren, deren Namen ich aber auch jetzt noch mit amtlicher Diskretion glaube verschweigen zu müssen, es nicht immer leicht machten, ihnen auf der Spur zu bleiben, um sie gegen mögliche Angriffe oder Belästigungen zu schützen. Sie sollen in stillen Nachtstunden ganz wie gewöhnliche (und jüngere) Sterbliche den Abenteuern der großen Stadt nachgezogen sein – und so viel steht fest, daß unsere Polizei heilfroh war, als alle diese ihre Schutzbefohlenen ohne Unfall erst wieder von Berlin sich entfernt hatten.

Ich wende mich nun zu den einzelnen Bevollmächtigten, denen die Vertretung ihrer Länder bei dem Kongresse oblag.

Zunächsten die deutschen. Fürst Bismarck war, wie bereits mehrfach erwähnt, ungern an die Aufgabe herangetreten, die ihm mit der Zusammenberufung des Kongresses zufiel. Nachdem er sie aber übernommen, blieb er die Seele und die treibende Kraft des Ganzen. Ohne ihn hätte das Werk unmöglich zu gedeihlichem Ende geführt werden können; dies ist die Ansicht von allen Beteiligten, der in Berlin anwesend gewesenen wie der außerhalb gestandenen, geblieben. Er war, wie aus der nachfolgenden Darstellung erst genauer sich zeigen wird, ein vollendeter Präsident, immer mit dem großen Blick für das Wesentliche und in rücksichtsloser Abwehr gegen alles, was störend und zeitraubend den Gang der Geschäfte beeinflussen konnte. Nur durch seine gewaltige Autorität wurde durchgezwungen, was sonst kaum zu überwinden gewesen sein würde. In der Debatte zeigte Bismarck sich jedem der anderen ebenbürtig und der Mehrzahl überlegen. Seine Art und Weise dabei die französische Sprache zu handhaben, hatte im Anfang etwas Schwerfälliges, wurde aber nach den ersten Verhandlungstagen fließender und treffender. Er kannte die Sprache genau und fand (wie auch im Deutschen, oft erst nach einigem Stocken) stets den prägnantesten Ausdruck für seine Gedanken. Auch das Aussprechen und die Klangfarbe des Französischen wurde reiner, je mehr er zu reden hatte. Dabei behielt er einige Sonderheiten der Aussprache bei, z. B. sagte er stets »Messieurs« mit Betonung des s am Schlusse. Je nach seinem Gesundheitszustande, der während der ganzen Kongreßzeit ein leidender war, wechselte die Luft, die er selbst für die Präsidialarbeit mitbrachte, und auch die Form, in der er sich ihrer entledigte. An einzelnen Tagen präsidierte er viel besser

als an anderen, wo die körperliche Mattigkeit ihn niederdrückte. Dann war der geschäftliche Verkehr mit ihm überhaupt nicht leicht, am wenigsten für mich, wenn ich mit allen den Detailfragen, deren jeder Tag neue mit sich brachte, an ihn appellieren mußte.

Für die äußere Erscheinung Bismarcks während der Kongreßzeit war charakteristisch, daß er den Vollbart trug, den er bald darauf wieder abgelegt hat. Uns, die wir ihn genauer kannten, war der große Bart, der seiner Physiognomie viel von ihrer ausdrucksvollen Beweglichkeit nahm und ihr etwas Mürrisches, übertrieben Altes verlieh, eine ungewohnte Erscheinung, und wir begrüßten es mit Beifall, als er uns wieder in dem gewohnten Gesichte erschien.

Der Staatssekretär v. Bülow als zweiter deutscher Vertreter kam für die eigentliche Kongreßaufgabe weniger zur Geltung, hatte auch dafür nicht die nötige Zeit, da er währenddessen die Leitung der laufenden Geschäfte des Auswärtigen Amtes fortführte. Er hätte den Fürsten Bismarck in Behinderungsfällen im Präsidium vertreten müssen, der Fall ist jedoch nicht eingetreten. Herr v. Bülow hat nicht mehr als zwei- oder dreimal in den Sitzungen etwas gesagt.

Größere Tätigkeit entwickelte unser dritter Bevollmächtigter, Fürst Chlodwig v. Hohenlohe, dem namentlich die deutsche Vertretung in den verschiedenen Spezialkommissionen zufiel, die ihre Beratungen zwischen den Kongreßsitzungen abhielten. Dafür war er mit seinem ruhigen, immer sachlichen und geschäftskundigen Wesen vorzüglich geeignet.

Von der Zusammensetzung des Sekretariats, an dessen Spitze ich stand, habe ich schon gesprochen. Ich kann sagen, daß ich von allen, die mit dem Kongresse zu tun gehabt haben, der am meisten Angespannte und Geplagte gewesen bin. Früh der erste und abends der letzte auf dem Posten, hatte ich über jegliche Frage, die mit der Kongreßarbeit irgendwie zusammenhing, Rede und Antwort zu stehen, trug die Verantwortung für die überaus schwierige Herstellung des Protokolls, für die immer rechtzeitige Information der einzelnen Bevollmächtigten, für alle die vielen Äußerlichkeiten, die bei einem derartigen Zusammenflusse offizieller internationaler Personen zu beachten waren. Von der Art und Weise, wie das Protokoll gehandhabt wurde, wird noch eingehender die Rede sein. Ich fand eine nicht hoch genug einzuschätzende Hilfe in dem schon erwähnten französischen Botschaftssekretär Grafen Mouy, der sich ganz und gar dieser Arbeit widmete und dazu eine ungewöhnliche stilistische Begabung mitbrachte. Außerdem hatte er bereits bei der Konferenz in Konstantinopel vom 23. Dezember 1876 bis 20. Januar 1877 das Protokoll geführt, war also in diesem Geschäfte erfahren. Ich habe später Mouy als Gesandten und Kollegen in Athen wiedergefunden. Er hat seine diplomatische Laufbahn als Botschafter in Rom beendet, wo er durch hitziges Temperament und die ihm eigene Pedanterie in Detailfragen sich unmöglich gemacht haben soll. Jedenfalls konnte die letztere Eigenschaft

ihm für unsere gemeinsame Aufgabe im Sommer 1878 nur zustatten kommen. Der andere Hauptkollege im Sekretariate war mein alter Freund, der Legationsrat Dr. E. A. Busch. Ihm schuldete ich nicht minder Dank für hervorragend tüchtige Unterstützung nach jeder Richtung hin. In der Protokollredaktion war er als Kenner der orientalischen Sprachen besonders wertvoll: er konnte uns von vornherein zu einer orthographischen Korrektheit und Gleichmäßigkeit verhelfen, die sonst für die Unmasse von türkischen, slawischen, griechischen und anderen Namen nicht leicht zu gewinnen gewesen wäre. Unermüdlich fleißig und ausdauernd bis zum Maximum der Leistungsfähigkeit — das Zeugnis dürfen wir drei: Mouy, Busch und ich, uns getrost zuerkennen.

Von den anderen offiziellen Mitarbeitern trat Bucher hauptsächlich für die englische stenographische Niederschrift der Kongreßreden des Lord Beaconsfield in Tätigkeit, die wir dann französisch übersetzt ins Protokoll aufnahmen. Im übrigen beschäftigten ihn die politischen Dezernate im Amte, die er weiter behielt. Aber als unbrauchbar und störend erwies sich Holstein, der durch privates Betreiben bei Bismarck es erlangt hatte, daß er im amtlichen Personal des Sekretariats mitfigurierte. Holstein war damals noch der Hausfreund bei den Bismarcks, stand im intimen Verkehr mit den Söhnen, besonders mit Herbert, dem er mit seiner überlegenen Suade imponieren mochte und dessen Ausbildung in der französischen Redaktion er sich angelegen sein ließ. Er galt bei den Damen als der allergetreueste und zuverlässigste Anhänger des Fürsten, am meisten seit der Affäre Arnim, als deren Opfer er sich darzustellen wußte. Er erschien zusammen mit Herbert Bismarck in den ersten Vereinigungen für Herstellung des Protokolls, aber machte sich durch seine überflüssigen Bemerkungen alsbald so lästig, lieferte auch so wenig brauchbare eigene Beiträge zu der Arbeit, daß wir anderen gleich einsahen, es sei unmöglich, das schwere Werk, zu dessen Herstellung es auf jede Minute Zeit ankam, unter seiner Mitwirkung weiterzuführen. Ich werde später erwähnen, wie Holstein aus dem Protokolle wieder herauskam. Er hat sich dann nur noch um die zum Kongreß zusammengekommenen fremden Journalisten bekümmert, was ganz sein Fach war. Nur zum feuilletonistischen, persönlich pointierten Wirken, möglichst im Versteck und hinter den Kulissen, ist Holstein befähigt gewesen. Konsequent durchzuführende, gründliche Arbeit ohne Schaumschlägerei widerstand ihm und langweilte ihn. Er hat in der Kongreßzeit so gut wie nichts geleistet, suchte aber überall mit dabei zu sein und hat es mir nie verziehen, daß ich ihn beiseite gedrängt hätte. Von der Zeit an begann er gegen mich die erbitterte Kampagne, die bei der merkwürdigen Bedeutung, zu der er im späteren Lauf der Jahre innerhalb des Auswärtigen Amtes gelangt ist, auf meine fernere dienstliche Laufbahn einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt hat.

Herbert Bismarck war für unsere Bureautätigkeit das Bindeglied mit seinem Vater, zu dem er natürlich stets Zutritt hatte, auch wenn dieser uns anderen nicht gewährt wurde, und dessen Intentionen er mit größter Gewissenhaftigkeit und scharfem

Verständnis uns übermittelte. Rantzau war der willfährige und intelligente »Galoppin« des Bureaus für den Verkehr mit den fremden Kongreßgästen, Bernhard Bülow erkrankte gleich sehr schwer nach seiner Ankunft aus Athen und konnte erst später sich uns wieder zur Verfügung stellen.

Von den fremden Bevollmächtigten und ihrer Begleitung stelle ich die Russen, als die Meistbeteiligten, in erste Linie.

Kaiser Alexander hatte nicht gewünscht, daß Fürst Gortschakow auf dem Kongresse die russische Stimme führen sollte, sondern dafür den Grafen Peter Schuwalow ausersehen. Wir wußten das und hätten in der Abwesenheit von Gortschakow von vornherein eine wesentliche Erleichterung der Aufgabe gefunden. Er hatte aber daraus, wie aus allem, eine Frage der persönlichen Eitelkeit gemacht und alles aufgeboten, doch nach Berlin zu kommen, was er auch erreichte. Erst am 8. Juni erfuhren wir es, am 12. kam er an, vorgeblich sehr leidend, so daß er in der ersten Zeit sich nur im Tragstuhle zeigte, aber seinen Lieblingsplatz am Fenster im Hochparterre der Russischen Botschaft erwählte und sich dort mit sichtlichem Behagen von dem Straßenpublikum beschauen ließ. Während der Kongreßzeit war er immer krank und (bis auf den nie verlassenen Fensterplatz) unsichtbar, sobald es ihm für die Verwertung nach außenhin so paßte; dann erschien er wieder verhältnismäßig frisch und rosig, wenn der Zweck seines Wegbleibens erreicht war. Fürst Bismarck nimmt in den »Erinnerungen« an, daß Gortschakow trotz seiner Stellung als Reichskanzler und auswärtiger Minister und trotzdem er dementsprechend nominell als erster Bevollmächtigter in der amtlichen Liste figurierte, doch tatsächlich nicht die Hauptvollmacht gehabt habe, sondern Schuwalow. Der Kaiser habe ihn nur aus persönlicher Rücksicht nach Berlin mitgehen lassen. In der Haltung der übrigen Russen ihm gegenüber lag allerdings etwas, das dies bestätigen konnte. Sie kümmerten sich geschäftlich nicht viel um ihn, wenn er auch noch Gelegenheit fand, um ihnen die Mitarbeit zu erschweren. Sein bekanntes Wort: »Je ne veux pas m'éteindre comme une lampe qui file, je veux me coucher comme un astre« ging für ihn bei dem Berliner Kongreß nicht in Erfüllung, später noch weniger. Ich hatte mit ihm nicht viel zu verkehren, suchte es allerdings so viel ich konnte zu vermeiden und genoß dafür mit seinen Privataufträgen zuweilen den aufgeregten, immer über irgend etwas pikierten Sohn Michel, der als nicht amtlicher Gesellschafter bei ihm sich aufhielt. Die Hauptperson der russischen Vertretung, nach Begabung und Arbeitskraft, war unstreitig Graf Peter Schuwalow. Ich habe schon hervorgehoben, daß wesentlich durch seine von Fürst Bismarck unterstützten Bestrebungen überhaupt der Kongreß und das ganze Friedenswerk möglich geworden sind. Er hatte es fertig gebracht, die Fehler der Gortschakowschen Politik durch Verhandlung mit England auszugleichen: diese Aufgabe war freilich keine auf Popularität und nationale Eitelkeitserfolge berechnete, denen der alte Kanzler so vieles geopfert hatte. Bis auf den heutigen Tag hat Peter Schuwalow in seinem

eigenen Lande dafür weniger Dank als scharfe Kritik gefunden, und es kann wohl bei der russischen Art der aktuellen Geschichtschreibung noch längerer Zeit bedürfen, bevor ihm die gebührende Gerechtigkeit zuteil werden wird. In der Berliner Kongreßzeit war die Rolle, die Schuwalow spielte, nächst der von Bismarck die bedeutendste. Jeder begriff, welche Last er auf sich genommen hatte, und jeder bewunderte die Kraft und Elastizität, mit der er sie trug. Persönlich war Schuwalow ein Charmeur, immer kulant und gescheit, von unermüdlicher Tätigkeit und gründlich in allem, was er tat und sagte. Es war kein geringeres Vergnügen, mit ihm geschäftlich als gesellschaftlich zu verkehren.

Am wenigsten zu sagen ist von dem dritten russischen Bevollmächtigten, Herrn v. Oubril, der nur wegen seiner Eigenschaft als Berliner Botschafter dabei mitwirkte. Wir kannten ihn längst als einen wenig zuverlässigen und kleinlichen Berichterstatter an seinen Hof und schätzten an ihm lediglich seinen Koch und seinen Haushalt. Gräfin Adlerberg tat über ihn den erschöpfenden Ausspruch: »Parmi les choses que je jugerais absolument idéales, serait de pouvoir me payer Oubril comme maître d'hotel.«

Im politischen Generalstabe, den Gortschakow mitgebracht hatte, befand sich Baron Jomini, der bekannte Redakteur des russischen auswärtigen Ministeriums, für das er schon seit Jahrzehnten seine feine Feder führte. Ich kannte ihn genauer aus Konstantinopel, wo er bei seiner Adoptivtochter, Madame Onou, längere Zeit sich aufgehalten, und hatte ihn in Petersburg wiedergesehen. Er war ein gescheiter Kopf und angenehmer Gesellschafter, galt für ganz französisch gesonnen und jedenfalls für das widerspruchslose Organ von Gortschakow, der ihn nicht mehr entbehren konnte. Von den übrigen nach Berlin gekommenen russischen Beamten nenne ich meinen alten Freund Nelidow, den Helfershelfer in San Stefano, der mit seiner orientalischen Sachkenntnis sich nützlich erweisen sollte, aber ein etwas trauriges Gesicht zu allen den Beschneidungen machte, die das Werk, an dem er in erster Auflage so viel mitgewirkt hatte, sich jetzt gefallen lassen mußte. Ferner Boutenew, eine sympathische Erscheinung, dem man damals eine glänzende Karriere voraussagte, die sein früher Tod vereitelt hat. Neben den diplomatischen Angestellten erwiesen sich in den verschiedenen Kommissionen, wo es auf militärische Fragen ankam, als sehr tüchtige Mitarbeiter die Generale Anoutschine, Bobrikow, Bogoloubow.

Von den Engländern wurde mit der meisten Neugierde und Spannung Lord Beaconsfield, der »große« Disraeli, wie ihn seine Verehrer nannten, oder »Dizzy«, als welcher er volkstümlicher war, erwartet. Niemand unter uns in Berlin kannte ihn noch persönlich. Bismarck hatte ein starkes Vorurteil gegen ihn. Mit dem romantisch-oratorisch angehauchten Semiten glaubte er nicht viele persönliche Berührungspunkte zu finden; er hielt ihn nicht für ehrlich und verläßig genug, bei aller genialen Veranlagung und großen politischen Findigkeit. Kurz, die zu machende Be-

kanntschaft war ihm unbehaglich, und dasselbe ist, nach beglaubigtem Zeugnis, bei Beaconsfield in Ansehung von Bismarck der Fall gewesen. Aber nach kurzer Zeit hatte sich das geändert. Die beiden Staatsmänner fanden sich, verständigten sich mehr, als sie beide erwartet hatten, und traten trotz der großen Verschiedenheit ihrer Individualitäten in ein gutes persönliches Verhältnis, das zum Schlusse sich zur wirklichen, bis zu Disraelis Tod (1881) gepflegten Freundschaft gestaltet hat. Beaconsfield zeigte sich zuerst in Berlin so zurückhaltend, daß man nicht wußte, ob er überhaupt ernstlich ein Ergebnis der Beratungen mit herbeiführen wollte. Dann, nach den getroffenen Hauptentscheidungen, kulant und entgegenkommend in den Nebenfragen, immer die Abwicklung der Geschäfte erleichternd, und persönlich von größter Liebenswürdigkeit. Die Detailarbeit lud er freilich ganz auf Salisbury und Russel ab. Da er in der Sitzung nur englisch sich ausdrückte, brachte ihm das Sekretariat seine Worte für das Protokoll französisch übersetzt, und nie hatte er daran etwas zu ändern; er sprach uns vielmehr in der Regel sein Vergnügen darüber aus, to have said such nice things. Seine Meinungsäußerungen in den Kongreßsitzungen waren immer, wie Parlamentsreden, zum Fenster hinausgesprochen für das große Publikum. Er kannte aber sein Publikum, das englische, genau und richtete sich ausschließlich nach diesem; Rücksichten auf Fremde gab es für ihn nicht: der Engländer κατ' ἐξοχήν, der doch niemals die übrigen, nicht angelsächsischen Mitmenschen für voll ansehen wird.

In diesem Punkte sah ihm sein Minister und Kongreßgenosse Salisbury am meisten ähnlich, in anderem aber nicht. Er war, im Gegensatze zu Disraeli, unbequem und peinlich in der Geschäftsbehandlung, nicht immer zuverlässig in der Wiedergabe von getroffenen Abmachungen und manchmal auch unverbindlich in seinen Formen. Salisbury machte eigentlich immer den Eindruck, über das Ganze mißvergnügt zu sein. Bismarck gewann dem persönlichen Verkehr mit ihm weniger Geschmack ab, als ihre frühere Begegnung in Berlin hätte erwarten lassen. Vielleicht drückte auf den edlen Lord die vorwiegende Rolle, die Beaconsfield spielte und ihn stark in zweite Linie zurücktreten ließ.

Ausgezeichnet sekundiert wurden diese beiden Hauptvertreter Großbritanniens durch den Berliner Botschafter Lord Odo Russel, der bei uns eine besonders gute Stellung hatte und von Bismarck persönlich hochgeschätzt war. Odo Russel ist für den Verkehr mit der auswärtigen Welt einer der angenehmsten Engländer gewesen, die es in unserer Zeit gegeben hat: ich kann ihm nur noch Lord Dufferin darin zur Seite stellen. Bismarck, der ihn schon von der Zeit in Versailles her genau kannte, sagte von ihm: »Ich suche immer noch bei Russel ein verstecktes Laster; einen so vollkommen liebenswürdigen und verständigen Engländer kann es gar nicht geben, auch redet er alle Sprachen zu unwahrscheinlich gut, was sonst immer bei dem Engländer Mißtrauen einflößen muß.« Er hat, solange seine Beziehungen zu dem leider

schon 1884 auf dem Posten in Berlin verstorbenen Botschafter gereicht haben, nie die üble Seite bei ihm ausfindig gemacht, sowenig wie das andere vermochten. Odo Russel war sicherlich kein schöpferischer politischer Kopf, aber das Ideal des guten und brauchbaren Agenten für auswärtige Politik. Bei dem Kongresse hat er sich hinter den beiden anderen diskret zurückzustellen gewußt, diesen jedoch durch seine unerschütterliche Ruhe, seine guten und vertraulichen Beziehungen mit den fremden Kollegen die wertvollsten Dienste geleistet. Wir verkehrten, meine Frau und ich, auch in der Folgezeit viel und intim mit ihm und der ebenso charmanten und klugen Gattin, einer Tochter von Lord Clarendon.

Nicht weniger als elf Sekretäre bildeten die Kanzlei der englischen Kongreßbevollmächtigten, dazu vier militärische Delegierte. Die Sekretäre, an der Spitze der Kabinettchef von Lord Beaconsfield, Mr. Montague Corry (späterer Lord Rowton), und der von Lord Salisbury, Mr. Arthur Balfour (der spätere Minister), hatten das Gemeinsame, gar nicht oder ungenügend französisch zu können. Die Schriftstücke, die wir in französischer Redaktion von den Engländern bekamen, waren oft so inkorrekt abgefaßt, daß sie vom Sekretariat erst umgearbeitet werden mußten. Trotzdem erhob die englische Vertretung den Anspruch, bei der Redaktion des Protokolls beteiligt zu sein, und zwar fühlte sich dazu besonders Mr. Philip Currie (später, als Sir Philip, Unterstaatssekretär und Botschafter) geeignet und machte mir eine Szene, als ich höflich, aber bestimmt es ablehnte, seine Berufung in das Kongreßsekretariat zu befürworten. Es war auch, abgesehen von ihrer geringen Brauchbarkeit, in der Tat gar kein Grund vorhanden, daß noch einer der Engländer dazu ausgesucht werden sollte. Von den Militärs erwies sich der Generalleutnant Sir Linton Simmons als recht kundig.

Graf Andrássy, die erste der österreichischen Kongreßgrößen, kam als ein älterer Bekannter und als ein Freund zu uns nach Berlin, speziell vom Fürsten Bismarck mit offenen Armen empfangen. Von den damaligen leitenden Staatsmännern in Europa stand Andrássy in Bismarcks persönlichem Vertrauen und Sympathien am höchsten, was er bei vielen Gelegenheiten öffentlich geäußert hat. Die beiden waren in manchen Hinsichten einander verwandte Naturen, in anderen freilich recht verschieden. Bei Andrássy überwog der geniale Zug, das schnelle Erfassen des Großen und Wesentlichen, aber den gewaltigen Willen und die eiserne Energie im Ausführen hatte er nicht mit Bismarck gemein. Für die Schlichtung der orientalischen Krisis ohne neuen Krieg zwischen europäischen Großmächten hatte Andrássy ehrlich vorgearbeitet und trotz der zweifelhaften Allüren der Gortschakowschen Politik in San Stefano daran festgehalten. Er hatte freilich die Unterlage der Reichstädter Abmachung, die für Österreich-Ungarn unter gewissen Umständen die Okkupation von Bosnien sichern sollte. Das schien aber eine Zeitlang bedenklich von russischer Seite in den Hintergrund gestellt und durch den drohenden Konflikt mit England verschoben zu sein. So bedurfte

es seinerseits noch vieler Geduld und klugen Lavierens, um das Werk zu ermöglichen, für das man jetzt in Berlin zusammenkam.

In seiner Persönlichkeit hatte Andrássy etwas ungemein Gewinnendes, eine Mischung von Grand Seigneur mit Zigeuner, von dem er so viel auch im äußeren Typ besaß. Ich freute mich jedesmal, wenn ich mit ihm zu tun hatte, und erwarb mir aus einem Anlasse, von dem nachher die Rede sein kann, seine spezielle Freundschaft. Allerdings war es nicht bequem, mit ihm in Redaktionsfragen zu arbeiten: bestimmt formulierte Sätze waren schwer von ihm zu erlangen, er wußte meist genauer, wie er etwas n i c h t sagen wollte, als wie es definitiv zu fassen sei.

Der zweite Österreicher, Graf Aloys Károlyi, war schon eine bekannte Berliner Figur: seit 1861 vertrat er sein Land an unserem Hof, er hatte die schwere Krisis unserer Beziehungen mit dem Kaiserstaate vom Jahre 1866 überdauert und in seiner Stellung nicht darunter gelitten. Das spricht wohl am lautesten für den Grad von Achtung und persönlichem Vertrauen, die er bei uns genoß. Ein vornehmer Mann, mit dem richtigen, sozialen und geschäftlichen Gleichgewicht, das in solcher Stellung mehr wert ist als glänzende Begabung. Er konnte, wie Odo Russel, seinen Landsleuten auf dem Berliner Terrain die beste Direktion geben. Die wirkliche Kongreßarbeit aber für Österreich führte der dritte Vertreter, Baron Haymerle, mit einer Reihe von hervorragend geschäftskundigen Gehilfen, wie Herr v. Teschenberg, Baron Hübner (Rafael), Baron Mayr (dem früheren ersten Dragoman in Konstantinopel), Baron Schwegel, Baron Pasetti, Herr v. Kosjek – alle gründliche Kenner der orientalischen Dinge und gute Arbeiter. Zu ihnen gesellte sich der Oberstleutnant v. Thömmel, der gleichfalls als militärische Spezialität für die Balkanhalbinsel gelten konnte. Haymerle war gewiß eines der fleißigsten Mitglieder des Kongresses, sehr (vielleicht zu sehr) exakt in den Detailfragen, deren Überwachung im österreichischen Interesse ihm anheimfiel. Damit erwies er sich manchmal als hemmend für den Fortgang der Verhandlung im Kongresse, was den ungeduldigeren Teilnehmern, Bismarck voran, nicht immer paßte. Bismarck fand ihn zu »kantig«, »alles laufe bei ihm in Spitzigkeit aus, von der Nase angefangen bis zum Bleistift, mit dem er stets die Spitze nach vorne, seine Demonstrationen machte. Aber er war ein tüchtiger Mann, und seine bureaukratische Schärfe mochte nicht überflüssig gewesen sein als Ergänzung für die Andrássysche Genialität. Daß Andrássy ihn im nächsten Jahre selbst zu seinem Nachfolger vorschlug, war sicherlich die Folge der gemeinsamen Tätigkeit in Berlin. Er hat sich dann als der zuverlässigste Freund von Deutschland bewiesen. Mit Frau v. Haymerle, geborene Bernus, bin ich, nach dem so frühen Ende ihres Gatten, noch öfters zusammengetroffen.

Für Frankreich saß im Kongresse als erster Bevollmächtigter der Minister des Auswärtigen, Waddington, der den ihm vorausgegangenen Ruf eines einsichtigen Staatsmannes vollauf bestätigte. Von seiner englischen Abstammung trug er äußer-

lich und innerlich das Gepräge. Er hatte alsbald durch seine aufrichtig friedfertige Mitarbeit die Sympathie von Bismarck gewonnen, und das hat nicht zum geringsten Teil zu unserer günstigen Haltung in bezug auf die französischen Wünsche in Tunis beigetragen, die Waddington in Berlin vertraulich anzuregen gehabt hatte. Ich war wegen der griechischen Angelegenheiten, die Waddington unter seine spezielle Obhut nahm, oft in gemeinsamer Arbeit mit ihm, von der ich die beste Erinnerung bewahrte. Auch später in Paris habe ich in seinem Hause verkehrt.

Das Gegenstück zu Waddingtons halb englischem Naturell war das spezifisch französische des Grafen St. Vallier, des Botschafters in Berlin (seit 1877), der als zweiter Bevollmächtigter funktionierte. Ich habe ihn schon als Kollegen aus der ersten Konstantinopeler Zeit erwähnt, hatte ihn in Paris als Kabinettchef des Ministers Marquis Moustier wiedergefunden und war immer mit ihm näher befreundet gewesen. Ein Fanatiker der politischen Arbeit in allen Formen, zu der er mit bewunderungswürdiger Energie einer total zerrütteten Gesundheit die nötigen Kräfte abzwang. Er schrieb den ganzen Tag mehr als die Kanzlei mundieren konnte, behaupteten seine Sekretäre, und hatte für nichts Sinn als für das »Geschäft«. Darin war er aber wirklich tüchtig und im Laufe seiner näheren Beziehungen mit uns, von Versailles in der Kriegszeit an, immer zuverlässig und verständig. St. Vallier galt dabei in Paris bei den Nationalisten und roten Republikanern als unsicher wegen monarchistischer Tendenzen, was nur insoweit begründet war, als er sicherlich solche verfolgt haben würde, wenn er an möglichen Erfolg geglaubt hätte. Aber daran glaubte er gerade n i c h t und zeigte sich mit dem erforderlichen Opportunismus als aufrichtigen Anhänger des herrschenden Regimes. Er verschmähte es auch nicht, in gelegentlichen, für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen sich als ein Opfer des Patriotismus hinzustellen, das nur mit tiefem Seelenleiden die Existenz unter den Deutschen auf sich genommen habe. In Berlin merkten wir freilich nichts von einem solchen Zwiespalte in seiner Natur. Er war überall gern gesehen, bei Hofe, wie beim Kanzler beliebt, genoß ein ganz anderes Vertrauen wie sein Vorgänger Gontaut-Biron und trug unter uns nur unverkennbare Befriedigung über sein soziales wie amtliches Dasein zur Schau.

Der dritte französische Vertreter war Mr. Desprez, ein alter Biedermann, hervorgegangen aus dem höheren Ministerialdienste, l'homme du protocole et du bureau. Er kam persönlich wenig in Betracht, arbeitete aber ordentlich in den Kommissionen, namentlich bei der Redaktion für den Vertragstext. Das französische Sekretärpersonal war nicht groß und hatte auch bei der Geschäftskunde und Tätigkeit der Bevollmächtigten selbst nicht viel zu tun.

Eine verhältnismäßig bescheidene Rolle spielten die Italiener, vertreten nur durch zwei Bevollmächtigte, den Minister des Äußeren, Grafen Corti, und den Berliner Botschafter, Grafen Launay. Fürst Bismarck hatte dem Auftreten der Italiener

nicht ohne Besorgnis entgegengesehen, da es hieß, daß sie mit Kompensationsforderungen für ihre Mitwirkung am europäischen Frieden erscheinen würden. Frühere Versuche in dieser Richtung, Ansprüche auf Entschädigung in Albanien gaben dem einige Wahrscheinlichkeit. Es würde aber jetzt nur eine neue, im Wege der Verhandlung nicht zu lösende Schwierigkeit für die ganze Lage gewesen sein. Um so angenehmer war Bismarck davon berührt, gleich bei seiner ersten Privatunterredung mit Graf Corti zu finden, daß dieser auf solche Verlangen verzichtete und sich einfach in den Dienst des Friedenswerkes stellen wollte, was er danach redlich getan hat. Ich erinnere mich, wie Bismarck mit Corti nach ihrer ersten Besprechung in den großen Kongreßsaal kam, wo ich Anordnungen zu treffen hatte, und mir halblaut sagte: »Das ist ja ein ganz vernünftiger kleiner Mann, der muß gut behandelt werden.« Später war Corti mein sehr geschätzter Kollege in Konstantinopel.

Graf Launay, auch eine diplomatische Spezialität für Berlin, wo er schließlich fünfundzwanzig Jahre hintereinander als Gesandter und Botschafter sein Land vertreten hat, glänzte nicht durch große politische Gaben, war aber ein liebenswürdiger Repräsentant der alten Schule, dem es immer auf gute persönliche Beziehungen ankam. Bismarck war er durch sein vieles und etwas süßliches Gerede nicht angenehm, aber er schätzte doch in ihm einen sicheren Freund Deutschlands. In früheren Jahren, als seine später ganz taube Gattin noch rüstiger und geselliger war, galt der Launaysche Salon für einen der angenehmsten in Berlin. Seine Hauptzierde war das bildschöne Fräulein v. Seigneux, die Tochter erster Ehe der Gräfin, eine wahre Romanerscheinung, der denn auch das Romanhafte im Leben nicht gefehlt hat. Ich habe noch den Eindruck nicht vergessen, den sie auf mich, als ich meinen ersten Versuch in der großen Berliner Geselligkeit machte, im Winter 1859 zu 1860, ausgeübt hat und wie ich mich damals jeden Sonntag an der Hedwigskirche aufpflanzte, um sie beim Heraustreten zu grüßen und zu bewundern. 1878 war sie längst von der Berliner Schaubühne verschwunden und der Glanz des Launayschen Hauses mit ihr.

Von dem anderen italienischen Kongreßpersonale ist Curtopassi zu nennen, der nachher in Athen mein Kollege war, ein aufgeregter und nicht immer zuverlässiger Neapolitaner, großer Faiseur und Freund der Journalisten, die ihn für einen hervorragenden Staatsmann erklärten. Auch ein Typ des südlichen »beau« fehlte nicht in der Person des Marquis Balbi, für den die Damenwelt sich alsbald warm interessierte.

Den Russen, Engländern und Österreichern fielen die aktiven Hauptrollen bei der Berliner Weltvorstellung zu, während mit uns Frankreich und Italien in zweiter Linie standen als minder beteiligte Interessenten, denen es hauptsächlich darauf ankam, d a ß der Frieden erhalten bleibe, weniger w i e das erreicht wurde. Dann kamen als der leidtragende Teil die Türken. Sie ging es schließlich am meisten an, und doch konnten sie am wenigsten ihre Wünsche zur Geltung bringen. So war es, nach orientalischer Auffassung, für jeden, der sich dazu hergeben mußte, die nun unab-

änderlichen, schließlichen Verluste mit seinem Namen zu bekräftigen, ein gewagtes Spiel, und keiner der türkischen Bevollmächtigten ist gern dazu nach Berlin gekommen. Als erstes Opferlamm figurierte der Auswärtige Minister Alexander Caratheodory-Pascha, ein Bekannter von mir aus Konstantinopel. Die Türken hatten ihn, den Christen, hauptsächlich zu dem Zwecke für diesen undankbaren Posten ausgesucht, um ihm bequemer die Verantwortung für alles Unerfreuliche anhängen zu können. Caratheodory war aber jedenfalls einer der besten und achtungswertesten hohen Beamten, die der Pforte in unserer Zeit gedient haben. Dazu ein Mann von ungewöhnlicher allgemeiner Bildung und den besten Formen. Er gewann durch seine taktvolle und intelligente Haltung die Sympathie aller Kongreßleute, auch die von Bismarck, der sonst für die Türken, die mit ihrer Entschlußlosigkeit alles erschwerten, nicht viel übrig hatte. Ängstlich und verängstigt war auch Caratheodory: das konnte man aber, wenn man orientalische Verhältnisse kannte, ihm kaum übelnehmen.

Der zweite türkische Bevollmächtigte, der Botschafter in Berlin Sadullah-Bei, war eine Null, durch Protektion des Palais auf seinen Posten gekommen, nachdem man ihn dort nicht mehr brauchen konnte. Später hat er an zu reichlich genossenem Alkohol geendet.

Der General Mehemed Ali-Pascha, der dritte Vertreter, war besonders dazu ausersehen worden, weil man in Konstantinopel geglaubt hatte, er werde wegen seiner deutschen Herkunft bei uns geschätzt werden. Das war freilich ein Irrtum. Mehemed Ali hieß von Hause aus Detroit, aus Magdeburg gebürtig, war als Schiffsjunge im Jahre 1843 in Konstantinopel weggelaufen und Muselman geworden, worauf er im Hause von Ali-Pascha, dem späteren Großwesir, ganz erzogen worden ist. Durch Protektion von Ali, der ihm ein nicht ohne Verdächtigung gebliebenes Wohlwollen erzeigte, machte er dann eine rapide Militärkarriere und hatte schließlich während des Russisch-Türkischen Feldzuges hohe Kommandos geführt, galt auch für einen talentvollen Soldaten. Aber für Berlin konnte sein Renegatentum keine persönliche Empfehlung sein, und namentlich Bismarck war kaum dazu zu bewegen, ihn mit der erforderlichen Höflichkeit zu behandeln. Man ging ihm auch in deutschen Offizierskreisen aus dem Wege. Nachher freilich hat sein baldiger tragischer Tod viel Teilnahme erregt. Man sandte ihn nach der Beendigung des Kongresses als Pazifikator nach Albanien, wo er im September 1878 von den Aufständischen ermordet worden ist. Somit ist Mehemed Ali als der erste von der Zahl der durch den Kongreß nach Berlin berufenen Männer aus dem Leben geschieden.

Ich will dazu gleich bemerken, daß heute, wo ich diese Erinnerungen nach beinahe vierundzwanzig Jahren niederschreibe (März 1902), von den zwanzig Kongreßbevollmächtigten nur noch zwei am Leben sind, Salisbury und Alexander Caratheodory.

Die Türken hatten außer den drei Vertretern einen Stab von vierzehn Sekretären und Militärs mitgebracht, unter dem Etienne Caratheodory, der spätere langjährige

Gesandte in Belgien, Parnis-Efendi, der Rechtskundige der Pforte, Naoum-Efendi, der spätere Unterstaatssekretär und Gouverneur des Libanon, und andere.

Neben den Bevollmächtigten und sonstigen Beamten der Großmächte, die zum Kongresse sich in Berlin zusammenfanden, brachten sich auch die Vertreter anderer kleinerer Staaten zur Geltung, deren Interessen von dem hohen Areopag gleichfalls behandelt werden sollten. In erster Linie die Rumänen, die als siegreiche Kombattanten ihren Preis einkassieren wollten, und mit Entrüstung und Kummer vernahmen, daß ihnen dafür auch unvermeidliche Opfer auferlegt werden würden. Der Ministerpräsident Bratiano und der Minister des Äußeren Cogalniceano nebst einer ganzen Gruppe von Parlamentariern (zur Kontrolle!) waren erschienen, um für ihre Sache zu plädieren. Bratiano, der zu meiner Zeit die röteste radikale Opposition gegen den Fürsten führte, war nun, was niemand bestreiten konnte, ein hervorragend intelligenter und tätiger Regierungschef geworden, für den der Fürst mich speziell um guten Empfang bitten ließ. Cogalniceano kannte ich schon lange als einen der begabtesten unter den rumänischen Staatsmännern, mit allen Wassern gewaschen, in allen Parteisätteln gerecht, mit allen orientalischen Mitteln der Regierungspraxis vertraut, zeitweilig durch seine Intimität mit Strousberg unmöglich geworden, aber immer wieder obenauf, wenn in schwierigen Lagen an seinen elastischen Geist appelliert werden mußte. Er war jetzt in Berlin etwas melodramatisch angehaucht, als es sich darum handelte, bonne mine au mauvais jeu der russischen Forderungen zu machen, die er vergeblich gehofft hatte abwenden zu können.

Dann die Serben: sie hatten ihren bedeutendsten Mann geschickt, den Minister J. Ristitsch, den nachherigen Regenten, mir schon aus Konstantinopel bekannt, mit ihm Zukitsch, meinen alten Kollegen aus Bukarest.

Von Montenegro war der Senatspräsident Petrowitsch Njagosch da. Selbstverständlich konnte Griechenland nicht fehlen, das zu seinem Schmerze nicht im Kongresse — wozu auch keine Veranlassung vorlag — Sitz und Stimme erhalten hatte, aber doch, wie Rumänien, zur Geltendmachung seiner Wünsche, als der dafür geeignete Moment gekommen, zugelassen worden ist. Theodor Delyannis als Auswärtiger Minister führte den griechischen Reigen, aber am meisten nützte ihnen unser alter Freund Rangabé, der Gesandte in Berlin, einer der interessantesten und von allen Fremden am höchsten geschätzten Männer des modernen Hellas. Eigentlich eine Gelehrtennatur, Poet und Archäolog, war er nur nebenbei in die Politik gekommen, was bekanntlich in Griechenland schwer zu vermeiden ist. Er war sogar einmal kurze Zeit Minister des Äußeren geworden, dann dauernd als Gesandter im Auslande, wo er überall durch seine sympathische Persönlichkeit gute Dienste leisten konnte. Ich stand natürlich mit ihm als meinem diplomatischen Visavis in regem Verkehr, kannte ihn aber schon von meinem ersten Besuche in Athen im Dezember 1861 her, während er dort Konservator der Altertümer war. Meiner ersten Begegnung mit ihm

erinnere ich mich besonders. Bei Baron Werthern, unserem Gesandten, saß ich neben dem beweglichen kleinen Herrn, mit dem ich von altgriechischer Literatur und Homer sprach, und um ihm zu imponieren, deklamierte ich ihm eine, damals noch in meinem Gedächtnis bewahrte Episode aus der Odyssee, worauf er, freundlich lächelnd, bemerkte: »très-bien, n'est-ce pas, c'est du Portugais?« Dem Effekte meiner schönen Leistung tat das wesentlichen Abbruch. Rangabé wollte nichts wissen von unserer Aussprache des Alt-Griechischen und zankte sich sein ganzes Leben lang darüber mit unseren Philologen. Im übrigen aber war er ein warmer Bewunderer des deutschen Geistes und der deutschen Literatur und genoß in unseren Gelehrtenkreisen großen Ansehens. Während der Kongreßzeit war er unablässig tätig, um für die hellenischen Wünsche Propaganda zu machen und wurde überall lieber gesehen als sein Kompagnon Delyannis. An Nebenpersonal hatten die Griechen noch einige tüchtige Leute mit, so den Gesandten in Petersburg Braïlai (den Besitzer der idealen Villa auf Korfu!) und Vlachos, damals Chef der politischen Abteilung im Ministerium, später Gesandter in Berlin.

Eine Erscheinung, die an das Komische streifte, war der persische Gesandte in London, Malcom Khan, der in Berlin mit großem Applomb seine Zulassung zu den Beratungen des Kongresses verlangte. Es mußte ihm erst nachdrücklich klargemacht werden, daß er dabei nichts zu suchen habe, und höchstens, wenn die einzige Persien interessierende Frage, der Besitzanspruch auf das Koturtal, zur Sprache käme, vielleicht darüber vernommen werden könnte. Dann verlangte er (speziell von mir) in allen amtlichen Schreiben und Protokollen als »prince« aufgeführt zu werden, indem er das für die richtige Übersetzung des Titels »Khan«, den doch noch recht viele andere seiner Landsleute führen, halten mochte. Ich kannte aber Malcom schon seit langer Zeit, von meinem ersten Konstantinopeler Aufenthalt her, wo er unter der mohammedanischen Jugend eine gewisse Rolle als Mitglied oder Chef irgendeiner Sekte spielte und als ein merkwürdiger Mann galt, während wir übrigen ihn nur für einen großen Humbug hielten. Das ist er auch sein Leben lang geblieben. Der »prince« wurde nicht gewährt, und das hat ihn sehr verdrossen.

Auch die großen religiösen Gemeinschaften des Orients hatten es notwendig gefunden, in Berlin während des Kongresses besonders vertreten zu sein. So kamen als Abgesandte der türkischen Armenier der frühere Patriarch Maguarditsch Kherimian und mit ihm der Erzbischof von Beschiktasch, Khorène de Nar-Bei, eine in Konstantinopel sehr bekannte Persönlichkeit; der orthodoxe Patriarch in Jerusalem hatte den Erzbischof von Philadelphia, Gerassimos, entsendet, die serbische Kirche vertrat der Archimandrit Sawa. Nur vom ökumenischen Patriarchate in Konstantinopel war, glaube ich, niemand vorhanden. Alle diese geistlichen Würdenträger mit ihren fremdartigen Trachten erregten in Berlin nicht wenig Aufsehen. Mit dem Kongresse sind sie nicht in nähere und persönliche Verbindung getreten, wie es die Rumänen,

Griechen, Serben und Perser vermocht haben. Damit keine Nuance fehle, war auch in der Person des Herrn Kann ein Delegierter der alliance Israélite aus Paris vorhanden. Zur Wahrung seiner großen materiellen Interessen in den türkischen Eisenbahnen kam Baron Hirsch, begleitet von dem Altgrafen Franz zu Salm-Reifferscheidt, der für ihn wirkte und von den Österreichern lebhaft unterstützt wurde. Die französischen Inhaber von türkischen Staatsschuldscheinen hatten ihrerseits den bekannten politischen Publizisten Comte de Kératry geschickt, um über ihre Werte zu wachen.

Und nun »last not least« die früher sechste, jetzt siebente Großmacht, wie sie sich so gern nennen hörte, die Presse! Selbstverständlich war sie aus aller Herren Länder zusammengeströmt und bildete neben dem anderen ihren eigenen Kongreß. Darin gab es noch größere Rang- und Machtunterschiede wie unter den Diplomaten. Denn wie konnte sich ein Reporter von kleinem Format etwa auf eine Linie stellen mit dem opulenten Berichterstatter der »Times«, der vom Anfang seiner Anwesenheit in Berlin einen Telegraphendraht nach London für die Stunden von 10 Uhr abends bis 3 Uhr morgens für sich allein fest gemietet hatte? Allerdings war er dann so freundlich, einigen französischen Kollegen davon etwas abzulassen, aber keinem englischen. Herr Oppert aus Blowitz, kurzweg Herr v. Blowitz, von dem ich schon gesprochen habe, stand, als der Mann der »Times«, an der Spitze der englischen, überhaupt aller fremden Kongreßjournalisten. Er hatte auch die berühmten Unterredungen mit Fürst Bismarck, über die, wie schon erwähnt, nachher eine erhebliche Kontroverse zwischen dem, was Bismarck gesagt zu haben einräumen konnte, und dem, was Blowitz gehört haben wollte, entstanden ist. Bei dem Kanzler hatte ihn Holstein eingeführt und auf das wärmste empfohlen. Er war mit ihm von Paris her genau bekannt. Auch Fürst Hohenlohe gehörte zu seinen Protektoren. Ich habe ihn in Berlin damals kaum kennengelernt und absichtlich meinerseits ihm keinen Stoff zu Indiskretionen geben wollen. Später in Paris aber habe ich nicht unangenehme Beziehungen mit ihm gehabt. Unter den anderen Engländern von der Zeitungspresse befand sich Mackenzie Wallace, den ich aber erst viel später in Konstantinopel persönlich kennen und sehr zu schätzen gelernt habe. Von Franzosen waren die bekanntesten: Rouvier, von der »Agence Havas«, ferner Raffalovich, Morella, G. Coutouly. Unter den Österreichern: Etienne von der »Neuen Freien Presse«, Fürst, C. Wolff. Die Italiener vertrat Lazzaro, der mir verschiedene Empfehlungen brachte. Ebhard und ein General Eber. Die Russen hatten mehrere Korrespondenten, unter denen man Newlinski als den bedeutendsten bezeichnete. Die Berliner angesehensten Journalisten, mit denen wir Beziehungen hatten, waren Pindter von der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung«, Kayßler von der »Post«, Dernburg von der »National-Zeitung«, Dawison vom »Börsen-Courier« und Zeller, Korrespondent der »Kölnischen Zeitung«.

Ich kümmerte mich selbst sehr wenig um die Journalistik, die sich ihre Infor-

mationen von überallher zusammenholte. Die Fremden waren an ihre respektiven diplomatischen Vertretungen gewiesen, die Deutschen wurden meist von Bucher und Holstein, soweit zulässig, empfangen und informiert. Da aber von vornherein das Geheimnis über den Gang der Verhandlungen auferlegt und lange auch streng gewahrt worden ist, waren die Herren Journalisten recht unzufrieden und mußten suchen, ihre Leser durch Beschreibung von Nebendingen zu unterhalten. Nachher hat es das »Berliner Tageblatt« durchgeführt, jeden Tag einen angeblich authentischen und genauen Bericht über die stattgehabten Sitzungen zu bringen, der völlig erfunden war. Man wußte es allgemein, aber man las doch das ganz geschickt komponierte Zeitungsprodukt mit Neugierde. Erst später, nachdem die Hauptergebnisse des Kongresses feststanden, waren auch exaktere Informationen darüber den Reportern, den deutschen wie den ausländischen, zugänglich.

Ich erwähne hier der später aufgekommenen und viel verbreiteten Anekdote, wonach es Blowitz in Berlin doch gelungen gewesen sei, auf eine eigentümlich geschickte Weise sich regelmäßig genaue Nachrichten über die Kongreßverhandlung zu verschaffen. Er habe nämlich jeden Tag zu bestimmter Stunde in einem Restaurant einen von ihm gewonnenen Kongreßbeamten angetroffen, der, in seinem Hute versteckt, die betreffende Notiz mitgebracht habe: Blowitz habe den Hut mit dem seinigen vertauscht und somit die erwünschte Beute nach Hause getragen. Möglicherweise hat Blowitz selbst dies irgend jemandem aufgebunden: aber es bedarf kaum der Erwähnung, daß es eine lächerliche Erfindung ist. Tatsache vielmehr war, daß auch er, der Großmeister des Journalisten-Schwindels und der Reklame, während der ersten Wochen des Kongresses ebensowenig über die wirklichen Vorgänge unterrichtet gewesen, wie die übrigen, und daß er sich damals auch nicht weniger darüber beklagt hat.[1]

Auf ausländische Gesellschaftskreise übte der Kongreß keine besondere Anziehungskraft: wer es nicht im geschäftlichen Interesse mußte, kam deswegen nicht nach Berlin. Große Vergnügungen standen nicht zu erwarten: es war kein congrès dansant, wie weiland der Wiener, und auch noch, in minderem Maße, der Pariser von 1856, sondern une réunion de travail. Bismarck hatte darüber gesagt, was die Zeitungen

[1] In den schon erwähnten »Memoiren« von Blowitz, die 1903 nach seinem Tode erschienen, wird die Geschichte vom Hut ausführlich erzählt, ferner eine ganze Legende darüber, wie Blowitz es fertiggebracht habe, zum ungeheuren Erstaunen der Berliner Politiker, den Text des am 13. Juli unterzeichneten Vertrags am selben Tage schon in London durch die »Times« zu publizieren. Auch in diesen Darstellungen herrscht die freie Phantasie des alten Journalisten vor, der seine Tätigkeit durchaus in überraschend effektvoller Beleuchtung vorführen will. Das Kunststück mit dem Hute wäre ganz überflüssig gewesen zu seiner Information, die er einfacher ermitteln konnte. Auch erregte die frühe Publikation des Vertragstextes in der »Times« gar nicht das Aufsehen, von dem Blowitz spricht. Es war für ihn gewiß ohne Aufwand von romanhaften Mitteln möglich gewesen, sich frühzeitiger den Wortlaut des Vertrags, den am Nachmittage des 13. Juli jedermann kennen konnte, zu verschaffen und ihn nach London zu telegraphieren.

wiederholten: »Die Erwartungen des Publikums bezüglich Äußerlichkeiten des Kongresses würden enttäuscht werden. Es beschränke sich das Ganze darauf, daß einige Dutzend mehr oder minder älterer Herren in maßgebenden Stellungen, welche ruheliebend und ruhebedürftig sind, zusammen kämen, um zunächst möglichst geheimzuhaltende Verhandlungen zu pflegen ...«

Die einzige bekanntere, fremde Persönlichkeit, von der ich weiß, daß sie zu ihrem Vergnügen damals in Berlin sich aufhielt, war die Fürstin Lisa Trubetzkoi, die Ex-Egeria von Thiers, die nunmehr eine gleiche Rolle bei Gortschakow zu übernehmen wünschte. Man traf sie in allen politischen Salons, aber ich glaube nicht, daß irgend jemand noch bei ihr sich zu inspirieren bereit gewesen sei.

Am 12. Juni, endlich, waren alle Bevollmächtigte (bis auf einen Türken) in Berlin versammelt. Seit dem 10. hatte Bismarck mit einzelnen, namentlich mit Schuwalow und Russel, Besprechungen gehabt und sich auf die formale Leitung der Sache vorbereitet. Dazu war ich während dieser Tage und jeden Abend im Ministerium in Permanenz.

Am Donnerstag, 13. Juni, um 2 Uhr nachmittags, begann der Kongreß seine Arbeit. Abergläubischen Gemütern hatte dies Datum nicht gefallen. Aber sie haben sich diesmal in der schlimmen Vorbedeutung getäuscht – und um so mehr, als dann auch der Abschluß und der daraus hervorgegangene feierliche Vertrag auf einen 13., im Monate Juli, gefallen sind.

In Berlin herrschte an diesem Tage erwartungsvolle Aufregung. »Die sonst so beschauliche und stille Wilhelmstraße«, erzählt die »Nationalzeitung«, »bot heute gegen 2 Uhr ein erregtes Bild ... In der Nähe des Reichskanzlerpalastes waren Hunderte von Menschen versammelt, die der Dinge harrten ... Es war kein Publikum gewöhnlicher Art; sein Hauptgepräge erhielt es durch die Vertreter der Presse, die in großer Menge erschienen waren ... Um zwei Uhr wurde die Zirkulation zu Fuße vor dem Reichskanzlerpalaste gehemmt, und die Auffahrt der Kongreßgesandten begann. Weder durch Pracht der Equipagen, noch der Livreen, noch durch irgendeine sonstige Äußerlichkeit zeichnete sich diese Auffahrt aus. In geschlossenen Wagen sah man die Spitzen der europäischen Kabinette in die Tore des Palais hineinrollen; nur hie und da gelang es den Außenstehenden eine der fremden Persönlichkeiten zu entziffern ... Eine kurze Zeit, nachdem der letzte Wagen in das Portal einpassiert war, erhob sich stolz und langsam über dem mittleren Pavillon die deutsche Flagge.

Der Kongreß von Berlin war eröffnet ...«

Bei dem Reichskanzler hatte sich das gesamte Kongreßpersonal in Uniform versammelt (Uniform ist nur zweimal, in den Sitzungen für die Eröffnung und den Schluß, angelegt worden. Sonst kam man im Überrock). Fürst Gortschakow hatte sich im Tragstuhl die Treppe heraufbringen lassen und gab sich ein unsäglich würdiges

und imponierendes Ansehen. Bismarck bewillkommnete ihn nicht, wie die Zeitungen erzählen, mit überströmender Herzlichkeit, sondern höflich und gemessen, wie alle die anderen illustren Kollegen. Dann begaben sich die Bevollmächtigten, unter Vorantritt von Bismarck, in den großen Kongreßsaal. Das Personal des Sekretariats blieb noch draußen, bis es durch den Präsidenten der Versammlung vorgeschlagen und von dieser angenommen war, und wurde dann hineingerufen und vorgestellt.

Bevor aber die Bevollmächtigten in den Saal getreten waren, hatte der Privatsekretär von Lord Beaconsfield, Corry, mich beiseite genommen und mich gebeten, im Auftrage seines Chefs dem Fürsten Bismarck zu melden, daß der englische Premier beschlossen hätte (has decided), bei den Verhandlungen englisch zu sprechen. Wir hatten schon unter uns vorher diesen Fall erörtert, weil es bekannt war, daß Disraeli nicht französisch sprechen konnte und es kaum verstand, wenn andere es sprachen. Es war aber unwahrscheinlich, daß er sich als stummer Zuhörer verhalten oder durch Salisbury und Odo Russel seine Reden verdolmetschen lassen werde. Andererseits mußte man doch von vornherein nur e i n e Sprache, und zwar die französische, als das Vermittlungsorgan für die Debatten und Beschlüsse des Kongresses annehmen und jedenfalls, wenn darüber etwas anderes bestimmt werden sollte, dies einem Votum des ganzen Kongresses, nicht dem Belieben eines einzelnen Mitgliedes vorbehalten. Beaconsfield hätte also einen Antrag einzubringen und nicht seine »Entscheidung« mitzuteilen gehabt. Ich sagte das Corry, der aber darauf bestand, es möchte einfach sein Auftrag an Fürst Bismarck ausgerichtet werden. So tat ich das, als er gerade im Begriff stand, die Prozession in den Saal zu geleiten. Er hörte es ruhig an und bemerkte: »So? Na, wenn Gortschakow Geistesgegenwart genug dazu hat, muß er ihm russisch antworten, und dann kann es nett werden!«

Es kam leider nicht so. Tatsächlich ließ Beaconsfield nach der Konstituierung des Präsidiums und des Bureaus gleich eine Rede gegen das längere Verbleiben der russischen Truppen in der Nähe von Konstantinopel auf englisch los, und Gortschakow sprach sofort nach ihm französisch. Nun verstand aber auch Gortschakow seinerseits kein Englisch und war zu eitel, um das einzuräumen. Wenn er gegen Disraelis Englischsprechen protestiert hätte, würde er befürchtet haben, damit seine Unkenntnis zuzugestehen. Gleichwohl trat diese schon in der Antwort unverkennbar hervor, denn er ging auf den Inhalt der Rede überhaupt nicht ein, sondern trug allgemeine Phrasen über die russische Politik vor, die für die Christen im Orient Schutz und autonome Zustände anstrebe. Erst Schuwalow, der nach ihm sprach, griff die von Disraeli angeregte Frage auf.

Da nun von keiner Seite weiter etwas über das Englischreden bemerkt wurde, war stillschweigend Lord Beaconsfield dazu ermächtigt und hat das in der Folge gründlich ausgenützt.

Der »Times«-Korrespondent George Russel erzählt, angeblich nach späterer Mit-

teilung von Lord Odo Russel, über die Erlebnisse aus dem Sommer 1878, Beaconsfield habe zuerst in seinem schrecklichen Jargon auf dem Kongresse französisch sprechen wollen und es sei seinen Sekretären nicht möglich gewesen, ihm das auszureden. Man habe Lord Odo zu Hilfe genommen, der ihm gesagt habe: Alle Welt wisse, daß er französisch sprechen könne, und alle anderen Kongreßmitglieder könnten das auch. Aber keiner könne so englisch reden wie er und sie seien gekommen, um diesen unvergleichlichen Genuß seiner rhetorischen Meisterschaft auf Englisch zu haben. Darin möge er sie nicht enttäuschen. Beaconsfield habe dann englisch geredet. Ich halte auch diese Anekdote für falsch. Sie wird dadurch nicht wahrscheinlicher, daß der genannte »Times«-Korrespondent Lord Beaconsfield während seines Berliner Aufenthalts in der Englischen Botschaft wohnen läßt. Die einfache Wahrheit ist, daß der englische Premier kein Französisch konnte und deswegen von vornherein englisch sprechen wollte, wie Corry es mir anzeigte. So töricht eitel war er keinenfalls, daß er, selbst wenn er etwas mehr davon verstanden hätte, lieber in stümperhafter Form wie in dem von ihm so überlegen beherrschten Idiome sich hätte wollen vernehmen lassen, besonders wo es ihm darauf ankam, mit seinen Reden noch mehr nach außenhin als nur im Kongreß Effekt zu machen.

Der »Kongreßsaal«, in dem nun die Sitzungen stattfanden, war ein schöner, großartiger Raum von 12 Meter Höhe, 16 Meter Breite und 19 Meter Länge, der das Licht auf den Längenseiten durch je drei hohe, mit schweren roten Damastvorhängen gezierte Fenster erhielt. In der Mitte hing ein gewaltiger, über hundert Gasflammen tragender Kronleuchter von der weiß getäfelten Decke herab.

Die Mitglieder des Kongresses saßen um einen Tisch in Hufeisenform, und zwar in folgender Reihenordnung: in der Mitte an der Langseite Fürst Bismarck als Präsident, ihm gegenüber ich als Sekretär; rechts von mir Herr v. Bülow, links Fürst Hohenlohe; rechts neben Bismarck die österreichischen Bevollmächtigten Andrássy, Károlyi, Haymerle, links von ihm die Franzosen Waddington, St. Vallier, Desprez; neben den Österreichern, auf der rechten Flügelseite, die Engländer Beaconsfield, Salisbury, Russel; an diese anschließend die Russen Gortschakow, Schuwalow, Oubril; auf der anderen Flügelseite, von den Franzosen links, die Italiener Corti, Launay, dann die Türken Caratheodory, Sadullah, Mehemed Ali. Die unteren Schmalseiten nehmen ein: rechts Busch und Mouy, links Herbert Bismarck, Holstein, Bucher. Die inneren Plätze gegenüber den Flügelseiten blieben unbesetzt. Eine große Tafel mit Landkarten stand dem Kongreßtische gegenüber in den Saal hineingerückt.

Auf jedem der angegebenen Plätze befand sich eine Schreibmappe, ferner ein Druckexemplar von den Protokollen der Verhandlungen der Vorkonferenz der Botschafter in Konstantinopel (vom 11. bis 22. Dezember 1876) und der dortigen Konferenzen unter Mitwirkung der Pforte (vom 23. Dezember 1876 bis 20. Januar 1877); außerdem ein Abdruck des Vertrags von St. Stefano mit dazugehöriger Karte, ein

Abdruck des Pariser Vertrags von 1856 und ein Exemplar der Kiepertschen Karte der Balkanhalbinsel. Also Material und Grundlagen für die Diskussion genug!

Die Salons neben dem großen Saale waren zu vertraulichen Besprechungen unter den Bevollmächtigten bestimmt. In dem einen befand sich das Bureau für das Sekretariat. Dann war der schmälere lange, in einen Wintergarten auslaufende Seitenraum zum Büfett eingerichtet, das in stattlicher Ausdehnung die Fensterwand einnahm. Dieses Büfett ist entschieden eine der großen Erfolge des Kongresses gewesen. Seine Herstellung war dem ausgezeichneten Fachmanne F. W. Borchardt, dem Chef des durch ihn und nach ihm so bekannt gewordenen Hauses in der Französischen Straße übertragen, und er entledigte sich seiner internationalen Verpflichtung in glänzender Weise. Borchardt, ein alter Gardedukorps und strammer Patriot, betrachtete es als eine Ehrensache, angesichts der vielen vornehmen Fremden nur das Vorzüglichste zu bieten und hat dafür — obschon der ihm gewährte Preis von 500 Mark für jeden der zwanzig Sitzungstage auch kein geringer war — sicherlich noch erhebliche Opfer gebracht. Man konnte sich aber auch schwerlich in dieser Jahreszeit etwas Vollständigeres an seltenen und feinen gastronomischen Genüssen denken, als er uns geliefert hat. Sogar frische Austern erschienen jeden Tag, die er, Stück vor Stück zwischen Eis verpackt, sich von der See kommen ließ. Allgemein war der Zuspruch zu dem schönen Aufbau leckerer Speisen und exzellenter Weine, unter deren Mitwirkung manche nützliche Aussprache erfolgt ist. Fürst Bismarck, der ursprünglich meinen Büfettvorschlag überflüssig gefunden hatte, war nachher am meisten davon befriedigt und lobte durch alle Töne den braven Borchardt, der es sich nicht nehmen ließ, täglich von Anfang bis zu Ende selbst die Bedienung zu leiten. Mir aber hat Borchardt es nie vergessen, daß ich ihm zu dieser ehrenvollen Rolle verholfen hatte, und fortan blieb ich ein sehr bevorzugter Klient seines Geschäftes. Übrigens hat es ihm, wie er mir später sagte, auch noch reichlichen Gewinn dadurch eingebracht, daß dann alle die fremden Botschafter in Berlin ihn zu ihrem ständigen Lieferanten genommen haben.

Ich will nun im folgenden nicht etwa die politische Geschichte des Berliner Kongresses schreiben, sowenig ich die Darstellung der Ereignisse mir habe zur Aufgabe stellen können, aus denen er hervorgegangen. Es sollen nur meine Erinnerungen daran verzeichnet werden, *wie* die Arbeit des Kongresses, an der ich persönlichen Anteil gehabt habe, verlaufen, nicht erschöpfende Betrachtungen darüber, was dabei herausgekommen ist. Das ist enthalten im Texte des Vertrags vom 13. Juli und beleuchtet in historischen Werken, die seitdem erschienen sind. Ich will also mehr von dem erzählen, was sich hinter den politischen Kulissen zugetragen, und von den verschiedenen subjektiven Meinungen, die auf den Gang der Verhandlungen eingewirkt haben.

Bismarck hatte von vornherein noch nicht das sichere Gefühl, daß aus dem Kongreß der Friede hervorgehen werde. Er wußte zwar, daß geheime Abmachungen zwischen

Salisbury und Schuwalow dem unmittelbaren Aufeinanderplatzen der englischen und russischen Verlangen vorgebeugt hatten, auch daß frühere Verabredungen diese Gefahr zwischen Rußland und Österreich verringerten. Es blieb aber noch genug Materie für Reibungen übrig, die einen Mißerfolg der Friedensbestrebungen herbeiführen konnten, und Bismarck war sich der ihm dadurch obliegenden Aufgabe des »ehrlichen Maklers« in ihrem ganzen Ernste bewußt. Gleich in der ersten Sitzung fand er dazu Anlaß in der von Beaconsfield (ohne vorausgegangene Ankündigung) aufgeworfenen Frage des Rückzugs der russischen Truppen aus der Umgebung von Konstantinopel, einer Frage, die Beaconsfield als d'une urgence extrême jeder weiteren Beratung vorangesetzt wissen wollte. Da die Russen (das heißt Schuwalow; Gortschakow, wie schon erwähnt, hatte es wahrscheinlich gar nicht genau verstanden) darauf ganz abweisend sich äußerten, wäre man gleich von Anfang daran hängen geblieben, wenn nicht Bismarck vermittelnd eingegriffen hätte und beide Teile dazu bestimmte, zunächst außerhalb der Sitzung eine Privatverständigung zu suchen. Als der einzige anwesende Türke Sadullah-Bei sich auch noch hineinmischte und damit eine neue Schwierigkeit zu schaffen drohte, wurde er vom Präsidenten, der den Zwischenfall vorläufig für erledigt erklärte, ziemlich scharf zur Ruhe gewiesen. Dieser Vorgang blieb typisch für die ganze weitere Gestaltung der Debatten. Die Präsidialkunst Bismarcks zeigte sich fortan beständig darin, wie er große Geschmeidigkeit im Anbahnen von Kompromissen und von Einzelverständigungen mit einer bis an die Grenzen der parlamentarischen Höflichkeit gehenden Schärfe in der Abwehr von dilatorischen Einreden und Versuchen, auf schon nach seiner Auffassung erledigte Punkte zurückzukommen, zu vereinigen wußte. Dabei hatte er gleich in der ersten Sitzung den Grundsatz aufgestellt, daß der Kongreß alle seine Beschlüsse einstimmig fassen müsse und es keine Majorisierung der Minderheit geben dürfe. Die streitigen Fragen sollten so oft und so lange zur Debatte gestellt werden, bis eine Verständigung erfolgt sei. Tatsächlich ist das bei mehreren wichtigen Entscheidungen, über die zunächst keine Übereinstimmung herrschte, so verlaufen, und immer war es Bismarcks persönliches Eingreifen, das zum Schlußergebnis führte. Am schwierigsten war dabei, nach der Natur der Dinge, die Lage der türkischen Bevollmächtigten, die denn auch den Mut für Zustimmung zu einzelnen Kongreßentscheidungen nur unter dem Drucke der Bismarckschen Autorität gefunden haben.

Die erste Sitzung war von verhältnismäßig kurzer Dauer, und die zweite wurde erst auf den 17. Juni anberaumt, um in der Zwischenzeit den verschiedenen Bevollmächtigten mehr Gelegenheit zur persönlichen Annäherung zu lassen. Später ist zwischen den einzelnen Sitzungen nie mehr eine größere Pause als zwei Tage gewesen, die meisten (13 von 20) haben an aufeinanderfolgenden Tagen stattgefunden.

Am Abend des 13. Juni war das große Galadiner im Schlosse zur Bewillkommnung der Kongreßgäste. Der Kronprinz vertrat den Kaiser, der ganze königliche Hof

war dabei, die möglichste Pracht entfaltet, namentlich im Silberschatz, der auf den Tafeln prangte. Der Kronprinz saß neben der Kronprinzessin und der Großherzogin von Baden, ihm gegenüber Bismarck zwischen Andrássy und Waddington. Kurz vor dem Diner, als ich gerade das Ministerium verlassen wollte, um mich dazu anzukleiden, kam August Eulenburg angestürzt und verlangte im Auftrage des Kronprinzen einen Toast, den er bei Tafel ausbringen wollte. Es war schon zu spät, um noch etwa Instruktionen dafür vom Kanzler zu holen, ich mußte also in aller Eile einige Sätze aufschreiben, die mir der Gelegenheit angepaßt erschienen und mit denen Eulenburg wieder abzog. Schließlich konnte ich sie doch noch im Schlosse dem Fürsten Bismarck zeigen lassen, der glücklicherweise ganz damit einverstanden war. Die Hauptstelle darin lautete: »Au nom de mon auguste Père, j'exprime le désir de voir les efforts du congrès réuni à Berlin couronnés par une entente qui sera le meilleur gage de la paix universelle...«

Nach dem Schloßdiner waren wir, das deutsche Kongreßpersonal, bei Bismarck zu einem Glase Bier versammelt, wobei er sich in bester Stimmung über den Anfang des Werkes zeigte und seine ersten Begegnungen mit Gortschakow sowie mit Beaconsfield drastisch schilderte.

Die nächsten Tage standen weniger unter dem Zeichen von guter Laune beim Chef, da nun die ersten ernsten Schwierigkeiten am Kongreßhimmel sich zeigten. Die Privatbesprechungen zwischen den Russen und Engländern über Zurückziehung der russischen Truppen von Konstantinopel rückten nicht vorwärts. Beaconsfield war auf diesem Punkte halsstarrig und Gortschakow wollte keine Verantwortung für eine Zusage übernehmen. Dazu kam, daß am 15. Juni durch den Londoner »Globe« die noch sorgfältig geheim gehaltenen Präliminarabmachungen zwischen Salisbury und Schuwalow vom 30. Mai bekanntgegeben wurden — eine Enthüllung, die viel zu früh die Karten der aufrichtigen Friedensfreunde — wie Schuwalow und Bismarck es waren — aufdeckte und die Berliner Verhandlungen nur erschweren konnte. Es ist nie recht nachgewiesen worden, von welcher Seite dieser coup de Jarnac ausgegangen ist oder ob es sich um eine gewöhnliche Indiskredition gehandelt hat, die sich das englische Blatt in seinem eigenen Reklameinteresse auf irgendeine Art zu verschaffen wußte. In Berlin machte es großes Aufsehen; es wurde erst versucht, die Echtheit der Dokumente anzuzweifeln, aber weder Schuwalow noch Salisbury konnten ein Dementi erteilen. Von russischer Seite beargwöhnte man die Engländer, von englischer die Russen, die Publikation veranlaßt zu haben, um die öffentliche Meinung in beiden Ländern gegen friedliche Verständigung aufzuhetzen. Andere nahmen an, es sei ein Streich vom Grafen Beust, damals Botschafter in London, um die englisch-russische Auseinandersetzung zu stören. Jedenfalls wirkte die »Globe«-Enthüllung anfänglich wie ein Knüppel im Rad, und am ärgerlichsten darüber war Bismarck. Auch ich hatte einen speziellen Ärger in diesen Tagen vor der zweiten Kongreßsitzung. Wir hatten uns im

Sekretariate behufs Herstellung des ersten Protokolls am 14. und am 15. vereinigt, und dabei traten sofort die schon erwähnten Unzuträglichkeiten durch die Mitarbeit von Holstein auf, der Herbert Bismarck hinter sich hatte. Nur mit einer Mühe, der wir uns in Zukunft nicht mehr hätten unterziehen mögen, war es für Mouy und mich möglich, den Protokollentwurf so herzustellen, wie wir es wollten. Über die Mißstimmung, die ich den anderen nicht vorenthielt, war dann wohl durch Herbert Bismarck in Holsteinscher Färbung dem Vater geklagt worden, so daß mich der Fürst wegen des Protokolls zur Rede stellte, noch bevor er es überhaupt gelesen haben konnte, größere Sachlichkeit und weniger persönliche Auffassung in der Leitung der Sekretariatsgeschäfte verlangte, alles in einem wenig freundlichen Ton. Ich sah, wie sehr er nervös verstimmt war und schluckte deswegen jede Erwiderung hinunter, nahm mir nur vor, am anderen Tage mit dem Staatssekretär v. Bülow die Frage ein für allemal zum Austrag zu bringen. Zunächst sprach Bismarck, nach dieser formellen Erörterung, am 16. mit mir noch von den Befürchtungen, die er für den Fortgang des Kongresses hegte und ließ mich eine Erklärung aufsetzen, die er in der nächsten Sitzung im Namen der deutschen Vertreter sofort abgeben wollte, falls Beaconsfield wieder die Frage des Rückzugs der russischen Truppen aufwerfen würde. Die Kundgebung ist nachher nicht erforderlich gewesen, sie zeigte aber klar den Geist und die Methode, in denen Bismarck das deutsche Gewicht für die Friedenserhaltung einsetzte. Den Wortlaut, der sonst noch nicht bekannt geworden ist, will ich deswegen hier einfügen:

»Les Plénipotentiaires Allemands proposent, au nom de leur Gouvernement, d'inviter Messieurs les Plénipotentiaires de Russie et de Turquie à bien vouloir prendre à tâche de se mettre d'accord sur une question, qui, dans une discussion réitérée, pourrait exercer sur les travaux du Congrès une influence qui ne résulterait pas nécessairement de l'œuvre entreprise par le Congrès. Le Gouvernement Allemand, dans les pourparlers préalables, a puisé la conviction, que, quel que soit, du reste, le résultat des négociations du Congrès, toutes les Puissances sont d'accord sur le principe que le territoire Bulgare au nord des Balcans sera effectivement évacué par les troupes ottomanes. Il est donc de toute probabilité que dans le cas de réussite des travaux que le Congrès fait pour la conservation de la paix, la garnison ottomane à Schumla et à Varna cessera à la suite de l'entente définitive des Puissances, conforme sous ce point aux dispositions du traité de San Stéfano. D'un autre côté, il est évident et prouvé par les déclarations réitérées du Gouvernement britannique que la proximité, dans laquelle se trouvent les troupes russes de la capitale turque, pourra porter préjudice au progrès régulier des travaux du Congrès. Pour parer à cette éventualité, le Gouvernement

Allemand propose aux Puissances de bien vouloir inviter les deux Cabinets, particulièrement intéressés dans cette question, à convenir d'une stipulation qui assurerait l'évacuation simultanée des forteresses de Schumla et de Varna par les troupes ottomanes et du territoire compris entre Constantinople et Adrianople par les troupes russes. Le Gouvernement allemand entend que, dans l'éventualité de l'acceptation de la proposition ci-dessus, les Cabinets de la Grande-Bretagne et de Russie n'auraient pas de difficultés à se concerter sur les mesures à prendre par rapport à la flotte anglaise.«

Die zweite Sitzung am 17. Juni verlief besser, als zu erwarten stand. Die Engländer erneuerten nicht mehr die russische Rückzugsfrage, über die sie sich schließlich außerhalb des Kongresses – wie Bismarck es geraten hatte – verständigten. Die Diskussion über Bulgarien, die nun als der nächste schwierige Punkt blieb, wurde eingeleitet, ebenso wurde die Zulassung Griechenlands zum Kongreß, für die Lord Salisbury und Waddington eintraten, und im übrigen mancherlei Nützliches für den Geschäftsgang beschlossen, so zum Beispiel, daß von den bereits in Mengen einlaufenden Petitionen und Schreiben an den Kongreß nur dann Notiz genommen werden sollte, wenn einer der Bevollmächtigten den Inhalt zur Kenntnis der Versammlung zu bringen wünsche. Sämtliche derartige Schriftstücke wurden zuerst von dem Sekretariat geprüft und, wenn sie dessen wert schienen, was sehr oft nicht der Fall war, in eine Liste eingetragen, die jeder der Bevollmächtigten erhielt.

In der Sitzung vom 17. Juni war unser erstes Protokoll verlesen worden und hatte allgemeinen Beifall gefunden. Darauf ging ich zum Staatssekretär v. Bülow und trug ihm die Umstände vor, unter denen diese Arbeit entstanden, sowie die Bitte, mir die Möglichkeit der weiteren Arbeit durch Beschränkung des Redaktionspersonals auf uns drei: Mouy, Busch und mich, zu verschaffen, auf andere Art würde es nicht gehen und ich genötigt sein, mich von der Leitung des Sekretariats zurückzuziehen, besonders da auch Mouy erkläre, er könne nicht für die rechtzeitige Anfertigung der Protokolle einstehen, wenn zu viele mit hineinredeten. Herr v. Bülow verstand die Sache richtig und brachte mir vom Kanzler die Antwort, ich möchte es nur ganz einrichten, wie ich wollte. Somit wurden wir Holstein aus dem Protokolle los, Bucher beschränkte sich weiter auf die Niederschrift der Beaconsfieldschen englischen Reden.

Wir hatten am 17. noch ein Kongreßdiner bei Bismarck, wobei er Gelegenheit fand, mir einige freundliche Worte zu sagen. Und am anderen Tage, als ich ihm schon den Entwurf zum zweiten Protokoll vorlegen konnte, hörte ich von ihm eine sehr anerkennende Äußerung über die bisherige Redaktionsarbeit. Nachdem hatte er an dieser nie wieder eine wesentliche Ausstellung erhoben, vielmehr des öfteren seinen Beifall ausgedrückt.

In der dritten Sitzung vom 19. Juni wurde die Frage der Zulassung griechischer Vertreter zum Kongresse in dem Sinne erledigt, daß man sich vorbehalten würde, ihre Mitwirkung heranzuziehen, sobald die Natur der zu behandelnden Fragen es wünschenswert mache. Die Türken hatten natürlich stark dagegen opponiert, verhielten sich dann passiv. Über der Versammlung an diesem Tage lag aber ein Schatten und sie ging nicht in guter Stimmung auseinander. Es war offenkundig, daß die privaten Vorbesprechungen unter den näher Beteiligten über die Gestaltung von Bulgarien keinen günstigen Fortgang nahmen. Bismarck hatte deshalb jede Erörterung darüber in dieser Sitzung von der Tagesordnung ausgeschlossen und, um noch mehr Zeit zu lassen zur Verständigung, die nächste erst auf den 22. Juni angesetzt. Bei Launay war am Abend ein Diner, bei dem sich die Engländer und Russen trafen und die steife Haltung von Disraeli, ebenso die Verstimmung von Schuwalow auffielen. Letzterer gewann aber bei dem Mahle bald seinen Humor wieder und amüsierte uns alle nicht wenig damit, daß er die Engländer über ihre Aussprache des Lateinischen aufzog und zu Salisbury sagte: Vous ne sauriez pas même faire un convenable »casus belli«, ce ne serait toujours qu'un »Käsös bellei«. — Schuwalows Ärger kam, wie wir bald erfuhren, weniger von den Engländern als von Gortschakow, der anfing, alle Verantwortung für die Konzessionen, die wegen Bulgarien gemacht werden mußten, von sich ab und auf Schuwalow allein zu schieben und ihn fortwährend wie einen Verräter behandelte, sich selbst die Rolle des großen Patrioten reservierend.

Die nächsten Tage mußten ausgenützt werden, um über den bulgarischen Berg hinwegzukommen. Unsere Stimmung gibt ein Brief von mir an meine Frau vom 20. Juni wieder: »... Arbeitsgehetz von früh bis spät. Jetzt auch noch jeden Tag ein großes Diner und abends Rout, alles für den Kongreß. Damen fehlen, nur Kerls aus allen fremden Ländern: Rumänen, Türken, Serben, Montenegriner, Griechen, Perser ... Die eigentliche Arbeit hat kaum erst begonnen, wir sehen aber schon, daß die Schwierigkeiten enorm sind, und sie scheinen sich zu vermehren, statt abzunehmen. Die Anwesenheit von Gortschakow erschwert die russische Verhandlung, und auf der englischen Seite hindert Beaconsfield noch die Verständigung. Schuwalow reibt sich auf und wird nervös. Wenn e r nicht aushält, fällt die ganze Pastete zusammen. Dasselbe gilt von Bismarck; er leistet bisher noch das Mögliche, eigentlich schon das Unmögliche. Aber wenn seine Kräfte früher zu Ende gehen als die Hauptverhandlungen, an denen der Friede hängt, so ist kaum auf ein Resultat zu hoffen, denn er allein hält mit seiner gewaltigen Autorität und Überlegenheit jetzt noch die Gegensätze auseinander. Später, ohne Bismarck, würde alles drunter und drüber gehen. Für uns, die mit der Arbeitslast des ganzen äußeren Apparats und der heiklen Protokollführung Behafteten, ist der Chef nicht immer leicht zu nehmen. Er hat den Kopf voll der großen Dinge und verliert die Geduld für Nebensachen, die aber auch gemacht sein müssen ... Bülow ist ganz matt mit der Gesundheit. Ich muß das meiste direkt mit

dem Fürsten ausbaden, was mich oft mehr angreift als alle Schreibarbeit. Aber nun heißt es: durch!...«

Am 20. Juni war, mit prachtvollem Wetter, der Kongreß in Potsdam zum Essen beim Kronprinzen, wobei auf die Engländer im Sinne des größeren Entgegenkommens in der bulgarischen Frage eingewirkt wurde. Der entscheidende Tag aber dafür war der 21., den Bismarck zu einer energischen Bearbeitung von Disraeli und zu Konferenzen mit Schuwalow verwendete. Er erzählte mir am Abend eingehend darüber. Beaconsfield hatte er leidend gefunden, was ihn jedoch nicht davon abhielt, ihm nachdrücklich auf den Leib zu rücken und nun um ein klares Spiel zu bitten. Die Engländer hatten die Nachricht verbreitet, daß Lord Beaconsfield bereits an Abreise dächte und ein Extrazug für ihn bestellt sei. Auch das verdroß den Kanzler, der nicht mit solchen Theatercoups zu rechnen liebte. Andererseits saß Schuwalow wegen der Weigerung von Gortschakow fest, seinen Namen für weitere Abstriche im Frieden von St. Stefano bezüglich Bulgariens hergeben zu wollen. Bismarck hatte aber am Abend den Eindruck, daß er nicht vergeblich nach beiden Seiten hin aufgetreten war und daß die heutigen vertraulichen Besprechungen die Sache gefordert hätten. Disraeli, erzählte er, sei erst etwas pompös und einsilbig, dann weicher und ganz vernünftig gewesen und habe besonders bedauert, daß für Schuwalow, für den er persönlich viel übrig habe, durch das Scheitern der Verhandlungen nach allen seinen Londoner Anstrengungen große Ungelegenheiten bereitet werden würden. »Poor Schou« – so nannte er ihn kurzweg in der Konversation – »I know he is in pains, but I fear I cannot help him.« Schließlich habe er doch das Beste zugesagt.[1] Und tatsächlich hat dann

[1] Im Juli-Heft 1905 des »Nineteenth Century« teilt Mr. A. N. Cumming unter dem Titel »Secret history of the Berlin Treaty«, Erzählungen von Lord Rowton mit (als Mr. Corry Privatsekretär von Beaconsfield während des Kongresses in Berlin), die sich speziell auf die Haltung Beaconsfields in den Tagen vor der vierten Sitzung, am Sonnabend, 22. Juni, beziehen. Danach sei der englische Premier tatsächlich entschlossen gewesen, wenn die Russen in bezug auf Bulgarien nicht vollständig nachgeben würden, von Berlin abzureisen, und es sei durch Corry der Extrazug aus Köln auf Sonntag, den 23. früh, telegraphisch bestellt worden. Beaconsfield habe ihm gesagt: »Am Sonntag abend möchte ich in London ankommen, am Montag zur Königin gehen, und danach wird die Kriegserklärung an Rußland erfolgen.« Am 21. habe dann Bismarck mit Beaconsfield eine Unterredung gehabt und sich dabei davon überzeugt, daß es diesem mit dem Kriege gegen Rußland ernst sei, wenn seine Forderungen nicht unbedingt angenommen würden. Zu dieser Überzeugung habe wesentlich beigetragen, daß Bismarck von der Bestellung des Extrazugs Kenntnis erhalten habe. Nach der darauf folgenden Kongreßsitzung (also der vom 22. Juli) habe Beaconsfield ihm gesagt: »Ich habe erlebt, was ich nie zu erleben glaubte: Rußland hat in allen Punkten nachgegeben...« Dies wurde dem Eingreifen von Bismarck zugeschrieben, der übrigens genau gewußt habe, daß die Russen unter keinen Umständen es auf den Krieg mit England ankommen lassen wollten.

Daß damit die Frage definitiv entschieden sei, ob der bestellte Eisenbahnzug ein »Bluff« von Beaconsfield gewesen, oder sich darin wirklich eine ernsthafte Kriegsabsicht offenbart habe, ist wohl

der Verlauf der nächsten Sitzung, der vierten, am 22. Juni, die besseren Erwartungen erfüllt. Bismarck ist von diesem Tage an für Disraeli viel günstiger gestimmt geblieben, als es vorher der Fall war. Zunächst schickte mich der Kanzler am 22., vormittags, zu St. Vallier, um mit ihm über die Eventualität zu sprechen, daß die russisch-englischen Schwierigkeiten wegen Bulgarien sich noch schärfer akzentuieren könnten, und für diesen Fall eine gemeinsame deutsch-französisch-italienische Einwirkung zum Frieden anzuregen. Mit Corti hatte er selbst schon davon geredet. Die Franzosen erklärten sich im Prinzipe damit einverstanden, was ich dem Fürsten noch vor Eröffnung der Sitzung melden konnte. Ich fand ihn dabei, wie am Abende zuvor, hoffnungsvoller für den demnächstigen Verlauf der Sache, aber noch nicht ohne die Sorge, daß trotz allem Beaconsfield mit einer Überraschung kommen könnte.

Als ein günstiges Zeichen faßten wir alle es auf, daß der alte Gortschakow wegen Unwohlseins sein Nichterscheinen zur Sitzung entschuldigen ließ. Das zeigte, daß die zu machenden Zugeständnisse nun allein von Schuwalow ausgesprochen werden sollten. Immerhin kam man damit schneller vom Flecke. Nachdem Schuwalow und Salisbury ihre Plädoyers gemacht hatten, hielt Beaconsfield eine längere Rede, in der er von vornherein seine Befriedigung darüber kundgab, daß die bisherigen Privatbesprechungen von Nutzen für die Verständigung gewesen seien und schließlich auf den von Bismarck angezeigten Weg einging, die Franzosen mit einer sowohl die englischen Vorschläge, wie die russischen Amendements zusammenfassenden Redaktion zu beauftragen. Damit war wenigstens kein unmittelbarer Bruch mehr über diese Frage zu befürchten.

Ich schrieb am 23.: »... Wir hoffen, daß seit zwei Tagen Wesentliches für die Sache des Friedens gewonnen worden ist. Die nächste Sitzung, morgen, muß das noch mehr zeigen. Bismarck gibt sich unglaubliche Mühe, ihm allein ist es zu danken, wenn die Verständigung gelingt. Aber allerdings sehen wir auch jetzt schon, daß er von russischer Seite wenig Anerkennung dafür ernten wird. Bereits fangen die spitzen Redensarten von der »Erniedrigung« Rußlands durch den Kongreß an herumgetragen zu werden. Und daran sollen *wir* schuld sein, da *wir* selbstredend den ganzen Frieden von St. Stefano, womöglich noch mehr, gegen Europa für Rußland hätten durch-

---

trotz der Autorität von Lord Rowton noch nicht anzunehmen. Jedenfalls beurteilte der englische Minister die Situation richtig, als er sich auf keine Verständigung mit den Russen in diesem Hauptpunkte einlassen wollte.

Lord Rowton hat nach den Aufzeichnungen von Cumming noch andere Einzelheiten vom Kongreß erzählt, unter anderem wie russische Mitglieder der Militärkommission bei einer Grenzregulierung (es ist irrtümlich gesagt: »zwischen der Türkei und Rußland«, muß wohl heißen: »zwischen Türkei und Rumänien«) eine Karte gefälscht hätten. Diese Anekdote klingt ganz unwahrscheinlich; und noch mehr, daß Peter Schuwalow das gewissermaßen gebilligt habe. Ich erinnere statt dessen an die — Änderung, die Lord Salisbury in dem Texte der Erklärung über die Besetzung von Bosnien durch Österreich vorzunehmen gesucht hat! (vgl. S. 53).

setzen müssen. Gortschakow ist eifrig dabei, das Odium der hiesigen Zugeständnisse auf Schuwalow abzuladen respektive auf Bismarck ... Wir werden auch darüber wegkommen – uns ruiniert es ja nicht, wenn sich schließlich die Leute hier nicht vertragen wollen, aber die Russen ... Disraeli wird langweilig mit seinen englischen Parlamentsreden im Kongresse, sicher sind wir immer noch nicht, ob er nicht einen Coup vorhat. Daß die geheimen Abmachungen zwischen Schuwalow und Salisbury auf bis jetzt noch rätselhafte Art veröffentlicht worden, erschwert die Lage für alle, die aufrichtig den Frieden wollen ... Wir können vielleicht noch auf vier Wochen Verhandlungen rechnen ...«

Am 23. hatten wir alle einen großen Schrecken durch die plötzlich eingetretene lebensgefährliche Erkrankung des jungen Bernhard Bülow an einer Halsentzündung mit Erstickungsgefahr. Langenbeck operierte ihn, einige Stunden schwebte er zwischen Leben und Tod und hat nachher noch mehrere Wochen bis zu seiner Wiederherstellung gebraucht.

Inzwischen wurden dem »hohen Kongresse« außer den offiziellen Diners und Abendgesellschaften auch populäre Feste geboten, so am 22. Juni ein großes Konzert im Zoologischen Garten, zu dem halb Berlin zusammenströmte. Man hatte für die fremden Gäste einen besonderen Raum, das »Diplomaten-Rondeau« freigelassen, wohin sie unter polizeilicher Bedeckung geleitet wurden: das Gedränge im übrigen war namenlos und eine Hurrastimmung vorherrschend, die sich in tosender Begrüßung der vom Orchester gespielten verschiedenen Nationalhymnen und in allgemeinem Applaus bei der Erscheinung einzelner der hervorragendsten fremden Bevollmächtigten, wie Salisbury, Waddington, Andrássy, Caratheodory, Luft machte. Bismarck war wohlweislich nicht gekommen, sonst hätten die Ovationen für ihn doch noch alle anderen übertroffen. Ebensowenig waren Beaconsfield und Gortschakow anwesend. Immerhin konnte das Publikum seinen »Heißhunger nach Berühmtheiten« genugsam stillen.

Einen guten Verlauf nahm dann die fünfte Sitzung am 24. Juni. Gortschakow war wiederum nicht erschienen und hatte es Schuwalow überlassen, die prinzipiellen Fragen wegen Bulgarien auszukämpfen, was er mit Tapferkeit und insofern auch mit Erfolg tat, als es ihm mit Bismarcks Unterstützung gelang, wenigstens die Okkupationsdauer von Bulgarien und Rumelien noch auf neun Monate durchzusetzen. Am 25. aber, zur sechsten Sitzung, war Bismarck, unter dem Einflusse der starken Hitze sehr matt und sachlich unbefriedigt, weil die Diskussion, nachdem die schwierigsten Prinzipienfragen für die Organisation von Bulgarien durch die vorige Sitzung geregelt worden, sich nun ganz in Details von Ausführungsbestimmungen zu verlieren drohte zum Schaden für Zeit, Kräfte und Stimmung. Er wandte sich etwas spitz gegen Salisbury, der darin am meisten tat, mit der Bemerkung: »qu'il ne voyait pas dans cette délibération de détails un intérêt européen« und fügte hinzu:

»l'état de sa santé ne lui permettrait pas d'assister encore à de nombreuses séances.« Damit war man an einen Punkt gekommen, auf den ich schon nach dem Muster der Geschäftspraxis bei früheren Kongressen den Fürsten aufmerksam gemacht hatte, nämlich die Notwendigkeit, möglichst die Diskussion von Detail- und Ausführungsfragen von dem Plenum auszuschließen und besonderen Kommissionen zuzuweisen, die darüber dem Kongresse Bericht zu erstatten haben würden. Für die nächste Sitzung wurde ein Antrag in diesem Sinne vorbereitet, wonach sich die Kongreßgeschäfte viel glatter abgewickelt haben.

Aus einem Briefe vom 26. Juni gebe ich die Beschreibung von der Art, wie wir die Protokolle ausarbeiteten:

»... Jetzt ist jeden Tag Sitzung, so daß die rechtzeitige Herstellung der Protokolle wirklich kaum noch möglich wird. Von der vorgestrigen (fünften) hatten wir für gestern schon das ganze Protokoll, 16 Druckseiten, fertig. Natürlich hängt an dieser Arbeit das meiste, sie liefert die historischen Dokumente, und jeder der Mitspielenden will womöglich darin das wiederfinden, was er gesprochen haben könnte. Wir sind oft das escalier für den nachfolgenden esprit. Ferner müssen wir Spitzen und persönliche Ausfälle (deren es genug gibt) mildern, durch sachliche Zusätze den verschiedenen Vertretern bei der Deckung ihrer Verantwortlichkeit vor ihrem Landespublikum helfen usw. Das alles dans les 24 heures! ... Gleich nach den Sitzungen, die zwei bis drei Stunden dauern, stellen wir (Mouy, Busch und ich) unsere Protokollnotizen zusammen. Ich sitze Bismarck und Andrássy gegenüber und schreibe also speziell deren Äußerungen wörtlich nach, ebenso hat Mouy die Franzosen und Russen, für Beaconsfield schreibt Bucher englisch nach, alle anderen teilen wir uns. — Aus diesem ersten Entwurf macht Mouy bis zum nächsten Morgen das canevas du protocole. Das wird wieder zusammen gelesen und verbessert und dann in der Schnellpresse gedruckt. Nun kommt als meine Arbeit, da ich allein für das Ganze die Verantwortung habe, die Revision des ersten Druckabzugs, bei der oft wieder vieles umzuändern ist, um völlige Klarheit zu schaffen. Busch hilft dabei, oft sitzen wir eine halbe Stunde lang über einer einzigen Phrase, die uns nicht gefällt, denn der Chef ist sehr empfindlich in Redaktionssachen! Der also revidierte Druckabzug wird schleunig an alle Bevollmächtigten verteilt, damit diese ihre etwaigen Wünsche angeben können. Wir gehen in der Regel selbst zu den hohen Herren und warten gleich auf Rückgabe. Sind diese zwanzig Exemplare wieder eingesammelt, so kann erst der definitive Text aufgestellt und abgeschrieben werden, der dann in der nächsten Sitzung dem Kongresse zur Unterschrift vorliegt. Danach wird das vollzogene Protokoll umgehend in zweihundertfünfzig Exemplaren abgedruckt, die ich zusammen mit Mouy einzeln beglaubige, worauf sie, noch unter strengem Vorbehalt des Geheimnisses, an die einzelnen Regierungen zur Aushändigung gelangen. Wir haben bis heute fünf solche Protokolle ganz fertig geliefert, und man sagt uns, daß das noch niemals in dieser Schnelligkeit und

Vollständigkeit bei früheren ähnlichen Anlässen erreicht worden sei. Aber, allerdings, wenn die Sitzungen nun jeden Tag kommen, wird das aufreibend ... Dazu habe ich noch vom Morgen bis Abend alle die großen und kleinen Plackereien, die mit der Funktion des Secrétaire du Congrès zusammenhängen – ich bin das Mädchen für alles ... Bismarck fängt an zu ermatten, aber glücklicherweise sind die Chancen der Verständigung sehr gestiegen ...«

Am 26., zur siebenten Sitzung, kam Gortschakow wieder: – die schwersten Abstriche am Werke von San Stefano bezüglich Bulgariens waren nun durch Schuwalows Namen gedeckt, und der alte Kanzler konnte sich darauf beschränken, hinterher eine schöne Rede zu halten über die Opfer, die Rußland trotz seiner siegreichen Macht für das europäische Friedensinteresse bringe. »La Russie«, rief er aus, »apporte ici des lauriers, j'espère que le Congrès les convertira en branches d'oliviers ...« Auf diesen rhetorischen Effekt war er sichtlich stolz. Dann sprach ihm Beaconsfield einige Bewunderung aus für seinen éloquent discours — ohne die Zweifel daran bei den übrigen zu beseitigen, ob er ihn überhaupt verstanden habe – und proklamierte seinerseits die Überzeugung der allgemeinen friedlichen Verständigung. Bismarck, als Dritter im Bunde, schloß sich dem an, fand es aber nicht überflüssig hinzuzufügen, daß, wenn die interessierten Hauptmächte doch noch Schwierigkeiten für das finale Einverständnis fänden, dann die drei neutralen: Deutschland, Frankreich, Italien vermittelnd eintreten würden pour faire appel à la sagesse de celles des Puissances unies dont les intérêts se trouvent plus particulièrement engagés. So lautete fortan die Formel für das Sonderabkommen zwischen den drei Mächten, auf das Bismarck vom Anfang an hingewirkt hatte.

Bulgarien war mit der siebenten Sitzung bis auf die Einzelheiten der Grenzregulierung erledigt.

Die achte Sitzung, am 28. Juni, gestaltete sich zur Galavorstellung für Österreich und Andrássy, die nun endlich den Preis der Enthaltsamkeit während des Balkankonfliktes einheimsen sollten. Nicht als Ergebnis erst des Berliner Kongresses, sondern – wie schon oben bemerkt worden – als Folge der lang genug geheimgehaltenen Abmachung zwischen den Kabinetten von Wien und Petersburg, die sich aus der Kaiserbegegnung in Reichstadt vom Juli 1876 entwickelt hatte und im Januar 1877 perfekt geworden war, kam die Frage der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn aufs Tapet und sollte nun einstimmige europäische Sanktion erhalten. Einwendungen dagegen waren natürlich von seiten der Pforte zu erwarten, aber auch die Zustimmung von Italien und Frankreich erschien keineswegs gesichert. Graf Corti namentlich hatte demgegenüber eine schwere Stellung, da man von ihm in Italien verlangte, daß er nicht ohne greifbaren Vorteil für sein Land von Berlin zurückkehren solle und, wie schon bemerkt, ein Jahr zuvor starke italienische Ansprüche auf einen territorialen Erwerb in Albanien erhoben worden

waren. Somit bezeichnet es immerhin eine der größten Leistungen des Berliner Kongresses, daß er die freiwillige und selbstlose Zustimmung aller neutralen Mächte für das österreichische Mandat in Bosnien herbeigeführt und schließlich auch die Türken dazu gebracht hat, sich dem nicht weiter zu widersetzen.

Für die Sitzung vom 28. Juni war vorher ein Programm verabredet worden, demgemäß die Sache mit glattem Verlaufe, wenn auch nicht ohne die für die Außenwelt erforderliche Debatte darüber, sich erledigen sollte. Fürst Bismarck hatte mich beauftragt, alles Notwendige für eine würdige mise en scène mit Andrássy, Salisbury und Schuwalow abzumachen, indem er von vornherein sein Einverständnis zu allem erklärte, was diesen recht sein würde. Er ging darin so weit, daß, als ich ihm am 28. früh meldete, die Rollen für die Besprechung seien nun verteilt, er sich damit nicht befriedigt zeigte, sondern noch den Wortlaut der Erklärung, die er namens Deutschlands abzugeben haben würde, im Einverständnisse mit Graf Andrássy entworfen zu sehen verlangte. Ich mußte eilends zu Andrássy gehen, um vor Eröffnung der Sitzung – die sich dadurch einigermaßen verspätete – diesen Text festzustellen, was keine leichte Aufgabe war, da er mit der Redaktion nicht schnell vorwärts kam. Es ging erst besser, als ich mich mit Rafael Hübner zusammentat und wir das Ergebnis dem österreichischen Ministerpräsidenten vorlegten, der es bereitwillig genehmigte. Dasselbe tat Bismarck mit einigen kurzen Verbesserungen, und dann konnte die Sache losgehen. Andrássy verlas ein Memoire über die bedrohlichen Zustände in Bosnien und der Herzegowina, Salisbury knüpfte daran den Antrag, im eigensten Interesse der Türkei und des Friedens an Österreich-Ungarn das Mandat der Okkupation und Administration dieser Provinzen zu übertragen, Bismarck unterstützte das, im Namen Deutschlands »liée par aucun intérêt direct dans les affaires d'Orient, mais qui partage le désir de mettre fin à un état de choses, qui, en se prolongeant, contiendrait le germe de nouveaux désordres ayant à leur suite des désaccords entre les cabinets européens.« Dann sprachen Frankreich und Italien ihre Zustimmung aus, Graf Corti mit der ebenfalls vorher abgemachten Reserve, daß das österreichische Kabinett noch weitere Erläuterungen über die beabsichtigten Maßregeln geben möchte, und Lord Beaconsfield benutzte die Gelegenheit zu einer schwungvollen Rede über die souveränen Rechte des Sultans, die durch die vorgeschlagene Hilfeleistung von Österreich in den Grenzprovinzen keineswegs angetastet werden sollten. Ganz kurz und ohne jede Motivierung nahmen die Russen den Vorschlag an. Caratheodory, der natürlich auf diesen Moment vorbereitet gewesen war, verlas eine Abhandlung über die guten Vorsätze der Pforte für die künftige Verwaltung der christlichen Provinzen, wodurch die österreichische Einmischung überflüssig werde, und erklärte, ohne neue Instruktionen diese nicht anerkennen zu dürfen. Das gab Bismarck Anlaß, ihm zu Gemüt zu führen, daß angesichts der Übereinstimmung aller anderen Mächte die Pforte nicht mehr in der Lage

sei, ihre Opposition aufrechtzuerhalten. Schließlich wurde für die Türken das Protokoll offen gelassen, die Frage aber als abgemacht erklärt. Der Rest der Sitzung war Serbien gewidmet, das nun, als erstes unter den Balkanländern, die bis dahin türkische Vasallenstaaten gewesen waren, zum unabhängigen Staate erklärt wurde.

Der Vergnügteste an diesem Abende war Andrássy. Er hatte es sich nie so leicht vorgestellt gehabt, dieses Geschäft, in dem er für Österreich den Schwerpunkt seiner bisherigen Orientpolitik erkannte, bei dem Kongresse abzuschließen. Er gedachte der großen persönlichen Genugtuung, mit der Kaiser Franz Joseph diese Errungenschaft begrüßen würde: er wußte, daß er darin einen Trost für so viele schweren Verluste in seiner Regierungszeit suchte und fand. An die heftigen Angriffe freilich, die ihm, dem Minister, gerade aus der bosnischen Angelegenheit erwachsen sind, als die Opfer für Durchführung der Okkupation hervortraten, hat er damals noch nicht denken können.

Die neunte Sitzung am 29. Juni brachte die Abwechslung, daß die griechischen Vertreter vor den Schranken des Kongresses erschienen, Th. Delyannis und Rangabé. Sie wurden feierlich von mir aus dem Vorzimmer hereingeholt und der Versammlung, die sich erhoben hatte, durch den Präsidenten vorgestellt. Beide befanden sich in gehobener Stimmung wie brave Kinder, die man zum Weihnachtstisch führt. Delyannis drückte die Wünsche Griechenlands in einem längeren Exposé aus, dessen kurzer Inhalt war: man müsse, um Frieden im Orient zu behalten, möglichst viel türkisches Gebiet an das Königreich abtreten, jedenfalls Kandia und die Grenzprovinzen. Dann ergriff Rangabé das Wort zu einer freien, schwungvollen Rede über die Kulturaufgabe der griechischen Rasse, die sich nur entwickeln könnte in der Unabhängigkeit und Freiheit. Er verstieg sich in einem wundersamen Französisch zu kühnen Bildern, die freilich mehr erheiternd als überzeugend auf die hohe Versammlung wirkten; le peuple grec qui a bû au calice de la liberté gehörte zu seinen Metaphern, die wir nachher noch manchmal zitiert haben. Als die Hellenen das Lokal dann verließen (wieder feierlich von mir geleitet), hörte ich, wie der Staatssekretär Bülow, der sich nicht leicht die Gelegenheit zu einer verbindlichen Phrase entgehen ließ, zu Rangabé sagte: »on voit qu'il y a encore des Demosthènes en Grèce« — und der kleine Mann sah aus, als nehme er das Kompliment so ernsthaft wie möglich!

Für die Griechen herrschte im Kongreß ein ausgesprochenes Wohlwollen, das sich dann bei der Grenzregulierung praktisch betätigte. Jedenfalls ging es ihnen besser als den Rumänen, über die noch in derselben Sitzung, vorbehaltlich ihrer persönlichen Vernehmung, verhandelt wurde. Die Russen hielten unabänderlich fest an Zession von Bessarabien, und Gortschakow wies jeden Einspruch dagegen von seiten der Rumänen als groben Undank ab. Die Engländer begnügten sich mit einem durch Beaconsfield vorgetragenen sittlichen Protest gegen die ungenerose Behandlung Rumäniens in dieser Frage, und damit war es fertig.

Zur zehnten Sitzung, am 1. Juli, waren die rumänischen Delegierten Bratiano und Cogalniceano vorgeladen, um ihren Standpunkt bezüglich der Abtretung von Bessarabien darzulegen. An der Sache selbst war nichts mehr zu ändern. Diese beiden trugen, als ich sie in den Kongreßsaal geleitete, eine andere Stimmung zur Schau wie zwei Tage zuvor die Griechen! Tief erregt traten sie vor den europäischen Areopag, der ihnen nach dem siegreichen Erfolge ihrer Armee, wenn auch gegen die reichlichste Entschädigung, ein Stück Land abnehmen wollte. Cogalniceano, die Tränen im Auge, fing damit an, zu sagen: »Nous venons ici, des paysans du Danube, peu accoutumés à paraître devant une pareille assemblée.« (Diese bescheidene Selbstbezeichnung schien übrigens unter den Donaubewohnern üblich zu sein, denn später habe ich sie wiederholt aus dem Munde des Königs Milan gehört.) Dann verlas er eine Erklärung über das, was Rumänien nach dem Kriege für sich beanspruchen könne. Dem ging allerdings der melancholische Satz voraus: »nous avons eu occasion de constater déjà que la période des négociations nous a été moins propice que la fortune des armes.« Bratiano, der auffallend blaß war, fügte dem eine kurze Ergänzung hinzu mit Appell an den Gerechtigkeitssinn der Russen. Unter dem höflichen Schweigen der Versammlung zogen sie sich wieder zurück — sind dann auch gleich von Berlin abgereist. Ihr mit so vieler Ostentation geäußerter patriotischer Schmerz war doch zum größten Teil eine Maske und eine Parteinotwendigkeit, im Grunde konnten sie unmöglich den Tausch von Bessarabien gegen die Dobrudscha mit den Häfen als etwas anderes wie ein vorteilhaftes Geschäft ansehen und kaum erwartet haben, daß die übrigen Mächte deswegen das ganze Friedenswerk hätten in Frage stellen wollen. Der Rest der Sitzung am 1. Juli wurde übrigens noch dazu verwendet, das an Rumänien zu überlassende Gebiet erheblich zu vergrößern.

Ich füge noch einiges aus einem Briefe vom 30. Juni hinzu: »... Wir hoffen, etwa am 8. Juli schließen zu können; länger würde es Bismarck, der Tag für Tag mit seinen Nerven zurückgeht, nicht aushalten. Mit gutem Willen müßten die Hauptsachen bis dahin fertig sein, Detailfragen können ja für später bleiben. Wir haben große Fortschritte in der friedlichen Entwicklung gemacht, böse Punkte (Asien, Batum, Kars!) sind aber noch übrig. Wenn der Frieden gesichert wird, so ist er, unserer Überzeugung nach, für Rußland ehrenvoll und annehmbar. Niemand würde das hier erreichte Resultat anders beurteilen, wenn nicht das unselige Machwerk von San Stefano die Köpfe vorher verdreht hätte ... Unsere Arbeit, speziell die des Protokolls, ist zeitweise kaum mehr zu bewältigen ... Ich werde ramolli und träume schon von nichts anderem als von der haute assemblée ...«

Das Protokoll wuchs allerdings riesig an, und das der achten Sitzung vom 28. Juni, das wir bis zum 30. fertigstellen mußten, umfaßte ohne Anlagen vierundzwanzig Druckseiten. Dabei ereignete sich ein charakteristischer Zwischenfall. Wir

ließen immer bei der Ausarbeitung die Stellen offen, wo sich in der Sitzung vorgelesene Schriftstücke einfügten, die uns dann von dem betreffenden Bevollmächtigten im schriftlichen Wortlaut zugingen und gleich in Druck gegeben werden konnten. So war es auch bei dem Protokoll über die bosnische Okkupationsdebatte, das bis auf den noch einzuschaltenden, in der Sitzung verlesenen Antrag von Lord Salisbury fertig war, aber nicht gedruckt werden konnte, bis uns Philip Currie im letzten Momente diesen Wortlaut brachte. Trotz der Eile las ich noch einmal das englische Dokument aufmerksam durch und war erstaunt, einen Zusatz zu finden, den ich mich nicht entsinnen konnte bei der Vorlesung gehört zu haben. Er bestand in der Einschiebung der Worte: avec l'assentiment des Puissances in den Schlußsatz, der die Okkupation Bosniens und der Herzegowina durch Österreich anordnete. Mir schien sofort, daß das den ganzen Sinn des Vorschlags ändern und die Ausführung von dem ausgesprochenen assentiment der Pforte abhängig mache, d. h. bis ins Unberechenbare verschieben müßte. Ich frug Busch und Mouy, ob sie diese Einschaltung gehört hätten? Und als sie es verneinten, ging ich ohne weiteres zu Andrássy, um ihm erst davon Kenntnis zu geben, bevor wir es in das Protokoll aufnehmen könnten. Der Graf saß vergnügt bei seinem Frühstück, aber als er die Sache hörte, fuhr er mit einem Luftsatze in die Höhe und ließ einen mir leider nicht verständlichen ungarischen Fluch los. Er steckte dann das englische Papier ein und lief zu Salisbury. Eine Viertelstunde darauf kam Philip Currie wieder zu mir und sagte: »oh, il y a quelques mots à biffer dans notre papier.« »Bien, biffez!« und das assentiment des Puissances war wieder heraus. Hätten wir es aber im gedruckten Protokollentwurf gelassen, so würden die Engländer haben erklären können, daß der Antrag wirklich mit diesen Worten verlesen und gebilligt worden sei. Wer weiß, wie dann die weitere Verhandlung über einen der wichtigsten Punkte des Kongreßwerkes verlaufen sein würde. Andrássy hat mir nachher erzählt, er sei scharf mit Salisbury deswegen aneinander gekommen, der ihm gestanden habe, die Türken hätten ihn beschworen, diesen kleinen Zusatz noch nachträglich zu machen, um ihre Verantwortung in Konstantinopel zu erleichtern. Mir hat aber Andrássy den ihm durch die rechtzeitige Mitteilung geleisteten Dienst nie vergessen und noch Jahre danach mir seinen Dank dafür wiederholt. Auch Bismarck war sehr damit zufrieden, fühlte nur sein Vertrauen in die Ehrlichkeit von Salisbury etwas erschüttert.

Am 1. Juli hielten die sämtlichen in Berlin anwesenden Zeitungsmänner im Zoologischen Garten einen »Kongreß« ab, der wohl in seiner Form als Festdiner eine angenehmere Sitzung dargeboten haben mag, wie die im Palais der Wilhelmstraße waren. Natürlich waren am anderen Tage alle Zeitungen voll von Berichten über dieses Ereignis. Man erfuhr, daß die Vertreter der Hauptblätter aus allen Ländern beisammen gewesen waren, dazu Ehrengäste wie Berthold Auerbach, Gneist, Curtius, Werner, Meyerheim, Wilbrandt u. a. Von fremden Politikern der alte Rangabé,

der überall sein mußte, und Hofrat v. Teschenberg aus Wien, Andrássys Preßleiter. In den Reden hatte sich vielfach das Mißvergnügen über die Geheimhaltung der Kongreßverhandlung ausgesprochen, Herr Etienne aus Wien toastete sogar darauf, daß in künftiger Zeit Kongresse nicht mehr durch die Kabinette, sondern durch die Völker einberufen werden möchten, und es dann keine Geheimniskrämerei mehr geben würde. Freundlicher gedachte Gneist in seiner Rede des Berliner Kongresses, dessen ernstes und fleißiges Wirken er in Parallele stellte mit dem oberflächlichen Getriebe einst auf dem Weltkongresse in Wien. Das Beste aber lieferte Stettenheim durch Vorlesung eines Briefes vom unsterblichen Dr. Wippchen aus Bernau, dem Kriegskorrespondenten der »Wespen«, dessen Berichten man schon seit Jahr und Tag so viele Freude verdankte. Er erklärte darin: er sei gar nicht erst nach Berlin gekommen, und zwar aus Besorgnis, dort irgend etwas zu erfahren; dies würde ihn aber in der Unbefangenheit der Berichterstattung stören. »Der katexochene Journalist darf überhaupt niemals etwas erfahren, nur so kann er seine Obliegenheiten erfüllen ... Ich will jeden Schein vermeiden, als wüßte ich etwas, das nicht aus mir selbst kommt ...« Mit dieser Satire hatte er mehr das Wahre getroffen, als wohl seine lachenden Zuhörer gern eingeräumt haben werden.

Mühsam waren noch die elfte Sitzung vom 2. und die zwölfte vom 4. Juli, in denen aber viele Arbeit geliefert wurde: alle Donaufragen, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, die Kriegskosten usw., fanden ihre Erledigung, die Spezialkommissionen für Grenzregulierung, in denen wir vortrefflich vertreten waren durch den Oberstleutnant Blume aus dem Kriegsministerium, leisteten tüchtige Hilfe für die Verständigung. Am 3. Juli wurde offiziös in der »Provinzial-Korrespondenz« geschrieben: »Nach aller Voraussicht geht der Kongreß einem nahen und glücklichen Abschlusse entgegen.« Auch auf dem großen, überaus glänzenden Diner, das Bleichröder am 3. Juli für die sämtlichen Bevollmächtigten gab (nur Bismarck war nicht gekommen), herrschte eine gute Stimmung. Trotzdem stand noch eine schwarze Wolke, die von Batum und Kars, am Kongreßhorizont, und Schuwalow sagte mir bei Bleichröder: »je ne suis pas encore rassuré, je crains toujours des cochoneries du côté de Dizzy.« — Auch mit den körperlichen Kräften ging es abwärts. Am 4. schrieb ich: »Nachgerade haben wir alle den Kongreß und was drum und dran hängt, unaussprechlich satt — der Vorrat von Frische und Widerstandskraft nimmt ab, die Arbeit nicht. Bismarck, fürchte ich, ist nun bald am Ende seines Aushaltens angelangt. Auch Gortschakow ist recht kaputt, erschwert dabei weiter das Geschäft für Schuwalow ... Was diesen anbetrifft, so hat hier jeder Teilnehmer am Kongreß den Eindruck seiner großen Bedeutung, und ich freue mich im Interesse Rußlands, daß es eine solche Kapazität besitzt. Aber wenn er nicht Reichskanzler wird, hilft es doch nichts ...«

Die Schwierigkeiten, auf die man zum Schlusse glaubte sich gefaßt machen zu müssen, kamen in der dreizehnten Sitzung, am 5. Juli, noch nicht zur Aussprache. Die

Tagesordnung galt der griechischen Frage, und darin fanden sich alle Mächte, mit Ausnahme der Türkei, einig. Die Franzosen, besonders Waddington, hatten die Griechen unter ihren speziellen Schutz genommen: bei Waddington kam dabei der helleniſtisch gebildete Altertumsfreund und Münzsammler mit in Betracht, der, wie auch unsere Gelehrtenwelt es tat, in den modernen Griechen noch einen Abglanz der klassischen Zeiten erkennen wollte, und sie auf Unkosten der barbarischen Türken zu fördern für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die alte Kulturwelt hielt. Ich war in meiner Eigenschaft als Gesandter für Hellas von Waddington vorher gebeten worden, mit ihm die Frage der Grenzberichtigung zu besprechen und hatte dabei von uns aus den Standpunkt einzunehmen gehabt, daß wir dem Königreiche jede Gebietserweiterung gönnen würden, zu der man die Pforte ohne neuen Krieg bewegen könnte. Wir empfanden es aber als eine starke Zumutung an die Türken, daß sie, ohne im Gefecht mit den Griechen gewesen zu sein, ihnen freiwillig einige Provinzen herausgeben sollten. Waddington wollte zuerst sehr weit gehen in seinen Vorschlägen, weiter als eine türkische Zustimmung denkbar gewesen wäre. Was er schließlich vorschlug, war immerhin noch so beträchtlich, namentlich im Epirus, wo der Fluß Kalamos die Nordgrenze bilden sollte, daß es ganz zweifelhaft bleiben mußte, ob das jemals in Güte von den Türken zu haben sei. Das habe ich Waddington von vornherein gesagt und davor gewarnt, den unmäßigen Ansprüchen, mit denen die Griechen auftraten, mehr nachzugeben, als man nachher je würde durchsetzen können. Nach einer Rede von Waddington, der unter anderem daran erinnerte, daß schon König Leopold von Belgien einst die griechische Krone ausgeschlagen habe, weil das Land eine unmögliche Abgrenzung besitze, erhielt der französische Antrag die Form eines Rates an die Türkei, daß sie sich mit Griechenland über eine Grenzberichtigung verständigen möge, oder aber die Mächte sollten, wenn die direkte Einigung nicht zustande käme, die Vermittlung übernehmen. Dem stimmten schließlich alle bei — nur die Türken enthielten sich des Votums. Wieviel Mühe und Arbeit aber später bis zum völligen Austrag dieser durch Waddingtons Generosität auf so breiter Basis den Griechen zugestandenen Ansprüche notwendig geworden, davon werde ich aus eigener Mitwirkung noch zu erzählen haben. Einstweilen konnten die Hellenen befriedigt über die Hilfe, die Europa ihnen geleistet hatte, wieder nach Hause reisen.

Unser Hauptinteresse war jetzt nicht die griechische Grenze, sondern die noch zwischen den Russen und Engländern ungelöste Frage der russischen Annexionen in Kleinasien: Ardahan, Kars, Batum. Am 5. Juli wußten wir noch nicht, wie es am nächsten Tage, in der vierzehnten Sitzung, damit werden könne. Schuwalow kam zu Bismarck in großer Besorgnis deswegen, er sagte, Gortschakow wolle durchaus allein morgen über die Frage reden und behaupte, er habe sich mit Beaconsfield deswegen schon besprochen, aber er, Schuwalow, sei überzeugt, daß beide sich nicht verstanden hätten.

Aus den letzten Erörterungen, an denen namentlich Schuwalow und Odo Russel

beteiligt waren, ergab sich dann doch noch ein befriedigendes Resultat für den 6. Juli. Gortschakow hatte dafür eine besondere mise en scène vorbereitet, indem er vor Beginn der Sitzung feierlich sich mit Beaconsfield in einer Fensternische absonderte, wo beide, auf ihre Stöcke gestützt, sich zunächst als historische Gruppe bewundern ließen. Gortschakow sprach (französisch) mit edlen Gesten, und Dizzy hörte ihn ziemlich unbeweglich an. Die Korona der übrigen Kongreßmänner schaute in dem Bewußtsein zu, daß nun wohl alles in Ordnung kommen werde. Dann gab, gleich im Anfang der Sitzung, Gortschakow den Engländern die Erklärung, daß Batum zum Freihafen, »port franc essentiellement commercial«, gemacht und Erzerum, Bajazid, sowie das Tal von Alaschehr den Türken zurückgegeben werden sollte. Auf dieser Grundlage ließ sich nun die Beibehaltung von Ardahan und Kars durch die Russen diskutieren. Beaconsfield und Salisbury machten noch einige Reserven für die Ausführung der neuen Grenzlinie, aber im wesentlichen wurde man einig.

Das war viel, und Gortschakow konnte mit Recht danach ausrufen: »dans la séance d'aujourd'hui nous avons fait un immense pas vers le but élevé de notre réunion ...«

Als ein erheiternder kleiner Zwischenfall kam in der weiteren Debatte vor, daß Salisbury mit Rührung und Eifer an die Russen das Verlangen stellte, es müsse bei der Grenzbestimmung Rücksicht genommen werden auf »les intérêts d'une vaillante nationalité muselmane qui se refuse à la domination russe« und die der vollen Teilnahme der Mächte würdig seien. Auf die etwas ironische Frage von Schuwalow: »serait-il permis de connaître le nom de ce peuple si intéressant qui jouit de la protection du noble Lord?« geriet dieser letztere in beträchtliche Verlegenheit, weil er seine Notizen verlegt hatte und nun beim besten Willen selbst nicht wußte, wen er meinte. Erst nach geraumer Zeit wurde unter Beihilfe von Odo Russel der betreffende Zettel wiedergefunden und dann nachträglich konstatiert, daß Salisbury von den Lasen in Lasistan hatte sprechen wollen. Am Abend war ein großes Diner bei Bismarck, dem die Engländer und Österreicher beiwohnten und wobei die Sitzung viel glossiert wurde, aber diesmal mit der allgemeinen Überzeugung, daß die Sache des Friedens endlich gesichert sei.

Dann folgten zwei lange und anstrengende Sitzungen, die fünfzehnte am 8. Juli, die sechzehnte am 9. Juli, ganz ausgefüllt durch Detailfragen, die ohne das fortwährende energische Dazwischenfahren des Präsidenten gar kein Ende mehr gefunden haben würden. Bismarck war recht nervös, bewirkte aber mit seiner schlechten Laune, daß diejenigen, welche immer wieder minder wichtige Zwischenfragen aufwerfen wollten (namentlich die Türken), sich einschüchtern ließen und stillschwiegen. Am 8. wurde der persische Abgesandte, Malcom Khan, von dem ich schon oben gesprochen habe, vor die Schranken des Kongresses geführt, um seine Bemerkungen wegen der Ansprüche auf Khotur zu machen, das an Persien zurückgegeben werden sollte. Er benahm sich vor

dem Kongresse ebenso manierlich und ruhig, wie er vorher mit seinem Drängen auf Zulassung unbescheiden gewesen war.

Durch Londoner Telegramme erfuhr man am 8. Juli zuerst etwas von dem am 4. Juni abgeschlossenen Übereinkommen zwischen England und der Pforte, wonach Zypern den Engländern überlassen wurde und diese dafür dem Sultan den asiatischen Besitzstand garantierten. Wir kannten bereits aus sicherer Quelle, aber erst seit einigen Tagen, den geheim gehaltenen Vertrag, von dem Beaconsfield und Salisbury kein Wort in Berlin sagten, ebenso wußte Andrássy darum und vermutlich auch Schuwalow. Die Nachricht erregte zuerst großes Aufsehen wie ein unerwarteter Theatercoup, und anfänglich wurde in der Presse die Meinung verfochten, es würde damit das Kongreßwerk gestört und eine neue heftige Diskussion hervorgerufen werden. Davon war keine Rede. Der Kongreß hatte sich überhaupt nicht damit zu beschäftigen, da es in keinem Zusammenhang mit dem Frieden von San Stefano stand, und gleich war bei den anderen Kabinetten die Anschauung vorherrschend, daß diese Abmachung mehr eine Eitelkeitssache für Disraeli als eine Tat von politischer Tragweite sei. Bismarck hatte darüber gelacht und faßte es, bei der ersten Nachricht davon, als Pfand dafür auf, daß Disraeli nun wirklich die Verständigung wolle, da er seinen pot de vin sich gesichert habe. Nur in England, wo die ersten Begriffe der »imperialistischen« Politik aufzudämmern begannen, war die Begeisterung groß.

In einem Briefe vom 8. Juli faßte ich unsere Eindrücke über den Stand der Kongreßarbeit wieder zusammen: »... Wir haben nun den letzten Berg mit Batum überstiegen ... Wenn jetzt nicht noch ganz unvermutet etwas passiert (die neue Meldung über den Zypern-Vertrag hat keine störende Bedeutung), so ist der Frieden fertig. Es bleibt noch der Text des neuen Vertrags aufzusetzen, der den Pariser von 1856 endgültig beseitigt. Diese Errungenschaft allein müßte Rußlands Nationalehre befriedigen. Dabei hat es aber große und positive Dinge gewonnen: die Bildung des unabhängigen Bulgariens, Annexion von Bessarabien und von Armenien mit Batum, Kreierung der slawischen Dynastien in Serbien und Montenegro. Für die anderen christlichen Provinzen der Türkei sind erhebliche Reformen durchgesetzt; Griechenland soll halb Thessalien und Epirus bekommen, Kreta ein autonomer Staat werden, die Rumänen haben die Dobrudscha mit zwei Häfen am Schwarzen Meere und den Donaumündungen, Österreich ist in Bosnien und der Herzegowina eingesetzt. So haben alle Teile etwas, selbst der Türke hat im Vergleich zum Vertrag von San Stefano erheblich gewonnen und die eine große Hälfte des Ignatiewschen Bulgariens, das jetzt Ost-Rumelien heißen soll, zurückerhalten ...

Das Resultat von alledem wird aber zunächst sein, daß allgemein geschimpft werden wird und niemand zufrieden ist, wenigstens nicht sagt, daß er es ist ... Geschimpft werden muß schon zur Unterhaltung des Zeitungspublikums, und außerdem können in den meisten Ländern die Oppositionsparteien der gerade am Ruder befindlichen Regie-

rung den Erfolg und den Vorteil nicht gönnen ... Am meisten wird in Rußland räsoniert werden, nachdem man in Sicherheit ist und keinen neuen Krieg zu fürchten braucht. Schon jetzt hören wir es hier von den Reise-Russen, daß Schuwalow ein Verräter ist und wir als Feinde mehr wie als Freunde gehandelt haben. Einige Zeit kann es noch dauern, ehe man dort zur Einsicht kommen wird, daß jetzt keine Ursache mehr zum Krieg ‚à outrance, la dernière goutte de sang pour la sainte cause' und so weiter war und man zweckmäßiger Geld und Blut aufspart ... Fünf Jahre mindestens, glaube ich, wird die jetzt geschaffene Lage vorhalten können. Vielleicht machen dann die Griechen eine neue Konferenz notwendig. Jetzt aber haben wir Europa vom Krieg bewahrt und den Weg gezeigt, auf dem man auch in Zukunft ohne Kampf sich einigen könnte. Das ist der Gewinn des Kongresses: zum ersten Male hat ein solches europäisches Werk einem großen Kriege vorbeugen können. Die anderen Kongresse kamen erst zustande, nachdem sich die Mächte schwer geschädigt hatten, oder es sind die europäischen Kämpfe aus ihnen hervorgegangen ... Es ist gut, sich den ideellen Standpunkt dafür zu wahren, denn materiell werde ich aus dieser Episode keine andere Konsequenz ziehen als Abnützung der Nerven und eine vergrößerte Schneiderrechnung ...«

Die siebzehnte Sitzung, am 10. Juli, zeichnete sich dadurch aus, daß zu guter Letzt noch die Russen und Türken scharf aneinanderkamen. Zuerst als die Türken den allerdings naiven Antrag stellten, Rußland solle für die eroberten und in seinem Besitze verbleibenden Distrikte in Kleinasien einen proportionellen Teil der türkischen Staatsschuld übernehmen. Gortschakow fand die Zumutung plus qu'étonnante und Schuwalow belehrte die Osmanli über den Unterschied zwischen Ländererwerb durch freiwillige Zession oder durch das Recht der Eroberung. Dann aber nahmen die Türken ihre Vergeltung, als Schuwalow plötzlich mit einem Anfluge von lyrischem Pathos vom Schipkapasse sprach: »il y a dans la chaîne des Balcans un point qui a été le théâtre de luttes héroiques: elles ont pu être égalées, mais non surpassées dans l'histoire —« und daran die Forderung knüpfte, für alle Zeit die Position am Schipka umzuwandeln »dans un glorieux cimetière où il ne s'élévera plus de batteries et où jamais le canon ne grandera«. Er hatte das schön und eindrucksvoll vorgetragen, jedoch nicht das Herz der Türken genügend erschüttert, um sie vergessen zu machen, daß der Schipkapaß auch eine strategische Bedeutung haben könne, die sich nicht vom Gefühlsstandpunkt bemessen ließe. Wenn Mehemed Ali den Zusatz beantragte: sauf les nécessités stratégiques de Schipka, so war er gewiß nicht im Unrecht, aber Schuwalow fingierte edlen Zorn über den Mangel an ethischem Verständnisse auf seiten der Türken, und es half auch nichts, daß Bismarck ihm beisprang, während alle anderen sich nicht einmischen wollten.

Als dann die erste Lesung des inzwischen von der Redaktionskommission ausgearbeiteten Vertragsentwurfs erfolgte, fand Bismarck wieder Anlaß zu nachdrücklich-

stem Eingreifen, da von einigen Seiten (den Türken, aber auch von Launay) noch der Versuch gemacht wurde, auf die materielle Erörterung über einzelne Punkte, die schon als abgemacht gelten mußten, zurückzukommen. Mich erinnerte das an die Erfahrung mit den Chinesen 1862, die den Vertrag, zu dessen Ratifikation wir gekommen waren, erst noch einmal wieder durchberaten wollten.

Wir würden die Vorbereitungen für den Abschluß in der nächsten, der achtzehnten Sitzung, am 11. ganz erledigt haben, wenn ihn nicht der alte Gortschakow noch mit einer letzten Schwierigkeit in die Länge gezogen hätte. Schon in zwei früheren Sitzungen hatte er eine sogenannte Exekutivklausel für den Vertrag vorgeschlagen, durch die alle Mächte sich verpflichten sollten, für die völlige Durchführung der im Vertrag niedergelegten Berliner Kongreßbeschlüsse gemeinsam einzutreten. Die Redaktion dieses Antrags war wiederholt geändert worden, fand aber in keiner Form die Zustimmung der Vertreter von Frankreich, Italien und England, noch weniger die der Türken. Bismarck, in dem Bestreben, Gortschakow gefällig zu sein, sprach dafür, auch Andrássy zeigte sich nicht abgeneigt, eine solche Klausel anzunehmen und schlug nur eine weniger obligatorische Fassung vor. Trotzdem fiel die Sache nach mehrmaliger Abstimmung zu Boden. Gortschakows persönliche Rolle im Kongreß endete also mit einem ihn schwer kränkenden Mißton. Er hätte sich das ersparen können, wenn er, wie ihm Schuwalow und Bismarck geraten haben, gleich nach den ersten Versuchen von dem Antrag, der offenbar keine Aussicht haben konnte, abgestanden wäre. Daran hinderte ihn seine Eitelkeit. Er hatte mit einem besonderen Knalleffekt enden wollen, was auch allerdings eintrat, aber in umgekehrtem Sinne. Auch dafür suchte er wieder Bismarck verantwortlich zu machen, der nicht energisch genug für ihn eingetreten sei. Am Abend des 11. war ein Diner bei Oubril – übrigens das beste und schönste der Kongreßzeit, darin war Oubril groß –, und ich saß neben Michel Gortschakow, der mich andauernd von den Beschwerden seines Vaters und speziell seiner großen Enttäuschung über den Verlauf der heutigen Sitzung unterhielt, natürlich damit ich es an Bismarck weitergeben sollte.

So blieb die letzte Hand anzulegen an die Vertragsredaktion, der neunzehnten Sitzung am 12. Juli vorbehalten. Auch diesmal kam man nur unter dem Hochdruck des Bismarckschen Präsidiums zur Verständigung. Zwischen Russen und Engländern waren immer noch Details über die Grenze in Asien zu regeln, und Bismarck ließ die Sitzung unterbrechen, um ihnen Zeit zur Besprechung zu geben. Während der Rest der Bevollmächtigten sich beim Büfett aufhielt, blieben Schuwalow und Salisbury nebst Mehemed Ali in Konferenz; und dann konnten sie endlich bei der Wiedereröffnung der Verhandlungen die Mitteilung machen, daß sie über alle Punkte einig seien.

Es war ein schöner Moment, als danach Bismarck erklärte: »Messieurs, je constate que la rédaction du traité est terminée.«

Man hatte nur noch Bestimmung über die Formalitäten für Unterzeichnung und

spätere Ausfertigung des Vertragstextes zu treffen und trennte sich dann, alle wohl mit einem tiefen Seufzer der Befreiung, einige wenigstens auch im Gefühl der vollen Befriedigung. Zu diesen gehörten wir Deutsche jedenfalls und ich, das Faktotum der Arbeit, am meisten.

Noch hatten wir im Sekretariat die schwere Aufgabe zu lösen, bis zum nächsten Tage die sieben Exemplare des Vertrags zur Unterschrift fertigzustellen, sowie die Protokolle 18 und 19, die morgen vorgelegt werden mußten. Es wurde die ganze Nacht durch an Korrektur und Kollationierung der Texte gearbeitet. Herr v. Jasmund, dem dies oblag, verließ das Ministerium um 7 Uhr morgens. Die für die einzelnen Mächte hergestellten Vertragsexemplare waren auf Pergament gedruckt und in roten Samt gebunden. Am 13. Juli vormittags versammelten sich im Kongreßbureau die Sekretäre der Bevollmächtigten, um die betreffenden Exemplare mit den Siegeln der Unterzeichner zu versehen, so daß in der Sitzung nur noch die Namen zu unterschreiben blieben. Nur die Türken waren nicht vertreten. Als wir nach ihnen schickten, kam zu unserer Überraschung die Antwort, sie hätten noch keine Ermächtigung, die definitive Unterzeichnung des Vertrags zu vollziehen. Und dann erfuhren wir von Andrássy, daß seit frühem Morgen die türkischen Bevollmächtigten ihm aufsäßen, um noch eine Änderung in den Bestimmungen über die Okkupation von Bosnien zu erlangen, eventuell damit drohten, die Unterzeichnung des Vertrags zu verweigern. Er habe ihnen schon die ausdrückliche Erklärung zugestanden, daß durch das Einrücken österreichischer Truppen in Bosnien und der Herzegowina die Hoheitsrechte des Sultans nicht als aufgehoben betrachtet werden sollten, aber er weise es bestimmt ab, über den Termin der Okkupation, wie die Türken es von ihm verlangten, sich erst mit der Pforte zu verständigen. Darauf waren also Karatheodory und Mehemed Ali, nach dem Mißlingen des oben erwähnten Versuchs mit Hilfe von Salisbury, jetzt im letzten Moment zurückgekommen. Es wurde nun ungemütlich bei der Eventualität, daß die Türken schließlich doch ihre Unterschrift verweigern könnten. Andrássy ließ ihnen noch einmal sagen, er könne kein weiteres Zugeständnis machen und müsse dem Präsidenten des Kongresses von dem Zwischenfall Kenntnis geben. Von Bismarck aus wurde darauf ihnen vertraulich mitgeteilt, daß unter allen Umständen der Vertrag heute unterschrieben werden würde; wollten sich die Vertreter des Sultans davon ausschließen, so falle die ganze Verantwortung für die daraus entstehenden schweren Folgen allein auf sie zurück. Das erschien ihnen doch noch bedenklicher als die Verantwortung für die Unterschrift, nachdem man in Konstantinopel darauf genügend vorbereitet sein mußte. Also faßten sie einen großen Mut und kamen schließlich an; aber der Beginn der Sitzung wurde mit diesem Hin- und Herparlamentieren erheblich verspätet. Zur Schlußsitzung war das ganze Personal der Kongreßbevollmächtigten zugelassen, alle trugen wieder, wie zum Anfang, kleine Uniform. Außerdem war der Maler Anton v. Werner im Saal, der den Auftrag von der Stadt Berlin hatte, den Kongreß durch

ein großes Gemälde zu verewigen. Bevor man sich zur Verhandlung setzte, wurde noch eine geraume Zeit damit verbracht, daß eine Menge Blätter, Albums, Fächer, Photographien zirkulierten, für die man die Autographien der Kongreßmitglieder verlangte. Es war ein starker Appell an die Geduld und Freundlichkeit der einzelnen, die unablässig ihre Namen auf jegliches Material zu setzen hatten; aber alle, Bismarck an der Spitze, unterzogen sich der Operation mit gutem Willen. Bemerkt wurde, daß speziell die Türken — namentlich die Sekretäre — eine edle Dreistigkeit darin entwickelten und manche doppelt und dreifach sich dazu herandrängten. Auf Initiative, ich glaube von Andrássy, wurde für Mouy, Busch und mich je ein Bogen in Zirkulation unter den Bevollmächtigten gesetzt, der die Widmung »remercîments du Congrès pour le Secrétariat« und dazu, in der offiziellen Reihenfolge, die Unterschriften der zwanzig Bevollmächtigten trug. Ich habe dieses wertvolle Dokument in einem schönen Einbande zum dauernden Gedächtnisse aufbewahrt. Auch erhielt ich von jedem einzelnen der Kongreßmitglieder sein unterzeichnetes photographisches Porträt.

Um 3 Uhr eröffnete Bismarck die letzte Sitzung, indem er die Bevollmächtigten zur Unterzeichnung des Vertragstextes einlud. Bevor dazu geschritten wurde, hielt Andrássy eine Ansprache, um den Dank aller für den Präsidenten zum Ausdruck zu bringen. Wenn er darin sagte: »Grâce à la sagesse, à l'infatigable énergie, avec lesquelles notre Président a dirigé nos travaux, il a contribué à un haut dégré à la prompte réussite de l'œuvre de pacification que nous avons entreprise en commun«, so waren das keine konventionellen Phrasen, sondern es enthielt die einfache Wahrheit. Bismarck antwortete kurz und dankte seinerseits für den »esprit de conciliation et la bienveillance mutuelle dont tous les Plénipotentiaires ont été animés et qui m'ont facilité une tâche que, dans l'état de ma santé, j'espérais à peine pouvoir mener jusqu'á son terme«. Nach dem Akte der Unterzeichnung ergriff Bismarck wieder das Wort zum Abschiede. Er hatte eine Art von Rückschau auf die nun abgeschlossene Verhandlung halten wollen und es war ihm dafür (von mir und Busch) ein Entwurf vorgelegt worden, den er sich für seine Rede zurechtgelegt hatte. Aber er fand das Papier nicht und sprach nun ganz frei in dem Gedankengange, den der Moment ihm eingab, und nur um so eindrucksvoller. Seine Worte waren der beste Epilog für das Kongreßwerk, den es hätte finden können. »Au moment de nous séparer, je ne crains pas d'affirmer que le Congrès a bien mérité de l'Europe. S'il a été impossible de réaliser toutes les aspirations de l'opinion publique, l'histoire dans tous les cas rendra justice à nos intentions, à notre œuvre, et les Plénipotentiaires auront la conscience d'avoir, dans les limites du possible, rendu et assuré à l'Europe le grand bienfait de la paix si gravement menacée. Ce résultat ne saura être atténué par aucune critique que l'esprit de parti pourra inspirer à la publicité . . .«

Man vereinigte sich danach noch einmal am Büfett, wo uns Borchardt mit einem Prachtaufbau, der Friedensengel in der Mitte, umgeben von den Flaggen der europäischen Mächte, überraschte.

Um 7 Uhr war das Abschieds-Galadiner im Schlosse für den Kongreß, in derselben Anordnung und Ausstattung, wie das zum Beginn am 13. Juni gewesen war. Diesmal war der Toast für den Kronprinzen schon zeitig von uns (mir und Busch) aufgesetzt. Er konstatierte, daß die Erwartungen, mit denen der Kongreß eröffnet worden, sich erfüllt hätten, und feierte la sagesse et l'esprit de conciliation, durch die der Friede gesichert sei. Bei dem Diner fehlten Gortschakow und Beaconsfield, die beiden Matadore, die sich wegen ihrer Gesundheit entschuldigten. Bismarck saß wieder zwischen Andrássy und Waddington.

Mit Andrássy war ich zusammen die Schloßtreppe hinauf gegangen und hatte mit ihm noch eine sehr freundschaftliche Unterredung, in der er seinen warmen Dank für alle geleistete Hilfe aussprach. Über die Haltung der Türken in der bosnischen Sache war er besorgt, aber entschlossen, ohne jedes Schwanken sie durchzufechten. Er reiste an demselben Tage ab. Gortschakow und Beaconsfield verließen Berlin am 14., ebenso Schuwalow, von dem ich vorher den herzlichsten Abschied nahm.

Vom Schlosse fuhr ich direkt ins Bureau, um das letzte Protokoll, das am anderen Tage unterzeichnet werden mußte, fertig zu machen. Bismarck ließ mich zu sich rufen und kam mir mit beiden ausgestreckten Händen entgegen: er müsse mir jetzt besonders danken für die »tapfere und geschickte Leitung des Sekretariats«, wodurch allein die so schnelle Abwicklung der Kongreßgeschäfte möglich gewesen; ich solle seinen Dank auch meinen Mitarbeitern überbringen. Wir fanden uns noch zu späterer Abendstunde am Teetisch der Fürstin zusammen. Er kam bald dazu, in sichtlich aufgeräumter und befriedigter Stimmung, froh des erreichten Erfolges und namentlich der Aussicht auf Urlaub und Erholung, deren er auf das dringendste bedurfte. Bismarck sprach eingehend über den Kongreß und äußerte die Erwartung, daß trotz des chauvinistischen Geschreies man überall damit sehr zufrieden sein würde. Dann wurde das Datum des 13. Juli erwähnt, das zum dritten Male in Bismarcks Leben von Bedeutung geworden: der 13. Juli 1870, an dem die Depesche aus Ems kam, der 13. Juli 1874, das Attentat von Kullmann in Kissingen, und nun der 13. Juli 1878, die Unterzeichnung des Berliner Vertrags. Über beide frühere Gedenktage sprach er sich aus: vom Emser Telegramm erzählte er so eingehend, wie ich es bisher noch nicht gewußt hatte, das Diner mit Moltke und Roon, und die daraus hervorgegangene Zirkulardepesche an die deutschen Missionen. Er habe am Abend in sein Tagebuch geschrieben: »Deß walte nun Gott und ein gut Eisen ...«

Der nächste Tag, Sonntag, den 14. Juli, war mein letzter für die Kongreßarbeit: das letzte Protokoll, die Mitteilung des Vertragstextes an die kleineren Staaten, die daran ein eigenes Interesse hatten, wie Rumänien, Serbien, Montenegro, Griechen-

land, Persien — dann Auflösung des Bureaus, dessen Beamte mit reichlich verdienten Gratifikationen bedacht wurden.

Nun ließ sich unsere im Laufe der letzten 30 Tage gelieferte Arbeit übersehen: in dieser Zeit hatte der Kongreß 20 Plenarsitzungen gehalten von durchschnittlich 2½ Stunden Dauer. Die Kommissionen für Grenzregulierung und für die Vertragsredaktion hatten in den beiden letzten Wochen tägliche Vereinigungen gehabt und oft bis spät in die Nacht hinein gesessen. Das Protokoll der Kongreßsitzungen umfaßte 267 Druckseiten (in Folio), dazu 8 Seiten Annexe. Der Durchschnitt war also fast 14 Druckseiten für jede Sitzung. Die lagen nun, am Tage nach dem Schlusse, vollständig fertig da, zu einem starken Bande vereinigt. Ich ließ für mich einige gleich einbinden und gab ein Exemplar meinem Bruder mit der Inschrift:

»Wir konnten's früher leicht ertragen,
Daß hinten, fern in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen —
Das Ganze war uns einerlei.
Die schöne Zeit ist längst geschwunden,
Heut packt auch uns der Türken Pein:
Ich hab' sie schwer genug empfunden,
Dess' soll dies Buch ein Zeugnis sein!«

Nachtrag zum Kapitel „Berliner Kongreß"

In den Heften vom 15. Oktober und 1. November 1904 der »Revue des deux mondes« hat Graf Mouy unter dem Titel »Souvenirs d'un diplomate. Récits et Portraits du Congrès de Berlin« eine Studie veröffentlicht, die ich, nachdem meine eigenen Kongreß-Erinnerungen schon seit mehreren Jahren zu Papier gebracht worden, mit um so größerem Interesse gelesen habe. Es ist dies die erste größere Spezialarbeit über die intime Geschichte des Berliner Vertrags, die mir bekannt geworden, und hat, verfaßt von einem so berufenen Zeugen aller damaligen Vorgänge, besonderen Wert. Mouys Urteil über die Personen, die dabei eine Rolle gespielt haben, und über die wechselvollen Vorgänge innerhalb und außerhalb des Kongresses stimmt mit meinen Eindrücken vielfach überein, in manchen Punkten tritt natürlich bei ihm mehr ein französischer Standpunkt hervor. Aber immer sucht er den Personen und dem Werke, an dem er selbst in so nützlicher Weise mitgewirkt hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Bedeutung des Kongresses für die damalige Weltpolitik hebt er treffend hervor. Er findet, daß sich diese ganze Bedeutung erst durch die Verhandlungen selbst, durch die Männer, die daran teilnahmen, und durch die gewaltige Persönlichkeit des Fürsten Bismarck, der seine ganze Kraft dabei einsetzte, entwickelt habe. »Pourquoi ce congrès,« sagt er in der Einleitung, »et comment a-t-il eu un prestige et une influence qui, malgré les nombreuses violations du pacte, subsistent encore? Il n'a été qu'un épisode circonscrit, et il est devenu un acte de premier rang ... On ne sera point sur-

pris qu'il reste la date saillante dans les annales diplomatiques de la fin du XIX siècle et que, avec tant de force et si longtemps, il ait pesé les affaires européennes.« Ich will hier nicht weiter die interessante Unterhaltung Mouys über die politische Lage Europas im Jahre 1878 verfolgen, die nach seiner Ansicht diesen Kongreß avec une impérieuse opportunité herbeiführen mußte. Er stellt dabei einige von seinem Standpunkte begreifliche, aber melancholisch angehauchte Betrachtungen darüber an, warum nicht auch infolge früherer, noch viel mehr einschneidender Veränderungen im europäischen Gleichgewichte das Verlangen der anderen Großmächte aufgetreten sei, durch gemeinsame, internationale Abmachungen die Eroberungen des Krieges auf ein annehmbares Maß zurückzuführen?

Die »portraits« der einzelnen Kongreßmitglieder, die Mouy entwirft, sind gut gezeichnet, vielleicht im Durchschnitt zu wohlwollend und rühmend. Es scheint, als ob der Umstand allein der Zugehörigkeit zu der »hohen Versammlung« in Mouys Augen auch jeden einzelnen in eine hohe Klasse persönlicher Begabung und Bedeutung gehoben hätte, was doch nicht durchweg der Fall war! Bismarck macht er sich besonders zum Gegenstande des Studiums und sagt manches nicht Banale über ihn. Als Präsident der Versammlung hat er ihm sehr imponiert. Interessant ist, was er von seiner Beherrschung der französischen Sprache sagt: »il parlait le français lentement, mais facilement, affectant ça et là d'hésiter sur telle ou telle expression, lorsqu'il jugeait, avec une liberté hautaine et parfois ironique, les hommes et les événements du jour; mais s'il avait l'air de chercher son mot, c'était pour le mieux décocher, et il rencontrait toujours le terme le plus juste et le plus aigu . . .«

Für mich persönlich hat Mouy sehr freundliche Worte und sogar eine Behauptung, die nicht aufrechtzuhalten ist. »Le chancelier donna la direction du secrétariat à Mr. de Radowitz, ministre d'Allemagne en Grèce, qui remplissait auprès de lui, par intérim, des fonctions analogues à celles de notre directeur politique au quai d'Orsay. Ce diplomate de race, fils d'un ancien ministre de la monarchie prussienne, méritait à tous égards ce grand poste. Non moins remarquable par l'activité que par la vigueur de son esprit, il avait été formé par le Chancelier, qui appréciait ses qualités rares. Celui-ci lui avait confié, en 1875, cette mystérieuse mission à Saint-Pétersbourg dont la France avait été si vivement émue: c'est assez dire combien il comptait sur sa discrétion, son dévouement et sa haute intelligence. Mr. de Radowitz parlait, avec une égale facilité, le français, l'anglais et le russe; il plaisait par sa cordialité, la verve de sa conversation et sa grâce d'homme du monde . . .«

Schmeichelhaft, aber durchaus unverdient insoweit es meine genaue Kenntnis des Russischen betrifft! Im weiteren Verlauf schildert Mouy auch unsere Arbeitseinteilung und hebt hervor: »j'avais à m'entendre avec Mr. de Radowitz pour l'exacte réproduction des débats, mais sans lui être subordonné . . . je dois ajouter que mon collègue et moi n'avons jamais cessé d'être parfaitement d'accord . . .« Das ist alles richtig.

Von den übrigen leitenden Staatsmännern, die am Kongreßtisch saßen, bespricht er hauptsächlich die Engländer und Russen, darunter, mit zu großer Vorliebe, wie mir scheint, Salisbury und Gortschakow. Allem Anerkennenden dagegen, was er über Waddington und St. Vallier zu sagen weiß, stimme ich völlig zu.

XVII. Kapitel

Nach dem Kongresse

1878

Natürlich war ich in jener Kongreßepoche vielfach der Gegenstand der Besprechung in der Tagespresse, der deutschen wie der ausländischen, wenn über die Kongreßmitglieder persönliche Notizen veröffentlicht wurden. Im allgemeinen geschah das für meine Person in freundlichem Sinne, nicht einmal die Pariser Blätter hängten mir damals etwas an und schienen die Gontautschen Reminiszenzen von 1875 vergessen zu haben. Das »Journal des Débats« widmete mir (im Juni) einen kleinen Aufsatz, in dem es unter anderem hieß: »M. de Radowitz passe, avec le docteur Bucher, l'exdémocrate de 1848, pour un des collaborateurs les plus appréciés du chancelier . . . homme du monde, causeur animé, si la sévère discipline qui règne autour de M. de Bismarck le lui permet, d'un patriotisme qui ne demande qu'à se faire connaître, M. de Radowitz est d'ordinaire le suppléant de M. de Bülow, lorsque celui-ci obtient un congé . . .« Die Berliner »Post« sagte am Schlusse einer biographischen Notiz über mich: »Seit 1875 ist Herr v. Radowitz wieder im Auswärtigen Amte beschäftigt, wo seine diplomatische Befähigung und seine erprobte Arbeitskraft ihn in den Kreis jener Männer geführt hat, die der Reichskanzler mit seinem besonderen Vertrauen beehrt . . .« Endlich ist noch eine aus dem »Deutschen Montagsblatt« stammende und in andere Blätter übergegangene Charakteristik zu erwähnen, die sich in mehr wohlwollender als geschmackvoller Form mit mir beschäftigte und unter anderem sagte: ». . . Die Natur hat auf ihn das Füllhorn ihrer Gaben ausgeschüttet. Wenn er elastisch daher schreitet, den blonden Schnurrbart in die Höhe gewichst, dann ist er auch in Zivil das Modell eines schönen Offiziers.« Das war nur zur Erheiterung zu nehmen: wie denn ein jeder, der im öffentlichen und politischen Leben mitzuspielen berufen ist, die Äußerungen der Tagespresse im Guten wie im Bösen über sich unvermeidlich ergehen lassen muß. Aber es gibt dann immer kleinliche und verbissene Naturen, die darin eine selbst gesuchte und veranlaßte Verherrlichung der eigenen Person erkennen wollen. Ich hatte, wie bei den Vorgängen des letzten Jahres bemerkt, bereits diese Erfahrung gemacht, die sich

dann im Anschlusse an die Kongreßzeit wiederholte. Moritz Busch weiß ja auf Grund seiner Informationen durch Kollegen vom Auswärtigen Amt von mir (im November 1880) zu erzählen (Tagebuchblätter Bd. 3, S. 5), daß sich »mein Ehrgeiz vielfach in Zeitungsartikeln, die meine Leistungen ans Licht zogen, kundgegeben habe«. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht, weder früher noch später, in der Presse für mich arbeiten lassen, vielleicht zu sehr eine Scheu gegen öffentliche Nennung meines Namens empfunden, die doch oft nicht zu vermeiden war und vielfach in einem mir nützlichen Sinne hätte beeinflußt werden können. Die Journalisten, mit denen ich an den verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten meiner politischen Tätigkeit aus dienstlichen Rücksichten verkehren mußte, wissen es, wie ich stets unsere Beziehungen davon abhängig gemacht habe, daß sie nichts Persönliches über mich schreiben durften. Ich will nicht sagen, daß dieses System immer das richtige in meiner Lage gewesen sei und daß ich nicht zuzeiten ebenso, wie es andere mit Erfolg getan haben, die Hilfe der Presse in persönlichem Interesse hätte in Anspruch nehmen sollen. Genutzt hat mir die negative Praxis in dieser Beziehung jedenfalls nicht: denn wenn in Zeitungen ohne mein Zutun von mir Gutes gesagt wurde, fanden sich doch freundliche Seelen genug, die das als selbstgemachte Reklame bezeichneten, und wenn ich mich nicht oder nicht genug um die Journalisten kümmerte, so nahmen sie es mir übel und suchten mich in ihren Blättern herunterzusetzen.

Eine andere persönliche Folge des Kongresses war der Ordensregen, der danach auf das Sekretariat, natürlich in erster Linie auf mich, herniederging. Es war abgemacht worden, daß unter den Bevollmächtigten des Kongresses keinerlei Austausch von Dekorationen stattfinden solle, dagegen hatten die fremden Regierungen verlangt, den Mitgliedern des Sekretariats in Form von Ordensverleihung ihre Anerkennung für die dem Werke geleisteten Dienste ausdrücken zu können. Infolgedessen bekam ich, meiner Stellung als Gesandter entsprechend, eine Sammlung von Großkreuzen, und die anderen erhielten die ihrem Dienstrange zukommenden Ordensgrade. Das war an sich einfach genug, aber es erregte doch wieder den Neid und Ärger einzelner, die sich selbst höher als ihren Tschin einschätzten und mir den Vorrang, an dem ich unschuldig war, verübelten.

Ich darf dabei aufrichtig versichern, daß mir persönlich an diesen fremden Ordensfragen nichts gelegen war, während mir nur der daran sich anschließende Gnadenbeweis des alten Kaisers, dessen ich später noch erwähnen werde, Freude gemacht hat. Das ganze moderne Dekorationswesen ist überhaupt mehr ein Unfug und ein Mißbrauch geworden, den man in späterer Zeit kaum verständlich finden wird. Ich sage das aber nicht, wie Mr. Bergeret (bei Anatole France) »qui méprisait les honneurs, mais qui croyait qu'il serait plus beau de les mépriser en les recevant«. Es ließe sich ein merkwürdiges Studium über die menschliche, speziell die männliche Eitelkeit und deren unermeßlichen Einfluß im Völkerleben, auf Grund einer genauen Geschichte der Orden und Ehrenzeichen mit ihren zahllosen Abstufungen,

anstellen. Vielleicht wird das einmal Kulturhistoriker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen, wenn sie die Kuriosa der Vergangenheit zu erklären suchen werden. Einstweilen wird wohl noch weiter dekoriert und auf Dekorationen Jagd gemacht werden. Selbst die Engländer, die bisher wenigstens die fremden bunten Anhängsel von sich abhielten, fangen allmählich an, Ausnahmen zu machen. Im Jahre 1878 war mir ihre anderweitige Praxis allerdings die liebste: ich erhielt von ihnen statt des Ordens ein großes, schönes und schweres silbernes Tintenfaß verliehen, das ich jeder dekorativen Auszeichnung beträchtlich vorgezogen habe (...)

Die mir nun nötig gewordene Erholung fand ich durch den Besuch, den ich meiner Frau in Kissingen vom 16. bis 22. Juli abstatten konnte. Das war allerdings ein wohltuender Gegensatz zu der fast übermenschlichen letzten Arbeitszeit im Amte! Meine Frau fand ich durch die Badekur sehr gestärkt und umgeben von einem bunten Kreise von Freunden und Bekannten aus allen Ländern: da waren von Russen die alte, interessante Fürstin Dolgoruky, mit der ich viel von Politik redete und ihr die richtige Version über den Kongreß beizubringen suchte, die schöne Gräfin Beloselsky, geborene Skobelew, deren entzückender Gesang uns erfreute, Fürstin Helene Kotschubey, Gräfin Lüdtke, die Freundin unserer Petersburger Botschaft, von dorther mir noch wohlbekannt; von italienischen Damen Gräfin Somaglia-Doria, nebst dem Bruder Gianetto Doria, welcher der Madame Leghait zu Füßen lag; an der Spitze des Wiener Kontingents die noch immer klassisch schöne Gräfin Clam-Dietrichstein und ihre Tochter Komtesse »Memmerl«; von Engländerinnen Lady Luisa Miles, Lady Bloomfield; unter den deutschen Damen: Frau v. Wallenberg mit ihrer Tochter Dohna u. a. Ich nenne nur diese wenigen, die den täglichen Umgangskreis bildeten, und zu dem sich eine Schar mehr oder minder eleganter Männer gesellte, zum Teil aus dem alten Stamm der Berliner Gesellschaft, wie Friedrich Gröben, Wilhelm Pourtalés, Konrad Lüttichau usw., auch meine Jugendfreunde Alexander und Gerhardt v. Reutern. Erwähnen muß ich noch die Familie Willi Rothschild aus Frankfurt a. M. Mit der Mutter, der gescheiten und angenehmen Baronin Mathilde und deren Tochter Adelheid hatte ich mich schon in Bayreuth angefreundet. Die Tochter heiratete später den Baron Edmund von der Pariser Linie, und als ich sie 1880 in Paris wiederfand, war aus der freundlichen Bekannten von Bayreuth und Kissingen eine abwehrende Französin geworden, die sich nur ängstigte, daß der Kontakt mit einem deutschen Vertreter ihr in dem neuen Milieu etwas schaden könnte. Ich habe mich dann nicht mehr um sie gekümmert. Damals aber, in Kissingen, kam eines Tages der Vater Willi, der bekannte Vorkämpfer des strikten Judentums, zu mir und stattete mir in seinem Namen und in dem der alliance israélite Dank ab für das, was der Berliner Kongreß zugunsten der Juden in Rumänien soeben getan habe. So wird man, ohne es zu suchen, für Mitwirkung an guten Taten geehrt!

Bismarck und die Seinen kamen am 18. Juli in Kissingen an, wo sie in dem schönen Quartier von Streit auf der Saline sich niederließen. Er war recht matt, erholte sich aber sichtlich und schnell in der Kissinger Luft. Ich verkehrte in den nächsten Tagen viel mit ihm, er besprach in freundlichster Stimmung die Vorgänge während des Kongresses und gab mir für Berlin eingehende Aufträge, namentlich zum Vortrage bei dem Kronprinzen. Nachdem meine Frau und Tochter Kissingen verlassen hatten, um in München und Tegernsee zu bleiben, fuhr ich auch wieder ab. Aus Berlin war der Staatssekretär v. Bülow schon abgereist, seine Vertretung ging nun an mich über mit der Maßgabe, daß Bucher die politischen Ausgänge seines Dezernats selbst unterzeichnen sollte. Der Immediatvortrag, Verkehr mit den fremden Gesandten und die Erledigung der Geschäfte der politischen Abteilung, die nicht Bucher oblagen, waren mir vorbehalten. Als Stellvertreter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten blieb Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode in Berlin zurück, der somit auch die Oberleitung des Auswärtigen Amtes führte. Zu meiner speziellen Disposition stand als Hilfsarbeiter Bernhard v. Bülow, nunmehr von seinem Halsleiden wieder ganz hergestellt. Busch reiste gleich in Urlaub, Holstein blieb in der politischen Abteilung, Rantzau war dem Bureau des Reichskanzlers überwiesen.

B. v. Bülow leistete mir fortan die beste Hilfe, die ich mir hätte wünschen können. Er hatte auch seinerseits von dieser Zeit unserer gemeinsamen Arbeit eine gute Erinnerung und äußerte nachher, wie mir sein Bruder sagte: er habe nie so viel gelernt als unter mir in der Berliner Tätigkeit.

Ich habe schon erwähnt, wie erfreulich für mich stets das Zusammenwirken mit und unter Stolberg gewesen ist. Für alle Angelegenheiten des Auswärtigen Amtes hatte ich bei ihm den Vortrag und sah ihn, auch außerdienstlich, jeden Tag. Der Verkehr mit diesem vornehmen, ausgeglichenen, wohlwollenden, dabei in Geschäftssachen sicheren und erfahrenen Mann, der in seinem gesunden Menschenverstand immer instinktiv das Richtige traf, für alles eine klare und freie Form des Ausdrucks fand, ist mir eine der liebsten Erinnerungen aus meinem dienstlichen Leben geblieben, ganz abgesehen davon, daß wir uns seit der Jugend- und Studentenzeit persönlich freundschaftlich nahestanden. Wir machten damals manche kleine Exkursion in der Berliner Umgegend zusammen und fuhren auch einmal, als es gar zu heiß und staubig in Berlin geworden war, auf zwei Tage nach Dresden, wo wir unter Führung des vortrefflichen, mit seinem extrem sächsischen Dialekte ergötzlichen Inspektors des Grünen Gewölbes, Hofrat Graesse, die Kunstschätze genossen.

Der erste Auftrag des Kanzlers, den ich in Berlin auszuführen hatte, betraf eine nicht in mein amtliches Ressort fallende Frage, die aber um so wichtiger an sich war. Hödel, der das erste Attentat auf Kaiser Wilhelm ausgeführt hatte, war am 10. Juli zum Tode verurteilt worden; die Bestätigung des Spruchs lag dem Kronprinzen vor. Es wurde bekannt, daß dieser unter dem Einflusse seiner Gemahlin zögerte, die Be-

stätigung zu geben. Bismarck machte eine Kabinettsfrage daraus, hatte das schon in Berlin zu verstehen gegeben und trug mir bei meiner Verabschiedung von ihm in Kissingen besonders auf, dies dem Grafen Stolberg zu wiederholen, auch bei der ersten Gelegenheit es dem Kronprinzen in seinem Namen auszusprechen. Da ich schon am 25. Juli, zwei Tage nach der Rückkehr, zum Vortrag über die laufenden Angelegenheiten des Auswärtigen Amtes bei Sr. Kaiserl. Hoheit befohlen wurde, konnte ich gleich im Einverständnisse mit Stolberg die Sache zur Sprache bringen und den persönlichen Standpunkt des Fürsten Bismarck darlegen. Ich fuhr zum Kronprinzen in das Neue Palais in Potsdam, aber bevor ich bei ihm eingelassen wurde, ließ mich die Frau Kronprinzessin zu sich rufen und legte mir die Frage vor, ob ich, da ich aus Kissingen käme, etwa vom Fürsten Bismarck beauftragt sei, auf die Bestätigung des Todesurteils gegen Hödel zu dringen? Als ich dies bejahte, erging sich die hohe Frau in einer längeren Erörterung darüber, daß es besser sein würde, Hödel nicht zu exekutieren, sondern ihn als Verrückten zu behandeln und einen Gnadenakt zu üben, und ferner daß, abgesehen von diesem Fall, sie überhaupt dem Staate und der menschlichen Gerichtspflege nicht das Recht zur Vollstreckung der Todesstrafe zuerkennen könne. Man solle die Verbrecher bessern oder absondern, aber nicht töten. Das sei wider die Natur und das Menschenrecht zum Dasein. »Wir haben nur dieses Leben,« sagte sie, »das muß bis zu seinem natürlichen Ende geführt werden, gewaltsam abschneiden darf es niemand, weder der Verbrecher, der mordet, noch der Staat, der sühnen will.« Sie sei also dagegen, daß Hödel hingerichtet werde, wenn sie auch vermute, daß ihre Ansicht nicht durchdringen würde. Ich entgegnete, daß ich nicht in ihrem Sinne mit dem Kronprinzen würde sprechen können, einmal da ein ernster und bestimmter Regierungsbeschluß vorliege, und außerdem, weil ich mit meiner persönlichen Überzeugung durchaus für die Notwendigkeit der Todesstrafe in einem solchen Falle eintreten müßte. Daran knüpfte sich noch eine Diskussion über die Gründe für und wider, von seiten der Kronprinzessin nicht ohne Bitterkeit geführt. Ich schied von ihr mit dem Gefühle, ihre Ungnade, deren ich bereits früher mir bewußt gewesen, in noch verstärktem Maße mir zugezogen zu haben, aber auch in der Empfindung, daß diese Frau, wenn sie einmal mehr Einfluß auf die Regierung gewinnen würde, eine verhängnisvolle Rolle spielen könnte. Ich muß annehmen, daß die Kronprinzessin mir diese Unterredung auch später nicht vergessen hat, da ich sie wiederholt und ohne eine Veranlassung meinerseits gegen mich feindlich gestimmt gefunden habe.

Bei dem Kronprinzen kam es an diesem Tage zu keiner eingehenden Aussprache über diesen Fall. Er sagte mir nur: »Ich weiß schon, wie Fürst Bismarck und das Ministerium (es herrschte darüber vollständige Einmütigkeit) denken, ich werde die Angelegenheit, wenn sie an mich herantritt, ernstlich erwägen.« Erst am 8. August kam die Bestätigung, am 10. fiel das Haupt des Attentäters.

Die Tätigkeit im Auswärtigen Amte wurde immer noch am meisten durch die

Orientfragen in Anspruch genommen. Es galt nun die Konsequenzen des Berliner Kongresses und des Vertrags vom 13. Juli zu sichern. Zunächst war die Ratifikation des Berliner Friedensinstruments herbeizuführen, und da stießen wir wieder auf Schwierigkeiten bei den Türken, die schließlich am 29. Juli, also fünf Tage vor dem auf den 3. August anberaumten Termin erklärten, sie könnten die Urkunde nicht rechtzeitig fertigstellen, und verlangten Aufschub. Dieser wurde nicht gewährt, vielmehr von den anderen Mächten auf unseren Antrag erwidert, sie würden sämtlich die Ratifikation am 3. August austauschen und den Vertrag als perfekt geworden betrachten, auch ohne die Türkei. Man beeilte sich dann in Konstantinopel, wenigstens dort die Unterschrift des Sultans noch vor dem Termin zu beschaffen und damit sich der Gültigkeitserklärung anzuschließen, während die Auswechslung der Urkunde vorbehalten blieb. So kamen denn am 3. August in unserem Auswärtigen Amte unter meinem Präsidium die zur Vornahme der Auswechslung und zur Unterzeichnung des Protokolls ermächtigten Vertreter zusammen, und zwar: für Österreich der Geschäftsträger Baron Mayr, für Frankreich der Geschäftsträger Graf Mouy, für England der Botschafter Lord Odo Russell, für Italien der Botschafter Graf Launay, für Rußland der Geschäftsträger Arapow, denen ich mich für Deutschland anschloß, während der gleichfalls erschienene türkische Botschafter Sadullah-Bei die einstweilige Zustimmung der Pforte zu Protokoll gab.

Das große Vertragswerk war nun definitiv abgeschlossen und juris publici geworden.

Die Österreicher waren freilich schon vorher, und zwar ohne den Konsens der Pforte, in Bosnien eingerückt. Damit fingen die Schwierigkeiten an, die monatelang die österreichische Politik beherrscht und speziell dem Grafen Andrássy die Stellung in seinem engeren Vaterlande erschüttert haben. Auch auf anderen Punkten, wo, nach den Berliner Abmachungen, die Pforte zur Rückkehr geordneter Zustände auf der Balkanhalbinsel beitragen sollte (durch Übergabe der Festungen Schumla und Varna, Grenzregulierung mit Griechenland und Montenegro u. a. m.), versagte sie noch gänzlich, so daß die anderen Mächte, voran wir als Präsidialmacht des Kongresses, in Konstantinopel vorstellig werden mußten. Wir erließen ein Zirkular darüber an die beteiligten Kabinette (am 1. September), und die damit zusammenhängenden Fragen blieben für Jahr und Tag im Vordergrund des politischen Tagesinteresses, zunächst also solange ich im Amte diesen Teil der Geschäfte leitete, meine Hauptsorge.

Inzwischen war durch die Neuwahlen zum Reichstag die innere Situation etwas geändert. Wie wir das damals in unserer Regierungshöhe auffaßten, besagt ein Brief an meine Frau vom 13. August: »... Die Neuwahlen sollten erproben, ob nicht ein mehr konservativer und praktischer Zug im Lande gegenüber der doktrinären Prinzipienreiterei der Nationalliberalen zu gewinnen sei. In dieser Beziehung haben die Wahlen einen Fortschritt zum Besseren gezeigt: etwa vierzig Konservative mehr als bisher,

unzweifelhaft ist damit die Übermacht der Laskerschen Schwätzerei gebrochen. Daß einige Sozialdemokraten in den Reichstag kommen, ist gut und heilsam: wenn keine da wären, würde die Bewegung, die schon ernsthaft genug ist und scharfe Gegenmittel verlangt, den deutschen Philister nicht erschrecken, und man würde sich mit dem Gefasel vom ‚freien deutschen Bürgertum' und der ‚Abwehr durch geistige Entwicklung' begnügen. Bedenklicher ist die Masse von Klerikalen, die wieder durch den Einfluß der niederen Geistlichkeit gewählt worden ist. Sie haben, wo sie es konnten, mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache gemacht, um Stimmen zu bekommen. Wenn doch die Unterhandlungen mit Rom – (Masella war damals in Kissingen bei Fürst Bismarck gewesen) – wenigstens zu einem Kompromiß führen könnten, durch den der Kirchenkampf fürs erste zur Ruhe käme, so würden viele Katholiken im konservativen Sinne mit der Regierung stimmen ... Hoffentlich wird sich noch ein Teil der Nationalliberalen besinnen und im Kampf gegen die Sozialisten mitgehen. Sonst müßte noch einmal aufgelöst werden ...«

Nach vielen Kämpfen hat schließlich der neue Reichstag seine Schuldigkeit getan.

Von dem Sommer 1878 erwähne ich noch die Episode der Heirat der Prinzessin Mia von Preußen, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem im Alter ihr bedeutend überlegenen Prinzen Heinrich der Niederlande, dem Bruder des Königs Wilhelm von Holland. Die Verbindung war politisch sehr erwünscht; gute Beziehungen mit Holland suchten wir, und der ausgezeichnete Charakter des Prinzen Heinrich bot der jungen Prinzessin, die gern seine Bewerbung angenommen hatte, alle Garantie. So sollten die Vermählungsfeierlichkeiten mit allem Glanze des Hofes unter Leitung des kronprinzlichen Paares in den schönen Schlössern von Potsdam vor sich gehen. Es herrschte aber arge Augusthitze, und die mir zufallende Pflicht, als Vertreter des Auswärtigen Amtes fünf Tage hintereinander in der schweren Uniform nach Potsdam zu fahren und dort alles Offizielle mitzumachen, war keine Kleinigkeit (...)

Das eheliche Glück des neuvermählten Paares nahm ein baldiges Ende: im Januar 1879 starb bereits Prinz Heinrich, während dem älteren königlichen Bruder noch ein Thronfolger beschieden wurde.

Am 7. September kam der Staatssekretär v. Bülow zurück, und am 8. konnte ich meinen längeren Urlaub antreten. Mit meiner Mutter machte ich zunächst eine Rheinreise, bewunderte wieder den herrlichen Kölner Dom, besuchte mein altes Bonn und ging dann zur Kur nach Wildungen. »Auf dem Wege dorthin,« schrieb ich an meine Frau, »wimmelte es von ‚Festvereinen', ‚Altertumsgesellschaften', ‚Naturforscherkongressen' –, auf jeder Station Volksjubel und Trunkenheit, es zieht jetzt durch ganz Deutschland wie eine Epidemie von Festlichkeiten und Kongressen für alle Menschen und alle Zwecke. Selbst das solide Wildungen stand, als ich spät am Abend ankam, auf dem Kopfe wegen einer ‚Ärzte- und Naturforscher-Festfahrt', die bis hierher gedrungen war. Am anderen Tage erschien dann auch mein Freund, der Doktor

Krüger, mit einem unverfälschten Natur-Kongreß-Katzenjammer ...« Meine Wildunger Kur stellte sich gottlob bald als nicht mehr erforderlich heraus, und am 23. September war ich schon davon wieder befreit. Das Beste aber hatte dabei die absolute Ruhe für Geist und Nerven getan. Ein freudiges Intermezzo war die große Parade in Wabern am 20. September, zu der zum ersten Male seit der Verwundung der alte Kaiser vor seiner Truppe erschien. Prachtvoller Tag, die ganze Bevölkerung, in den eigentümlichen alten Bauerntrachten und mit den guten, charakteristischen Gesichtern dieses hessischen Menschenschlages, auf den Beinen, schon die Nacht durch waren die Scharen herangezogen. Um 10 Uhr kam der Kaiser mit der Kaiserin und dem Kronprinzen, ich konnte auf dem Bahnhof der ersten Begrüßung mit beiwohnen und war ergriffen, den geliebten alten Herrn nach so schwerem Erlebnisse zum ersten Male wiederzusehen. Er sah noch matt und mitgenommen aus, aber alsbald stieg er zu Pferde und sprengte in langem Galopp zur Truppe, mit unbeschreiblichem Enthusiasmus begrüßt. Wer hätte das am 3. Juni hoffen und für denkbar halten können!

Es folgten ruhige und genußreiche Wochen in Tegernsee mit den Meinigen, mit den Ozerows und dem Freundeskreise der Wittgensteins. Diesmal gehörte auch die noch immer wunderbar konservierte »europäische beauté« Frau v. Villeneuve dazu, mit ihren Töchtern, Gräfin Görtz und Prinzessin Wittgenstein, die es der Mutter an Schönheit, jede in einem anderen Stile, gleichtaten. Gräfin Görtz namentlich ist mir von einer damaligen Darstellung lebender Bilder als Iphigenie in bewundernder Erinnerung.

In Berlin war ich am 19. Oktober zurück, am Tage des Reichstagsschlusses, nachdem das Sozialistengesetz glücklich durchgefochten worden. Alles hatte sich in den letzten Wochen darum gedreht, Bismarck reiste befriedigt nach Varzin ab. Vorher sah ich ihn noch wiederholt und erhielt nun von ihm die seit längerer Zeit schon von mir erbetene Erlaubnis, demnächst auf meinen Posten nach Athen gehen zu dürfen.

Wie schwer es mir jedesmal im Amte gemacht wurde, zeitweilig an den Ort meiner eigentlichen dienstlichen Bestimmung zu gelangen, habe ich schon erwähnt. Diesmal war es in erster Linie die Rücksicht auf die Gesundheit meiner Frau, die bei mir den Wunsch dazu hervorgerufen hatte, da ihr zur Erholung von ihrem langen und schweren Leiden der Winteraufenthalt in südlichem Klima unbedingt vorgeschrieben worden. Ich empfand außerdem ein entschiedenes, eigenes Bedürfnis danach, für einige Zeit wenigstens aus der Wilhelmstraße entfernt zu bleiben, in der ich, während und zum Schlusse der Kongreßperiode, nicht ausschließlich erfreuliche Erfahrungen gemacht hatte. Noch waren diese im wesentlichen auf den engeren Kreis einiger Mitarbeiter beschränkt geblieben, und ich hatte keinen Anlaß, eine Abnahme in den günstigen Gesinnungen des Kanzlers oder des Staatssekretärs für mich zu bemerken. Aber ich empfand auch — und wurde darin durch die für mich absolut zuverlässigen Beobach-

tungen meines Freundes Dr. Busch bestärkt —, daß von mir abgeneigter Seite unter den Kollegen gerade an der Störung meiner Beziehungen mit den höheren Faktoren gearbeitet wurde, und ich glaubte, es sei mit Rücksicht darauf besser, wenn ich auf einige Zeit ganz von der dortigen Szene mich zurückziehen könnte. Nach meiner späteren Erkenntnis und Erfahrung ist das ein Irrtum gewesen. Ich hätte damals besser daran getan, das Feld in Berlin zu behaupten und nicht erst eine persönliche Strömung gegen mich noch mehr aufkommen zu lassen, die in meiner Abwesenheit sich nur um so ungehinderter entwickelte. Bei dem Rückblick auf diese Zeit kann ich mich jetzt darüber nicht mehr im Zweifel befinden, daß die langsam großgezogenen, durch schleichende Verdächtigung und konsequentes, intimes Verhetzen an höherer Stelle betriebene Abdrängung meiner Person gleich nach dem Kongreß angefangen und im folgenden Winter das Terrain für die später erfolgreiche Arbeit vorbereitet hat. Wäre ich in Berlin geblieben, so hätte ich das vielleicht früher abzuschneiden vermocht.

Sowohl der Kanzler wie der Staatssekretär gaben nur zögernd und ungern ihre Zustimmung zu meinem Abgang nach Athen und mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß ich im Frühjahr in das Amt zurücktreten müsse. Nach der Rolle, die ich während des Kongresses gespielt hatte, war es nicht zu vermeiden, daß in der Presse meine Rückkehr auf den griechischen Posten Anlaß zu Kommentaren sein würde, und diesen sollte vom Amte aus durch eine offiziöse Bemerkung die Richtung gegeben werden, in der es hieß: »Der Gesandte in Athen, Herr v. Radowitz, begibt sich auf seinen Posten zurück, wo seine Tätigkeit durch die jetzigen politischen Verwicklungen von besonderer Wichtigkeit ist. Sein hiesiges Dezernat übernimmt der Wirkliche Legationsrat Dr. Busch, der ihm bekanntlich schon während des Kongresses zur Seite gestanden hat.« Die »Berliner Börsenzeitung«, die einige amtliche Fühlung hatte, fügte dem hinzu: »Nächst Geheimrat Bucher ist Herr v. Radowitz wohl am meisten in die Pläne und den Ideengang des Reichskanzlers eingeweiht, und es zeugt gerade seine Verwendung in dem einzelnen gegebenen Falle immer von der Bedeutung der betreffenden Frage ...« Trotzdem wurde meine Reise in den meisten Zeitungen als eine »plötzliche und unerwartete« Maßregel aufgefaßt und, kaum war ich unterwegs, so wurde zuerst im »Hannoverschen Korrespondenten«, als vorgeschobener Firma, dann in der »Vossischen Zeitung« folgende Berliner Mitteilung lanciert: »Das Tagesgespräch in diplomatischen Kreisen bildet die Rückkehr des Herrn v. Radowitz auf seinen Posten in Athen. Wenn man politische Gründe vorschieben, die Lage im Orient als Ursache anführen will, so dürfte damit schwerlich das Richtige getroffen sein, und zwar aus dem Grunde, weil sich am Bosporus nichts zugetragen, was eine energische Verteidigung angeblich bedrohter oder gar verletzter deutscher Interessen dort erfordert. Die Abreise, deren Plötzlichkeit aufgefallen ist, dürfte weniger in politischen, als in persönlichen Verhältnissen ihre tatsächliche Begründung finden. Radowitz gilt mit Recht als einer der befähigtsten jüngeren Diplomaten; Zeuge dessen ist die glänzende Karriere, die er

bei seiner verhältnismäßigen Jugend zurückgelegt hat, und vor allem das Vertrauen des Reichskanzlers, welcher den erst vierzigjährigen Diplomaten mit wichtigen politischen Missionen betraut, ihn vielfach in seine unmittelbare Nähe gezogen und ihn in den Behinderungsfällen v. Bülows mit der Vertretung des Auswärtigen Staatssekretärs beauftragt hat. Hierbei mag nun mancher berechtigte und unberechtigte Unwille und manche Eifersucht bei den älteren Räten des Auswärtigen Amtes mit untergelaufen sein. Radowitz bezieht als Gesandter in Athen den Gehalt von dreißigtausend Mark, eine Summe, die ihm auch während der ganzen Zeit, daß er im Auswärtigen Amte arbeitete, verabfolgt wurde; und die Räte, deren Einfluß er oft durchkreuzte, hatten nicht unrecht, wenn sie sagten: besorgt er unsere Arbeit, so kann er sich auch mit unserem Gehalt von zehntausend Mark begnügen; für dreißigtausend Mark kann er sich schon nach Athen verbannen lassen. — Diese Argumentationen würden wohl ohne Erfolg geblieben sein, wenn Radowitz es verstanden hätte, seinen Ehrgeiz etwas zu zügeln, wenn er von seinem Herrn und Meister die große Tugend des Abwartens und das Erkennen des richtigen Augenblicks gelernt hätte. Bisher hat ihm dagegen das Beispiel seines verstorbenen Vaters, der im Jahre 1849 einen maßgebenden Einfluß auf die Politik König Friedrich Wilhelms IV. zu gewinnen strebte und ihn zeitweilig tatsächlich besaß, vor Augen geschwebt. Sein Ehrgeiz erregte bei zahlreichen Personen, mit denen er amtlich zu verkehren hatte, bei aller Anerkennung seiner Verdienste und seiner diplomatischen Gewandtheit doch manchen Anstoß und schuf ihm viele Widersacher. Das Glück verwöhnte Radowitz, und er war — uneingedenk des Talleyrandschen Wortes, daß der Mensch die Sprache habe, um seine Gedanken zu verbergen — unvorsichtig genug, in letzter Zeit sein Ziel offen zu nennen: die Würde des Herrn v. Bülow. Da aber der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sich — mit vollem Rechte — noch nicht für entbehrlich hält, so hat er es inzwischen für gut befunden, seinem erklärten Nebenbuhler die Gelegenheit zu geben, fern von Berlin ‚darüber nachzudenken'.« Die Perfidie dieser Auslassung, die Aufsehen erregte und in alle anderen Zeitungen überging, lag auf der Hand. Der Ursprung ist später unzweifelhaft in das Auswärtige Amt zurückgeführt worden, vielleicht hat Moritz Busch es auf Bestellung von anderen besorgt, zu denen sicher Herr v. Philipsborn gehört hat. Mein Freund Dr. Busch schrieb mir sofort darüber im Auftrage des Staatssekretärs, der mit Indignation diese plumpe Anzettelung zurückgewiesen habe. Er fertigte sie in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« durch eine offiziöse Notiz mit folgendem Wortlaut ab: »Die Abreise des Herrn v. Radowitz nach Athen hat einem Korrespondenten des ‚Hannoverschen Couriers' Veranlassung gegeben, eine Reihe mehr oder weniger gehässiger Erfindungen an diese einfache Tatsache zu knüpfen. Die Angaben dieses Korrespondenten sind mit Ausnahme dessen, was über die hervorragenden und allerseits anerkannten Leistungen des Herrn v. Radowitz im auswärtigen Dienste gesagt wird, eine Kette von Entstellungen. Es ist weder das erstemal, noch

auffallend, daß Herr v. Radowitz sich – und zwar zunächst auf seinen eigenen Wunsch – auf seinen Posten nach Athen zurückbegibt: seine diesmalige Abreise ist in den nämlichen Verhältnissen und unter denselben Umständen erfolgt wie in früheren Jahren.« Davon nahm die ganze anständige Presse Notiz, und selbst die »Kreuzzeitung«, die mich vorher unter Arnimschem Einflusse angefeindet hatte, bemerkte jetzt, die erwähnte Veröffentlichung schiene irgendein persönliches Motiv zu haben, es sei im übrigen nicht befremdlich, daß die Anwesenheit eines mit der orientalischen Gesamtpolitik vertrauten Diplomaten jetzt in Athen wünschenswert geworden.

Aber – trotz alledem – das semper aliquid haeret, auf das bei dieser ganzen Angelegenheit gerechnet worden, hatte sicherlich auch diesmal nicht völlig versagt. Dem verehrten Herrn Staatssekretär war der Floh ins Ohr gesetzt und ganz ist er nie wieder herausgekommen. Später schrieb mir Busch darüber noch folgendes: »... Die Zeitungsverunglimpfung gegen Sie ist schon so gut wie vergessen. Das Buch von M. Busch (Fürst Bismarck und seine Leute) hat bald darauf die Skandalsucht in viel ausgiebigerem Maße in Anspruch genommen. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß B. ein imprimatur dazu nicht eingeholt hat, und daß man geschehen ließ, was man nicht hindern konnte. Hätte man einen Versuch in letzterer Richtung gemacht, so würde man den Mann nur erbittert und ihn dadurch zum Ausschütten des Dreckes getrieben haben, den er auf dem Grunde seines Sackes noch aufhebt, und der wahrscheinlich noch viel übelriechender ist ...«

So faßte man damals in der nächsten Umgebung von Bismarck die Tätigkeit und den Wert des anderen Busch auf. Doch hat das gehindert, daß der Fürst, durch Bucher geleitet, weiterhin und noch viel enger diesen Menschen an sich herangezogen hat?

Vor meiner Abreise aus Berlin meldete ich mich, am 25. Oktober, in Potsdam bei den kronprinzlichen Herrschaften ab. Bei der Rückfahrt am Abend kam ich in ein von Offizieren angefülltes Coupé, in dem bald ein junger Leutnant meine Aufmerksamkeit dadurch erregte, daß er in fesselnder und frappanter Weise von einer Reise erzählte, die er gerade in Schottland gemacht habe. Im Halbdunkel konnte ich ihn nicht sehen und erfuhr erst bei Erkundigung, daß es Prinz Wilhelm sei. Ich kannte ihn bis dahin nicht, hatte ihn früher nur von ferne erblickt und war nun durch seine frische Erscheinung und seine geistvolle, lebendige Konversation ganz eingenommen. Er kam mir sehr verschieden von allen Prinzen und Fürstensöhnen vor, denen ich bisher begegnet war, und ich empfand den lebhaften Wunsch, ihn möglichst nahe kennenzulernen, was mir sonst bei Fürstlichkeiten nicht leicht begegnet ist.

In München blieben wir noch vom 1. bis 6. November, dann begann die Hellasfahrt, diesmal mit den zwei Töchtern Marielisa und Nadine, freilich noch Kinder von neun und sieben Jahren, aber doch verständig und begabt genug, um das Schöne, was ihnen diese erste große Reise bieten würde, zu genießen. Für uns natürlich war es

eine doppelte Freude, mit den lieben Kindern vereint bleiben zu können. In Florenz waren wir vom 7. bis 12. November, die Zeit eifrig ausnützend, um schon Bekanntes wiederzusehen, Neues dem hinzuzufügen. Der Kunstgenuß war wieder unvergleichlich, in den Uffizien, im Pitti, im Bargello verbrachte ich viele Stunden. Florenz war in diesen Tagen in festlicher Aufregung wegen der Anwesenheit des jungen Königspaares, das sich hier zum ersten Male seit der Thronbesteigung zeigte. Wir waren bei dem Einzug am Abend des 7. November zugegen, dann im Galatheater am 10. und bei dem Fackelzuge auf dem Pittiplatze am 11. Der Volksenthusiasmus ungeheuer, wo die jungen Majestäten sich sehen ließen; am meisten begeisterte sich die Masse durch die reizend anmutige Erscheinung der Königin. Umberto sah fast finster darein und hatte etwas Steifes, das weniger sympathisch auf die Menge wirkte. Für Rom hatte uns abermals das Ehepaar Keudell eingeladen, bei dem wir im herrlichen Cafarelli bis zum 26. November geblieben sind. Zwei wunderbar reiche Wochen, im Genusse einer idealen Gastfreundschaft, im rastlosen Wandern durch alle Kunstreichtümer der Ewigen Stadt, und im Verkehr mit den interessantesten ihrer modernen Insassen. Ich arbeitete alles wieder durch, was ich vor drei Jahren kennengelernt hatte, aber mit noch mehr Verständnis und Auffassung im einzelnen wie beim ersten Male, und unendlich viel Neues dazu. Rom zu kennen ist eine Aufgabe, die auch mit viel längerer Zeit nicht gelöst werden kann. Glücklich war ich wenigstens in dem Bewußtsein, die Grundzüge, die großen Umrisse des Ganzen zu erfassen und richtig einzuschätzen. Im wesentlichen fand ich, daß meine allerersten dominierenden Eindrücke auch jetzt noch die bestimmenden waren. St. Peter, das Forum und die vatikanischen Sammlungen, dazu die Katakomben, das blieben mir die Höhepunkte. Nun kam das Spezialstudium aller der Kirchen und Paläste, die ich vorher noch nicht oder weniger gekannt hatte — und jeder einzelne Tag fügte einen Gewinn hinzu, den ich sorgfältig in meine Notizen eintrug. »Wie viel Zeit,« schrieb ich an meine Mutter, »werde ich nun erst brauchen zur moralischen und ethischen Verdauung und Verarbeitung ... Man muß eine besondere Geistesökonomie mit sich betreiben, um das alles richtig unterzubringen und nicht ein wirres Durcheinander von Bruchstücken und gegenseitig sich aufhebenden Einflüssen entstehen zu lassen ...«

Der Anfang unseres Aufenthalts ging nicht ohne erhebliche Erschwerung vor sich: in der Nacht zum 14. November entlud sich über Rom ein formidables Unwetter, das für Tage lang einige Teile der Stadt unter Wasser setzte und die Verbindung mit den Quartieren der Tiber abschnitt, so daß man von uns aus nicht nach St. Peter gelangen konnte. Auf dem Korso war der Verkehr mit Nachen und Flößen. Schlimme Stunden hatte man auch im Cafarelli durchgelebt in der Sturm- und Wassernacht. Aber: post nubila Phoebus, nachher wurde das Wetter um so schöner.

Dann trat ein anderes Ereignis ein, das gerade während unseres römischen Aufenthalts die größte Aufregung hervorrief. Am 17. November ward in Neapel durch den

Anarchisten Passanante ein Attentat auf den König verübt, wobei der Ministerpräsident und alte Republikaner Cairoli als der rettende Engel für das Leben des Monarchen sich betätigte. In Rom war der Ausbruch des Volksunwillens gewaltig. Noch am Abend fand eine großartige Demonstration mit Fackelzug auf dem Kapitol statt, was wir aus nächster Nähe betrachten und dabei zugleich das Seltene miterleben konnten, daß die Glocke auf dem Kapitol als Ausdruck der nationalen Teilnahme geläutet wurde. Auch in den nächsten Tagen herrschte in den Straßen große Erregung, das betäubende Geschrei der herumziehenden Scharen, die bald den König, bald die Freiheit, bald etwas anderes leben ließen, hörten nicht mehr auf. Den Höhepunkt erreichte die Begeisterung am 24. November bei dem feierlichen Einzuge der Majestäten, die von Neapel durch die Präsidenten der Volksvertretung abgeholt worden waren. Ganz Rom stand auf dem Kopf: die Straßen, durch die der Zug sich bewegte, mit Fahnen bedeckt, die Garnison als Spalier. Wir waren mit dem diplomatischen Korps in der Consulta, von wo aus wir den besten Anblick der zum Quirinal fahrenden Wagen hatten. Bei dem Königspaare saß Cairoli, nicht minder enthusiastisch begrüßt und applaudiert. Nach dem Loyalitätslärm, der an diesem Tage gemacht wurde, hätte man die Römer für das monarchistischste Volk der Welt und Cairoli für den populärsten Minister halten müssen. Trotzdem war dieser wenige Wochen später schon durch die Parlamentsmajorität von der Regierung weggefegt.

An der römischen Geselligkeit konnten wir während dieser Wochen regen Anteil nehmen. Im Hause Keudell und auf den anderen Botschaften folgten sich die Diners für das diplomatische Korps, in dem wir viele alte Bekannte wiederfanden, als österreichischen Botschafter jetzt Baron Haymerle, sonst die meisten wie vor drei Jahren: Paget, Ürküll, Noailles, Westenberg u. a. Von deutschen Bekannten wieder die Hellwigs. In der italienischen Welt war die Kissinger Bekanntschaft mit den verschiedenen Mitgliedern der Familie Doria von Nutzen: Gianetto Doria, der Leiter der jeunesse doré, führte uns auf seiner stage-coach mit der elegantesten Gesellschaft zum Jagdrendezvous in die Campagna und zurück durch die Gärten der Villa Doria Pamfili. Von anderen italienischen Freunden sah ich Minghetti wieder, Corti, der seit kurzem das Ministerium verlassen hatte, Maffei, damals noch Generalsekretär im Auswärtigen Amt. Auch den alten Masari lernte ich kennen und Bonghi. Ferner begegnete ich dem Grafen Gobineau, den ich schon in Athen, wo seine Tochter mit einem dänischen Adjutanten des Königs, Gyldenkrone, verheiratet war, gesehen hatte. Ich muß gestehen, daß von diesen Berührungen mit ihm mir nicht der Eindruck seiner großen Bedeutung geblieben ist, allerdings damals mir seine Hauptwerke nicht bekannt waren.

Auch diesmal wieder hatte ich die Freude, Liszt zu sehen und zu hören. Er spielte einen ganzen Abend nach Tische bei Keudell, allein und zusammen mit Sgambiati, und Tosti, der Meister des Gesanges, löste sich mit ihnen ab. Daß ich von Rossi den Hamlet geben sah, will ich auch noch erwähnen.

So kam, obschon wir die Station in Rom über die Gebühr auf das Drängen unserer liebenswürdigsten Wirte ausgedehnt hatten, doch unerbittlich die Stunde des Weitergehens. Ich kann nur unsere Stimmung dabei mit den Worten meiner kleinen Nadine wiedergeben, die, nach längerem Nachdenken, am letzten Tage sagte: »Papa, kannst Du denn nicht Gesandtschafter in Athen sein und dabei in Rom bleiben?«

In Begleitung von Paul Joukowsky, den wir in Rom gefunden hatten, setzten wir die Reise nach Neapel fort und wurden dort beim Eintreffen in frühester Morgenstunde von dem weithin leuchtenden, in voller Tätigkeit begriffenen Vesuv begrüßt mit dem wunderbaren Schauspiele der glühenden, vom Berge herabströmenden Lavamassen. Das blieb ein Hauptinteresse während des viertägigen Aufenthalts, der im übrigen auch hier die Freude und den Genuß am Wiedersehen mit so herrlicher Kunst in einer überschwenglich schönen Natur bescherte. Jeder Tag brachte einen anderen Ausflug in die Umgegend, nach Pausilip, Puzzuoli, Bajae, jeder Vormittag für mich den Besuch im Museum bei den geliebten Bronzen. Besonders eingehend sahen wir diesmal das berühmte Aquarium unter Professor Dohrns kundigster Führung. Aber wenn ich auch mit erneuter Begeisterung an dem äußeren Bilde von Neapel und an seinen Schätzen hing, die Menschen, mit dem dieses Stück Paradies angefüllt ist, waren mir nicht weniger widerwärtig geworden wie bei der ersten Bekanntschaft. Wie hoch stellte ich den Typus des Florentiners und des Römers über dieses schreiende, schmutzige, feige und betrügerische Gesindel! Hier fing der Orient mit seiner nichtswürdigen Seite, nicht mit seinen großen Vorzügen an.

Am 1. Dezember schifften wir uns in Brindisi ein, kamen mit guter Seefahrt am 2. nach Korfu, von dort mit um so böserer See am 4. nach Kephalonia, Zante, Patras, am 5. über Korinth nach Athen. Ich hatte wieder im Hotel Grande Bretagne das alte Quartier genommen mit dem Balkon und der Prachtaussicht auf die Akropolis. Es herrschte ein ideales, sommerliches Wetter, alles grünte und blühte, der Duft aus dem königlichen Garten drang zu uns herauf, die sinkende Sonne vergoldete die fernen Inseln und Umrisse des Parthenon: so begrüßte uns der erste Eindruck, und wir nahmen es frohgestimmt als gutes Vorzeichen für die kommenden Tage in Athen. Wir beschlossen gleich, den Winter in Griechenland so viel als nur möglich im Genuß der Natur und im Kennenlernen der erreichbaren schönsten Punkte in näherer und weiterer Entfernung von Athen auszunutzen, ein Programm, das gründlich eingehalten worden ist.

Am griechischen Hofe fanden wir nichts geändert seit unserer letzten Anwesenheit, die lieblichste der Königinnen, umgeben von ihren blühenden fünf Kindern, war, wie früher, der Mittelpunkt eines frohen Familienlebens, das sich um Politik und um die übrige athenische Gesellschaft nicht viel kümmerte. Das Hauptvergnügen der Königsfamilie war der Skating-Ring, an dem alsbald meine kleinen Töchter sich emsig beteiligten und damit enge Freundschaft mit den Prinzen und Prinzessinnen

schlossen. An größeren Festen im Palais gab es einige Bälle im Laufe des Winters. Noch immer leitete den königlichen Haushalt der klassische Hofmarschall Rodostamos, der aber bald darauf den irdischen Schauplatz verlassen hat. Die würdige Madame Theochari und die schöne Chrysoula Anargyros waren gleichfalls noch auf ihrem Posten bei der Königin, die meisten Adjutanten dieselben geblieben.

An der Spitze der Regierung stand wiederum Komunduros, nachdem ein Ministerium Trikupis nur wenige Wochen dazwischen sich hatte halten können. Theodor Delyannis war Auswärtiger Minister, die (sehr ungerechtfertigten) Angriffe gegen seine Vertretung Griechenlands auf dem Berliner Kongreß hatte er siegreich abgeschlagen. Von den anderen war Grivas, der Kriegsminister, der bedeutendste. Die ganze griechische Politik konzentrierte sich in der Bemühung, die Pforte zur Ausführung der im Berliner Vertrag niedergelegten Grundlagen einer Grenzberichtigung zu bewegen. Der Berliner Kongreß hatte diesen Territorialerwerb für Griechenland nicht als Forderung der Mächte ausgesprochen, sondern als einen Rat, der zur Aufrechterhaltung des Friedens der Türkei erteilt werde, mit dem Vorbehalt, daß die Mächte die Frage der Pforte gegenüber weiter in die Hand nehmen würden, falls eine direkte Einigung mit den Hellenen nicht zustande käme. Natürlich war daran nicht zu denken, die Intervention der Mächte mußte also eintreten, und vorläufig handelte es sich noch ein paar Monate lang um die geeignete Form dafür. Wir begünstigten die griechischen Wünsche im engeren Einverständnis mit Frankreich und ermahnten inzwischen in Athen zur Geduld. Das war auch meine Hauptaufgabe.

Im diplomatischen Korps hatte sich viel verändert, ich fand nur Saburow als alten Kollegen vor, von England Corbett, von Frankreich Charles Tissot, für Italien, das Pansa als Geschäftsträger vertrat, kam später Maffei, und als neuer österreichischer Gesandter Graf Dubsky.

Bei unserer Gesandtschaft hatte ich Graf Karl Goltz als sehr angenehmen Sekretär und den vortrefflichen Dr. Oberg, einen Philologen und früheren Lehrer der Bülowschen Söhne, für die Kanzlei. Außerdem war der Premierleutnant v. Alten, ein unterrichteter und strebsamer Offizier, zur Gesandtschaft kommandiert.

Im ganzen hielt die internationale Kollegenschaft gut zusammen, besonders trennende politische Strömungen gab es in ihr damals nicht. Der Berliner Kongreß wirkte noch frisch als friedlich vereinigendes Prinzip. Ein Ausdruck davon war die einträchtige und gemütliche Vereinigung der meisten Angehörigen der Diplomatenkolonie unter dem mächtigen Christbaum, den wir bei uns am Heiligen Abend aufgebaut hatten. Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Österreicher waren tagelang zusammen mit meinen Kindern beschäftigt gewesen, um die prachtvolle Tanne vom Hymettos mit dem reichsten weihnachtlichen Schmucke zu versehen ...

Ich hatte vor Weihnachten die Freude, daß mir aus Berlin ein kaiserliches Handschreiben zuging folgenden Inhalts:

»In Würdigung der guten Dienste, welche Sie in wirksamer Weise bei Ihrer Teilnahme an den Arbeiten des im Laufe des Sommers hierselbst versammelt gewesenen Kongresses geleistet haben, verleihe ich Ihnen hiermit den Stern zum Roten-Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ring und lasse es mir zur Befriedigung gereichen, Ihnen die Insignien anbei unmittelbar zu übersenden.

Berlin, den 5. Dezember 1878. Wilhelm.«

Wie mir mitgeteilt wurde, war diese Auszeichnung für die deutschen Hauptmitarbeiter am Berliner Kongreß aus der eigenen Initiative des alten Herrn ohne Befragen des Kanzlers oder des Auswärtigen Amtes hervorgegangen. Sie erstreckte sich auf Fürst Hohenlohe, der den Schwarzen-Adler-Orden erhielt, Staatssekretär v. Bülow, dem das Großkreuz des Roten Adlers zuteil wurde, und auf mich, ferner auf Herbert Bismarck und den jungen Bülow, wohl aus Freundlichkeit für die beiden Väter. Busch war nicht mit in diese Liste gekommen, vermutlich weil er dem Kaiser persönlich kaum bekannt war, ebensowenig Bucher, gegen den Seine Majestät immer ein gewisses, noch aus der Erinnerung von 1848 herrührendes Mißtrauen hatte. Um aber, was durchaus notwendig war, wenigstens für Busch auch eine besondere Anerkennung zu schaffen, beantragte der Kanzler dessen Ernennung zum Geheimen Legationsrat, die umgehend erfolgte. Graf Mouy, unser französischer Kollege im Sekretariat, hatte bereits auf Antrag des Fürsten Bismarck den Stern des Kronenordens erhalten. Ich empfand über diesen direkten und mir ganz unerwarteten Gnadenbeweis des alten Kaisers aufrichtige Befriedigung. Aber aus Berlin erfuhr ich auch gleichzeitig, daß damit die neidische Mißstimmung gegen mich bei einzelnen, die durch ihre Leistungen für den Kongreß wahrlich keine Bevorzugung verdienten, nur noch gesteigert worden sei und sich in bitteren Bemerkungen Luft mache. Damit war der Ärger, der schon wegen der anderen fremden Dekorationen sich angehäuft hatte, und das Bestreben, mich in der Berliner Stellung zu untergraben, vollends auf die Höhe gelangt. Viele Jahre später habe ich es erst durch das, was mir dann Herbert Bismarck aus jener Vergangenheit erzählte, genauer erfahren.

Der 25. Dezember 1878 führte meine Gedanken zurück in weite Vergangenheit: es waren an diesem Tage fünfundzwanzig Jahre, seitdem mein Vater die Augen geschlossen hatte. Was lag alles in dieser Zwischenzeit! An meine Mutter schrieb ich darüber: »Nun ist es ein Vierteljahrhundert seit dem Heimgang unseres Vaters. Großes und Ernstes liegt in diesem Zeitraum für das Ganze wie für jeden von uns. Wie würde er die Dinge beurteilen, wie die Personen, wenn er jetzt Umschau hielte? Die Frage lege ich mir oft vor, leichter für den Teil des einzelnen zu beantworten als für den Gang und das Ergebnis der Ereignisse. Ich bin fest überzeugt, daß er darin dem Wesentlichen nur zustimmen würde, auch wenn seine Wege andere gewesen wären, um dazu zu gelangen. Die Entwicklung der deutschen Politik hat er zu scharf in dem

Ende vorausgesehen, zu dem sie sich tatsächlich ausgestaltet hat, um nicht auch das Bewußtsein davon gehabt zu haben, daß es nur mit Kampf und Krieg zu erreichen war. Auf die jetzigen kirchlichen Händel konnte er damals nicht in dem Umfange vorbereitet sein. Daß er sie nicht erlebt hat, ist der größte Trost für seinen Verlust. Er hätte seine Stellung auf keiner der beiden Seiten, solange Pio IX. lebte, nehmen können. Die Auffassung des jetzigen Papstes, soweit wir sie sehen können, hätte seinem Sinne mehr entsprochen. Ganz und gar aber nicht die von Windthorst und dem Zentrum, das sich bis zur Demagogie hat vortreiben lassen.«

In der deutschen Presse wurde nur ganz vereinzelt an das Todesdatum meines Vaters von 1853 erinnert. Bei der damaligen akuten Beschäftigung mit der Tagespolitik war für solche Reminiszenzen keine Zeit und kein Sinn. Erst viel später, bei der Zentenarfeier seiner Geburt, 1897, hat das nationale Verständnis für sein Werk und seine Person stärkeren Ausdruck gefunden.

Vom Schluß des Jahres 1878 will ich noch eine Auslassung über unsere innere Politik anführen, an der ich damals von der Ferne aus besonders lebhaften Anteil nahm:

»... Von allem, was die Zeitungen aus der Heimat erzählten, interessiert mich nichts so sehr als das Hervortreten des neuen Wirtschaftsprogramms, das Bismarck jetzt in die Öffentlichkeit geworfen hat. Du weißt, daß ich Dir längst gesagt habe, diese Krisis sei im Werden und fülle mehr als alles andere die Ideen und die Arbeit des Kanzlers aus. Er hat sich nun mit seiner ganzen Charakterkraft dem Strome entgegengestellt, nachdem er, wahrlich nicht leicht, zu der Erkenntnis gekommen war, daß das Forttreiben im bisherigen Fahrwasser unseren wirtschaftlichen Zuständen zum Unheil gereiche. Jetzt wird das Geschrei gegen ihn wieder groß werden von denen, die Theorien, Ratschläge und Kritiken haben, aber keine Verantwortung tragen ... Dieser Reformversuch ist einer der undankbarsten, an die ein Staatsmann herantreten kann; gewaltige Selbstverleugnung und Pflichterkenntnis gehören dazu, um nach einem so abgearbeiteten Leben und mit seinen Nerven das Werk noch zu beginnen, besonders wenn man es einfacher auf die Schultern von anderen, dazu mehr Berufenen hätte abladen können ... Was werden diejenigen, deren bisherige Ideen eklatanten Mißerfolg gehabt haben, nun sagen? Am neugierigsten bin ich auf die Haltung von Delbrück: er ist für kleinliche Befehdung der neuen Richtung zu bedeutend und zu klug, aber der jetzige Zustand ist wesentlich sein Werk, und im Reichstag muß er dazu Stellung nehmen ... Über das Sozialistengesetz sind nun alle einig, selbst die vorher am meisten geschimpft haben; vielleicht geht es mit der Zollreform auch noch so ...«

XVIII. Kapitel

Auswärtiges Amt, das Bündnis mit Österreich-Ungarn

1879

Am 26. April reiste ich mit meiner Gattin zusammen ab auf einem direkten italienischen Dampfer bis Brindisi. Dann wurde noch, um etwas Neues von Italien mitzunehmen, eine zweitägige Station in Bologna gemacht, wo uns Pansa empfing und herumführte. In München ließ ich meine Familie und meldete mich am 5. Mai im Auswärtigen Amt (...)

Im Amte waren meine ersten Eindrücke nicht angenehm. Ich fand eine unverkennbare Mißstimmung, die sich aus den Einflüssen vom vergangenen Herbst entwickelt hatte und die erst dann, wenigstens in meinen Beziehungen nach oben, gewichen ist, als ich mit dem Staatssekretär und mit Herbert Bismarck zu einer Aussprache darüber drängte, ob und aus welchen Gründen man irgend etwas gegen mich habe. Die Folge war, daß Herr v. Bülow mir in emphatischer Weise erklärte, ich hätte nach wie vor das vollste Vertrauen des Kanzlers und sein eigenes, und es sei das niemals in Frage gestellt gewesen, wenn auch von seiten »einiger Mitarbeiter« gegen mich agitiert worden sei. Herbert Bismarck wollte ebenfalls jetzt nichts mehr von Hetzereien wissen und änderte von da ab sehr sein Benehmen gegen mich. Er wurde mir als spezieller Hilfsarbeiter zugeteilt, und mein Verhältnis zu ihm blieb ein ungetrübtes. Holstein, die Seele aller dieser Machenschaften, trat in den Hintergrund: aber daß er von dort aus nicht untätig blieb, zeigte mir die Zukunft.

Vorläufig hatte ich keinen anderen Wunsch als den, durch meine gute Arbeit das Terrain wie bisher zu behaupten und für die großen Aufgaben, die an uns herantraten, eine nützliche Mitwirkung zu leisten. Fürst Bismarck zeigte mir nicht die geringste Änderung in seinem persönlichen Wohlwollen, der alte Kaiser empfing mich mit der gewohnten Herzlichkeit und verlangte mich zur Vertretung des Auswärtigen Amtes im Sommer; das war mir die Hauptsache, und um so weniger glaubte ich mit den Unterströmungen rechnen zu müssen.

Als Stimmungsbild vom 19. Mai, an dem ich meine 40 Jahre vollendete, schrieb ich an meine Frau: »Ich habe heute einen langen, dunklen Spaziergang im Tier-

garten gemacht und mich damit beschäftigt, der ominösen neuen Ziffer innerlich gerecht zu werden. Mit mir ging auf der einen Seite eine trübe Gestalt, die mir den Ernst des neuen Dezenniums vorhielt; auf der anderen sprang ein frecher Kobold, der dazwischen lachte und den sorgenvollen Betrachtungen einen Humorschnörkel anhängen wollte. Das Resultat war, daß ich mit dem Gemisch von Empfindungen nach Hause kam, aus dem schließlich das ganze Leben besteht ... Die unerquicklichen Erfahrungen suche ich nun zu vergessen, aber ich habe mir daraus die Lektion nach mancher Seite hin gemerkt. Nur ist die alte Lust am hiesigen Schaffen noch nicht wiedergekommen. Mir scheint, daß eine große Dosis von Unbesorgtheit und innerer Frische mir im letzten Jahr verloren gegangen ist ...«

Bis zum 16. Juni führte ich im Amte meine gewöhnlichen politischen Dezernate mit dem Vortrag beim Kanzler; dann ging der Staatssekretär v. Bülow, dessen Gesundheit schon in bedenkliche Schwankungen geraten war, in längeren Urlaub, und ich wurde wieder sein Vertreter im Verkehr mit dem fremden diplomatischen Korps, bis vom 16. Juli ab, als auch der Kanzler Berlin verließ, die Leitung aller Geschäfte wie im vorigen Jahre auf mich, mit Wahrung der Selbständigkeit von Bucher, übertragen wurde. Graf Stolberg blieb wie früher Vertreter des Reichskanzlers. Als unmittelbar mir beigegebene Hilfsarbeiter hatte ich zuerst außer Herbert Bismarck noch Bernhard Bülow, solange beide nicht durch ihre Väter beansprucht wurden, und dann Rantzau. In der Preßabteilung wirkte noch Aegidi, Rudolf Lindau wurde aus Paris herangezogen und verblieb danach ganz im Amte.

Ein freudiges Fest für Berlin und das ganze Land war die auf den 11. Juni fallende Feier der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares. Leider hatte der alte Herr einige Zeit zuvor (gerade am Jahrestage des Attentats Nobiling, 2. Juni) einen Fall im Zimmer getan und sich am Fuße verletzt, so daß er bei der schönen kirchlichen Feier noch auf den Stock gestützt erschien. Es war aber ein außerordentlich bewegter und bewegender Tag, beispiellos enthusiastische Teilnahme in allen Volksschichten, eine endlose Reihe von deutschen und ausländischen Fürstlichkeiten, abends die größte Illumination, die man in Berlin noch gesehen hat. Auch der folgende Tag trug noch das Gepräge einer großartigen Feststimmung.

Zur goldenen Hochzeit hatte meine Mutter dem Kaiserpaare ihre Glückwünsche schriftlich ausgesprochen, in Erinnerung an die vor fünfzig Jahren gemeinsam erlebte Zeit; meine Eltern hatten 1828 geheiratet, und meine Mutter war damals durch die Intimität mit dem Radziwillschen Hause auch vielfach mit dem Prinzen Wilhelm in Beziehung gekommen. Der alte Kaiser dankte ihr in folgenden schönen Zeilen:

»Berlin, 22. Juni 79.

Ihre Zeilen mit Ihren Wünschen zum 11. Juni, mit den Erinnerungen an vor fünfzig Jahren, haben mich unendlich beglückt und will ich Ihnen noch vor der Abreise,

wenngleich sehr verspätet, meinen herzlichen Dank aussprechen. Jawohl, wie Wenige sind noch von jener Zeit unter uns und wie schöne Tage haben wir zusammen verlebt, teils noch im Hause Ihrer Mutter, und dann, in reiferen Jahren, in Frankfurt a. M.! Die Jahre verschwinden, aber die Gefühle der Anhänglichkeit bleiben immer dieselben!!

Ihr dankbarer König

Wilhelm.«

Fürst Bismarck war in dieser Zeit bis zu seiner Abreise mehr mit den Fragen der inneren als mit denen der äußeren Politik beschäftigt und überließ die letzteren auch mehr wie sonst unserer selbständigen Bearbeitung. Er feierte seinen großen Triumph auf dem wirtschaftlichen Gebiete: schon im Mai hatten die neuen Eisenzölle eine große Mehrheit im Reichstag erlangt, und am 12. Juli besiegelte das Votum von 217 gegen 107 definitiv die gewaltige Zoll- und Finanzreform, die fortan das ganze Wirtschaftsleben des deutschen Volkes umgestaltete. Auf seine Stimmung hatte dieser Abschluß die günstigste Wirkung. Er war innerlich so befriedigt, wie im vorigen Jahre nach dem Kongreß. Am 16. Juli reiste er zur Kur nach Kissingen ab. Noch hatten wir zuvor am 13. den ersten Jahrestag des Berliner Vertrags gefeiert; in freundlichster Weise erwähnte der Kanzler mir gegenüber dieses Datum, und Herr v. Bülow tat es schriftlich aus Marienbad.

Aber dabei konnten wir uns nicht verhehlen, wie viel an Arbeit und Gefahren übriggeblieben war, um die damals erzielte europäische Willensbetätigung zur Durchführung zu bringen.

In erster Linie standen die Schwierigkeiten, die Rumänien gegen Erfüllung der Vorbedingung seiner Unabhängigkeitsanerkennung, nämlich die Judenemanzipation, erhob. Wir hatten außerdem die leidige Eisenbahnangelegenheit zu beenden und konnten das nicht anders als in Verbindung mit der Juden- und der Unabhängigkeitsfrage zustande bringen. Wir mußten den Politikern in Bukarest jetzt damit die Daumschrauben ansetzen, sonst hätten wir dazu nie wieder die Gelegenheit gehabt. Ein Agent nach dem anderen kam nach Berlin, um für das Land von seinen doppelten Verpflichtungen in diesen beiden Fragen etwas abzuhandeln, wir setzten aber allen die Alternative entgegen: Ausgleich in der Eisenbahnsache und Ausführung der Kongreßbestimmungen bezüglich der Juden, oder keine Anerkennung der Unabhängigkeit. Es wurde uns übrigens nicht leicht, auch die anderen Kabinette mit zurückzuhalten. In Wien war man ängstlich und verstimmt wegen der Verzögerung der Unabhängigkeitsanerkennung, man fürchtete, damit nur das russische Spiel zu fördern; Italien wollte damit ebensowenig warten und ermutigte die rumänische Widerhaarigkeit. Erledigt worden ist die Frage erst nach dem Ministerwechsel im Herbste und nachdem Fürst Karl wie seine Ratgeber endlich die Einsicht erlangt hatten, daß auf anderem Wege nichts

zu erreichen sei. In Bukarest war man recht schwer zu dieser Erkenntnis gelangt, das Tagebuch des Fürsten Karl legt davon Zeugnis ab! Und da ich in Berlin die Verhandlungen, die der Kanzler mir ausschließlich überlassen hatte, führen mußte, so war die Mißstimmung der Rumänen gegen mich groß, um so mehr, als der Fürst von Hohenzollern unserem Kaiser beständig mit Klagen über das deutsche Auswärtige Amt in dieser Sache auflag und Seine Majestät wiederholt — was die Rumänen erfuhren — zu ihren Gunsten sich aussprach. Auf der anderen Seite waren Bleichröder und Hansemann für die Rettung des deutschen Kapitals — immer noch 100 Millionen Taler — tätig und flehten uns an, in der Sache fest zu bleiben. So ist es allein unserer Haltung zu verdanken gewesen, daß die Rumänen sich dem Unabänderlichen fügten: sie selbst hatten davon den sofortigen Genuß ihrer staatlichen Unabhängigkeit und die gesicherte Anwartschaft auf die Königskrone. Es wurde das auch nachträglich von ihnen gewürdigt. Fürst Karl schickte mir, gleichzeitig mit dem Reichskanzler, nach der erfolgten Anerkennung das Großkreuz seines neu gestifteten Ordens, wozu er gar nicht verpflichtet gewesen wäre, und viele Jahre später, als ich bei einem Besuche in Sinaja dort Demeter Sturdza wieder traf, mit dem ich im Sommer 1879 unsanft aneinander gekommen war, sagte er mir: »Wir alle und ich besonders schulden Ihnen Dank dafür, daß Sie uns damals mit so fester Hand gezwungen haben zu tun, was wir zu vollbringen aus uns selbst nicht fähig gewesen wären; damit allein haben wir den Grund und Boden erhalten, auf dem wir jetzt stehen.«

Zu den akuten Orientfragen war seit dem Frühjahre die bedenkliche Entwicklung der ägyptischen Zustände getreten. Die Mächte, deren materielle Interessen hauptsächlich auf dem Spiele standen, England und Frankreich, griffen erst mit Flottendemonstrationen ein, kamen dann aber gegenüber dem üblen Willen und Unverstande des kaum mehr zurechnungsfähigen Khediven zu dem Entschlusse, ihn zu entfernen. Wir unterstützten das Vorgehen, das nur durch unsere Hilfe zum Ziele führen konnte, und am 26. Juni mußte Ismail-Pascha seine unfreiwillige Abdankung vollziehen. Er ließ sich in Italien nieder; ich habe ihn dann später in Konstantinopel wieder gefunden.

In diesem Falle hatte die deutsche Politik zwischen der französischen und englischen als Bindeglied gewirkt und es den Westmächten zum Bewußtsein gebracht, wie viel ihnen auf dem großen Welttheater unsere Freundschaft von Nutzen sein könne. Bismarck zahlte ihnen jetzt das gute Verhalten auf dem Berliner Kongreß zurück. In Paris machte es den besten Eindruck: allerdings war noch Waddington am Ruder, was nicht mehr lange vorhielt.

Zur Ausführung der einzelnen Bestimmungen im Berliner Vertrag waren verschiedene internationale Kommissionen eingesetzt worden, die teils in Konstantinopel, teils in den Landesteilen, denen ihre Arbeit galt: in Bulgarien, Serbien, Montenegro, sich zusammenfanden und über den Fortgang ihrer Abmachungen Bericht erstatteten. Es lag in der Natur der Sache, daß diesen Kommissionen nicht für alle

Einzelfälle Instruktionen erteilt, sondern ihnen nur im allgemeinen die Richtschnur für ihr Verhalten gegeben werden konnte. Man hatte aus ihren Meldungen im ganzen den Eindruck, daß nur nach sachlichen und technischen, nicht nach politischen, tendenziösen Gesichtspunkten gearbeitet werde, bis immer wieder Klagen aus Petersburg darüber zu uns drangen, daß die deutschen Delegierten nicht genug mit oder geradezu im Gegensatz zu den russischen ihre Stimmen in die Wagschale würfen. Wir konnten das aus den Berichten nicht entnehmen. Aber die Verstimmung in Petersburg wurde ernster, und schließlich mußte der Botschafter v. Schweinitz am 8. August melden, daß er von Kaiser Alexander persönlich scharf darüber zur Rede gestellt worden sei.

Auf telegraphische Weisung aus Kissingen, wohin wir den Schweinitzschen Bericht gesendet hatten, sollte ich dem Kaiser unverzüglich Vortrag halten über die ganze bisherige Tätigkeit der Orientkommissionen und speziell unserer Vertreter, über die dem Zaren offenbar falsche Mitteilungen zugegangen sein müßten. Ich tat das am 17. August in Babelsberg und fand den alten Herrn sehr präokkupiert über die russischen Beschwerden, deren Ungrund er völlig einsah. Er wünschte eine eingehende Beantwortung des Schweinitzschen Berichtes zur vertraulichen Verwertung bei Kaiser Alexander.

Am anderen Tage, dem 18., war in Babelsberg das übliche Diner zur Feier des Geburtstages des Kaisers von Österreich, zu der der österreichische Botschafter Graf Széchényi nebst seinem Personal (Welsersheimb, Eperjesy, Scholl, Prinz Liechtenstein) geladen war, ferner Feldmarschall v. Manteuffel, Graf Stolberg und ich. Der Kaiser war munter und gesprächig: erst beim Abschied nahm er mich beiseite und gab mir einen Brief, den er eben vom Kaiser Alexander erhalten habe, mit dem Auftrag, ihn sofort, noch am Abend, mit Kurier an Fürst Bismarck zu schicken. Er hatte selbst ein kurzes Wort hinzugefügt, lediglich zur Überweisung des Schriftstücks, über das er eine Äußerung des Fürsten erwartete. »Lesen Sie das und geben Sie es auch Graf Stolberg, Sie sehen, es ist wie die Fortsetzung unseres Gesprächs von gestern,« sagte der Kaiser dabei ohne besondere Erregung.

Im Eisenbahncoupé, wo ich mit Stolberg saß und ein General noch im letzten Moment einstieg, las ich zunächst den russischen Brief — und gab ihn dann an Stolberg mit der Frage: »Was sagst du dazu?« Er las, las noch einmal und antwortete: »Das ist stark.« »Das Stärkste, was ich noch in der Art gelesen habe,« entgegnete ich. Weiter konnten wir wegen der Anwesenheit des Dritten jetzt nicht darüber sprechen. Doch bat mich Stolberg, gleich mit ihm nach Hause zu kommen und uns weiter zu beraten.

Dieser Brief des Zaren vom 3./15. August 1879 ist eines der wichtigsten und folgenschwersten Dokumente aus unserer neueren Geschichte geworden. Die Empfindung, daß er in der einen oder der anderen Richtung einen Abschnitt bezeichnen

müsse, hatte ich beim ersten Lesen sofort. Dem Wortlaute nach ist der Brief seitdem zuerst durch Horst Kohls »Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen« 1899 bekannt geworden, darauf Bezug genommen hatte Bismarck häufig schon vorher in amtlichen und privaten Äußerungen. Ich will hier nur die Hauptsätze daraus hervorheben. Bei ihrer Würdigung ist der überaus freundliche und höfliche Ton als Maßstab zugrunde zu legen, in dem sonst die rege Korrespondenz zwischen den beiden Souveränen sich zu bewegen pflegte. Alle Briefe, die Kaiser Wilhelm an seinen Neffen richtete und die irgendwie politische Fragen berührten, wurden unter Mitwirkung des Auswärtigen Amtes entworfen. Es war sicher anzunehmen, daß das auch auf der anderen Seite der Fall, und somit, daß der vorliegende Brief in seinen politischen Teilen durch das auswärtige Ministerium in Petersburg inspiriert sei. Fürst Bismarck hat, wie er öfters erzählte, später den Nachweis dafür erhalten, daß Gortschakow der direkte Urheber des Schreibens gewesen ist.

Nach einleitenden Worten über persönliche Dinge kommt Kaiser Alexander gleich zu seiner Beschwerde: Il s'agit de l'attitude des différents agents diplomatiques en Turquie qui depuis quelque temps se manifeste malheureusement d'une manière hostile envers la Russie. Was Rußland nach einem glorreichen Kriege erreicht habe, werde jetzt durch die Kommissionen zuungunsten der christlichen Völkerschaften wieder verdorben. Dabei fänden die Türken die Unterstützung der Österreicher und der Deutschen, während die Franzosen und Italiener mit den Russen gingen. Dann heißt es: Je crois de mon devoir de porter votre attention sur les tristes conséquences que cela pourrait amener dans nos rapports de bon voisinage en aigrissant nos deux nations l'une contre l'autre, comme la presse des deux pays commence à le faire . . . Und eine direkte Anklage gegen Fürst Bismarck: Est-ce digne d'un véritable homme d'État de faire entrer dans la balance une brouille personnelle quand il s'agit de l'intérêt de deux grands États faits pour vivre en bonne intelligence et dont l'un a rendu à l'autre, en 1870, un service que, d'après Vos propres expressions, vous désirez n'oublier jamais? Am Schluß: Les circonstances deviennent trop graves pour que je puisse Vous cacher les craintes qui me préoccupent et dont les conséquences pourraient devenir désastreuses pour nos deux pays. Que Dieu Vous en préserve et Vous inspire! . . .

Darüber waren wir uns, Stolberg und ich, klar, daß dieser Brief nicht so, wie es der Kaiser gewünscht hatte, nur mit seinem Transmissoriale an den Kanzler gesandt werden könne, ohne zu einem scharfen Konflikte zu führen. Es bedurfte unbedingt noch einer Äußerung des Kaisers an Bismarck, in der er die Insinuationen des Zarenbriefes gegen ihn zurückwies. Wir beschlossen also, daß ich mich am nächsten Tage wieder zum dringlichen Vortrage bei Seiner Majestät anmelden und dabei ver-

suchen sollte, ein anderes Begleitschreiben an Fürst Bismarck von ihm zu erreichen. Heinrich Lehndorff, der gerade zu Stolberg kam, frugen wir um seinen Rat, wie es am besten bei dem alten Herrn einzuleiten sein werde.

Am 19. nachmittags empfing mich der Kaiser in Babelsberg, etwas verwundert darüber, was ich schon wieder von ihm wolle. Die Darlegung des Grundes zu dem neuen Vortrage war nicht leicht. Zuerst unterbrach der Kaiser mich mit dem ungnädigen Ausruf: »Was, der Brief ist noch nicht an den Reichskanzler geschickt, wie ich es doch befohlen hatte?« Dann aber ließ er mich ruhig weiter sprechen und hörte meine Auseinandersetzung mit großer, ernster Aufmerksamkeit an. Ich las ihm noch einmal Satz für Satz den Brief des Kaisers Alexander vor und hob die Stellen heraus, deren direkt bedrohlicher Charakter nicht zu verkennen sei; das Hauptgewicht aber legte ich für jetzt auf die harte Anspielung gegen Fürst Bismarck, über die der Kanzler wohl bei der Mitteilung des Briefes eine eklatante Zurückweisung seitens seines kaiserlichen Herrn erwarten könne. In seiner gewohnten herzgewinnenden Freundlichkeit nahm der alte Herr alle diese Bemerkungen auf, erkannte deren Berechtigung und versprach, noch einen anderen Brief an Fürst Bismarck zu schicken. Beim Abschied sagte er mir: »Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Sie werden mit mir zufrieden sein.«

Am Abend erhielt ich durch Eilboten das Versprochene mit folgendem Handbillett des Kaisers:

»Babelsberg, 19. 8. 79.

Hierbei mein gestriges und heutiges Schreiben an den Fürsten, was ihn hoffentlich beruhigen wird über meine Auffassung seiner politischen Stellung zu Rußland.

Wilhelm.«

Der neue Brief war kurz und bündig in der Abwehr gegen den auf Bismarck bezüglichen Passus und beseitigte somit von vornherein die Möglichkeit einer persönlichen Verstimmung, die ohne dem unfehlbar hätte eintreten müssen. Fürst Bismarck hat niemals erfahren, auf welche Weise diese kaiserliche Kundgebung beschafft worden ist.

Am 20. März ging alles ab an den Kanzler, der gerade am 19. von Kissingen nach Gastein abgereist war. Er kam dort an mit der ihn überraschenden Nachricht von dem bereits dem Kaiser Franz Joseph vorgelegten Abschiedsgesuche des Grafen Andrássy. Es lag nahe, daß er zunächst die Vermutung daran knüpfte, der bewährte Freund Deutschlands habe in seiner auswärtigen Politik Hindernisse gefunden, die er nicht mehr hätte überwinden können.

Welchen Eindruck unter diesen Umständen die russische Mitteilung auf Bismarck machte, zu welchen Entschlüssen sie ihn sofort veranlaßte, gehört der Geschichte an. Bismarck selbst hat des öfteren und am klarsten in den »Erinnerungen« davon erzählt.

Ich werde also hier nicht weiter die große Axdrehung unserer und der gesamten europäischen Politik, die daraus hervorgegangen ist, zu behandeln haben, sondern will nur wiederum, dem Zwecke dieser Aufzeichnungen entsprechend, von meiner persönlichen Mitarbeit dabei Rechenschaft geben. Aus meinen damaligen Notizen in chronologischer Folge und dem ergänzenden brieflichen Material wird sich ermessen lassen, mit welchen Geburtswehen das große Fazit der österreichischen Allianz zur Welt gekommen ist. Im einzelnen dürfte das bisher noch nicht so bekannt geworden sein.

22. August. Aus Gastein kam das erste Telegramm des Kanzlers nach Eingang der russischen Mitteilungen. Er schickt einen Immediatbericht und Entwurf zur Antwort an Kaiser Alexander, was am 26. ankommen soll.

Der Kaiser teilt uns mit, er wolle den Feldmarschall v. Manteuffel nach Warschau senden als Überbringer seiner schriftlichen Antwort, sobald diese fertiggestellt. Wir sind darüber etwas erschreckt.

23. August. Auf Befehl des Kaisers hatte ich lange Besprechung mit Feldmarschall v. Manteuffel, um ihn erst ganz über die Lage au fait zu setzen. Ich las ihm den Brief Kaiser Alexanders vor: er war sehr frappiert davon und sagte: »Das darf sich freilich kein König von Preußen schreiben lassen.« Ich suchte ihn möglichst in der Auffassung zu befestigen, daß uns von Rußland ein défi geboten worden, demgegenüber man sich ernstlich zu wehren habe.

24. August. Manteuffel kam zu mir und referierte eingehend über seine Audienz beim Kaiser, sowie beim Kronzrinzen. Bis dato ist der Feldmarschall ganz schneidig. In der Nacht arbeitete ich auf dem Amte das Memoire über die Haltung der deutschen Delegierten in den Kommissionen zur Durchführung des Berliner Vertrags aus, das nun unserer Auseinandersetzung mit den Russen zugrunde gelegt werden soll.

25. August. Vortrag beim Kronprinzen in Potsdam, der wegen eines Fußleidens ans Zimmer gefesselt ist. Er war sehr impressioniert von der russischen Demarche, über die ich ihm die ersten Mitteilungen brachte, und besprach ernsthaft die Chancen eines offenen Bruches mit Rußland. Vor allem aber möchte jetzt abgewartet werden, was Fürst Bismarck rate.

26. August. Der Kurier brachte die Antwort von Bismarck aus Gastein in Form eines Immediatberichtes mit Entwurf für die Beantwortung des Briefes an Kaiser Alexander. Der Fürst verlangt als einzig wirksames Mittel, um Bruch mit Rußland zu vermeiden, eventuell ihm die Spitze zu bieten, festes Abkommen mit Österreich, will mit Andrássy, der nach Gastein kommt, in diesem Sinne verhandeln, später selbst nach Wien gehen. Der Bericht ist großartig gedacht. Ich mache mich gleich an die Ausarbeitung des kaiserlichen Schreibens. Abends lange Konferenz mit Manteuffel, so viel wie notwendig ihm über die Bismarckschen Ansichten gesagt.

Staatssekretär v. Bülow kam vom Urlaub zurück und übernahm die Geschäfte, ist aber noch sichtlich angegriffen.

27. August. Weitere Konferenzen mit Manteuffel und Vorlage des Antwortkonzeptes für den Kaiser.

28. August. Die Schwierigkeiten beginnen! Der Kaiser hat den Bismarckschen Wunsch, auf der Rückreise von Gastein nach Wien zu gehen, abgelehnt und dies an den Staatssekretär geschrieben, der in unnötiger Eile und ohne vorher darüber mit mir zu sprechen, es tale quale nach Gastein telegraphierte. Bismarck, der heute in Gastein mit Andrássy konferierte, wird davon peinlich berührt werden müssen.

Feldmarschall Manteuffel nach Warschau abgereist mit dem Brief, den der Kaiser unverändert nach unserem Konzept abgeschrieben hat. Manteuffel war bei der Abreise schon um eine Nuance russischer und gerührt darüber, daß man ihm einen russischen Obersten zum Empfang an die Grenze schicke. Den werden sie gut einseifen in Warschau!

29. August. Die erwartete Explosion aus Gastein ist eingetroffen. Bismarck gibt telegraphisch Bericht über seine Unterredung mit Andrássy und erklärt, wenn er an dem Besuche in Wien gehindert werde, würde er überhaupt auf weitere Mitwirkung verzichten.

30. August. Manteuffels erste telegraphische Meldung aus Warschau. Kaiser Alexander schlägt eine Zusammenkunft mit unserem Herrn vor, was Manteuffel sehr befürwortet.

Mit Staatssekretär v. Bülow, der sehr matt ist, hatte ich eine ernste Unterredung, in der ich ihn möglichst dem Kaiser gegenüber wegen des Bismarckschen Besuches in Wien scharf zu machen suchte und ihm aus der Entwicklung der ganzen Situation, die er hier nicht mitgemacht hat, nachwies, daß wir jetzt fest zum Kanzler halten müßten, um einem schweren Konflikte vorzubeugen. Er fuhr den Abend zum Kaiser und brachte glücklicherweise die Ermächtigung zur Wiener Reise mit, fand aber Seine Majestät schon ganz unter dem Eindrucke der Manteuffelschen Nachrichten von seinem guten Empfang.

31. August. Manteuffel meldete dem Kaiser, daß als Ort der Begegnung der beiden Monarchen Alexandrowo (auf russischem Gebiet) vorgeschlagen werde, und der Kaiser hat es umgehend angenommen. Wir waren übereinstimmend der Meinung, daß unter den jetzigen Verhältnissen die Wahl eines russischen Ortes für unseren Herrn unpassend sei und fürchteten den Eindruck in Gastein. Der Staatssekretär erhielt darüber briefliche Äußerungen vom Kaiser, konnte mit der Gegenvorstellung nichts mehr ausrichten. Seine Majestät ist seit den Mitteilungen von Manteuffel nur noch für russische Verständigung zu haben.

1. September. Die Mitteilungen von Manteuffel zeigen immer mehr, wie sehr er von den Russen eingefangen worden und wie es zu fürchten ist, daß er dort Politik auf eigene Hand treibt. Er spricht von einem Memoire, das uns russische Wünsche übermitteln soll, und deutet an, Staatssekretär v. Bülow möge den Kaiser nach Alexan-

drowo begleiten. Dafür ist dieser (fast kann man sagen glücklicherweise) jetzt nicht gesund genug, aber ohnedem wäre es hier zurückgewiesen worden.

Von Gastein kam ein Telegramm mit scharfem Protest gegen Alexandrowo, aber es konnte nichts helfen, da die kaiserliche Annahme schon ausgesprochen. Wir suchten den Kanzler darüber zu beruhigen. Ich drang aber wieder mit um so größerem Nachdrucke darauf, daß Bülow den Kaiser vor irgendwelchen Zusagen in Alexandrowo, die die Politik Bismarcks durchkreuzen könnten, warnen möge. Er versichert, es bei dem heutigen Vortrage getan zu haben.

2. September. Aus dem Berichte von Manteuffel ergibt sich nun, daß *er* überhaupt die Begegnung in Alexandrowo vorgeschlagen hatte, ohne Empfindung dafür, wie wenig angemessen das jetzt für unseren Herrn sein konnte, den Zar nach seinem Brief, den Manteuffel selbst als eine Beleidigung aufgefaßt hatte, auf russischem Boden zuerst aufzusuchen! Wir sind darüber entrüstet, aber es muß jetzt bonne mine gemacht werden.

Aus Gastein kam ein langer, schöner Immediatbericht über die Besprechungen zwischen Bismarck und Andrássy, eingehende Beleuchtung der gesamten politischen Lage und des Zukunftsbildes. Verlangt Ermächtigung zu weiterer Abmachung. Alles aber noch als tiefes Sekretum. Bülow fuhr damit nach Potsdam zum Kaiser und erlangte wenigstens, daß Seine Majestät bestimmt zusagte, bei der Zusammenkunft *keinerlei* Versprechen für die Zukunft zu geben, alles offen zu lassen für weitere politische Transaktionen. Der Staatssekretär kam von dieser Audienz so erschöpft zurück, daß er erklärte, sich von den Geschäften für einige Zeit ganz frei zu machen und nach Potsdam übersiedeln zu müssen. Nun bleibt mir die Arbeit nach allen Seiten hin allein: Bucher ist auch in Urlaub gegangen. Abends kamen Albedyll und Lehndorff, auch August Eulenburg zu mir, um wegen Alexandrowo sich zu besprechen, wohin die beiden ersten den Kaiser begleiten. Alle sehr verständig, ganz im Bismarckschen Sinne die Reise mißbilligend und durchdrungen von der Notwendigkeit, an allerhöchster Stelle jetzt wenigstens gegen zu starkes Nachgeben an russische Strömung zu arbeiten. Natürlich ist der Kronprinz am meisten in dieser Richtung.

3. September. Kaiser nach Alexandrowo abgereist, Manteuffel kommt nach Bromberg. Ich aß bei der Kaiserin, die sich aber nicht über die politische Lage aussprach.

4. September. Kaiser am Mittag von Alexandrowo nach Königsberg, wo er zu den Manövern bleibt, wieder abgereist.

Otto Bülow meldete telegraphisch über die Begegnung: Der Kaiser habe von russischer Seite nur Freundschaftsbeteuerungen gehört, Kaiser Alexander habe sich wegen des Briefes »gewissermaßen« entschuldigt. Unser Herr habe sich nach keiner Richtung hin irgendwie gebunden, wolle noch Aufzeichnungen darüber machen und einschicken.

Was uns aber sehr verblüffte, ist der Ordensregen, den der Kaiser dort hat niedergehen lassen, namentlich der Schwarze-Adler-Orden an Milutin und das Großkreuz an Giers! Die Situation ist wirklich nun ganz auf den Kopf gestellt, Kaiser Wilhelm erscheint wie der Teil, der etwas gutzumachen gehabt hätte.

5. September. Früh kam Feldmarschall Manteuffel zu mir und erzählte des längeren über seine Erlebnisse. Er war aber doch besorgt darüber, daß der Effekt der Begegnung in Alexandrowo, die er als sein Werk betrachten müsse, kein richtiger gewesen. Er meinte, als ich ihm ganz offen unsere Ansicht darüber aussprach, schon Albedyll habe ihm dasselbe gesagt, und das habe ihn überrascht. Er habe doch nur geglaubt, der Sache des Friedens einen Dienst zu erweisen. Den Kaiser Alexander habe er wegen der Wirkung seines Briefes »betreten« gefunden und nur darum besorgt, wieder volle Freundschaft und Herzlichkeit herzustellen. Auch Milutin und Giers ganz in diesem Sinne. Aber der Feldmarschall war ehrlich genug, hinzuzufügen: er hege die bestimmte Überzeugung, daß das russische Kabinett (unter Gortschakows Einfluß) noch vor kurzem gesucht habe, eine französisch-italienische Allianz zu bilden, und damit abgeblitzt sei, und daß nur deswegen jetzt die Tendenz wieder so deutschfreundlich geworden. Gortschakow sei seitdem ein homme mort, Milutin obenauf, Giers ebenfalls. Schließlich übergab mir Manteuffel eine Aufzeichnung des Kaisers über seine Begegnung mit dem Zaren, die hauptsächlich sich um dessen Explikationen und quasi Entschuldigungen wegen des Briefes drehte, dem er jede offensive Tendenz absprach.

6. September. Vertrauliche Mitteilungen von Otto Bülow aus Königsberg lassen immer mehr erkennen, daß die Begegnung in Alexandrowo ganz russisches Gepräge gehabt habe. Darüber spricht sich ein heute eingetroffenes Telegramm des Kanzlers sehr bitter aus. Er fügt hinzu: jetzt wolle er abwarten, welchen Bescheid er auf den letzten Immediatbericht und auf einen, der morgen eintreffen müsse, erhalten werde. Würden seine Vorschläge nicht angenommen, so müsse er sich zurückziehen.

7. September. Neuer großer Immediatbericht vom Kanzler eingetroffen. Dabei Brief von Andrássy an Bismarck, der, auf Ermächtigung des Kaisers Franz Joseph, völlige Zustimmung zu einer defensiven Abmachung (»defensive Assekuranz«) mit uns ausspricht, in durchaus friedlichem Sinne für Rußland. Die Gründe, die Bismarck anführt für Annahme dieser Abmachung, sind unwiderleglich. Für den Fall der Ablehnung erklärt er keine weitere Verantwortung mehr tragen zu können.

Ich schickte alles an Otto Bülow zur Vorlage an den Kaiser und machte ihm zur Pflicht, dem Allerhöchsten Herrn den großen Ernst der Situation vor Augen zu führen.

8. September. Durch Otto Bülow wurden zunächst noch Äußerungen des Kaisers in Ergänzung seiner Aufzeichnungen über die Begegnung in Alexandrowo mitgeteilt. Danach habe Milutin Seiner Majestät unter anderem gesagt: er wisse bestimmt, daß

eine Tripelallianz zwischen Österreich, England und Frankreich gegen Rußland sich vorbereite; daher müsse Rußland sich für alle Eventualitäten rüsten, es wünsche aber lediglich mit Deutschland zu gehen. — Das schien uns alles sehr consu de fil blanc! Der Kaiser wolle — meldete Bülow weiter — von Abmachungen mit Österreich nichts wissen, hatte jedoch den gestern gesandten Immediatbericht noch nicht erhalten. Neuer Kurier aus Gastein mit vielen Aufträgen, Personalien usw.

9. September. O. Bülow telegraphiert nach Vortrag des neuen Immediatberichtes, der Kaiser bleibe fest gegen eine Abmachung. Als er in ihn gedrungen, sei er heftig geworden und habe die Konversation abgebrochen. Bülow hat mit dem Kronprinzen gesprochen, der den Rat gibt, einstweilen nur von »Besprechungen« zu reden, von Aufzeichnungen ohne Unterschrift.

Ich meldete es nach Gastein, schrieb dazu ausführlich an Bill Bismarck, der den Dienst beim Vater hat, sprach trotz allem die Hoffnung aus, daß der Kaiser noch einlenken werde.

10. September. Fürst Bismarck telegraphiert mir, es solle sofort Graf Stolberg (der bisher in Wernigerode sich aufhielt) benachrichtigt werden, daß er im Falle seines Rücktrittes die Geschäfte in Berlin übernehmen müsse.

11. September. Neue Meldung von O. Bülow läßt noch keine Änderung in der Ansicht des Kaisers erkennen.

Aus Gastein abermals ein langes Memoire des Kanzlers zur Vorlage an den Kaiser. Es behandelt in ruhigem, sachlichem Ton die Einwürfe, die bisher von Seiner Majestät gegen das engere Einverständnis mit Österreich erhoben worden, verstärkt alle Argumente, die der Fürst bereits verwertet gehabt hatte und führt aus, daß »Besprechungen« mit Graf Andrássy jetzt keinen Zweck mehr haben könnten, sondern nur eine kurze, rein defensive, aber bindende Abmachung. Bestimmt formulierter Antrag auf sofortige Ermächtigung zu einer solchen.

Wir betrachteten es als die letzte ministerielle Kundgebung, die der Fürst in dieser Sache noch machen konnte. Ich erhielt dazu einen Privatbrief von Bismarck in weichem, herzlichem Tone, aber sehr ernst gehalten, worin er sagte, seinen Abschied werde er in 8 — 10 Tagen dem Kaiser einreichen, falls sich die Situation nicht jetzt noch ändere. Von Bill Bismarck hörte ich, daß der Gesundheitszustand seines Vaters sehr erschüttert und die Kur ihm ganz verdorben sei. An Staatssekretär v. Bülow, der weiter in Potsdam bleibt, aber doch nominell noch die Geschäfte führt und immer auf dem laufenden erhalten sein will, schrieb ich eindringlich mit der Bitte, er möge eingreifen und direkt an den Kaiser telegraphieren. Es ist aber nichts mehr von ihm zu erlangen.

Wir hatten eine interessante Meldung aus Paris von Fürst Hohenlohe, wonach allerdings dort in neuerer Zeit russisch-französische Allianzsondierungen stattgefunden,

aber bei Waddington keinen Erfolg gehabt hätten. Infolgedessen werde dieser von der russisch beeinflußten Presse jetzt heftig angegriffen.

12. September. Kaiser jetzt in Stettin. Keine Änderung in seinem Standpunkt, trotzdem nun auch der Kronprinz eingreift. Der Kaiser hat (mit Bezug auf Hohenlohes Meldung) gesagt: ihm habe Kaiser Alexander in Alexandrowo versichert, daß er nicht mit Frankreich Verständigung suche. (– Er vielleicht nicht, aber Gortschakow und Milutin um so mehr! –)

Spät abends kam Stolberg an, den ich sofort in die Situation einweihte und ihm vorschlug, sich zum Vortrag bei dem Kaiser in Stettin zu melden.

13. September. Stolberg telegraphierte nach Gastein seine volle Bereitwilligkeit für die Vertragspolitik des Kanzlers einzutreten und zum Kaiser nach Stettin zu fahren, worauf umgehend Bismarcks zustimmende Antwort kam. Aus Stettin kam ein Brief des Kaisers an den Fürsten, in dem die Abneigung gegen die engere Verständigung mit Österreich wiederholt und so scharf ausgesprochen ist, daß damit der Bruch mit Bismarck sicher gewesen wäre. Ich hielt deshalb den Brief zurück, um wenigstens noch die Wirkung der am 11. eingesandten letzten Denkschrift Bismarcks abzuwarten.

14. September. Auftrag von Bismarck, auch den Feldmarschall Moltke über die ganze Sachlage vertraulich zu informieren. A. Eulenburg, der aus Stettin kam, sagte, die Stimmung des Kaisers sei sehr ernst, er ließe jetzt niemanden an sich heran.

Abends endlich eine Antwort von Otto Bülow nach Vortrag des letzten Memoire, mit dem bestimmt formulierten Antrag auf Ermächtigung zur Abmachung in Wien. Der Kaiser sei jetzt dafür zugänglicher gewesen, wolle aber keinenfalls einen »Vertrag«, auch dürfe Rußland als die Macht, gegen deren Angriff die gemeinsame Abwehr sich richten sollte, nicht genannt, sondern statt dessen nur gesagt werden, »eine Macht oder mehrere«. Für diese Formulierung hatte *eventuell* Bismarck bereits seine Zustimmung gegeben, doch unter der Reserve, daß er dafür auch die des Grafen Andrássy finden müsse.

15. September. Die schriftliche Mitteilung von Otto Bülow, als Ergänzung seines gestrigen Telegramms, läßt leider weniger auf Möglichkeit der Verständigung schließen, als wir nach seinem Telegramm gehofft hatten. Der Kaiser besteht noch darauf, daß über die Abmachung *vorher* eine Mitteilung an Kaiser Alexander gerichtet werden müsse. Bismarck lehnte das telegraphisch ab, es könne nur von solcher Mitteilung *nachher* die Rede sein, was er auch Andrássy gegenüber empfehlen werde. – Zu alledem hatte Bismarck in Gastein noch die Konferenzen mit dem Nuntius Jacobini, bei denen freilich nicht viel herausgekommen ist!

16. September. Feldmarschall Moltke ist ganz mit Bismarcks Auffassung einverstanden, mißtraut den russischen Absichten, wünscht durchaus die Verständigung mit

Österreich. Der Kaiser hat Empfang von Stolberg in Stettin abgelehnt und will ihn erst hier, morgen, sehen.

Konferenz zwischen Stolberg, Otto Bülow, der aus Stettin eingetroffen, und mir, um die Fassung festzustellen, für die Stolberg morgen die definitive Zustimmung des Kaisers verlangen soll: Vereinbarung mit Österreich zum Zwecke der Pflege gemeinsamer guter Beziehungen mit Rußland und gemeinsamer Abwehr gegen Angriffe. Mitteilung an Kaiser Alexander *nach* Abschluß vorbehalten. Bismarck telegraphierte noch am Abend Einverständnis damit, will nur die Reserve ausdrücklich gewahrt wissen, daß auch Andrássy mit der *allgemeinen* Begrenzung der Abwehr einverstanden sei und nicht seinerseits darauf bestehe, Rußland besonders zu nennen. An den Kaiser telegraphierte der Kanzler: Er bäte nun dringend um die von Stolberg einzuholende Ermächtigung, es handle sich ja nicht um eine Koalition gegen Rußland, sondern nur um defensive Abmachung. Wenn Seine Majestät die Ermächtigung verweigere, müsse er sein Amt niederlegen.

Abends spät kam noch Feldmarschall Manteuffel zu mir, um sich nach der Situation zu erkundigen. Ich schenkte ihm reinen Wein darüber ein und sagte ihm, der morgige Tag werde für unsere ganze Lage eine entscheidende sein. Wenn *er* noch dazu beitragen könne, den alten Herrn, der seit Alexandrowo so schwer zu behandeln sei, für Bismarcks Standpunkt umzustimmen, so möge er keine Stunde damit warten.

17. September. Früh für Stolberg die Grundzüge seines heutigen Vortrags noch einmal schriftlich ausgearbeitet. Damit ging er um 12 Uhr zum Kaiser und kam um 2 Uhr zurück mit dem Ausrufe: Viktoria!

Der Kaiser hatte schließlich in alles gewilligt, nur noch einen Zusatz verlangt, daß keiner der kontrahierenden Teile verpflichtet sei, dem anderen zu einer Offensive beizustehen. Das konnte ohne weiteres für beide angenommen werden. Der Kaiser ist gleich darauf nach Straßburg abgereist.

Es scheint, daß Feldmarschall Manteuffel, der am Morgen zum Kaiser gegangen war, dem Stolbergschen Vortrag gut vorgearbeitet hatte — infolge unserer gestrigen Unterredung. Er kam am Nachmittage selbst zu mir, um mir das zu sagen und war nun nicht weniger über den Erfolg erfreut wie wir.

Es kamen jetzt einige Tage der Ruhe, für mich um so notwendiger, als mein Befinden doch unter den Anstrengungen der letzten Wochen gelitten hatte und ich (bis zum 22.) zu Hause bleiben mußte. Stolberg war nach Wernigerode zurückgekehrt. In einem Briefe an meine Frau vom 18. schrieb ich ihr: »Es war Zeit, daß die Krisis sich löste: der Eigensinn auf der einen, die Nervosität auf der anderen Seite waren auf den höchsten Grad gestiegen. Ich war in der letzten Woche täglich zehn bis zwölf Stunden in schriftlicher und mündlicher Tätigkeit: dabei mußte ich als Lokomobile für alle beteiligten Größen den Dampf und die Triebkraft hergeben, so daß mein

eigener Dampf nun ganz verbraucht ist. Am besten wäre es jetzt, für einige Zeit in einer Versenkung zu verschwinden, bis alle diese Erschütterungen wieder vergessen sind. Aber daran ist für mich jetzt nicht zu denken. Bülow hat gänzlich ausgespannt, der Chef kommt nicht vor dem 25. zurück ...«

Aus Gastein schrieb mir Bill Bismarck vom 19.: »... Endlich Erfreuliches in der heutigen Post nach so vielen trüben Erlebnissen! — Vorläufig können wir nichts weiteres tun als einen günstigen Schlußerfolg wünschen, an den ich fest glaube, wenn auch noch etwas Hochdruck in Wien wird angewendet werden müssen. — Über Ihre Unterredung mit Manteuffel hat mein Vater sich recht gefreut. Jener hat doch wohl das Gefühl gehabt, daß er etwas gutzumachen hatte. — Wenn auch jetzt in Wien alles gut geht, so ist doch nicht mehr zu ändern, daß Alexandrowo meinem Vater die so schön begonnene Kur von Grund aus verdorben und ihm drei üble Wochen bereitet hat. — Übermorgen abend sind wir in Wien ...«

Der Aufenthalt von Bismarck in Wien, vom 21. bis 24. abends, war eine Reihe von persönlichen Ehrungen und Triumphen — Kaiser Franz Joseph machte ihm einen Gegenbesuch im Hotel, und die gesamte Presse im Auslande wie im Inlande schlug darüber Alarm. Bismarck hatte uns telegraphiert, es sei alles in Wien zwischen ihm und Andrássy abgemacht. Aber als er dann selbst am 25. mittags in Berlin wieder eintraf, fanden wir ihn in einer auffallend nervösen Stimmung, erschöpft und verärgert. Die Fürstin sagte mir mit Besorgnis, sie habe ihn seit 32 Jahren nicht so reizbar gesehen, wir möchten ihn soviel als möglich mit Geschäften verschonen. Die Erklärung lag darin, daß es ihm bei allen sonstigen Erfolgen in Wien doch nicht gelungen war, die von dem Kaiser Wilhelm ausdrücklich gestellte Bedingung durchzubringen: es dürfe nicht Rußland als die Macht, gegen deren Angriff man sich eventuell gemeinsam zu wehren habe, genannt werden. Er hatte das als möglich vorausgesehen und deswegen auf diesem Punkte, wie oben erwähnt, seine Reserve gemacht. Als man aber in Wien absolut auf der Nennung von Rußland bestand, nahm er es an und war sich nun des neuen Kampfes mit dem alten Herrn bewußt, dem er damit entgegenging. Bismarck hat immer unter solchen großen Meinungsverschiedenheiten mit Kaiser Wilhelm und der daraus hervorgegangenen Notwendigkeit der Kabinettsfrage persönlich mehr und tiefer gelitten, als man es vermuten konnte. Es quälte ihn körperlich, ein neues Zerwürfnis durchfechten zu müssen, wenn er auch nicht damit zögerte, sobald er es für unumgänglich nötig hielt.

Von Wien aus hatte er schon die dort vollzogenen Schriftstücke: nämlich ein von ihm und Andrássy unterzeichnetes Memorandum, ein ebenfalls von den beiden Ministern am 24. September vollzogenes Protokoll, und dazu den Text des auf Grund der vorgenannten Dokumente entworfenen Abkommens, das noch die kaiserliche Sanktion zu erhalten hatte, an Seine Majestät eingesendet, nebst einem ausführlichen Immediatberichte, in dem die Gründe für sofortige unveränderte Annahme der Wiener Ab-

machung dargelegt wurden. Außerdem hat er an Otto Bülow mit dem Auftrage, es im Falle der Ablehnung Seiner Majestät vorzulegen, ein Schreiben gerichtet, in dem er auf Grund des § 35 im Reichsbeamtengesetz seine Entlassung forderte.

Trotz der »gefährlichen Stimmung« meldete ich mich gleich zum Vortrage und wurde auf das freundlichste empfangen. Er erzählte mir in den Hauptzügen die Vorgänge in Gastein und Wien und sprach sehr offenherzig über die für ihn daraus hervorgegangene Lage gegenüber dem Kaiser, die nun zur endgültigen Entscheidung dränge. Stolberg wurde gleich darauf wieder aus Wernigerode herzitiert.

Am 27. September meldete Otto Bülow aus Baden, wo der Kaiser nun sich aufhielt, daß der erste Eindruck der Mitteilungen aus Wien ein ganz ungünstiger gewesen, der Kaiser die endgültige Genehmigung zu dem Abkommen in dieser Fassung entschieden weigere und daß das persönliche Eingreifen des Kanzlers in Baden jetzt notwendig erscheine. Darauf antwortete Bismarck, der mich am Vormittage zur Rücksprache darüber kommen ließ: Bülow solle nunmehr von seinem Schreiben mit dem Abschiedsgesuche Gebrauch machen. Mir sagte er, daß er nicht nach Baden fahren würde, weil sonst der Kaiser nicht an den Ernst seines Rücktritts glauben werde, auch könne er, so wie die Sache jetzt liege, durch mündliche Einwirkung nichts mehr erreichen.

An demselben Tage kam mein Athener Kollege Saburow, eben aus Livadia und Petersburg eingetroffen, zu mir und durch mich zum Fürsten Bismarck. Damit trat ein neuer Faktor in das politische Spiel: über das Vorausgegangene muß ich zunächst noch einiges einfügen.

Als Bismarck sich im August in Kissingen aufhielt, war dort auch Saburow zur Kur und mit der Familie bekannt geworden. Herbert Bismarck frug vertraulich bei mir an, wes Geistes Kind er sei und ob man ihn mit dem Kanzler in Berührung bringen könne? Nun war mir bekannt, daß Saburow das dringend wünschte, und außerdem kannte ich seine verständigen Ideen über das Verhältnis von Rußland zu uns, namentlich aber sein scharfes Urteil über die Gortschakowsche persönliche Politik, die er für ein Unglück im russischen Interesse hielt. Ich empfahl ihn warm und hielt es für nützlich, wenn der Fürst mit ihm offen sich aussprechen würde. Damals war noch nicht der Wendepunkt durch den Brief von Kaiser Alexander eingetreten, aber es klangen viele Mißtöne aus Petersburg und aus der Moskauer Presse zu uns herüber, in Fortsetzung der seit dem Berliner Kongreß von Gortschakow geförderten Feindlichkeit. Bismarck sah also Saburow wiederholt und fand an der Konversation mit ihm Gefallen, während Saburow alsbald die Tragweite und Bedeutung der ihm gemachten offenherzigen Bemerkungen richtig zu schätzen wußte. Er setzte über das, was er von Bismarck hörte, eine Denkschrift auf und kam damit nach Petersburg, gerade als die Lage sich durch die Klagen über die Haltung unserer Delegierten in der Orientkommission und den Brief des Zaren erheblich verschlimmert hatte. Der stark

konträre Wind, den er vorfand, hinderte ihn nicht, seinen Kissinger Eindrücken gemäß dem durch Gortschakow getrübten Urteil über Bismarck entgegenzutreten und sein geheimes Memoire darüber in die Hände des Kaisers zu bringen. Die Wirkung davon blieb nicht aus. Am 4. September kam Saburow aus Petersburg zurück und teilte mir zur Verwertung bei Bismarck seine Beobachtungen mit, namentlich die, daß dem Kaiser jetzt über Gortschakow völlig die Augen geöffnet seien. Bald danach ließ ihn der Kaiser wieder zurückrufen, und nunmehr – alsbald nachdem Bismarcks Besuch in Wien so viel zu denken und zu reden gegeben – schickte er ihn mit direkten Aufträgen an den Kanzler. Er sollte aber zuerst sich darüber vergewissern, ob überhaupt noch Platz für eine intime Verständigung zwischen Rußland und uns vorhanden sei.

Als Saburow am 26. September in Berlin ankam und zuerst bei Oubril sich nach der Lage erkundigte, hörte er von diesem, es würde zwecklos sein, sich bei Bismarck zu melden, der für russische Wünsche jetzt kein Gehör mehr habe. Er rate ihm nur (ohne daß er aber die Natur seiner Aufträge kannte) gleich wieder abzureisen und sich keinem Fiasko auszusetzen. Dann kam Saburow zu mir und stellte mir offen die Frage, ob ich als Kollege und Freund ihm raten könne, eine Unterredung mit Bismarck, vor der Oubril ihn warne, nachzusuchen, oder ob es besser sei, wenn er es jetzt nicht täte? Ich riet ihm unbedingt dazu, sich gleich bei dem Kanzler anzumelden, und übernahm das selbst noch in der Morgenstunde, fand Bismarck auch sehr bereit, ihn zu empfangen. Von dieser ersten Unterredung hatte Saburow so sehr den Eindruck der unverändert freundschaftlichen Gesinnung des Kanzlers für Rußland, daß er ihn bat, wiederkommen zu dürfen, wenn er zu weiterer Aussprache ermächtigt werde. Natürlich unter der Bedingung des strikteſten Geheimnisses, auch gegenüber Oubril.

Bismarck kam der russische Annäherungsversuch, den er freilich noch nicht in seiner ganzen Ausdehnung übersehen konnte, sehr erwünscht: er ging aber inzwischen um so fester dem Ziele der Verständigung mit Österreich entgegen und setzte nun alles daran, vom Kaiser das letzte Wort zu erzwingen. Am 28. September erschien General v. Albedyll bei ihm, direkt aus Baden kommend, mit sehr ernsten Nachrichten vom Kaiser. Er hielt es für sicher, daß der alte Herr abdanken würde, wenn er die Wiener Abmachung in der gegenwärtigen Fassung zu sanktionieren genötigt sei. Er habe ihm, Albedyll, eingeräumt, die Politik Bismarcks in dieser Sache sei vielleicht die richtige, aber er könne sie nicht mehr mitmachen, da er dem Kaiser Alexander zu eng und zu persönlich verpflichtet, und nach der Begegnung in Alexandrowo jetzt eine Abmachung mit der Spitze gegen Rußland für ihn unmöglich geworden sei. Albedyll riet dem Fürsten dringend, er möge selbst nach Baden gehen oder den Vertragstext noch nach dem Verlangen des Kaisers ändern lassen. Beides lehnte Bismarck rundweg ab und erklärte, er werde jetzt die ganze Angelegenheit dem Staatsministerium vorlegen, das zur Plenarsitzung auf den Nachmittag einberufen war.

Nach der Konversation mit Albedyll ließ der Kanzler mich rufen, teilte mir den Verlauf davon mit und forderte mich auf, der Sitzung des Staatsministeriums beizuwohnen und das Protokoll zu führen. Der in der Regel damit betraute Unterstaatssekretär Wirklicher Geheimer Rat Homeyer wurde zu dieser Sitzung nicht hinzugezogen.

Der Ministerkonseil trat um 2 Uhr zusammen; anwesend waren: Fürst Bismarck, der Vizepräsident Graf Stolberg, die Staatsminister: v. Kameke, Hofmann, Graf Eulenburg, Maybach, Bitter, v. Puttkamer, Lucius. Beurlaubt: Leonhardt, v. Bülow.

Aus den Notizen, die ich für das nachher ausgearbeitete Protokoll mir gemacht hatte, gebe ich im folgenden den Gang der denkwürdigen Sitzung wieder.

Fürst Bismarck bezeichnete als Grund der Einberufung des Ministerrats seinen Wunsch, über die auswärtige Lage und über die zwischen Seiner Majestät und ihm eingetretene Meinungsverschiedenheit streng vertrauliche Mitteilungen zu machen. Er gab dann, in einem fast einstündigen Vortrage, das Bild der Situation.

Seit Auflösung des Deutschen Bundes und seit dem Friedensschlusse 1866 habe er das Ziel nicht aus dem Auge gelassen, daß der Ausfall für die Sicherung des Reiches nach außen hin, den die Aufhebung der früheren, vertragsmäßigen Beziehungen zu Österreichs mit sich gebracht, wieder gedeckt werden müsse, sobald Österreichs freie Zustimmung dafür zu haben sei.

Das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich ist ein nationaler Gedanke, der auch allen früheren Versuchen der Neugestaltung Deutschlands zugrunde gelegen hat. Das Programm des engeren und weiteren Bundes von 1848 und 1850 war an sich richtig, konnte aber auf den damals eingeschlagenen Wegen nicht zur Ausführung gelangen. Österreich bleibt, trotz seiner magyarischen und tschechischen Bestandteile, eine deutsche Macht, angewiesen auf Anlehnung an das Deutsche Reich, durch seine nationale und sprachliche Stammverwandtschaft wie durch seine geographische Lage. Österreich im Bunde mit Deutschland bildet eine Zentralstellung in Europa, stark genug, um jedem Angriff zu widerstehen, jeder Gefahr einer Störung der europäischen Ruhe gewachsen zu sein. Zwei Millionen Soldaten genügen dazu.

Deutschland wird nicht allein durch den nationalen Gedanken auf diesen Punkt hingewiesen, sondern ebensosehr durch das Bedürfnis, auf dem europäischen Kontinent jedenfalls *einer* starken Anlehnung sicher zu sein. England kommt in dieser Hinsicht durch seine besondere Lage sowohl, wie aus den dort maßgebenden parlamentarischen Rücksichten nicht in Betracht; Frankreich scheidet unter den jetzigen Umständen von selbst aus; Italien bietet nicht genügende Macht; es bleiben Rußland und Österreich. Bisher war es das durch große Schwierigkeiten hindurchgeführte Bestreben der deutschen Politik, enge Freundschaft mit diesen beiden Mächten zugleich aufrechtzuerhalten und jede Optierung zu vermeiden. Jetzt haben die Ereignisse dieser Politik den Boden entzogen: wir müssen zunächst die Möglichkeit festhalten, ein festes Verhältnis zu

Österreich abschließen zu können. Österreich ist durch seine föderative Gestaltung mehr auf Bundesgenossenschaft angewiesen als Rußland, das immer einen Verbündeten wieder fallen lassen kann, ohne Gefahr für sich. Alliierte würde Rußland vorzugsweise zu Eroberungszwecken brauchen. Österreich ist innerhalb seiner Grenzen Deutschland nicht gewachsen, es ist an sich schwächer wie wir, wir könnten beim Bruch des Bundes immer gegen es vorgehen; Rußland dagegen in seinen eigenen Grenzen wäre unangreifbar. Österreich sucht uns, es braucht Frieden. Rußland ist jetzt kriegerisch und unruhig, panslawistisch erregt. Mit Österreich ist England von selbst wie ein drittes Glied im Bunde, mit oder ohne Vertrag. Mit Rußland bleibt man zu Zweien, wenn nicht Frankreichs Zutritt als Eventualität gelten sollte, die für uns noch eine diplomatische Unmöglichkeit ist. Österreich wird, wenn das deutsche Bündnis nicht zu haben ist, notwendigerweise in andere, für Deutschland direkt bedrohliche Koalitionen getrieben werden müssen. Ist dagegen durch eine Defensiv-Allianz mit Deutschland Österreich aus den europäischen Koalitionsmöglichkeiten in der Mitte herausgeschnitten, so beseitigt sich die Gefahr, daß eine die Kräfte Deutschlands überwältigende Gruppierung gegen uns sich bilden könne.

Diese Gründe, die für eine Verständigung mit Österreich sprechen, sind neuerdings durch die immer bedrohlicher gewordene Haltung der russischen Politik gegen uns verstärkt worden. Der Kanzler gab eine genaue, auf Vorlesung der bezüglichen Schriftstücke gestützte Darstellung der Beziehungen mit Rußland seit dem Berliner Kongreß, bis zum Brief des Kaisers Alexander, der Begegnung der Monarchen in Alexandrowo, zu der er nicht geraten habe, und sprach dann von seinen Konferenzen mit Graf Andrássy, für die er nur mit größter Mühe die allerhöchste Ermächtigung habe erhalten können. Er habe sich zuerst versichern müssen, daß nicht etwa schon ein russisch-österreichisches Einverständnis hergestellt worden. Das habe der Minister verneint, dagegen sich bereit erklärt, zu einer sofortigen Verständigung mit uns behufs gemeinsamer Abwehr gegen russische Angriffe. Bismarck wollte weiter gehen, wünschte einen Vertrag, wie zur Zeit des Deutschen Bundes, zur Abwehr gegen alle Angriffe. Andrássy habe eingewendet, daß dafür die Zustimmung in Österreich jetzt noch nicht zu haben sein werde. Gegen russische Gefahren immer, aber bei der allgemeinen Ausdehnung werde man annehmen, es richte sich im deutschen Interesse wesentlich gegen Frankreich, und dafür sei ein Bündnis nicht möglich. Wenn eine solche Abmachung ruchbar würde, müßte die jetzt in Paris am Ruder befindliche Friedenspartei (Waddington) das Feld räumen, Frankreich würde zu Rußland gedrängt. Gegen Frankreich allein wäre Deutschland stark genug, dafür sei die wohlwollende Neutralität Österreichs ausreichend und vielleicht die wirksamste Unterstützung von Österreich, ein Observationskorps in Galizien gegen die russische Grenze zu stellen. Griffe Frankreich mit Rußland zusammen an, dann solle der volle casus foederis eintreten. Auf der anderen Seite brauche Österreich gegen Italien allein keine Hilfe, würde aber

gleichfalls den casus foederis fordern, wenn Rußland dabei wäre. Graf Andrássy erklärte sich also ermächtigt zu einer festen Abmachung zum Zwecke gemeinsamer Aufrechterhaltung des Friedens, der Pflege guter Beziehungen speziell mit Rußland, aber auch der gemeinsamen Abwehr, sobald einer der kontrahierenden Teile von Rußland allein oder im Bunde mit einer anderen Macht angegriffen werden sollte. Nur bei einer solchen Verständigung halte er die Sache des Friedens für gesichert. Er habe die definitive Entscheidung als dringlich bezeichnet, da er seinen Rücktritt vom Amte nicht mehr hinausschieben könne und den größten Wert darauf legen müsse, daß der künftigen Leitung der österreichischen Politik die vollzogene Tatsache dieses Bündnisses überliefert werde.

Diese Gesichtspunkte seien von österreichischer Seite als die unerläßlichen Bedingungen für Abschluß des Bündnisses festgehalten, und namentlich sei darauf bestanden worden, daß die Eventualität des Angriffs von Rußland ausdrücklich erwähnt werden müsse, somit habe der Kanzler auch seinerseits nur vermocht, Seiner Majestät dem Kaiser die unveränderte Annahme der Wiener Vereinbarung anzuempfehlen. Alle darauf bezüglichen Texte und den Immediatbericht aus Wien vom 24. September las er dem Konseil vor und machte ihn mit dem ablehnenden Standpunkt bekannt, den bisher der Kaiser dazu einnehme. Seine Majestät beharre dabei, daß er in Alexandrowo die Überzeugung gewonnen habe, Kaiser Alexander hege keine feindlichen Absichten gegen Deutschland und werde nicht zugeben, daß die russische Politik für uns gefahrbringende Verbindungen einginge. Solange dafür nicht ein Nachweis erbracht werde, könne Seine Majestät es mit den persönlichen Gefühlen der Loyalität gegen Kaiser Alexander nicht vereinbaren, seine Zustimmung zur Abmachung mit direkter Spitze gegen Rußland zu geben.

Der Kanzler knüpfe daran die Erklärung: er für seine Person könne, falls Seine Majestät auf der Ablehnung beharre und dadurch die Abmachung mit Österreich nicht zustande käme, die Verantwortung für die auswärtige Politik nicht weiter tragen und werde unter Berufung auf § 35 des Reichsbeamtengesetzes sein Amt niederlegen.

Auf diesen Vortrag erfolgte ein Meinungsaustausch unter den anderen Ministern und das einstimmige Votum, daß das Staatsministerium der vom Reichskanzler dargelegten Politik zustimme und die Annahme seiner Anträge im Interesse des Landes für erforderlich halte. Es wurde beschlossen, daß der Vizepräsident Graf Stolberg sich nach Baden zu Seiner Majestät begeben möge, um die Vorschläge des Fürsten Bismarck namens des Staatsministeriums zu unterstützen, und, im Falle Seine Majestät darauf noch nicht eingehen zu können glaube, den Antrag zu stellen, daß die Frage noch einmal in einem unter Vorsitz Seiner Majestät abzuhaltenden Konseil erörtert werde.

Am Abend des 28. war ich zum Diner bei Bismarcks mit Fürst Orlow, Saburow und Oubril – also ganz russisch, aber ohne bestimmten Charakter der Konversation.

Saburow sagte sich für morgen bei dem Kanzler an. Und am 29. September kam er dann in langer Unterredung mit Bismarck mit seinem geheimen Auftrage heraus, nachdem er offenbar inzwischen die Erlaubnis dazu telegraphisch aus Livadia erhalten hatte. Bismarck ließ mich gleich darauf rufen und teilte mir darüber folgendes mit: Rußland will wieder Verständigung à trois; es will Österreich seinen Besitzstand garantieren, uns gegen Angriffe von Frankreich im Bunde mit einer anderen Macht beistehen, falls wir Neutralität im Kriege zwischen Rußland und England zusagen, sowie daß wir in keine kontinentale Allianz gegen Rußland eintreten. Den Status quo in der Türkei will Rußland ausdrücklich anerkennen und Änderungen darin nur zugeben nach Einigung unter den drei Mächten. Eine Vereinbarung zwischen uns und Österreich, die nur defensiv wäre und gegenseitige Garantie enthielte, würde Rußland gerne akzeptieren. Dann hat Saburow hinzugefügt, es sei jetzt ganz die Friedenspartei obenauf, man wünsche aufrichtige Verständigung. »Was sagen Sie dazu?« frug mich Bismarck, der sichtlich über die Mitteilung erfreut war. »Da habe ich die beste Quittung für meine Wiener Politik. Ich wußte es, der Russe würde uns kommen, wenn wir erst den Österreicher festgelegt haben.« Er schrieb zunächst an Andrássy (den Brief mußte ich entwerfen) über die hiesige Situation mit Andeutungen der russischen Anerbietungen, die er fürs erste dem Kaiser Wilhelm gegenüber nur ganz im allgemeinen erwähnen wollte. Aus Baden erfuhren wir nichts Neues, nur schrieb mir Otto Bülow persönlich, er habe trotz der letzten Weisung noch nicht von dem Brief, der die Amtsniederlegung des Fürsten auf Grund des Reichsbeamtengesetzes für den Fall der Allerhöchsten Ablehnung in bestimmte Aussicht stelle, Gebrauch gemacht, da er immer hoffe, es werde sich ein anderer Ausweg finden, und das Ergebnis der Unterredung des Fürsten mit Albedyll abwarte. Ich antwortete ihm, er möge jetzt nur noch tun, was ihm aufgetragen worden, und damit den entscheidenden Vortrag von Stolberg vorbereiten.

Stolberg reiste am 30. September früh ab und hatte an demselben Abend seine erste Unterredung mit dem Kaiser.

Welche Dispositionen er dort fand, ließ sich aus der merkwürdigen Mitteilung entnehmen, die Otto Bülow vor seinem Eintreffen machte. Er schrieb streng vertraulich und persönlich vom 30. September früh: »Gestern vormittag sandte mir der Kaiser ohne weitere Bestimmung die anliegende Aufzeichnung. Ich mußte mir sagen, daß das die volle Ablehnung der Anträge des Fürsten Bismarck enthielt und daß die persönliche bittere Pointe gegen ihn alles in Frage stellen würde. So ging ich zum Kaiser und sagte ihm: er habe mir die Aufzeichnung ohne andere Weisung zugesandt, ob ich sie wirklich nach Berlin schicken solle oder im Hinblick auf den Stolbergschen Vortrag zurückhalten dürfe. Der Kaiser hat mir sehr freundlich erwidert: ‚Es hat nicht in meiner Absicht gelegen, der Aufzeichnung einen amtlichen Charakter zu geben, und noch weniger, sie für den Fürsten zu bestimmen, sie war lediglich für Sie persönlich

bestimmt, gewissermaßen als ein privater Herzenserguß, da Sie der einzige sind, mit dem ich hier über diese ernste Sache reden kann. Seitdem ich durch Niederschreiben meiner Gedanken mir Luft gemacht habe, ist meine Stimmung eine weniger gepreßte. Behalten Sie also das Schriftstück für sich und schicken Sie es nicht dem Fürsten ...' Gleichwohl halte ich es für angezeigt, Ihnen, lieber Herr v. Radowitz, ganz vertraulich und privatim von der Allerhöchsten Aufzeichnung Kenntnis zu geben mit der Bitte, sie nicht in die Akten und den Geschäftsgang zu nehmen ...«

Die Aufzeichnung hat folgenden Wortlaut:

Nicht etwa wie ein roter Faden, nein, mit klaren Worten und Nennung Rußlands geht aus dem Schreiben des Fürsten v. Bismarck vom 24. 9. aus Wien und dem Memorandum, dem Protokoll und dem Vertragsentwurf die offene Feindschaft gegen Rußland hervor. Ja, sie geht so weit, daß man das, selbst anerkanntermaßen, nur noch auf zwei Augen (Waddingtons) beruhende Vertrauen auf das durch und durch zerfressene Frankreich schonen zu müssen glaubt, um das Gift gegen Rußland, unsere seit einem Jahrhundert bestehende Freundschaft (legs séculaire de nos pères d'auguste mémoire, Worte des Fürsten Bismarck im Schreiben für mich an den Kaiser Alexander) durch Kündigung derselben offen darzulegen. Ja, noch weiter, es soll das Geheimnis der Abmachungen in Wien ja geheim gehalten werden, damit Frankreich nicht etwa alarmiert werden könne und glaube, es sei etwas *gegen* dasselbe im Werke, und damit nicht England geniert werde, dies der Wahrheit gemäß an Frankreich sagen zu können. Und das soll ich anerkennen durch meine Unterschrift, nachdem ich, durch Beseitigung von Hindernissen, dem Kaiser Alexander von neuem die Freundschaftshand gereicht habe und er mir von neuem die Überzeugung aussprach, daß nur durch das Zusammengehen der drei Kaiser der Friede Europas erhalten werden könne, Worte, die ich vor zwei Monaten dem Kaiser von Österreich wiederholend aussprach und also auch jetzt dem Kaiser Alexander auf die seinigen nur bejahen konnte!! — Der Fürst Bismarck sagt selbst in seinem Schreiben, daß es mir wohl schwer werden würde, den Vertrag zu ratifizieren. Nicht nur *schwer*, sondern *unmöglich* ist es für mich, denn das liefe gegen mein *Gewissen*, gegen meinen *Charakter*, gegen meine *Ehre*, hinter dem *Rücken* meines persönlichen, verwandtschaftlichen und politischen Freundes eine feindliche Allianz gegen ihn zu schließen! Mit voller Überzeugung hatte ich den Vorschlag angenommen, Rußland von den Verhandlungen in Wien Kenntnis zu geben, natürlich mit der Bezeichnung der Vorschläge nicht *gegen* dasselbe, sondern im allgemeinen gegen Aggressivmächte, und dasselbe zum Beitritt einzuladen. Dies verwirft Österreich, und Fürst Bismarck weiß dem nichts entgegenzusetzen und erkennt die Gründe an. —

Dies meine Überzeugung nach reiflicher Durchlesung und Prüfung der Wiener Expedition. Die ausgesprochene Feindschaft gegen Rußland muß aus derselben

gestrichen werden und so modifiziert werden, daß die Abmachung zum Beitritt Rußlands ihm vorgelegt werden kann und muß.

Baden-Baden, den 28. September 1879. Wilhelm.

Von diesem Herzenserguß des Kaisers habe ich keinen weiteren Gebrauch gemacht. Nur noch Stolberg hat bei seiner Ankunft in Baden durch Otto Bülow davon Kenntnis erhalten. Die Aufzeichnung zeigt in fast rührender Weise, wie der alte Herr mit seinem Gewissen rang, um sich über das, was er tun solle, zur Klarheit zu verhelfen. Ohne die neuen Eindrücke in Alexandrowo wäre er nicht in dieses Dilemma geraten! Aber jetzt konnte man nur dazu mitwirken, daß ihm die Notwendigkeit der Selbstüberwindung ganz zum Bewußtsein kam.

Am 1. Oktober nachmittags erhielten wir von Stolberg die erste telegraphische Meldung. Sie lautete keineswegs befriedigend. Er hatte in Gegenwart des Kronprinzen über den Beschluß des Ministerrats referiert, aber der Kaiser war bei seinem Verlangen geblieben, es müsse jedenfalls Kaiser Alexander *erst* von der Tendenz der Abmachung benachrichtigt werden. Außerdem kam ein Telegramm des Kaisers an Fürst Bismarck: er wünsche genaue Angaben über das, was Saburow gebracht habe. Bismarck antwortete: die Eröffnungen von Saburow könnten die Entscheidung über die Wiener Abmachung nicht aufhalten; genauere Mitteilungen darüber würde sein Nachfolger machen, da er keinesfalls bei Nichtgenehmigung des Vertrags im Amte bleiben könne. Dieses Telegramm las er mir vor und frug mich um meine Meinung, die ich nur dahin abgeben konnte, daß jetzt leider kein anderes Pressionsmittel mehr vorhanden sei. Aber dennoch wurde noch einmal an Andrássy in Wien telegraphiert, ob er etwa wegen der Mitteilung an Kaiser Alexander irgendeine Konzession machen könne; wir hätten durch vertrauliche Information aus Livadia die Überzeugung, daß man dort doch die wahre Sachlage vermute und damit rechnen wolle.

Auch am 2. Oktober erfuhren wir nichts anderes aus Baden, wo Stolberg seine Bemühungen fortsetzte, aber über die *vorherige* Mitteilung an Kaiser Alexander nicht hinwegkam. Bismarck fing nun ganz ernstlich an, seinen Abschied ins Auge zu fassen, wenn nicht bis zum nächsten Tage die Entscheidung erfolge, und setzte seinen Bericht an den Kaiser darüber auf, in würdiger, aber scharf pointierter Form, mit Erinnerungen an Nikolsburg und Versailles. Diese Stimmung verhinderte nicht, daß er mir noch genaue Instruktionen über Einwirkung in der Presse im Sinne des Friedens, begründet auf Bündnis mit Österreich und Freundschaft mit Rußland, erteilte. Wir hatten deswegen Rudolf Lindau kommen lassen, um eine Broschüre zu schreiben »Für den Frieden«, zu der ich ihm den Gedankengang angab.

Am 3. Oktober traf die Antwort von Andrássy ein: er könne keinesfalls die Mitteilung an Kaiser Alexander *vor* der Unterzeichnung zugeben, eher würde er von der ganzen Sache zurücktreten. Dagegen wende er nichts gegen Mitteilung *nach* dem Ab-

schlusse ein, es könne das Wiener Memorandum an den Zaren geschickt werden und er könne erfahren, daß die Verständigung sich auch auf gemeinsame Abwehr eines Angriffs von Rußland beziehe, ohne den Text des Vertrags ihm mitzuteilen.

Bismarck gab das als letztes Wort an Graf Stolberg weiter und ließ dem Kaiser melden, er habe auf den 5., übermorgen, das Ministerkonseil wieder einberufen, um dann sein Amt, falls Seine Majestät die Ermächtigung zur Unterzeichnung nicht geben zu können glaube, niederzulegen. Seine Verstimmung nahm noch zu, als er erfuhr, daß inzwischen Saburow in Baden angekommen sei und sich beim Kaiser gemeldet habe. Er war in ernster Sorge darüber, die Russen würden, sobald sie merkten, daß unser Einverständnis mit Österreich nicht zustande gekommen, ihre Anerbietungen in Wien machen und Österreich uns »wegfischen«. Otto Bülow wurde zunächst beauftragt, auf alle Weise zu verhindern, daß der Kaiser Saburow allein empfinge.

In der Nacht zum 4. Oktober kam die befreiende telegraphische Meldung von Stolberg: am vorhergehenden Abend um 11 Uhr hatte der Kaiser seine Unterschrift für die Ermächtigung zum Abschlusse in Wien gegeben mit der Bedingung der nachherigen Mitteilung an Kaiser Alexander, so wie es Graf Andrássy vorgeschlagen. Stolberg war gleich abgereist und kam am Abend des 4. an, erzählte von der großen Schwierigkeit der letzten Stunden, der Heftigkeit des alten Herrn, der schließlich, als er seine Unterschrift gegeben, auf das Papier geschrieben hat: »Die, welche mich zu diesem Schritt veranlaßt haben, werden es dereinst dort oben zu verantworten haben.« Er sei sehr erregt gewesen und habe immer von seiner Illoyalität gegenüber dem Kaiser von Rußland gesprochen. Die Kaiserin dagegen habe ihr vollstes Einverständnis ausgesprochen, ebenso der Kronprinz, der gleich danach zur Kronprinzessin nach Italien abgereist ist.

Diese vorläufige Lösung wirkte auf uns in Berlin wie eine wohltuende Abspannung, am meisten auf Bismarck. Er hielt den anberaumten Ministerrat am 5. ab, zu dem ich wiederum hinzugezogen wurde, diesmal als Assistent und nicht als Protokollführer. Darin gab er Rechenschaft über den Verlauf der Sache und den Abschluß durch die Mission von Graf Stolberg, und alle Minister erklärten von neuem, daß sie mit dieser Politik sich identisch machten. Dann sprach Bismarck über die Personalien des Auswärtigen Amtes, drückte Stolberg und mir seinen Dank aus für die Unterstützung und erörterte die Frage des Ersatzes für den Staatssekretär v. Bülow, der wohl leider nicht wieder die Geschäfte würde übernehmen können. Er hatte seinen Abschied erbeten und zunächst sechs Monate Urlaub erhalten. Fürst Bismarck sagte, der »eigentliche geschäftliche Vertreter« des Staatssekretärs würde zunächst ich sein und erwähnte für das spätere Definitivum: er habe jetzt noch keinen bestimmten Vorschlag im Auge, es kämen dabei manche Personen in Betracht, auch Gesandte; »aber,« fügte er hinzu, »ich glaube kaum, daß man einem Gesandten, der die Chance hat, Botschafter zu werden, wird zumuten können, hier als Staatssekretär zu bleiben.«

Natürlich wurde das von den anwesenden Ministern auf mich bezogen, und mehrere sagten mir danach, der Kanzler hätte ernstlich doch nur mich für den Posten im Auge. Ich schrieb das an meine Frau mit der Bemerkung: »Bis dahin ist viel Zeit und wird sich auch vieles noch ändern ...« Bei einem Diner, das einige Tage darauf R. Lucius für die Minister und Staatssekretäre gab (auch der alte Minister Fritz Eulenburg war noch dabei), war ich allein in meiner Kategorie und wurde von allen schon als zukünftiger Kollege begrüßt.

Die Hauptsache war jetzt die schleunige Unterzeichnung in Wien, die Prinz Reuß am 7. Oktober, 2 Uhr nachmittags, vollzog. Ratifikationsfrist von 14 Tagen.

Reuß schrieb mir darauf: »Die Sache ist eben glücklich zu Ende geführt. Möge sie die erwartete ersprießliche Wirkung haben, zum Heile von Deutschland und zum Schrecken unserer Feinde ... Daß mein Schwager (Stolberg) bei dieser dornigen Verhandlung eine Rolle gehabt hat, die seinen Fähigkeiten entsprach, freut mich doppelt ...«

Aber für uns im Auswärtigen Amt gab es in den nächsten Tagen noch kein »glückliches Ende«. Der Kaiser konnte sich nach Erteilung seiner Ermächtigung zum Abschlusse noch lange nicht beruhigen. Täglich kamen neue Telegramme von ihm und von Otto Bülow mit nachträglichen Verlangen nach Änderungen im Vertrag: so sollte noch versucht werden, festzusetzen, daß für Österreich auch der Angriff von Frankreich allein gegen uns ein Casus foederis sein müsse, ferner allerhand Wünsche für die nach Petersburg zu richtende Mitteilung und immer wieder die Drohung damit, daß der Kaiser die Unterschrift für die Ratifikation, auf deren baldigste Beschaffung der größte Wert zu legen war, verweigern oder zurückhalten könne. Otto Bülow war ganz verzweifelt über den körperlichen Zustand des alten Herrn, der auch der anderen Umgebung, die den Grund seiner seelischen Verstimmung nicht kennen konnte, Sorge einflößte. Am 6. schrieb mir Bülow: »... Es wird immer schwieriger, zu vermeiden, daß etwas von der großen Frage hier transpiriere. Man braucht nicht besonders scharfsinnig zu sein, um durch Kombination zwischen Alexandrowo, Wien, den Zeitungsartikeln und der hiesigen Depression des alten Kaisers, die so offenkundig ist, zum richtigen Schlusse zu gelangen. Mich frappieren schon Äußerungen des Gefolges, die auf der rechten Fährte sind. Man sitzt sich auch zu dicht auf dem Leibe! Daß der Kaiser nicht schläft, oft weint, kurz, in einer gräßlichen Verfassung ist, wird von jedermann kommentiert ...« Und am 9.: »Die Gesundheit des Kaisers ist wirklich erschüttert. Seit acht Tagen schläft er schlecht, in der Nacht nach der Vertragsvollziehung hat er kein Auge geschlossen; dabei hat er wüste Träume und Nervenzuckungen; bald ist er in weinerlicher, bald in gereizter Stimmung. Wer vom Gefolge nicht zu ihm gehen muß, vermeidet es jetzt. Lauer versichert, er habe den Kaiser 1864, 1866 und 1870/71 nicht so körperlich von den geistigen Erregungen affiziert gesehen wie jetzt, er ist außer sich darüber ...« Erst am 12. Oktober schreibt Bülow: »Der Kaiser ist

jetzt ruhiger geworden, er schläft wieder besser und scheint in resignierter Stimmung. Ich glaube, daß er nun bald die Ratifikation vollziehen wird ...« Ein gutes Zeichen für die wiederkehrende Frische und Energie war es jedenfalls, daß der alte Herr (wie Bülow vertraulich meldete) der Kaiserin, die ihm von der schwebenden Frage sprechen wollte, scharf über den Mund fuhr: sie sei überhaupt nicht genügend orientiert, um darüber urteilen zu können, verstände von der Sache nichts und möge ihn in Ruhe lassen.

Bismarck war am 9. Oktober nach Varzin abgereist, wohin ihm Holstein zur Führung der laufenden Geschäfte folgte. Er bedurfte dringend der Ruhe, wollte auch so wenig als möglich nachgeschickt haben. Stolberg ging seinerseits nach Wernigerode, ich blieb also vorläufig allein in der Wilhelmstraße. Alles kam nun darauf an, so bald als möglich die Ratifikation zu erlangen.

Um diese zu beschleunigen, wurde die Mitteilung nach Petersburg, ein Memoire und Brief an Kaiser Alexander vorbereitet, auch wurde vom Feldmarschall Moltke ein Gutachten zur Verwertung bei unserem Kaiser extrahiert, das namentlich die Besorgnis vor alleinigem Angriff von Frankreich gegen uns auf ihren richtigen Wert zurückführte. Zur Verstärkung seiner eigenen Position und zur Beruhigung der nach und nach, seit der Wiener Reise, etwas unruhig gewordenen deutschen Bundesbrüder ließ Bismarck den berühmten diplomatischen Ausschuß im Bundesrat zusammenberufen, dem Stolberg die nötigen Eröffnungen über das mit Österreich Abgeschlossene machen sollte. Am 16. Oktober hielt der Ausschuß die erste Sitzung, und an demselben Tage fertigte auch endlich der Kaiser in Baden die Ratifikation aus, nachdem er die Redaktion der Mitteilung für Petersburg eingesehen und genehmigt hatte. In betreff dieses Schriftstückes finde ich in meinen Notizen die Bemerkung: »Schwierigste Redaktion, die ich je gemacht habe.«

Jetzt erst konnten wir ganz aufatmen – wenigstens in dieser Sache war nichts mehr zu ändern!

Auch in Varzin herrschte darüber große Befriedigung. Aber daß Bismarck noch weiter eine russische Bedrohung gegen Österreich fürchtete, zeigt ein (eigenhändiger) Brief, den er mir am 16. schrieb: »... Nach glaubwürdigen Nachrichten hat die Entlassung der Reserven des russischen Heeres, welche sonst bis zum 25. September vollendet zu sein pflegte, noch nicht begonnen. Die Kavallerieregimenter im Süden (Charkow, Kiew) halten bis zu dreihundert Mann *mehr* bei den Fahnen, als sie Pferde haben. Die Bedeutung *dieser* Maßregel ist mir unklar, da im Falle des Bedarfs die Leute doch schneller reisen als die Pferde. Offiziersbriefe aus dem Innern sprechen von *sachlichen* Anordnungen, die als Vorbereitungen auf den Krieg gelten müssen, und glauben, daß Österreich eventuelles Objekt sei. Die Einbehaltung der ausgedienten Reserven ist sicher, auch in Polen, und kostet viel Geld.

Bitte unter Geheimhaltung dieser Zeilen Graf Moltke vertraulich zu fragen, ob er Meldungen ähnlicher Art hat oder sich verschaffen kann.

Aus Österreich höre ich über russische Kundschafter und Bestechung von Offizieren und Beamten durch russisches Geld klagen.

Gratulieren wir uns gegenseitig zur Ratifikation! Es wäre mir lieber, wenn Seine Majestät nicht auf Mitteilung nach Rußland bestände, die über das Memorandum hinausgeht, wenigstens nicht auf schriftlicher. Nächstens mehr, ich bin zu matt; die neun Wochen Galle wirken nach.

v. B.«

Mit Moltke sprach ich am anderen Tage über die russischen Rüstungen; er bestätigte diese Nachrichten und war der Meinung, daß ohne Zweifel in Rußland Vorbereitungen zum Kriege getroffen worden und noch im Gange seien, seiner Überzeugung nach mit der Richtung gegen Österreich. Also sowohl Bismarck wie Moltke glaubten bis zum 18. Oktober an die Möglichkeit russischer Kriegsabsichten, nahmen aber damals nicht mehr an, daß diese gegen uns, sondern daß sie sich gegen Österreich wendeten. Dahin sind irrige Angaben zu berichtigen, wie zum Beispiel die im dritten Teil der »Tagebuchblätter« von Moritz Busch (1899), S. 352, in dem Aufsatze »Zur Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879«, wo es heißt: »Die Lage war in diesem Augenblicke (am 15. Oktober) so gespannt, daß man sich in Berlin auf den Krieg mit Rußland gefaßt machte.« M. Busch hat (leider!) eine Menge aktenmäßiger Daten für seine Notizen verwerten können, die ihm durch Bücher zugängig gemacht wurden, aber er hat hier wie an vielen anderen Stellen mit eigenen Kombinationen und irrigen Vermutungen die Lücken ausgefüllt. Russische Kriegsgefahr gegen uns war ins Auge zu fassen, als Kaiser Alexander seinen Brief schrieb und Gortschakow in Paris wegen Allianz sondieren ließ. In dieser Beziehung war außer den Meldungen aus Paris, von denen ich schon gesprochen habe, noch eine zufällige, aber sichere Information aus Baden in einem Brief von Otto Bülow an mich gekommen, die Bismarck in den »Erinnerungen« (II, 219) erwähnt: Gortschakow hatte im »Hôtel de l'Europe« in einer lauten Konversation gesagt: »J'aurais voulu faire la guerre, mais la France a eu d'autres intentions.« Doch das alles bezog sich auf eine Phase, die im Oktober überwunden war. Nur blieb es zweifelhaft, ob nicht nunmehr die von Milutin und Konsorten eingeleitete Kriegsvorbereitung gegen Österreich sich richten sollte, und diese Frage wurde für uns eine brennende, nachdem unser Defensivbündnis mit Österreich abgeschlossen worden. Bismarck hatte dazu gedrängt in der Erwartung, daß von dem Fait accompli die russische Kriegslust nachlassen werde. Schon die Saburowsche Mission hatte es ihm bewiesen, daß er sich darin nicht irrte. Die direkte offene Mitteilung des Geschehenen an Kaiser Alexander mußte das übrige tun.

Ich schrieb am 18. abends an meine Mutter:

»... Nun sind die großen Dinge, die uns beschäftigt haben, abgewickelt, der Kaiser ist wieder im wesentlichen beruhigt, der Gedanke an Abdikation wohl ganz beseitigt. Auch Bismarck erholt sich auf dem Lande. Aber es bleibt doch auf beiden Seiten viel zurück aus der schweren Krisis — das wird sich noch fühlbar machen! Wie richtig und notwendig diese Politik gewesen ist, zeigt sich jeden Tag mehr; in überraschender Schnelligkeit haben wir im Osten und Westen schon die Quittungen über die Zweckmäßigkeit dessen, was wir getan haben, erhalten. Jetzt können wir auf Frieden hoffen. Ohne die Ereignisse der letzten zwei Monate stände es anders ...«

Die Reihe der kurzen Erholung kam nun an mich: vom 19. Oktober an durfte ich mich frei machen, nachdem Stolberg aus Wernigerode zurückgekehrt war.

Zunächst fuhr ich nach Frankfurt, wo gerade der Staatssekretär v. Bülow, auf der Reise nach Cannes, liegen geblieben war. Ich hatte ihn zuletzt in Berlin, am 16. Oktober, gesehen und seinen Zustand schon so ängstlich gefunden, daß mich die schlimme Nachricht nicht überraschen konnte. In Frankfurt empfing mich eine Karte von Bernhard Bülow: »Mein Vater wurde, nachdem die Reise gut verlaufen, gestern früh 5 Uhr von einem Gehirnschlag getroffen. Bald trat allmähliche Lähmung fast aller Organe ein; der Zustand ist seit 24 Stunden hoffnungslos. Möge bald die Erlösung kommen ...« Am nächsten Mittag ist er sanft entschlafen. Das Ende des vortrefflichen Mannes, eines Vorbildes von treuer Pflichterfüllung, mit dem ich Jahre ernster Arbeit geteilt, von dem ich viel persönliches Wohlwollen genossen hatte, war mir ein aufrichtiger Schmerz.

Ich verbrachte die nächste Woche auf dem Johannisberg im Rheingau, der herrlichen Besitzung der Familie Mumm, bei der unser Vetter Fritz Schlippenbach mit seiner Frau für längere Zeit sich aufhielt. Er sollte sich dort von der schweren Krankheit erholen, die ihn leider drei Jahre später doch dahingerafft hat. Die Mumms waren mit meinen Eltern aus längstvergangenen Frankfurter Jahren bekannt; er war ein alter Frankfurter im vornehmen Sinne, der sich nicht leicht mit der preußischen Ära abgefunden, aber als er die Notwendigkeit der neuen Verhältnisse eingesehen, sich ohne den aussichtslosen Groll mancher anderer braver Leute seiner Zeit in das Schicksal gefügt und vor allem eine echt deutsche Gesinnung bewahrt hatte. Die Gattin eine jener drei schönen Lutteroths — spätere Mumm, Dufay, Metzler —, die vor Jahrzehnten die Frankfurter Geselligkeit beherrschten. Bei diesem interessanten und liebenswürdigen alten Paare fand ich beste Aufnahme, dachte freilich damals nicht, daß das eine der reizenden kleinen Mädchen, die dort bei den Großeltern spielten, 17 Jahre später meine Schwiegertochter sein würde! Es waren schöne und ausruhende Tage auf dem Johannisberg. Beim Scheiden schrieb ich dort in das Hausbuch:

»Ein Aktenmensch, befreit von seinen Banden,
Hat hier geweilt. Hier schrieb er keine Noten,
Genießend nur, was freundlich ihm geboten,
Pries er die Stunden, die zu schnell entschwanden.«

Von da ging ich noch nach Frankfurt, Darmstadt, Dresden und war am 3. November wieder in Berlin.

Daß ich in der ersten Zeit nach dem Tode des Staatssekretärs v. Bülow nicht hatte in Berlin sein müssen, war mir besonders erwünscht, weil ich damit den Redereien und Zeitungskombinationen über mich als Nachfolger, die gleich anfingen, wenigstens fürs erste aus dem Wege ging. Schon am 21. und 22. Oktober brachten Berliner Blätter darauf bezügliche Notizen. »Kaum hat der Sargdeckel über den irdischen Überresten des Staatssekretärs Bülow sich geschlossen,« sagte der »Börsen-Courier«, »und schon schwirren die Namen der möglichen Nachfolger durch die Tagesblätter. In erster Linie wird Herr v. Radowitz genannt, der wiederholt den hohen Posten vertretungsweise innegehabt hat ...« »Als Herr v. Bülow einen sechsmonatigen Urlaub erhielt,« schrieb die »Frankfurter Zeitung« am 22. Oktober, »galt es schon als ziemlich sicher, daß Herr v. Radowitz zu seinem Nachfolger ernannt werden würde. Keiner unserer Diplomaten kennt die Intima der auswärtigen Politik so genau wie er, der in den letzten Jahren während des Sommers in Abwesenheit des Reichskanzlers und des Staatssekretärs die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hat. Ob er zugleich zum Staatsminister ernannt werden wird, ist fraglich.« Ähnlich sprachen fast alle Berliner Blätter, die zum Teil merkwürdigerweise neben der meinigen noch die Kandidatur des Ministers des Innern Grafen Botho Eulenburg aufstellten, an die wohl niemals außerhalb des Redaktionszimmers gedacht worden. Die Frage der Bülowschen Nachfolge wurde dann, als ich nach Berlin zurückgekehrt war, für einige Zeit nicht mehr erörtert, bis sie Ende des Jahres wieder aufs Tapet kam.

Die Arbeit im Amt, die ich wieder übernahm, drehte sich zunächst um die endgültige Mitteilung unseres österreichischen Einverständnisses nach Petersburg und um die Neugestaltung unserer Beziehungen zu Rußland. Das Memorandum und der Brief an Kaiser Alexander waren immer noch nicht abgegangen. Der Kaiser hatte mancherlei Redaktionswünsche dafür gehabt und war auch, entgegen dem in dem oben erwähnten Briefe von Bismarck an mich ausgedrückten Wunsche, dabei verblieben, daß eine Andeutung über die eventuelle gemeinsame Abwehr gegen russische Angriffe, wovon in dem Memorandum nichts stand, gemacht werden müsse. Endlich am 6. November konnte sein vom 4. datiertes Schreiben an den Zaren nach Livadia durch Vermittlung des Militärbevollmächtigten, General v. Werder, expediert werden. Der Brief ist zum ersten Male abgedruckt im »Wegweiser« von Horst Kohl, S. 178. Er teilt das »Memorandum« aus Wien mit (nicht den Vertragstext) und bezeichnet das Ab-

kommen mit Österreich als »Accord pour couvrir le vide laissé par l'abolition de la confédération germanique qui avait pendant un demi siècle représenté l'alliance de la Prusse, de l'Autriche et des Souverains allemands«. Der Brief spricht die Hoffnung aus, daß Kaiser Alexander dieser Entente sich anschließen werde, sagt aber auch, daß wenn die revolutionären Strömungen im Inneren von Rußland dahin führen sollten, »de compromettre le gouvernement dans ses relations politiques, il rencontrerait — je ne puis vous le cacher, mon cher neveu —, une solidarité de résistance dans les pays voisins«. Diese Andeutung genügte, um den Charakter der Abmachung, über die Kaiser Alexander sich ohnehin in keiner Illusion mehr befinden konnte, ins rechte Licht zu setzen.

Danach, vom 16. bis 18. November, kamen der Großfürst-Thronfolger nebst Gemahlin nach Berlin, und zwar auf besonderen Befehl des Zaren, während sie selbst wenig Lust dazu gehabt hatten, wurden glänzend aufgenommen und mit einem großen Galadiner am 17. im Schlosse gefeiert. Der Großfürst sprach dabei kein Wort über Politik, seine Gemahlin natürlich erst recht nicht — dafür sah sie bildschön aus! Am 19. November traf die Antwort des Kaisers Alexander (aus Livadia vom 14. datiert) ein: sie war so friedlich und entgegenkommend wie möglich, billigte das »Memorandum« und sagte: »En m'associant ainsi à l'accord établi entre l'Allemagne et l'Autriche, j'aime à y voir le retour à cette parfaite entente des trois Empereurs qui, comme Vous l'observez avec tout de justesse, a rendu des plus grands services à l'Europe.« Und um die Beziehungen zu uns zu einer entière communauté de vue zu gestalten, teilt Kaiser Alexander mit, daß er den Botschafter Oubril abberufen und durch Saburow ersetzt habe, »dont les récentes entrevues avec le Prince de Bismarck ont défini la tâche« (H. Kohl, 180).

Das klang anders als der Brief vom 15. August — wir konnten Besseres jetzt nicht erwarten. Der Kaiser, sehr erfreut über diese Wendung, antwortete in einem Telegramm, das die Zustimmung für Saburow enthielt. Darauf entgegnete am 23. November der Zar abermals mit einem langen Telegramm, und somit konnte nun erst, jetzt aber definitiv, diese schwere Krisis unserer auswärtigen Politik als abgeschlossen, der Zweck des Bündnisses mit Österreich als völlig erreicht betrachtet werden. Weitere Russenbesuche (Großfürst und Großfürstin Wladimir, Walujew, Schuwalow) kamen gleich darauf noch nach Berlin; alle hatten die Empfindung, ohne die Einzelheiten zu kennen, daß in unseren Beziehungen eine wohltätige Reaktion eingetreten sei, und schließlich gab dem auch noch der alte Gortschakow Ausdruck, der am 1. Dezember in Berlin war und mich zu sich bitten ließ. Er hatte einige Zeit vorher eine Unterredung mit dem Redakteur des »Soleil« gehabt, über die viel Lärm geschlagen worden, und darin seine Liebe für Frankreich versichert nebst dem Rate: sie möchten sich stark machen, um Deutschland gewachsen zu sein. Darüber wollte er sich

entschuldigen, Decazes habe ihm den Mann empfohlen gehabt, ohne zu sagen, daß er Journalist sei. Im übrigen aber nur Frieden und keine ausländischen Zwistigkeiten mehr, lediglich innere Fragen, Zusammenhalten gegen sozialistische Gefahren, Finanzen usw. Bismarck sei der größte Politiker der Neuzeit, das möchte ich ihm ausrichten. Der alte Mann war körperlich recht erschöpft, nun wirklich la lampe qui s'éteint! Das war meine letzte Begegnung mit ihm.

Saburow, der erst im Januar eintreffen sollte, schrieb mir, nachdem er seine bevorstehende Ernennung erfahren hatte: »J'avoue que je suis presque effrayé de la responsabilité dont je suis honoré en ce moment. Aussi, mon plus grand espoir réside-t-il dans la bienveillance que le Prince de Bismarck se plaît parfois à témoigner aux jüngere Diplomaten, lorsque ceux-ci sont animés de bonnes intentions...« Und einige Tage später: »Au mois de Janvier je prendrai les ordres du Prince-Chancelier et je lui dirai que si j'ai poussé trop vite, comme un cactus en une nuit, la faute en est au Treibhaus de Kissingen. Il en résulte pour moi une conviction fataliste que le destin choisit parfois les plus modestes instruments pour accomplir ses dessins. C'est dans ces pensées que je me prépare à ma tâche, heureux si je parviens à justifier devant mon Souverain et mon pays l'importance que les circonstances actuelles prêtent à mon rôle...« Er hat dann den Erwartungen, die man in Berlin von ihm hegte, in den ersten Jahren seiner Tätigkeit voll entsprochen. Durch seine Vermittlung erfolgte der geheime Anschluß Rußlands an die Abmachungen zwischen uns und Österreich, der bis 1884 gedauert hat und durch den deutsch-österreichisch-italienischen Dreibund ersetzt worden ist. Von dieser Episode weiß ich aber aus eigener Mitwirkung nichts mehr zu erzählen. Später hat Saburow sich nicht mehr auf der richtigen Höhe halten können. Ich habe schon früher von ihm gesagt, daß er mit seinen großen Fähigkeiten leichter eine Situation herbeizuführen als diese zu bewahren verstanden habe, sobald es auf ruhiges und konsequentes Beharren im gegebenen Geleise ankam. Am meisten hat er später das für die russischen Vertreter in Berlin immer so gefährliche Element der durchreisenden Großfürsten und vornehmen Landsleute, um die er sich nicht genug kümmerte, gegen sich gehabt und damit sein Verbleiben auf dem Posten unmöglich gemacht.

In der zweiten Hälfte des Dezembers beunruhigte uns ernstlich die Gesundheit des Fürsten Bismarck. Er litt an starker nervöser Abspannung, an Verdauungsstörungen und neuralgischen Schmerzen. Dr. Struck blieb dauernd bei ihm in Varzin. Vom Auswärtigen Amt war beständig Holstein dort und zeitweise Herbert Bismarck, mit denen beiden ich über die Geschäfte korrespondierte, soweit solche dem Fürsten vorgelegt werden konnten. In der Regel schickten wir den Journalauszug, Verzeichnis der politischen Eingänge und Ausgänge, mit kurzen Inhaltsangaben, wo dies nötig

schien. Instruktionen wurden nur in ganz wichtigen Fragen verlangt. Zu diesen gehörte namentlich der Ministeriumwechsel in Paris, der seit Anfang Dezember sich vorbereitete und in den letzten Tagen des Jahres mit der Entfernung von Waddington endigte, an dessen Stelle Freycinet und der scheinbar allein noch maßgebende Einfluß von Gambetta traten. Auch angesichts dieser neuen Situation konnten wir nur um so befriedigter über die Festlegung des österreichischen Bündnisses sein und um so ruhiger das weitere abwarten. St. Vallier, der für seinen Posten in Berlin fürchtete, hatte noch vorher alles aufgeboten, um uns zu einer Demarche in Paris zu veranlassen, die womöglich den Sturz des Ministeriums Waddington verhindern sollte. Diese wurde aber als eine unzulässige Einmischung in innere französische Zustände unsererseits vermieden.

Bismarcks Rückkehr nach Berlin, die gleich nach Neujahr hätte erfolgen sollen, schob sich noch um mehrere Wochen länger hinaus.

XIX. Kapitel

Auswärtiges Amt. Mission nach Paris

1880

Fürst Bismarck war am 9. Oktober in der besten persönlichen Stimmung für seine Mitarbeiter im Auswärtigen Amte, speziell für Stolberg und mich, abgereist, und diese hatte sich auch bis zum Ende des Jahres in unserem regen Verkehr mit Varzin erhalten. Tatsächlich ging die Arbeit so glatt und befriedigend wie möglich vonstatten, und wir konnten in der Empfindung leben, daß wir alle Fragen unseres Ressorts genau in den Absichten des Kanzlers weiter brachten. Der vielwissende Bleichröder, der sich allerdings gern den Anschein gab, noch mehr über Bismarcks Gedanken zu wissen, als es der Fall sein konnte, kam wiederholt zu mir, um mir zu sagen, daß der »Chef« (wie auch er ihn zu nennen pflegte) mit großer Befriedigung von der Unterstützung gesprochen habe, die er bei Stolberg und mir im Sommer gefunden, und er betrachtete es als nicht zweifelhaft, wollte es sogar bestimmt von Bismarck ausgesprochen gehört haben, daß ich der Nachfolger des Staatssekretärs v. Bülow sein würde. Das Maß der Sicherheit, mit der der »Bleiche« dies erwartete, konnte ich auch daran erkennen, daß er mir zu Neujahr einen der kostbaren lebenden Sterlet schickte, die er für die von ihm am höchsten eingeschätzten politischen Persönlichkeiten um diese Zeit aus Rußland in besonderen Waggons kommen zu lassen pflegte. Jedenfalls hat mir einstweilen diese zarte Huldigung sehr gut geschmeckt.

Die Haltung des Fürsten mir gegenüber während seiner letzten Anwesenheit in Berlin, der Umstand, daß er mich zweimal zum Ministerkonseil hinzugezogen und dabei mich ausdrücklich als den »geschäftlichen Vertreter« des Staatssekretärs eingeführt hatte, ließen die Bleichröder'sche Annahme nicht als ausgeschlossen betrachten. Dies war, wie ich schon erwähnt habe, die Meinung verschiedener Mitglieder des Staatsministeriums und auch die von Stolberg, der öfters mit mir darüber sprach. Ebenso beschäftigte diese Frage wieder am Ende des alten und Anfang des neuen Jahres die Zeitungen, und einige meldeten, es sei mir schon am Neujahrstage »von hoher Stelle« zur Ernennung gratuliert worden.

Was ich selbst darüber dachte, besagt eine Notiz in meinem Tagebuch vom 10. Januar:

»Unterredungen mit Stolberg und Röder über die Chancen für Staatssekretär. Je mehr ich darüber nachdenke und mit anderen rede, desto wünschenswerter muß es mir erscheinen, daß ich nicht darauf hängen bleibe. Mag nun kommen was will, ich kann es in meiner jetzigen Stellung ruhig abwarten. Aber der Staatssekretärposten wäre für mich doch nur ein glänzendes frühzeitiges Mausoleum. Hohenlohe scheint mir die richtigste Kombination, Hatzfeldt wäre für mich die nützlichere, wenn ich dann nach Konstantinopel käme ...«

Wie nun auch die Absichten des Fürsten Bismarck in betreff der Staatssekretärsernennung bei seiner Abreise aus Berlin und während der ersten Zeit des Aufenthalts in Varzin gewesen sein mögen, sicherlich hat er schon am Ende des Jahres meine Kandidatur dafür nicht mehr festgehalten. Das war, gleich nach seiner ernsteren Erkrankung im Dezember, am kritischen Tone seiner an mich gelangenden amtlichen Äußerungen zu erkennen, was mich um so mehr überraschte, als mir keinerlei sachliche Veranlassung dafür vorzuliegen schien. In einem Falle (es handelte sich um Instruktionen, die mit meiner Unterschrift nach Konstantinopel gegangen und dann in Varzin mitgeteilt waren) ließ sich die Absichtlichkeit seiner Kritik gar nicht verkennen, die er nachher nicht mehr aufrechterhalten konnte, sondern in der Sache ebenso bestimmen mußte, wie ich es schon vorher getan hatte. Am 26. Januar kam Bismarck nach Berlin zurück. Bei meinem ersten Vortrag fand ich ihn körperlich noch recht angegriffen und gealtert im Aussehen, in seiner Haltung zeremonieller und steifer wie je zuvor. Mir waren die Schattierungen in seiner Sprechweise und der Art des persönlichen Empfanges zu genau bekannt, um nicht sofort zu empfinden, daß seit dem vergangenen Oktober sich in seiner Stimmung mir gegenüber etwas geändert habe. Er hob, ohne von der Leitung der Geschäfte im Auswärtigen Amte innerhalb der letzten drei Monate zu sprechen, nur hervor, daß er jetzt wieder selbst alles in vollem Umfange übernehmen und von jedem Vorgange im Auswärtigen genau unterrichtet sein wolle. Von der Staatssekretärsfrage war noch keine Rede. Aber aus Andeutungen, die er zunächst noch vertraulich einigen Personen (unter anderen auch Bleichröder) machte, ging schon hervor, daß er einen bestimmten Kandidaten dafür im Auge habe, und daß ich es nicht sei. Bald kam die Gewißheit, seine Wahl sei auf Hatzfeldt gefallen, der auch im Dezember in Varzin zu kurzem Besuche gewesen war. Und als der französische Botschafter St. Vallier ihn geradezu darauf interpellierte, indem er (wofür ich ihm kaum dankbar sein konnte) es als den Wunsch des fremden diplomatischen Korps in Berlin bezeichnete, daß ich der Nachfolger des Herrn v. Bülow werden möge, erwiderte ihm der Fürst: das könne nicht geschehen, ich sei jetzt notwendig als Botschafter in Konstantinopel, wenn ich auch vielleicht in Zukunft einmal zum Staatssekretär berufen werden könnte. St. Vallier beeilte sich, mir das mitzuteilen. Am Tage darauf, am 12. Februar, ließ mich Bismarck rufen und sprach mir nun selbst seine Gedanken und Wünsche

über die schwebenden Personalfragen aus, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er dazu noch nicht die Genehmigung des Kaisers habe und inzwischen alles sekret bleiben müsse. Er wolle (ohne dies weiter zu motivieren) Hatzfeldt als Staatssekretär, doch würde dieser aus finanziellen und anderen privaten Gründen zuvörderst noch nicht in Berlin sich festsetzen können. Deswegen denke er daran, das Provisorium des Postens dem Fürsten Hohenlohe anzubieten, den ich in Paris vertreten solle, um später, nach Hatzfeldts definitiver Übersiedlung, als Botschafter nach Konstantinopel zu gehen. Ich hielt nicht mit dem Ausdrucke meiner Dankbarkeit für diese Kombination zurück, die mir in der Tat unter allen möglichen die willkommenste sein mußte. Die Besorgnisse, die sich für mich an die Eventualität der Ernennung zum Staatssekretär geknüpft hätten, waren nicht gering. Ich würde selbstverständlich dem Rufe Folge geleistet haben in der Voraussetzung, daß der Fürst dann auch seinerseits seine ganze Autorität einsetzen würde, um mich in solcher Stellung zu stützen. Aber gerade in diesem entscheidenden Punkte fühlte ich mich nicht mehr gesichert. Ich hatte bereits an mir selbst erfahren, wie wankend die Gunst und das wirkliche Vertrauen des Fürsten sein konnten und welcherlei Elementen darauf Einfluß eingeräumt sei. Und ich konnte sicher sein, daß, wenn ich zur Leitung des Auswärtigen Amtes berufen worden wäre, die mir feindlichen Faktoren sich auf die Dauer als die stärkeren erwiesen haben würden. Dagegen konnte ich mit um so mehr Selbstvertrauen die ehrenvolle Mission am Bosporus, auf meinem eigensten Arbeitsfelde, und vorher das interessante Interim in Paris übernehmen.

Die nächste Zeit verging noch in voller Unsicherheit darüber, ob dieses Programm des Fürsten Bismarck ausführbar sein werde, da sich Hohenlohe anfänglich gegen das Berliner Provisorium ablehnend verhielt und erst nach seiner Ankunft in Berlin, 23. Februar, sich dazu bereit erklärte. Die erste Unterredung hatte ich im Auftrage des Fürsten mit ihm am 24. Dann wurde von der Kombination dem Kaiser Meldung gemacht, von dem, merkwürdigerweise, am 25. ein Brief an Bismarck kam mit Bedenken gegen die Wahl von Hohenlohe als »Katholiken«; und da Bismarck wegen Unwohlseins nicht ausgehen konnte, sagte der Kaiser für einen der nächsten Tage seinen Besuch an, um weiter über die Sache mit ihm zu sprechen. Begreiflich war, daß Bismarck über diese unvermutete Schwierigkeit sich stark erregte. In einem langen Gespräche mit mir, am 25. Februar, teilte er mir den kaiserlichen Brief mit und erging sich in Betrachtungen darüber. Er meinte, der konfessionelle Einwand des Kaisers sei ihm ganz neu, vorher habe Seine Majestät diesen nie erhoben, auch nicht als er ihm vor kurzem schon die Möglichkeit, Hohenlohe oder Hatzfeldt zu berufen, ausgesprochen hätte. Schließlich neigte er zu der Vermutung, daß dabei der Bruder des Kaisers, Prinz Karl, die Hand im Spiele haben könne, der am Tage zuvor dem alten Herrn einen längeren Besuch abgestattet hatte. Er wolle nun versuchen, dem Kaiser seine Bedenken durch mündliche Erörterung zu benehmen.

Die Besprechung darüber zwischen dem Kaiser und Bismarck fand am 27. Februar statt. Zuvor aber ward mir, am 26. abends, auf dem Hofball, durch meinen alten Freund und Gönner, dem Zeremonienmeister und Introdukteur der Ambassadeurs Eugen v. Röder, eine sehr vertrauliche Mitteilung zuteil, von der ich zunächst hier noch reden muß.

Herr v. Röder, Bruder des Generals und Gesandten in der Schweiz, war eine der bekanntesten Figuren am Berliner Hof und in der Gesellschaft. Er gehörte in früherer Zeit, als noch seine Gattin, eine geborene Engländerin, lebte, zu dem intimen Kreise im Salon meiner Großmama Voß. In den Jahren des ersten Bismarckschen Auftretens war er, mit diesem, eine Hauptstütze der Kreuzzeitungspartei gewesen und seitdem immer mit ihm und seiner Familie im engsten Verkehr geblieben. Bismarck schätzte ihn als einen seiner erprobtesten Anhänger, trotzdem er ganz im Hofleben und Hofdienste aufging, und er bediente sich seiner vielfach zu vertraulichen Erkundigungen und Einwirkungen, bei denen Röder musterhafte Diskretion bewahrte, aber offenherzig und rücksichtslos nur das an den Fürsten gelangen ließ, was er für wahr hielt. Ich kam oft mit ihm zusammen und wußte, wie genau er die Vorgänge hinter den politischen Kulissen kannte. An dem Abende bei Hofe nahm er mich beiseite und sagte: »Wir müssen viel besprechen, ich habe den geheimen Auftrag vom Chef, meine Beobachtungen über Sie zu berichten, Sie sind ihm als Gegner und Intrigant denunziert worden!« Er konnte mir dann nur noch im allgemeinen sagen, man habe dem Fürsten eingeredet, daß während seiner jüngsten Erkrankung schon ein neuer Kanzler (Stolberg) und ein neues preußisches Ministerium (unter Botho Eulenburg) kombiniert worden, zu dem ich als Staatssekretär mit gehörte, und daß ich jetzt noch weiter dafür intrigierte, Staatssekretär zu werden und seine Kombination mit Hatzfeldt zu vereiteln. Er sei, da er das erfahren habe, nur um so fester entschlossen, bei seinem Plane für die Personalveränderungen zu bleiben und mich auf einen auswärtigen Posten zu schicken. Röder sollte ganz im geheimen herauszukriegen suchen, mit wem ich am meisten in diesen Fragen zusammenstäcke. Der alte Freund war selbst darüber entrüstet und erklärte, er werde dem Fürsten gründlich über das, was mich betreffe, die Wahrheit sagen. Ich hatte am 28. eine weitere, lange Unterredung mit Röder, der mir das Vorstehende genauer, als es auf dem Hofball möglich gewesen war, erzählte und mir zugleich seine Antwort an den Fürsten mitteilte. Er sprach ihm darin die Überzeugung aus, daß alle Nachrichten über meine Beteiligung an irgendwelchen, gegen die Person oder die Intentionen des Fürsten gerichteten Intrigen, woher sie auch kommen möchten, irrig seien, entweder aus Unkenntnis der Personen herrührend, oder in böswilliger Absicht erfunden.

Bei den Mutmaßungen über den möglichen Ursprung dieser Einbläsereien trafen Röder und ich darin zusammen, daß sie durch Holstein nach Varzin gelangt seien, einerlei, ob in anderem Auftrage oder aus seiner eigenen Fabrik. Er hatte dort seit

dem Oktober allein gesessen: erst seit Anfang Januar war Bucher mit dabei gewesen. Holstein hatte nicht nur das Ohr des Fürsten, der ihn zwar für etwas exaltiert, aber doch für unbedingt ihm ergeben hielt, sondern, was in diesen Verhältnissen mehr ins Gewicht fiel, auch das der Fürstin, die nicht weniger auf seine Treue und Zuverlässigkeit schwor und sich gern die Insinuationen aneignete, die er mit gelegentlichen Tränen der Hingabe und der Ergriffenheit im Auge, ihr beizubringen verstand.

Holstein war mir, wie bereits bei Besprechung der Kongreßzeit erwähnt, feindlich gestimmt, da er sich durch mich zurückgesetzt glaubte, und er hatte deshalb vor allem ein persönliches Interesse daran, meine eventuelle Kandidatur für den Posten des Staatssekretärs zu hintertreiben. Er wird in der langen Zeit seines unkontrollierbaren Alleinseins mit Bismarck in Varzin nichts versäumt haben, um gegen mich zu arbeiten. Es ist das, wie ich nach und nach erkannt habe, damals in zweifacher Richtung geschehen: erstlich mußte dem Fürsten beigebracht werden, daß ich nicht zum Staatssekretär passe, weil meine übrigen Kollegen im Auswärtigen Amte damit wenig zufrieden sein würden, und dann, daß sich schon in bedenklicher Weise mein Ehrgeiz durch Mitwirkung bei Intrigen gegen ihn geltend mache. In beiden Punkten hat, wie die späteren Aufschlüsse ergeben, auch Bucher hilfreiche Hand geleistet, um die Ansichten des Fürsten über mich zu beeinflussen. Davon finden sich verschiedene Angaben in Moritz Buschs Tagebuch. Schon im April 1877 hatte Bucher letzteren vor mir gewarnt als »einem Gaste der Bonbonniere« (Tagebuch II, 436). Busch erwähnt ferner, aber nur in der englischen Ausgabe der Tagebücher (»Bismarck, some secret pages of his history«), was ihm der Fürst im März 1880 über mich und die Gründe, aus denen er mich nicht zum Staatssekretär wählen wolle, gesagt habe. Es heißt da (II, 415 und 416), nachdem der Fürst erwähnt habe, Hatzfeldt und Hohenlohe wären beide nicht vermögend genug, um leicht in Berlin mit dem Staatssekretärgehalt leben zu können: »Radowitz, who is even more capable than Hatzfeldt, is no better off in money matters. Moreover he has a Russian wife and six children, which is also not quite the thing...,« und weiter: »Keudell would be unfair to his subordinates, which would also be the case with Radowitz. Both are vain and want admiration and obsequiousnes. Whoever is not prepared for that sort of thing will find himself overlooked and treated with disfavour...« Wenn Bismarck das wirklich gesagt hat, so konnte es lediglich das Echo der ihm von Holstein und Bucher gelieferten Urteile sein, denen er glaubte vertrauen zu müssen. Moritz Busch berichtet ja auch noch die direkte Äußerung von Bucher über mich (II, 445): »Radowitz was talented and well informed in Eastern affairs, but he was an ambitious self-seeker and very pretentious and *maintained relations with Court Circles hostile to the Chief*...«

Darin liegt die ganze Erklärung des Wechsels, der in Bismarcks Ansicht über

mich während der Wintermonate von 1879/80 sich vollzogen hatte. Es war mein Fatum, daß der Fürst gerade die einzigen, aus persönlichen Gründen mir abgeneigten Stimmen vom Auswärtigen Amte hören mußte — und daß er in seiner damaligen krankhaften Verfassung noch mehr als sonst dazu geneigt war, dem Geschwätz von den Hofintrigen Einfluß auf sich zu gestatten.

Vorläufig wurde mir über das alles nur bekannt, was die Röderschen vertraulichen Mitteilungen besagten. Ich war davon schmerzlich berührt und machte bittere Reflektionen darüber, daß auch die schwere Arbeit der beiden vergangenen Jahre nicht hingereicht hatte, um mich gegen solchen Wetterumschlag zu sichern! Es kam, wie es Madame de Remusat von Napoleon sagte: les dévouements passés ne défendaient nullement contre aucune prévention subite, und die letzteren entstanden mit betrübender Schnelligkeit aus irgendwelchen Verdächtigungen von falsch unterrichteten, interessierten oder böswilligen Persönlichkeiten. Gegen Stolberg und Graf Botho Eulenburg hatte sich, wie aus der oben erwähnten Mitteilung von Röder hervorging, der Verdacht Bismarcks gerichtet, daß sie während seiner Krankheitsperiode schon die Nachfolge vorbereitet gehabt hätten. In den »Erinnerungen« (II) spricht der Fürst wiederholt davon, er meint, es sei »ein Kabinett Gladstone mit Stosch, Eulenburg, Friedenthal und beliebigen Abschwächungen des Gattungsbegriffs ‚Windthorst' mit katholischen Hofeinflüssen« im Werke gewesen. Stolberg habe dabei ganz unter dem Einflusse anderer, namentlich von Botho Eulenburg, gestanden. Auch darin war die Einwirkung von Holstein nicht zu verkennen, der die beiden Hauptpersonen: Stolberg und B. Eulenburg nicht minder haßte wie mich. Er hat damals noch andere, die im Bismarckschen Vertrauen standen, daraus nicht ohne Erfolg zu verdrängen getrachtet, namentlich Keudell. Bei einigen ist es ihm nicht gelungen, wie z. B. bei Heinrich Lehndorff.

Später allerdings hat Bismarck doch gezeigt, daß er eine bessere und gerechtere Erinnerung an die ihm 1878 und 1879 gewordene Mitarbeit bewahrt habe. Er schrieb (am 10. September 1880) an Stolberg in Beantwortung von dessen Ankündigung, daß er sich vom Staatsdienste zurückziehen wolle: »... Ich habe manche Kollegen im Staatsministerium gehabt, welche bei ununterbrochener, eigenhändiger Beteiligung an den laufenden Geschäften dennoch in langjähriger Amtstätigkeit dem Lande nicht dieselbe Summe von Diensten geleistet haben, wie Euer Erlaucht allein in der Zeit des Oktobers vorigen Jahres ...« Und von mir sagte er, in einer Reichstagsrede vom 16. Dezember 1884, über die Dienstverhältnisse im Auswärtigen Amte: »... Herr v. Bülow war genötigt, sich einen anderen, gleich tüchtigen Amanuensis in der Person des jetzigen Botschafters in Konstantinopel, damaligen Gesandten in Athen, Herrn v. Radowitz, zur Seite zu stellen, der ja jahrelang neben Herrn v. Bülow die Stelle eines Unterstaatssekretärs verwaltet hat, eine unserer besten Arbeitskräfte, ein vorzüglicher Redakteur ...«

Aber im Februar 1880 und, wie nachher noch zu vermerken sein wird, weiterhin bis 1882, bin ich von dem Argwohn, der in Bismarck gegen mich hineingelegt worden war, nicht mehr losgekommen.

Unmittelbar nach der Unterredung mit Röder, am 28. Februar, hatte ich bei dem Fürsten Vortrag, und nunmehr teilte er mir das Ergebnis seiner mündlichen Aussprache mit dem Kaiser vom Tage zuvor mit. Er war davon sehr befriedigt, der Kaiser hatte in allen Personalfragen seinen Wünschen nachgegeben und den Einwand gegen Hohenlohe als Katholiken nicht aufrechterhalten. Dies gab dem Fürsten Gelegenheit, mir noch einmal (wie er es schon früher öfters getan) seine Ansichten über die Notwendigkeit völliger konfessioneller Parität im Staatsdienste darzulegen und zu erklären, daß er nie einen Unterschied zwischen katholischen oder evangelischen Beamten gemacht habe, daß ihm der ganze Kulturkampf aufgezwungen worden und er froh sein werde, wenn dieser Unsinn erst wieder beseitigt sein könnte. Er habe auch den Kaiser davon überzeugt, daß die Konfession mit dem Posten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amte nichts zu tun habe, am wenigsten bei einem notorisch so vernünftig denkenden Staatsmann, wie Fürst Hohenlohe. Daran knüpfte sich die Personalkombination für das Auswärtige Amt, die der Kaiser mündlich gebilligt habe und über die mich der Fürst beauftragte, nun den Immediatbericht aufzusetzen, durch dessen kaiserliche Genehmigung alles erst ganz festzulegen wäre. Er frug mich noch einmal mit einer gewissen Förmlichkeit, ob ich geneigt sei, erst nach Paris, dann nach Konstantinopel in außerordentlicher Mission zu gehen, um später, sobald die Ministerernennung von Hatzfeldt erfolgen könne, den Botschafterposten definitiv zu übernehmen. Darauf konnte ich wiederum nur mit dem Ausdrucke meiner größten Dankbarkeit antworten und dem Fürsten sagen: es sei das für mich die direkte Erfüllung eines Ideals für meine Amtstätigkeit, in der ich alles aufbieten würde, um seinen Anforderungen zu genügen. Gleich nachher kam Rantzau zu mir, dem ich meine warme Freude über diese Wendung wiederholte, und der mir darauf sagte: »Ich bin froh, daß ich doch recht gehabt habe mit der Behauptung, Sie würden darüber glücklich sein und lieber nach Konstantinopel gehen als hier bleiben.« Daraus ging hervor, daß in der Familie Bismarck das Gegenteil glaubhaft zu machen versucht worden war.

Der Immediatbericht erhielt am anderen Tage, 29. Februar, die kaiserliche Sanktion, und damit war die Zukunftsfrage für das Auswärtige Amt gelöst. Am 1. März erfolgte eine offiziöse Mitteilung darüber in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung«, die aber vorerst sich nur auf die »zeitweilige Wahrnehmung« des Staatssekretär-Postens durch Fürst Hohenlohe und dessen Vertretung durch mich als Gesandten in außerordentlicher Mission bezog und von Hatzfeldts späterer Berufung noch nichts sagte. (...)

Im Amte ging meine Beschäftigung, nachdem die Personalfrage der Zukunft nun geregelt war, in der gewohnten Weise weiter. Ich sah den Kanzler zu den Vorträgen,

die sich hauptsächlich auf die russischen und orientalischen Verhältnisse bezogen, und mußte das Auswärtige Amt bei verschiedenen Gelegenheiten vertreten, unter anderen bei dem offiziellen Mahle zur Feier des Gotthardtdurchstichs, einem deutsch-schweizerisch-italienischen Verbrüderungsfeste, bei dem Stolberg im Namen des Reichskanzlers das Wort ergriff. Es gab auch noch eine kleine Friktion zwischen Kaiser und Kanzler in diesen Tagen zu überwinden aus Anlaß der Olympia-Ausgrabungen, für die Fürst Bismarck nicht viel übrig hatte und die geforderten Nachbewilligungen nicht oder doch nur in geringerem Betrage befürworten wollte. Infolgedessen schrieb ihm der Kaiser, durch den Kronprinzen und Curtius angetrieben, in etwas ungnädigem Tone, was ihn verdroß. Trotzdem konnten wir — ich interessierte mich natürlich auch lebhaft dafür — das Nötigste durchbringen. Von E. Curtius erhielt ich aus diesem Anlasse ohne weiteres Begleitwort das folgende Distichon:

»Wenn auch der Donnerer grollt, so bleib' uns dennoch gewogen,
Wende das Antlitz nicht von dem olympischen Werk,
Denke, sie leben noch fort die alten olympischen Götter
Und sie spenden dir einst dankend den Kotinos-Kranz.«

Vom 12. bis 21. März lag ich mit einem Rückfalle des alten Blasenleidens fest und wurde im Amte durch Dr. Busch vertreten, der aus Budapest herangeholt worden und danach definitiv als Unterstaatssekretär in Berlin verblieb. Bucher hatte die Empfänge der fremden diplomatischen Missionschefs während meiner Abwesenheit übernehmen sollen. Dabei richtete er in kurzer Zeit solche Konfusion an, daß er selbst sich krank meldete und davon zurückzog. Ich führte dann diesen Teil der Geschäfte bis zu meinem Ausscheiden aus dem Ministerium weiter, das Orientdezernat gab ich gleich ganz an Busch ab.

Zu Kaisers Geburtstag, am 22. März, wurde zum ersten Male die Verlobung des Prinzen Wilhelm und der Augustenburgischen Prinzessin in weiteren Kreisen bekannt und die Proklamierung davon erwartet. Diese erfolgte aber nur im engeren Familienkreise, mit der öffentlichen Verlautbarung ist noch bis zum Juni gewartet worden. Man kann nicht behaupten, daß die ersten Nachrichten darüber mit ungeteilter Befriedigung vom Berliner Publikum aufgenommen worden seien. Überall äußerte sich eine gewisse Enttäuschung und die Ansicht, es sei für den künftigen Kaiser keine »passende Partie«. Fürst Bismarck hatte sich nicht dagegen ausgesprochen. Er erzählte uns eines Abends im vertraulichsten Gespräche: Als man ihm die Frage vorgelegt habe, sei es ihm auf zwei Punkte für seine zustimmende Haltung angekommen: einmal, daß die volle Ebenbürtigkeit der Prinzessin nicht angezweifelt werden könne, und dann, daß sie eine Frau zu werden verspreche, die kräftige und gesunde Kinder zur Welt bringen könnte. Nach beiden Richtungen hätte er sich genügend informiert und danach unbedenklich der Wahl, die aus reiner persönlicher Neigung hervorgegangen

sei, zugestimmt. Er erging sich dabei in Betrachtungen über die Notwendigkeit, daß die Monarchen unserer Zeit körperlich und geistig normale, kräftige Persönlichkeiten sein müßten, wenn sie sich in ihrer Höhe halten wollten, am meisten in Deutschland und Preußen. Die Hohenzollern brauchten durchaus einen blühenden Mannesstamm, um ihre Mission zu erfüllen. Also gesunde Frauen, alles andere sei Nebensache! Er ist dann auch dem jungen Paare von Anfang an mit großer Herzlichkeit entgegengekommen und hat der Prinzessin Wilhelm in jeder Weise seine Ergebenheit gezeigt.

Am 21. März, dem Tage vor seinem 65. Geburtsfeste, erschreckte Fürst Bismarck die Familie und die zunächst davon unterrichteten Personen der Umgebung durch einen heftigen Anfall von Unwohlsein, das schon in der Nacht aufgetreten war, und am Morgen sich in einer Art von Lähmung des Gaumens äußerte, die ihn im Sprechen hinderte. Er sollte am Vormittag zum Kaiser kommen, der über mehrere Fragen der auswärtigen Politik Vortrag gewünscht hatte. Der Fürst ließ mich rufen, damit ich an seiner Stelle zu Seiner Majestät gehen und die geforderten Mitteilungen machen sollte. Ich war doch ängstlich betroffen, als ich ihn sah und nur mühsam sprechen hörte. Er selbst, wie gewöhnlich über seine Gesundheit voll pessimistischer Gedanken, sprach von Schlagfluß, Gehirnlähmung, der er wahrscheinlich entgegengehe, zitierte die Fälle von Friedrich Wilhelm IV. und dem Staatssekretär v. Bülow, die ebenso angefangen hätten. Ich redete gleich darüber mit Herbert Bismarck, und wir beschlossen, an Dr. Schanzenbach in München zu telegraphieren, er möge schleunigst herkommen. Gegen die Berliner Ärzte, auch gegen seinen langjährigen medizinischen Berater Dr. Struck war er mißtrauisch, er behauptete, sie wüßten nichts über seinen wirklichen Zustand, und wenn sie etwas wüßten, so hätten sie nicht den Mut, es zu sagen. Schanzenbach, den er in Gastein konsultiert gehabt, hatte ihm gefallen. Außerdem wurde vorher noch auf Betreiben der Fürstin Dr. Leyden am Nachmittage konsultiert, was den armen Struck schwer kränkte. Er hatte damals keinen leichten Stand mehr mit seinem großen Patienten, der ihm seine Nichtachtung der gesamten medizinischen Wissenschaft bei jedem Anlasse aussprach und seine Ratschläge nicht befolgte. Was die ihn so aufregenden Erscheinungen vom 31. März anlangt, so erklärte Struck von vornherein, es handle sich nur um eine starke Indigestion, und von Gehirnaffektion sei keine Rede. Es wurde auch ermittelt, daß Bismarck am Abend zuvor stark gegessen und getrunken hatte, viel Eis mit Maibowle zusammen und danach noch eine Flasche Portwein. Dr. Leyden hatte dieselbe Ansicht und ebenso Schanzenbach, der am anderen Abende eintraf und einige Tage blieb. Er war der einzige von den Doktoren, dem der Fürst diesmal glaubte, schon weil er ihm fester und kategorischer gegentübertrat, wie die anderen es taten. Struck hatte niemals, wie es scheint, den einzig richtigen Ton gefunden, in dem ein Arzt mit Bismarck über seine Gesundheitsverhältnisse sprechen mußte, um ihm einigermaßen zu imponieren: das hat später erst Schweninger ganz verstanden und besonders damit dem Fürsten so viel genutzt.

Ihm glaubte und vertraute er, auch erst nach längerem Sträuben dagegen, nachdem Schweninger ihm geradezu Grobheiten gesagt und ihm erklärt hatte, entweder Bismarck täte nun, was er ihm riete, und zwar vollständig, oder er zöge sich ganz von der Behandlung zurück und überließe ihn seinem Schicksale. »Sie werden daran zugrunde gehen, nicht ich,« hat er ihm versichert, und das hat Bismarck mehr wie alles andere davon überzeugt, daß Schweninger ein ernsthafter Mann und ein sicherer Arzt sei.

Ich hatte also am 31. März den Vortrag bei dem Kaiser (es handelte sich um Berichte über die Lage der römischen Verhandlungen und um die Beziehungen zu Rußland), den ich dabei sehr frisch und für das Geschäftliche besonders kulant fand. Es war das letztemal, daß ich vor dem alten Herrn als Vertreter des Auswärtigen Amtes auftreten durfte.

Am nächsten Tage, dem 1. April, war die Feier im Reichskanzlerpalais durch Bismarcks Unwohlsein gestört, der Kaiser kam aber selbst am Nachmittag zur Beglückwünschung, und Bismarck war doch wieder in der Lage, ihn zu empfangen.

Für mich gab es freilich keine Ruhe: in der Nacht schon zum 1. April hatten sich bei meiner Frau die Anzeichen der bevorstehenden Entbindung eingestellt, die dann erst, nach sehr schweren und ängstlichen Momenten, am nächsten Abend noch so rechtzeitig sich vollzog, daß der neugeborene Knabe als ein Kind des 1. April ins Dasein trat. Ich meldete es am 2. bei Bismarcks und wurde mit Schanzenbach zum Essen eingeladen, an dem der Fürst schon in wesentlich besserer Verfassung teilnahm. In freundlichster Weise wurde mir und dem Jüngstgeborenen, der selbstverständlich Otto heißen mußte, gratuliert, und die Fürstin stieß mit mir an auf das Wohl »des großen und des kleinen Otto«. Die Patenschaft nahm der Fürst mit sichtlichem Vergnügen an. Am 10. April wurde Otto Alexander Joseph Maria durch den Propst von Sankt Hedwig, Herzog, dem nachmaligen Fürstbischof von Breslau, getauft. Als erster Pate war Fürst Bismarck eingetragen, außerdem als solche unsere Cousine Sascha Schlippenbach und Graf Fred v. Franckenberg. Als ich gleich nach der Zeremonie dem Fürsten darüber Meldung abstattete, hielt er eine Lobrede auf den heiligen Otto, den Apostel der Pommern, für den er immer eine besondere Verehrung gehabt habe. Natürlich wurde die Patenschaft von Bismarck bei meinem Sohne bald in Berlin bekannt und in den Zeitungen erwähnt. Das große Publikum konnte das nun wieder als ein Zeichen davon auffassen, daß mir das besondere persönliche Wohlwollen des hohen Chefs nach wie vor bewahrt geblieben sei.

Vorher, seit dem 6. April 1880, hatte es noch einmal eine Kanzlerkrisis gegeben, nachdem im Bundesrate (in der an sich nicht besonders wichtigen Frage der Stempelabgaben) Preußen (mit Bayern und Sachsen) von den vereinten übrigen Staaten, 30 Stimmen gegen 28, majorisiert worden war. Da dieser Vorgang die Vergewaltigung von ca. 30 Millionen durch 7½ in sich schloß, faßte ihn Bismarck als prinzipiell so ernst und wichtig auf, daß er nur mit seinem Entlassungsgesuch darauf antworten

zu können glaubte. Natürlich lehnte es der Kaiser ab und verlangte vielmehr eine Änderung der Geschäftsordnung im Bundesrat, die eine derartige unsinnige Prozedur unmöglich machen sollte und die dann auch alsbald mit Zustimmung aller Beteiligten ausgeführt worden ist. In der auswärtigen Presse, wo man den inneren Zusammenhang der Sache nicht genügend verstand, erregte die Nachricht von dem Demissionsgesuche des Kanzlers großes Aufsehen und gab Anlaß zu allen möglichen Gerüchten.

Am 10. April hatte ich meinen letzten Vortrag beim Kanzler gehalten und alle meine amtlichen Geschäfte im Ministerium abgegeben, zumeist an Dr. Busch, der bis zur Ankunft von Fürst Hohenlohe auch den Verkehr mit den fremden Diplomaten übernahm.

Sieben Jahre und vier Monate waren nun vergangen seit meinem Eintritt in die Wilhelmstraße 76. Ich war mir vollständig bewußt, daß mit dem Abschied aus diesen Räumen auch ein reicher Abschnitt in meinem dienstlichen und politischen Leben endete, daß für mich die Zeit so unmittelbarer und persönlicher Teilhaberschaft an der schöpferischen Arbeit, die sich dort vollzog, abgeschlossen war und ich künftighin nur noch in zweiter Linie als Gehilfe des großen Lenkers unserer Politik in Frage kommen konnte. Aus den beiden letzten Jahren namentlich nahm ich tiefe und fruchtbare Erinnerungen mit, die mich mein Leben lang weiterbegleitet haben. Ich betrachte auch das, was ich in diese Aufzeichnungen davon aufnehmen konnte, als deren wertvollsten Teil.

Am 14. April traf ich in Paris ein, das ich seit dem 8. Juli 1867 nicht wieder betreten hatte. Ich wollte zunächst allein dort bleiben, solange die Hohenlohes noch in der Botschaft anwesend waren, und meine Frau nach deren Abreise nachkommen lassen. Mein Kommissorium wurde, als ich Berlin verließ, etwa bis August berechnet.

Über die Ankunft und die ersten Eindrücke in Paris will ich einen Brief an meine Frau vom 17. April sprechen lassen: »Die Fahrt über Metz hat mich sehr interessiert, ich bin froh, diesen Weg genommen zu haben. Das Wetter wurde immer schöner, die Landschaft immer grüner, der Frühling immer unzweifelhafter, je weiter man nach Frankreich hineinkam. In Epernay führte ich mir eine halbe Pulle Sillery zu Gemüte, und dann dachte ich reiflich über die Beziehungen zu Frankreich nach, bis ich auf dem Ostbahnhofe in Paris erwachte. Thielmann, Bülow und Leyden standen bereits in Schlachtordnung, ein halbes Dutzend Botschaftsdiener unterstützten Louis in der Aufgabe der Gepäckregulierung, und alsbald saß ich mit Bülow schon in meinem Coupé, das uns zur Botschaft führte, wo ich den Fürsten noch antraf ... Ich wohne in meinen alten Räumen wie vor fünfzehn Jahren, und fast mit jeder Stunde, die ich hier bin, wird mir auch Paris wieder familiärer und heimischer, trotz aller Veränderungen der seitdem verflossenen Zeit. Es ist alles dasselbe wie früher, nur eben anders! — Aber mein erster Eindruck war ebenso, wie vor neunzehn Jahren,

als ich zum ersten Male hier ankam: Überraschung durch die Großartigkeit des Ganzen; ich hatte es fast wieder vergessen, wie viel grandioser und prachtvoller Paris doch ist als alles, was es sonst gibt. Nun habe ich, nach den ersten Ausfahrten, das richtige Augenmaß wieder gefunden, das in der Erinnerung sich verkleinert hatte. Und nun kommt es mir schon am zweiten Tage vor, als sei ich eigentlich gar nicht lange weggewesen. Nur das gänzliche Verschwinden der imperialistischen Legende, des timbre Napoléon, der so sehr dominierte zu meiner Zeit, ist noch kaum faßbar. Die Ruinen der Tuilerien machen mir einen unendlich tragischen Eindruck: aber darum her, daneben hin, darüber hinweg geht derselbe Zug des reichen, eleganten, üppigen, kräftigen Lebens und Genusses vom Dasein, wie damals auch. Riesenhaft ist Paris gewachsen seit 1867, ganz neue Stadtteile und Boulevards, von denen ich gar keine Ahnung hatte ...«

In der Botschaft, wo ich als Gast der Hohenlohes abstieg, blieb Fürst Chlodwig noch bis zum 18. April, die Fürstin mit ihren Töchtern Gräfin Schönborn und Prinzessin Elisabeth bis zum 3. Mai. An Personal fand ich Baron Thielmann als Botschaftsrat, Bernhard Bülow als zweiten Sekretär, Graf Leyden als dritten, den Oberstleutnant und Flügeladjutanten v. Bülow als Militärattaché und ihm beigegeben den Artilleriehauptmann v. Gentzkow. Graf Leyden wurde bald versetzt; an seine Stelle kam später Baron Rotenhan und als Attaché Prinz Max Ratibor. An der Spitze der Kanzlei stand Hofrat Hoehne. Als Preßagent der Botschaft war A. Beckmann tätig. Wenn ich jetzt, wo ich diese Erinnerungen sammle (1902), auf die Gruppe zurückschaue, die damals unsere Vertretung in Paris bildete, so ergibt sich, daß aus ihr später zwei Reichskanzler, Hohenlohe und Bülow, ein Reichsfinanzminister, Thielmann, ein Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Rotenhan, und ein kommandierender General, Bülow, hervorgegangen sind: auch drei Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens, Hohenlohe und die beiden Bülows. Ich selbst bin von meinen damaligen Untergebenen stark überflügelt worden! Sie waren mir in dieser Pariser Zeit höchst nützliche und tüchtige Gehilfen. Bernhard Bülows ungewöhnliche Befähigung kannte ich schon aus der gemeinsamen Arbeit in Athen und im Auswärtigen Amte. Thielmann lernte ich jetzt erst geschäftlich kennen und gleich hochschätzen.

Von dem damaligen, sehr zahlreichen diplomatischen Korps in Paris will ich nur einige hervorheben, mit denen ich in nähere Beziehung getreten bin. Die meisten fremden Kollegen habe ich gar nicht oder ganz oberflächlich kennen gelernt, wie das bei dem Zuschnitte der Pariser geselligen Existenz nicht anders sein konnte. An der Spitze stand der Nuntius Czacki, ein kränklicher, aber erstaunlich rühriger und intelligenter Herr, Typus des polnisch-römischen Kirchendiplomaten, der mich besonders freundlich empfing und sehr friedfertig über die Mittel zur Beilegung des Kulturkampfes sprach. Ich finde darüber im Tagebuche die Notiz: »Msgr. Czacki, glatt und

klug, schaut einem aber nicht leicht ins Auge. Gibt sich als Friedensengel, bewundert angeblich Bismarck, ist für direktes Einvernehmen zwischen ihm und dem Papste, Wiederherstellung unserer Gesandtschaft beim Vatikan, allmähliches Revidieren (nicht Abschaffen) der Maigesetze, gegen die Tendenzen des Zentrums, dessen Führer eigensinnig und unbotmäßig gegenüber der Kurie seien, grobe politische Mißgriffe machten, wie zum Beispiel Stimmen gegen das Sozialistengesetz usw. Andererseits müsse von uns mehr Vertrauen dem Papste erwiesen, seine gute Absicht mehr anerkannt werden ...« Auch Fürst Hohenlohe war mit Msgr. Czacki vielfach über die kirchlichen Angelegenheiten in Meinungsaustausch gewesen und hat darüber nach Berlin berichtet.

Englischer Botschafter war immer noch wie im Sommer 1868, als ich Paris verließ, Lord Lyons, das Bild des vornehmen, wohlwollenden und dabei geschäftskundigen englischen Gentlemans, der für die Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses zwischen den beiden Ländern große Verdienste hatte und viel Vertrauen bei den Franzosen genoß. Rußland vertrat Fürst Orlow, ebenfalls ein vornehmer Mann, den ich in Berlin im Bismarckschen Hause kennen gelernt hatte. Er gehörte zu den wenigen Fremden, mit denen Bismarck dauernd eine intime persönliche Freundschaft gepflegt hat. Dabei war Orlow Stockrusse und mehr zu Frankreich geneigt als zu uns. Zu seinen Sekretären gehörte Graf Murawiew, der später Auswärtiger Minister geworden ist. Und ich will gleich dazu erwähnen, daß einer der damaligen Sekretäre der österreichischen Botschaft Graf Goluchowski war, der gleichfalls später in seinem Vaterlande zur Leitung der auswärtigen Politik berufen worden. Somit waren im Sommer 1880 bei den Pariser Botschaften von Deutschland, Rußland und Österreich gleichzeitig und in gleichem Sekretärsrang drei Kollegen vereint: Bülow, Murawiew, Goluchowski, die zwanzig Jahre darauf alle drei sich wiederum gleichzeitig als die Auswärtigen Minister ihrer Länder zusammengefunden haben.

Der russische Botschaftsrat war Graf Kapnist, der spätere Botschafter, von dem damals mehr wegen seines Verhältnisses mit der Sarah Bernhardt als wegen seiner diplomatischen Tätigkeit die Rede war. Italien vertrat General Cialdini, der Herzog von Gaëta, ein alter Held, aber kein Diplomat – was er auch selbst mir sofort bei der ersten Bekanntschaft aussprach. Er war schon einmal, bis 1879, Botschafter in Paris gewesen und wegen einer ihm in der Presse gemachten Indiskretion abgegangen, ließ sich dann 1880 wieder zurückschicken, nachdem er als Begleiter des Königs Amadeus eine kurze und verunglückte Gastrolle in Madrid gegeben hatte. Er konnte sich nun in Paris mit seinen spanischen Kollegen, dem Marquis Molins, der seinerseits einer der Haupthelfer bei der alfonsistischen Restauration gewesen ist, über die verwickelten Probleme der Pyrenäenhalbinsel unterhalten. Mit Molins und seinen liebenswürdigen Damen, die ich später in Madrid wiedergefunden habe, bin ich viel in Berührung gekommen und habe ihm eine vortreffliche Erinnerung bewahrt. Er

war durchaus nicht der törichte alte Diplomat, als welchen ihn P. Coloma in seinem berühmten Roman »Pequeñeces« porträtiert hat.

Aber die interessanteste und bekannteste Figur unter den fremden Missionschefs blieb Österreichs Botschafter, der Graf Beust. Erst auf den Posten in London, dann auf den in Paris von der Regierung seines zweiten Vaterlandes abgeladen, führte er das Dasein einer vergangenen historischen Größe, die man eher schon in der Ahnengruft als noch mitwirkend in diplomatischen Salons anzutreffen vermutet hätte. Man verstand nicht recht, was er nach seiner so gründlich ausgespielten politischen Rolle noch auf dem Welttheater zu suchen hatte; ihm war nur noch ein succès curiosité geblieben, aber damit schien er sich zu begnügen und sich nicht in seiner unermeßlichen Selbstzufriedenheit stören zu lassen. Nach wie vor der angenehme und geistvolle Weltmann, der schwer von etwas anderem als von seiner Person und seiner glänzenden Vergangenheit sprach, sehr empfänglich für jedes Zeichen höheren Interesses, das man ihm entgegenbrachte. Ich kannte ihn schon aus früherer Begegnung 1871, als er noch die österreichische Politik leitete und mich auf der Durchreise aus Bukarest in Wien empfing. Er kam mir auch jetzt sehr freundlich entgegen und ich gewann mir sein Wohlwollen durch die Aufmerksamkeit, mit der ich die Sammlung von Adressen, Ehrenbürgerbriefen und sonstigen persönlichen Verherrlichungen bewunderte, die er bei sich aufgebaut hatte und nie unterließ, seinen Gästen vorzusetzen. Von Politik redeten wir wenig, höchstens über das, was gerade in Paris vorging und meist von ihm mit Wohlwollen kritisiert wurde. In seinen Memoiren (»Aus drei Vierteljahrhunderten«, 1887) finde ich eine Stelle bei Besprechung der deutschen Verhandlungen 1849 in Berlin: »Die Berührungen mit General v. Radowitz waren nicht immer die leichtesten, wofür mich dreißig Jahre später sein mir in bester Erinnerung gebliebener Sohn entschädigte, als er zeitweise mein Kollege in Paris war ...« Daraus habe ich erst ganz erkannt, wieviel Verständnis ich damals dieser wenn auch nicht ehrwürdigen, so doch merkwürdigen Ruine entgegengebracht haben muß.

Unter den Gesandten fand ich mehrere alte Bekannte aus den sechziger Jahren, die den Posten seitdem nicht verlassen hatten: so den alten Kern, den Schweizer, Baron Beyens, den Belgier, mit Mercedes, der spanischen Gattin und den charmanten Töchtern, Graf Moltke, den Seebachschen Schwiegersohn, als dänischen Vertreter, Baron Zuylen als holländischen. Diese waren alle Pariser geworden und hätten sich schwerlich mehr auf einem anderen diplomatischen Posten zurecht gefunden. Als rumänischer Gesandter fungierte Cogalniceano, der sich aber weniger in Paris aufhielt als in seinem Lande. Von den vielen anderen »chers collègues«, namentlich der kompletten Sammlung von exotischen Vertretern, habe ich, wie gesagt, kaum etwas gesehen und jedenfalls nichts in Erinnerung behalten.

Die innere politische Lage fand ich bei dem Anfange in Paris nicht besonders verwickelt. Das Ministerium Freycinet, das seit den letzten Dezembertagen 1879 im

Amte war, zu dem Jules Ferry als Unterrichtsminister, Farre als Kriegsminister, Cazot für Justiz, Magnin für die Finanzen, Constans für Inneres, ferner noch Tirard, Cochery, Jaureguiberry gehörten, schien sich im Parlament befestigt zu haben; brennende Fragen der auswärtigen Politik lagen nicht vor. Wir hatten zwar lebhaft den Rücktritt von Waddington bedauert, brachten jedoch seinem Nachfolger am Quai d'Orsay kein Mißtrauen entgegen, und ich war besonders beauftragt, mit diesem die beste Fühlung zu suchen. Darin hatte ich nur an die von Hohenlohe eingeleiteten Beziehungen anzuknüpfen. Allerdings betrachtete man, bei uns wie überall, Gambetta als den eigentlichen Spiritus rector der Regierung, der nur, weil er es für seine Pläne noch zu früh fand, nicht schon selbst die offizielle Leitung übernommen habe. Auch Freycinet galt im Anfang für ein Instrument in Händen Gambettas. Daß sich die öffentliche Meinung in diesem Punkte irrte, hat sich dann bald genug herausgestellt.

Der erste Eindruck, den ich von Herrn v. Freycinet hatte, war der von einem ernsthaften und klugen Geschäftsmann mit den besten persönlichen Formen. Er war damals etwa ein Dreiundfünfziger, sah aber viel älter aus, klein, ganz weiß, la souris blanche, wie man ihn nannte. Er erschien uns gegenüber als der kühle Politiker, der mit den vollzogenen Tatsachen rechnete und der Gegenwart die möglichst vorteilhaften Seiten abzugewinnen trachtete. Ich habe von Anfang an freundliche und sichere Beziehungen mit ihm unterhalten und war auch mit seinen Damen, besonders der gescheiten Tochter, auf bestem Fuße.

Mit dem zahlreichen Personale im Auswärtigen Ministerium unter Freycinet kam ich nur wenig in persönliche Berührung, am meisten mit dem Direktor der politischen Abteilung, der die erste Rolle neben dem Minister spielte, dem Baron de Courcel, einem der verständigsten und angenehmsten französischen Politiker, die mir je vorgekommen sind. Er hatte seine Jugendbildung zum Teil in Deutschland genossen (als Student auch in Bonn) und arbeitete aufrichtig am Einverständnis mit uns. Später haben wir ihn in Berlin als Botschafter gehabt. Courcel sagte mir damals einmal, nach dem ersten Sturze von Freycinet: »Solange i ch noch da bin, können Sie ruhig sein. Méfiez Vous seulement quand Vous me verrez forcé à m'en aller du Ministère.« Außer ihm habe ich noch den Unterstaatssekretär Graf Horace Choiseul zu nennen, der ebenfalls als ein versöhnliches Element zu betrachten war, M. Jagerschmidt, den erfahrenen alten Direktor der Handelsabteilung, und unter den Jüngeren meinen Berliner Kollegen Grafen Mouy, sowie den ebenfalls aus Berlin, aber weniger vorteilhaft uns bekannten früheren Vorleser der Kaiserin Augusta, Gérard, jetzt Bureauchef des Pressedienstes.

Dem Präsidenten Grévy übergab ich am 19. April im Elysée mein Beglaubigungsschreiben in feierlicher Audienz, begleitet von den Herren der Botschaft in Uniform. Wir wurden in zwei Wagen der Präsidentschaft (recht einfach gehaltenen Kutschen) durch den Introducteur des Ambassadeurs, Mollard, abgeholt; im Hofe des

Elysée stand eine Ehrenwache. Aber es trug alles, wenn ich den Vergleich mit dem Pompe der Kaiserzeit anstellte, einen ganz bürgerlichen Stempel, und als charakteristisch dafür entsinne ich mich des Umstandes, daß, nachdem wir angelangt waren und aus dem Wagen steigen wollten, erst gar kein Diener sich zeigte und dann einer ankam, der noch damit beschäftigt war, seinen Livreerock anzuziehen. Der Präsident Grévy, ein behaglich und wohlwollend aussehender ältlicher Herr ohne jeglichen Anflug von Grandezza, im schwarzen Frack ohne Orden, empfing mich, umgeben von seiner Maison militaire (General Pitié, Oberst Lichtenstein und einigen jüngeren Offizieren). Der Auswärtige Minister war nicht anwesend. Ich richtete an den Präsidenten folgende kurze Ansprache:

»Mr. le Président, j'ai l'honneur de remettre entre Vos mains les lettres qui m'accréditent en qualité d'Envoyé en mission extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire d'Allemagne près la République Française, pendant l'absence temporaire de Mr. l'Ambassadeur, le Prince de Hohenlohe. J'ose, à cette occasion, me recommander à la bienveillance personnelle de Mr. le Président de la République et le prier de m'accorder son puissant appui dans l'accomplissement des devoirs officiels, auxquels je serai appelé pendant mon séjour en France.« Der Präsident antwortete darauf mit einer längeren, wie es schien meist improvisierten Rede, in der er sich sehr freundlich über die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ausließ, besonders anerkennende Worte für den Fürsten Hohenlohe und einige nicht minder wohlwollende für meine Person hinzufügte. Als in der deutschen Presse Meldung von meinem Empfange im Elysée gemacht wurde, bemerkte eine Korrespondenz der »Kölnischen Zeitung«: »... Bei dem versöhnlichen Charakter Grévys ist allerdings kaum anzunehmen gewesen, daß er (dem Gesandten gegenüber) anders als herzlich auftreten könnte; indessen schien der gestrige Meinungsaustausch über das gewöhnliche Maß der Grévyschen Herzlichkeit hinauszugehen.« Wer *das* dem Berichterstatter verraten hatte, habe ich nicht in Erfahrung gebracht!

Nach der Audienz bei Grévy wurden wir alle zu seiner Gattin geführt und durch Mollard ihr vorgestellt. Das ging in gewöhnlichem Empfangsstile vor sich, man setzte sich bequem zusammen, und Madame Grévy, eine gemütliche und konversationelle Dame, zeigte sich wißbegierig über meine Familie und frühere Karriere. Namentlich interessierte sie, daß ich in China gewesen sei. Dabei frug der hohe Gemahl, der unterdessen auch dazugekommen war und sich ohne weitere Zeremonien zu uns gesetzt hatte, an Mollard gewandt: »Avons-nous aussi une Ambassade à Peking?« was der wohlunterrichtete Beamte dahin beantwortete: »Effectivement, Mr. le Président, nous y avons un Ministre plénipotentiaire.« Ich würde dieses Intermezzo, wenn ich es nicht wörtlich so angehört hätte, kaum für möglich gehalten haben. Aber es ließ mich nun auch eine von dem Vorgänger des biederen Grévy, dem

nicht minder biederen Marschall Mac Mahon erzählte Anekdote als jedenfalls richtig erkennen. Er hatte nämlich verschiedene in Paris anwesende französische Diplomaten empfangen, unter anderen auch einen, der ihm als »notre Ministre à Rome« vorgestellt wurde. Gleich danach wurde noch ein anderer, ebenfalls als »Ministre de France à Rome« genannt. »Oh non,« bemerkte nun der Marschall, »ceci est une erreur, j'ai déjà vu notre représentant à Rome!« und sah vorwurfsvoll seinen Sekretär Comte d'Harcourt an. Der aber erklärte ihm: »C'est que, Mr. le Maréchal, nous avons à Rome deux ministres, l'un auprès du pape, l'autre auprès du Roi.« Voll Bewunderung habe dann Mac Mahon ausgerufen: »Ce sacré d'Harcourt, il sait tout!« ... Die Personalien der auswärtigen Vertretung schienen also den französischen Präsidenten nicht immer geläufig zu sein.

Die Unterhaltung mit Madame und Monsieur Grévy mußte ich selbst aufheben, da ihrerseits dazu keine Anstalten gemacht wurden. Ich hatte danach freilich vorher mich nicht erkundigt und noch keine Praxis im Umgang mit republikanischen Staatsoberhäuptern gehabt, die nicht gewohnt sind, ihre Besuche zu »kongedieren«.

Mein nächster amtlicher Besuch, zu dem ich wiederum von Mollard geleitet wurde, galt dem Mann der Situation, Léon Gambetta, dem Präsidenten der Deputiertenkammer. Auf ihn war ich natürlich am meisten neugierig, fand ihn aber anders, als ich es erwartete, sympathischer und ohne jede Pose. Ich war nach allem, was mir von ihm gesagt worden, eher auf einen theatralischen Anflug bei ihm gefaßt, während er sich einfach und gemütlich gab. Sein Äußeres ließ ihn älter erscheinen, als er war (damals 42 Jahre), das Haar fing schon an zu ergrauen. Die Stimme klang angenehm und metallisch, in seinem Wesen lag etwas Warmes und Kräftiges, das mich anzog. Diesen Eindruck habe ich auch bei allen späteren Begegnungen mit ihm unverändert bewahrt. Durch einen gemeinsamen Freund, den Professor Sidney Colvin aus Cambridge, hatten wir bereits in indirektem Verkehr gestanden: ich habe dessen bei meiner Rückreise aus Griechenland im April 1876 erwähnt. Jetzt war das damalige Erlebnis der Anknüpfungspunkt für eine vertraulichere Bekanntschaft mit dem berühmten Volkstribunen, der herzlich lachte, als ich mich für den vorzeitigen Nekrolog in seinem Blatte, der »République Française«, bei ihm bedankte.

Ich bin nachher, während des Pariser Aufenthalts, öfter und in engerem Kreise mit Gambetta zusammengekommen, besonders dadurch, daß Graf Guido Henckel mich allein mit ihm zum Essen einlud. Dabei habe ich ihn in großer Offenherzigkeit sich aussprechen hören, über französische Zustände sowohl wie über auswärtige Politik und auch über die Beziehungen mit uns. Davon wird nachher noch die Rede sein. Frappierend war in allem, was Gambetta von Deutschland und Preußen sagte, eine gewisse Gründlichkeit der geschichtlichen Kenntnisse und sein Verständnis für unsere besonderen Verhältnisse. Er erklärte, wenn er Preuße wäre, würde er ein enragierter Monarchist sein, es sei ein Unsinn bei uns eine andere Staatsform als die monarchische

für möglich zu halten. Dem entspräche aber auch, daß Preußen eine Reihe von Souveränen besessen habe, und aller Wahrscheinlichkeit weiter besitzen werde, die in der ganzen bekannten Geschichte nicht ihresgleichen fände. Er war über die brandenburgisch-preußische Geschichte genau unterrichtet, fast als ob er das eben frisch repetiert hätte. Am meisten in der Vergangenheit imponierte ihm Friedrich der Große, den er für das fruchtbarste Herrschergenie der neuen Zeiten erklärte, und in der Gegenwart bekannte er sich als Bewunderer von Bismarck. Wie ernstlich er sich mit Friedrich dem Großen beschäftigte, konnte ich daraus ersehen, daß er aus dem vor kurzem erschienenen ersten Bande der von der Berliner Akademie herausgegebenen politischen Korrespondenz des großen Königs (die bei uns wohl damals nur wenige kannten) Zitate machte und von meinem darin wiederholt erwähnten Ur-Elternvater, dem Kabinettsminister Grafen Podewils, sprach. Er versicherte, daß er häufig des Abends noch in der Friedericianischen Korrespondenz lese: c'est là qu'on apprend à faire de la politique. Von Bismarck redete er immer wie von einem absolut überlegenen Politiker, billigte namentlich als eine seiner größten Eigenschaften das feste Aushalten in dem für richtig Erkannten gegenüber den parlamentarischen Majoritäten. In Frankreich sei es unmöglich, für Deutschland aber unerläßlich, daß der Wille der Krone und der Regierung sich nicht zu beugen brauche vor der Anschauung der wechselnden Mehrheit in der Volksvertretung. Den Unterschied zwischen »konstitutionellem« und »parlamentarischem« System besprachen wir einmal ganz eingehend, und ich erinnere mich, daß gerade währenddessen ihm ein Telegramm gebracht wurde mit der Meldung aus Berlin von einer neuen Niederlage Bismarcks und der Regierung gegen die Opposition im Reichstage (ich glaube, es handelte sich um die Elbschiffahrts-Akte). Er warf mir das Telegramm hin mit dem Ausruf: »Tenez! de nouveau votre Gouvernement en minorité! Eh bien, tant pis pour le Parlement ...« Merkwürdig war nur, daß während er unter vier Augen solche Anschauungen äußerte, die »République Française« im Gegensatz dazu dem Konflikte zwischen Bismarck und dem Parlament große Wichtigkeit beilegte und daraus schon den Sturz des Kanzlers ableiten wollte.

Gambettas Ideal für das Wahlrecht war damals schon le scrutin des listes, jenes von ihm mit so großer Beharrlichkeit verfolgte System, das später, als er selbst die Regierung führte, ihm verhängnisvoll geworden ist. Er entwickelte mir darüber ausführlich seine Ideen, und ich erinnere mich, daß wir dann einen von Bernhard Bülow bearbeiteten Bericht nach Berlin schickten, der dort besonderes Interesse erregte, weil man zum ersten Male daraus begriff, um was es sich bei der Gambettistischen Neuerung handelte. Dadurch, daß er nicht mehr in jedem der einzelnen Bezirke je e i n e n Deputierten, sondern stets eine ganze Liste gewählt haben wollte, und dann nur diejenigen in das Parlament eintreten sollten, die im ganzen Lande von diesen Listen die meisten Stimmen erhalten haben würden, wären die Abgeordneten aller-

dings nicht vorwiegend mehr nach lokalen und Kirchturmsrücksichten, sondern nach größeren politischen Gesichtspunkten berufen worden, es blieb aber auch die Wahlmache viel fester in den Händen der herrschenden Zentralgewalt, d. h. damals in denen von Gambetta und seiner persönlichen Freunde. Davor ist später die Mehrheit zurückgescheut. Er war jedoch derartig in diese Idee verrannt, daß er damit hat stehen und fallen wollen.

Als Präsident der Deputiertenkammer war Gambetta namentlich interessant zu sehen und zu hören: wie er sein heißblütiges, immer wieder mit ihm durchgehendes Temperament mit Aufwand einer ihm durchaus nicht natürlichen Würde zu zügeln suchte, dabei überaus schlagfertig in der Replik und gelegentlich stark im Pathos der nationalen Phrase, was nie den Eindruck verfehlte. Die republikanische Majorität im Parlament beherrschte er im Sommer 1880 noch unbedingt, aber er genoß auch auffallend viel Ansehen in den militärischen Kreisen. Immer sah man ihn bei offiziellen Festen von der Generalität umschwärmt.

Senatspräsident war Léon Say, der bedeutendste Finanzpolitiker der dritten Republik, ein verständiger und versöhnlicher Mann, der aber nicht die eingreifende Rolle spielte wie sein Kollege Gambetta. Von anderen politischen Persönlichkeiten, mit denen ich damals zusammengekommen bin, nenne ich Waddington, nun im otium cum dignitate, mehr mit seinen antiken Münzen als mit den modernen Tagesereignissen beschäftigt; ferner den Duc de Decazes, der mich, wohl in Erinnerung an die Gontautschen Phantasien, mit sichtlicher Scheu behandelte, vor allem Benedetti und Fleury, die Überbleibsel des Empire. Ich fand beide bei der Prinzessin Mathilde, die mich bald nach meiner Ankunft zu ihrem Abendempfange einlud und mir beide Hände entgegenstreckte mit dem Ausbruch: »bon jour, depuis si longtemps — Vous le savez bien que ce n'est pas moi qui aie causé la guerre —.« Ich fand mich dann in dem imperialistischen Kreise besonders freundlich aufgenommen, es schien fast, als sei man erfreut, in mir einen alten Bekannten aus der schönen Kaiserzeit wieder zu begrüßen. Mit Benedetti erneuerte ich am meisten die Erinnerungen von 1866 und von seiner schneidigen Fahrt durch die österreichischen Vorposten. General Fleury aber sprach wiederholt und merkwürdig offenherzig mit mir über die gegenwärtige Lage des Bonapartismus nach dem Tode des armen Prince Imperial. Er meinte, daß trotz dieses schweren Schlages das Kaisertum doch die einzige für Frankreich mögliche Regierungsform der Zukunft bleibe und daß seine Zeit wiederkehren müsse. Über das Verhältnis der Kaiserin Eugenie zu ihrem Sohne drückte er sich mit einiger Bitterkeit aus — der junge Prinz sei damit in das Zulu-Abenteuer und in den Tod getrieben worden. Er habe außerordentlich viel versprochen, wäre er noch am Leben, so würde die Republik nicht mehr lange triumphieren. Fleury verweilte gern bei den Erinnerungen aus der Epoche, in der sein Weizen geblüht hatte — es freute ihn, wenn ich ihm darin folgte und von dem Glanze der geschwundenen Tage mitsprach.

Denselben guten Empfang bereiteten mir die Damen, die noch als Trägerinnen der napoleonischen Tradition vorhanden waren: so Gräfin Beaulaincourt, Mornys frühere Freundin, Gräfin Nadaillac, die Begleiterin des kaiserlichen Hofes in Biarritz; die Freundin der deutschen Botschaft und frühere Hofdame der Kaiserin: Gräfin La Bedoyère und ihre Schwester Valon. Ich hatte in der Wiederanknüpfung mit allen diesen kaum die Empfindung von dem, was seit zehn Jahren zwischen uns lag. Auch von den Hohenlohes und anderen Deutschen, die zur Kaiserzeit in Paris sich aufgehalten hatten, wurde mir bestätigt, wie gerade bei den Bonapartisten die Abneigung gegen uns sich am wenigsten zeige, und viel mehr eine Erwartung, daß wir ihnen noch einmal in Zukunft zur Rückkehr behilflich sein könnten.

Daran dachten wir freilich nicht und hätten, wenn auch die Chancen des Imperialismus ernsthafter gewesen wären, sicherlich nichts dazu beitragen wollen, um ihnen den Sieg über die Republik zu erleichtern. In unserer prinzipiellen Stellung zur republikanischen Staatsform in Frankreich, über die Bismarck aus Anlaß des Falles Arnim sich deutlich genug geäußert hatte, war seitdem nichts geändert, und wird kaum je sich etwas ändern können.

Ich habe damals auch, aber nur flüchtig, Casimir Perier und Sadi Carnot kennengelernt, die späteren Präsidenten der Republik, ferner mich wieder mit Emile Girardin zusammengefunden, der von seiner früheren Größe sehr herabgekommen war. Interessant war mir die Bekanntschaft mit Ernest Renan, mit dem ich bei Waddington zusammentraf. Wir waren bald in einem tiefen Gespräch über Griechenland und die modernen Griechen, die er günstiger beurteilte und deren Entwicklung er ein besseres Horoskop stellte, als ich es noch für gerechtfertigt anerkennen konnte. Von der neuhellenischen Sprache zeigte er gründliche Kenntnis. Ganz übereinstimmend waren wir in einem anderen Thema, dem des Einflusses des jetzigen Journalismus und des Übelstands, der für das ganze öffentliche Leben daraus entspringt, daß die Ausübung des journalistischen Berufs an keinerlei Garantien, noch Maßregeln persönlicher Verantwortung geknüpft ist. Ich hatte längst die Empfindung davon gehabt und sie oft ausgesprochen, daß es eine Anomalie in unseren staatlichen Zuständen sei, wenn jedes hergelaufene oder sonst im Leben gescheiterte Subjekt mit einiger literarischer Begabung und der nötigen Dosis von Frechheit zur Mitarbeit an den Zeitungen, die den großen Massen die Richtung in allen Tagesfragen geben, zugelassen werden soll und dann noch dazu unter dem Deckmantel der Anonymität schreiben kann was er will. Es müßte doch für eine so wichtig gewordene öffentliche Funktion die Kontrolle und Garantie in bezug auf persönliche Qualifikation derer, die sie ausüben, ebenso ermöglicht und gesetzlich festgelegt sein, wie für andere Zweige des Staatslebens. Es gereichte mir zur Genugtuung, daß Renan dem völlig beistimmte und es als einen Gedanken bezeichnete, den er auch schon gehabt habe. Er meinte, man müsse es, freilich nach vielem Geschrei und unter dem Widerstand einer falsch aufgefaßten Freiheits-

forderung, doch durchsetzen, daß die Ausübung der Journalistentätigkeit an Vorbedingungen geknüpft werde, ebenso wie die Ausübung der Advokatur.

Bisher scheint mir allerdings noch nirgendwo dieser Gedanke einer praktischen Ausbildung nähergebracht worden zu sein.

Ferdinand v. Lesseps, der damals 75jährige, aber phänomenal jugendfrische »grand français« kam wiederholt zu mir und ich zu ihm, um über seine Panamapläne zu sprechen, die er mit Feuereifer betrieb und für die er durch Vorträge auch in Deutschland Propaganda zu machen wünschte. Damals stand er in voller Größe da, und nicht das mindest Merkwürdige an ihm war seine Familie, die Sammlung von sieben Kindern (eines war schon gestorben) in jugendlichsten Jahren, während die schöne kreolische Gattin das neunte erwartete. Er trieb einen förmlichen Kultus mit der Kinderstube und führte seine Gäste gern zu den schlafenden Kleinen, allerdings ein reizendes Bild. Wie traurig stand es um ihn und sein Werk zehn Jahre später!

Unter den bekanntesten fremden Persönlichkeiten, die sich im Sommer 1880 in Paris aufhielten, war der alte österreichische Botschafter Baron Hübner, dem die Nachwelt wohl am meisten wegen des interessanten Buches über seine Reise um die Welt eine Erinnerung bewahren wird, der aber damals noch, obschon außerhalb des aktiven Dienstes, in der auswärtigen Politik sich sehr rührig erwies. Er suchte mich verschiedene Male auf, um mir Ansichten über die Gesamtlage in Europa darzulegen, die ich nach Berlin weiter geben sollte, aus denen aber nur zu klar die jesuitische Parole herausklang, in deren Dienst er sich offenbar ganz gestellt hatte. Er setzte mir auseinander, daß das jetzt von Gambetta geleitete Frankreich lediglich auf den Revanchekrieg mit uns hinführen könne, nachdem noch Italien und Spanien genügend republikanisiert worden seien. Der Zweck dieses Krieges werde weniger die Rückeroberung des verlorenen oder Erwerbung von neuem Ländergebiet sein als die Vernichtung des monarchischen Prinzips. Die siegreiche französische Republik bedeute den Niederbruch aller monarchischen Ordnung in Europa. Deshalb müßten die konservativen Staaten, vor allem Deutschland und Österreich, fest zusammenstehen und gemeinsam den Kampf gegen die von Frankreich drohende Gefahr aufnehmen. Mit dem Hinblicke darauf müsse schon bei der, seiner Meinung nach, direkt bevorstehenden Krisis im Orient jetzt eine Allianz der monarchischen Großstaaten sich bilden, um erst die Verhältnisse im Orient zu ordnen, dann Frankreich, d. h. das republikanische Prinzip zu bekämpfen. Wir sollten in dieser Linie vorangehen, die Bundesgenossen würden uns nicht fehlen.

Die darin sich aussprechende Tendenz, uns gegen die Republik auszuspielen, um womöglich wieder zu einem für klerikale Bedürfnisse günstigeren Regime in Frankreich zu gelangen, war denn doch etwas zu naiv im Munde des alten und erfahrenen Diplomaten. In ultramontanen Blättern fand man sie gerade in dieser Zeit ebenfalls bearbeitet. So trafen diese sich im Endziel mit den Bonapartisten zusammen, wenn auch jede Gruppe eine andere Verwertung des Sieges über die Republik im

Sinne hatte. Inzwischen aber wandten sich beide an uns und schienen wirklich jede selbst an die Möglichkeit zu glauben, daß wir uns mit ihnen einlassen könnten! Hübners vertrauliche Anregungen bei mir waren das Gegenstück zu denen Fleurys, deren ich oben erwähnt habe ...

Ich habe früher bei Darstellung der Gontautschen Insinuationen aus dem Jahre 1875 und deren weiteren Erörterungen in der französischen Presse, konstatiert, daß, als ich 1880 nach Paris kam, lediglich der »Figaro« in einem Artikel von Ernest Daudet auf die Mähr von meiner angeblichen Franzosenfresserei zurückgekommen war, sonst aber damals keine einzige französische Zeitung, ebensowenig wie mir im persönlichen Verkehr mit den Franzosen dies in irgendeiner Form entgegengetreten ist. Wie wegwerfend sich namentlich Gambetta darüber geäußert hat, ist auch bereits erwähnt.

Die Pariser Presse behandelte mich zum Empfange im Gegenteil mit Wohlwollen und Höflichkeit. Derselbe »Figaro«, der zuvor gewissermaßen vor mir gewarnt hatte, widmete mir einige Tage darauf einen längeren Artikel mit Daten über meine bisherige Laufbahn in freundlichem Sinne und gab unter anderem darin von mir folgendes Bild:

... Agé de quarante ans environ, grand, élancé, portant une longue moustache, mais le menton et la joue rasés, Mr. de Radowitz a toutes les allures extérieures d'un officier prussien, sans en avoir les manières quelquefois un peu raides. Gentilhomme de vieille roche, la haute distinction est tempérée chez lui par l'amabilité la plus exquise. C'est, du reste, un diplomate de l'école nouvelle, parlant beaucoup et ne cachant pas ce qu'il pense ...« Das vielgelesene Boulevard-Blatt »le Voltaire« brachte ebenfalls eine ausführliche Besprechung meiner Person mit biographischen Angaben, worin es in der Einleitung hieß: »Il est intéressant de savoir qui il est et d'où il vient, ce grand jeune homme à la taille élancée, aux moustaches blondes, qui a plus l'air d'un capitaine de uhlans que d'un ambassadeur ...« Man sieht, das äußere Signalement war für alle das gleiche! »Mr. de Radowitz,« geht es weiter, »est arrivé, à quarante ans, presque au sommet dans une carrière où, à son âge, on gravit encore les premiers échelons. Sa fortune exceptionelle est méritée, disent ceux qui l'ont approché, et son rapide avancement n'est pas exclusivement dû à la faveur dont il jouit auprès Mr. de Bismarck ... Le chancelier s'y connaît en hommes et c'est à bon escient qu'il place sa confiance ...« Weiter, nachdem von meinem Vater geredet und meine ganze Karriere erzählt worden: »Mr. de Radowitz connaît à fond la langue française qu'il parle avec une aisance parfaite; par sa famille, par ses talents, par son alliance avec Mlle. de Ozerow, fille du ministre de Russie à Munich, il possède de nombreuses et excellentes relations dans le monde diplomatique qui le tient en très haute

estime. Il a, en un mot, tout ce qu'il faut pour ne pas faire trop regretter le prince de Hohenlohe qui par son tact et par son esprit de conciliation s'était créée à Paris une situation toute exceptionnelle...« Die Pariser Blätter nahmen auch mit besonderer Befriedigung eine Notiz in der »Kölnischen Zeitung« aus Berlin auf, in der folgendes erzählt wurde: »Unsere Beziehungen zur französischen Regierung sind fortwährend die besten. Herr v. Radowitz wird ganz in der bisherigen friedlichen Weise auf ein gutes Einvernehmen mit Frankreich zu wirken suchen. Man kann das schon aus dem an sich kleinen Umstande abnehmen, daß, als ihm in einer Buchhandlung (in Berlin) die neue Schrift ‚la prochaine guerre' angeboten wurde, er das Buch zurückwies mit den Worten: Oh! das ist nichts für mich!« ... Ich erinnerte mich dann, daß ich am Tage vor meiner Abreise aus Berlin mit dem alten Herrn Krause, dem früheren Chefredakteur der »Kölnischen Zeitung«, in der Schneiderschen Buchhandlung zusammengetroffen war, wo sich diese von ihm gemeldete historische Szene abgespielt hat!

Nach der Abreise der Hohenloheschen Damen blieb ich allein in der Botschaft mit dem Koche und einem Teile der Dienerschaft, die mir von dem Fürsten zur Verfügung gelassen worden. Die Absicht, meine Frau nach Paris zu rufen, mußte bei der Unsicherheit über die Dauer des Kommissoriums aufgeschoben werden, und erst Anfang September konnte sie sich dort mit mir noch für einige Wochen vereinigen. Inzwischen machte ich nur soviel, als unumgänglich notwendig war, von der großen Geselligkeit mit, wovon mich dann der am 18. Mai erfolgte Tod meines Schwiegervaters Ozerow abhielt. Er starb in München auf seinem Posten, an seinem Lebensende noch schwer betroffen durch pekuniäre Verlegenheiten, in die ihn die Gaunerei eines seiner Sekretäre und dessen Gattin, Smirnow, gebracht hatten. Dieses saubere Ehepaar hatte sein blindes, schon altersschwaches Vertrauen dazu ausgebeutet, um ihm nach und nach Akzepte und Gutsagungen für große Summen abzuschwindeln, und dann kam, als die Smirnows nicht zahlen konnten, der Zusammenbruch. Der alte Mann erlebte nicht mehr die ganze Katastrophe, die schließlich zur Verhaftung der beiden elenden Menschen führte, aber doch keine andere Lösung übrig ließ als das Opfer des gesamten Ozerowschen Nachlasses und die Deckung der Restschuld durch die russische Regierung. Für uns eine harte Prüfung, in der das Leid um den Verlust unseres teuren, vortrefflichen Papas alle anderen Empfindungen überwog.

Die geselligen »Milieus« des damaligen Paris waren natürlich noch mehr als zur Zeit meines letzten dortigen Aufenthalts nach der politischen Farbe zusammengesetzt und getrennt: die Imperialisten, die Royalisten in ihren Unterscheidungen, die mit der Republik scheinbar abgefundenen, früheren Monarchisten, dann die wirklichen Republikaner, von den salonfähigen bis zu den ganz roten, alle hatten ihre eigenen Kreise, und für den Fremden war es nicht leicht, sich ohne Irrungen darin zurechtzufinden. Speziell wir Deutsche konnten nur mit größter Vorsicht und unter Be-

schränkung auf das Unvermeidliche französischen Verkehr pflegen. Noch war es ganz ausgeschlossen, daß ein Mitglied der Botschaft einem Pariser Klub hätte angehören können. Ich hielt mich wesentlich an die für meine amtlichen Aufgaben notwendigen persönlichen Beziehungen mit der offiziellen Welt. Mit dem Faubourg St. Germain, wo der Deutschenhaß am stärksten ausgeprägt geblieben, vermied ich fast jede Berührung. Wie ich im imperialistischen Kreise aufgenommen worden, habe ich schon erwähnt. Und in bezug auf sonstige gesellschaftliche Erfahrungen konnte ich nur die Empfindung haben, daß man für mich höflich und öfters, als ich es erwartet hätte, freundlich entgegenkommend war. In späteren Jahren ist die soziale Stimmung in Paris gegen die Deutschen viel feindseliger geworden, als ich es im Sommer 1880 vorfand. Damals spielten die »Nationalisten« noch keine so große Rolle, Deroulède als chauvinistischer Bänkelsänger wurde noch von niemandem ernsthaft genommen. So gemeine Preßverunglimpfungen und Karikaturen gegen uns wie in den neunziger Jahren gab es gar nicht oder ganz vereinzelt.

Was mich in der Pariser Gesellschaft jener Tage am meisten und als etwas Neues frappierte, war die Rolle, die in ihr die hohe Finanz spielte. Sie suchte die Lücke auszufüllen, die der Wegfall des napoleonischen Hofes gelassen hatte. Die Rothschild hielten sich ernsthaft für die wahre, neue Aristokratie, es wurde ihnen von allen Seiten eine Ehrenstellung eingeräumt, von der sie in früherer Zeit nicht geträumt haben würden. Und nicht nur die Republik beugte sich vor ihnen, auch einzelne Kreise des alten Faubourg taten dasselbe: der Baronin Alfons gaben manche duchesses und marquises den Vorrang, und im Rothschildschen Hause wurden die Bälle durch einen quadrille d'honneur eröffnet, bei dem lediglich anwesende Fürstlichkeiten und Mitglieder der hohen Familie Rothschild zugelassen waren. Es war damals ihre schöne Zeit, später ist es ihnen allerdings anders ergangen! Außer den Rothschild waren als Emporkömmlinge, auf die sie stark herabsahen, ohne sie aber ganz überwinden zu können, die Hirsch und die Erlanger im geselligen Vordergrund. Baron Moritz Hirsch von Gereuth, der »Türken-Hirsch«, saß in dem prachtvollen Hause Rue de l'Elysée, das einst die Kaiserin Eugenie für ihre Mutter, später für die Mouchys hergerichtet hatte, und in der Umgebung von Paris auf der mit fürstlichem Glanze ausgestatteten Besitzung Beau Regard. Ich lernte Hirsch und seine sehr distinguierte Gattin damals zuerst kennen, später habe ich mit ihm in Konstantinopel noch mancherlei zu tun gehabt. In seinem Hause gab es schöne Feste, bei denen die ersten Kräfte der Comédie française mitwirkten; ich begegnete dort wieder der Ex-Königin Isabella von Spanien, die ich fünfzehn Jahre zuvor unter so sehr verschiedenen Verhältnissen in Biarritz zuletzt gesehen hatte. Auch bei Emil Erlanger (dessen Frau eine katholische Engländerin) verkehrte unsere Botschaft, die Familie Hohenlohe war besonders mit ihnen befreundet. Graf Guido Henckel hatte damals noch das kostbare Hotel in den Champs Elysées, in dem er mit der nunmehr ihm

rechtsgültig angetrauten Gattin, der viel bekannten Paiva-Lachmann, einen Teil des Jahres verlebte. Das Haus war eine Sehenswürdigkeit von luxuriöser Ausstattung und mit den Malereien von Cabanel, Baudry, Delaunay u. a. Ich kannte Henckel seit langen Jahren und habe damals in Paris viel freundliches und nützliches Entgegenkommen bei ihm gefunden. Die Frau war, man mochte von ihr sagen, was man wollte, eine durch Verstand und Willenskraft hervorragende Persönlichkeit.

In der ersten Hälfte des Sommers 1880 waren für das Pariser Leben die beiden Hauptvorgänge der Grand-Prix am 6. Juni und das zum ersten Male gefeierte Nationalfest der Republik am 14. Juli. Der herkömmliche Grand-Prix verlief bei schlechtem Wetter in einer mir als Vergleich gegen frühere Zeit doppelt bemerkenswerten Vernachlässigung mit schlechten Arrangements für die offiziellen Tribünen, deren vornehmste, die frühere kaiserliche, jetzt die des Präsidenten Grévy, den allerwenigst vornehmen Eindruck machte. Der Präsident mit seinen Ministern und einigen anderen Beamten pflanzte sich darin in der vorderen Reihe auf und ließ die Damen, sowie die dazu eingeladenen Botschafter und Gesandten dahinter stehen, ohne sich um sie weiter zu bekümmern. Auch die Volksteilnahme war lange nicht mehr so groß wie zur Kaiserzeit: hier hätte sich Zola nicht die Farben zu dem meisterhaften Bilde geholt, das er in »Nana« vom Grand-Prix des Jahres 1867 entworfen hat!

Um so großartiger und in allen Punkten gelungener gestaltete sich das Volksfest des 14. Juli, der erste Jubelfeiertag zur Verherrlichung der Republik. Lange zuvor hatten die Arbeiten dafür begonnen, es war für die Regierenden zu einer großen Frage geworden, daß diese Feier mit möglichstem Glanze und in möglichster Ordnung verlaufen solle, um damit der ganzen Welt zu beweisen, wie tief die republikanische Staatsordnung im französischen Volke (d. h. zunächst in der Pariser Bevölkerung) schon Wurzeln geschlagen habe. Namentlich Gambetta hatte sich für das Zustandekommen des Festes, das er für eine Notwendigkeit und als Ergänzung der kurz zuvor durch das Parlament beschlossenen, allgemeinen politischen Amnestie erklärte, ins Zeug gelegt und den Erfolg davon wie eine persönliche Sache behandelt. Andererseits hatten die der Republik feindlichen Parteien in der Presse alles in Bewegung gesetzt, um von vornherein diese Nationalfeier zu diskreditieren, die schlimmsten Exzesse prophezeit und allen Ernstes dahin gewirkt, daß die Wohlgesinnten en masse Paris an diesem Tage verlassen sollten, damit sie den unvermeidlichen Greuelszenen nicht beizuwohnen brauchten.

Man erwartete also nicht nur in Paris, sondern überall in der Welt den Tag mit Spannung und in der Überzeugung, daß irgend etwas Besonderes sich ereignen müsse.

Ich füge nun hier die Notizen aus meinem Tagebuche über den 14. Juli ein: »Ganz Paris heute im Feiergewande, allgemeine Flaggendekoration, die erst in letzter Nacht fertig geworden. Von früh ab Menschengewoge in den Straßen. Für uns zunächst am Vormittag die große Revue mit Fahnenverteilung in Longchamps. Fuhr in

Hohenloheſcher Equipage mit Oberſtleutnant Bülow, Thielmann, Gentzkow durch die Champs Elyſées, alle in voller Uniform im offenen Wagen; keine Demonſtrationen, obſchon wir natürlich oft hörten, daß man ſich die Pruſſiens zeigte. Aber zuerſt wurden wir meiſt für Ruſſen gehalten, und wenn dann die Entdeckung nachkam, daß wir doch Pruſſiens ſeien, waren wir ſchon weiter gefahren. Vielfach wurden wir unterwegs von Deutſchen begrüßt. — Auf dem Paradeplatz ein großes, prachtvolles Zelt für die drei Präſidenten, die Miniſter und das diplomatiſche Korps, diesmal vortrefflich placiert, rechts von uns der Senat, links die Kammer. Von den Botſchaftern anweſend Lyons, Cialdini, Orlow, Molins. (Beuſt abweſend.) Die Damen gegenüber in der Tribüne der Madame Grévy. Ungeheure Menge von Zuſchauern in den anderen Tribünen verteilt.

Grévy, Léon Say und Gambetta verteilten die Fahnen und nahmen den Vorbeimarſch ab. Es mag ihnen wohl ſeltſam dabei zumute geweſen ſein! Der Kriegsminiſter Farre hielt unter ihnen zu Pferde, ihm gegenüber ſtellte ſich die Generalität auf, Marſchall Canrobert an der Spitze. Ein General wurde vom Sonnenſtich getroffen (es war allerdings eine feſte Hitze!) und fiel vom Pferde. — Der Vorbeimarſch war ſo wie alle franzöſiſchen Parademärſche, die Artillerie am beſten.

Bei der Fahnenverteilung hielt Grévy eine taktvolle, friedliche Anſprache, die vortrefflichen Eindruck machte. Nachher kam er beſonders auf mich zu und ſagte mir, er freue ſich und wiſſe es hoch zu ſchätzen, daß ich dieſer nationalen Feier beiwohnte, freundliche Worte auch für Hohenlohe hinzufügend. Der Vorgang wurde von den übrigen Diplomaten ſehr bemerkt. Aber in ganz beſonderer Genugtuung ſtrahlte Gambetta. Ich ſprach gleich mit ihm nach meinem Eintritt in das Zelt, er ergriff meine beiden Hände und drückte mit ſeiner ganzen ſüdlichen Verve die frohe Empfindung über dieſen Tag aus: das neue und friedliche Frankreich erhalte heute ſeine Beſtätigung, l'impression de la journée d'aujourd'hui sera excellente tant à l'extérieur qu'à l'intérieur. Während der ganzen Zeremonie und des Truppenvorbeimarſches war er in ſichtlich gehobener Stimmung und wurde auch trotz der Anweſenheit des Präſidenten von allen wie die eigentliche Hauptperſon behandelt. Noch einen anderen Eindruck von dieſer Epiſode vergeſſe ich nicht: wie mich, während ich mit Gambetta ſprach, und auch nachher, der greiſe Viktor Hugo, der dicht daneben unter den Senatsmitgliedern ſeinen Platz hatte, mit einer Sehermiene und in feierlich-würdevoller Haltung fixierte. Er hatte ſich zu dieſem Effekte erklären laſſen, wer ich wäre, da ich ihn vorher nicht kannte. Wenn ich hätte mit ihm reden können, würde er mich gewiß mit einem ſchönen Aphorismus, vielleicht auch mit einer poetiſchen Injurie begrüßt haben. Als der deutſche Geſandte war ich noch für viele andere der franzöſiſchen Volksvertreter in unſerer Nähe ein Gegenſtand neugieriger und ſicherlich nicht wohlwollender Beachtung. — Unſere Rückfahrt durch die Champs Elyſées verlief weniger harmlos, das Aufſehen, das wir dort in der Menge erregten, war

größer, und es schien deshalb geraten, rechts einzubiegen, um durch den Cours de la Reine nach Hause zu gelangen.

In Paris war für den ganzen Tag der Wagenverkehr gesperrt, was der Stadt ein eigentümliches, aber angenehmes Aussehen verlieh. Alle Botschaftsmitglieder dinierten zusammen im Café d'Orsay, und von da gingen wir zur Besichtigung der Illumination in allen Teilen der Stadt. Diese war überaus großartig, besonders feenhaft schön im Tuileriengarten, auf der Place de la Concorde, ein wahres Flammenmeer in den Champs Elysées, bis zum Rond point. In magischem Glanze die Notre-Dame, von oben bis unten durch elektrisches Licht bestrahlt. Gewaltig das Feuerwerk, das auf dem Arc de Triomphe abgebrannt wurde. Mit dem unermüdlichen Thielmann machte ich eine Wanderung durch die Rue Rivoli, de la Paix, die Boulevards, Place de la République, dann in die äußeren Boulevards (Richard Lenoir), Rue Turbigo – die übelsten Arbeiterviertel – zurück über Notre-Dame und die Quais entlang, Abschluß und letzter Effekt früh ½2 Uhr bei der brillanten Beleuchtung unserer Botschafts-Gartenfassade am Quai d'Orsay. Wir waren todmüde, aber sehr befriedigt von dem interessanten Weg, hatten nun doch selbst mit eigenen Augen gesehen wie es *wirklich* zugegangen ist. Nichts von alledem, was vorher in den anti-republikanischen Blättern angekündigt worden. Überall nur singende, tanzende, schreiende, vielfach mit Jakobinermützen und unförmlich großen trikolorenen Kokarden behaftete Männer und Weiber, die im ganzen mehr grotesk als gefährlich aussahen. Für das Fest war offenbar im Volke die Parole ausgegeben, daß nichts vorfallen dürfe zur Störung der allgemeinen Heiterkeit. Dabei waren doch vielleicht eine Million Menschen auf den Beinen, das Gedränge manchmal, besonders auf der Place de la République, lebensgefährlich – man konnte sich nicht mehr rühren, nur noch schreien! Ich habe nirgends Unordnung und Aufregung, nirgends Exzesse irgendwelcher Art wahrgenommen. Auch gegen die Häuser, die sich von der allgemeinen Illumination ausgeschlossen hatten, ist nichts Bedrohliches unternommen worden. Von Polizei überhaupt wenig zu sehen – ich möchte wohl wissen, ob bei uns in Berlin unter gleichen Verhältnissen annähernd so viel Ordnung und Anstand hätten aufrecht erhalten werden können ... Der Pariser Pöbel ist nur dann toll, wenn er von Agitatoren verhetzt und vorwärts getrieben wird. Amüsieren kann er sich ohne die Roheit und das Bedürfnis zum Skandale, die zur Unterhaltung des Berliner großen Haufens gehören ...«

Ich bemerke dazu, daß ich allerdings nur wenige Tage zuvor, als Rochefort aus der Verbannung zurückkehrend seinen Einzug hielt, doch auch einen weniger harmlosen Eindruck von demselben Pariser Pöbel empfangen und schlimmere Gestalten gesehen hatte. Aber gerade für den 14. Juli waren diese nicht zur Entwicklung gekommen, und es klang nur lächerlich, wenn trotzdem am Tage darauf in der klerikalen Presse zu lesen war: Paris s'est livré à une orgie horrible.

Wir hatten noch am 15. Juli als Fortsetzung der Nationalfeier eine heiße Gala-

oper zu überstehen und am 17. großartigen Empfang bei dem Senatspräsidenten im Petit Luxembourg, prachtvoll hergerichtet und beleuchtet. Vorher war dort ein Bankett für alle in Paris anwesenden Generale gewesen, ich sah Gambetta umschwirrt von den Spitzen der Armee, was ihn aber nicht hinderte, mich gleich in ein längeres politisches Gespräch zu ziehen, worin er von neuem seine Befriedigung äußerte über die innere Lage der Republik, für die der Verlauf des Nationalfestes eine Gewähr gebe. Sein Optimismus erstreckte sich sogar auf die Haltung von Rochefort, der seit einigen Tagen in dem eigens dazu gegründeten »Intransigent«, einen wütenden Feldzug gegen ihn eröffnet hatte. Gambetta meinte, er mache sich damit um so schneller unmöglich, auch bei seinem eigenen Anhang, er gäbe ihm jetzt nur noch zwei Monate, dann hätte er jede ernste Bedeutung verloren. So schnell ist das freilich nicht gegangen, Rochefort hat mit seiner Hetzerei gegen Gambetta diesem noch viel Schaden zugefügt und ihn schließlich um ein Beträchtliches überlebt!

Mehr als die Geselligkeit der großen Welt, an der ich mich ohnehin nicht viel in diesen Sommermonaten beteiligen konnte, interessierten mich die guten Pariser Theater, die damals durchweg auf einer besonders hohen Stufe der Leistungen standen. Wenigstens glaube ich nicht, daß das Théâtre français vorher oder nachher wieder ein so gutes Ensemble gehabt hat, wie das im Jahre 1880: Künstler, wie den alten Maubant, den man damals noch zuweilen hörte, ferner Got, Thiron, Delaunay, Fabvre, die beiden Coquelin, Mounet-Sully, Sylvaie u. a., denen sich als vielversprechende junge Kraft Worms anschloß; dazu die Damen: Favart, Brohan, Croizette, Lloyd, Reichenberg, Baretta, nebst der glänzenden Debütantin Bartet. Es war ein sehr großer Genuß, von solchen Interpreten das klassische alte Repertoir, besonders Molière, und die auserlesenen Stücke des neueren, von Musset, Octave Feuillet, Augier zu hören. Einen einzigartigen Festabend bot das Théâtre français uns am 20. Oktober zur Feier des 200jährigen Jubiläums seines Bestehens. Es war nur offiziell zu dieser Feier eingeladen worden, also lediglich die crême de la crême von allem, was irgend im modernen Paris im Vordergrund stand, sei es in politischer Richtung, oder in sozialer oder in wissenschaftlicher und besonders in künstlerischer. Der Präsident Grévy hatte für die diplomatischen Missionschefs und deren Damen einige der besten Logen reservieren lassen, und ich befand mich nebst meiner Frau zusammen mit der Familie des spanischen Botschafters und mit Graf Beust. Der Theatersaal bot den glänzendsten und interessantesten Ausblick auf das tout Paris choisi. Man sah Grévy mit seinem Hause, alle Minister und die Hauptpolitiker, Gambetta in seiner gewöhnlichen Baignoire, in der daneben den Herzog v. Aumale, den Prinzen von Joinville. Über diesen Rochefort und neben ihm General Gallifet! Dann Viktor Hugo, Augier, Sardou, A. Dumas, Oktave Feuillet, Gounod, Caro und zahllose andere, in bunter Reihe. Die Damenwelt natürlich in vollem Glanze, unter ihr alle einigermaßen bekannten Schauspielerinnen und Künstlerinnen; als

femme artiste et politique thronte die damals noch recht schöne Madame Adam. Gespielt wurde von den besten Kräften »le bourgeois gentilhomme«, das »impromptu de Versailles« und Got deklamierte, umgeben von dem ganzen Personale, Verse, die Coppé für diesen Abend verfaßt hatte: »la maison de Molière«.

Aber außerhalb der klassischen Traditionen, denen diese erste Bühne Frankreichs, man kann in mancher Hinsicht sagen, der ganzen Welt, gewidmet bleibt, bot Paris auch in anderen Theatern und in anderer Gattung das Vorzüglichste und Unterhaltendste: so im Gymnase, mit Landrol und Léonide Leblanc, in den Variétées mit Dupuis, Baron und der Judic, im Palais Royal mit Geoffroy und Daubray, den Nouveautés mit Brasseur und Lassouche: ich glaube nicht, daß jemand, der damals alle diese kennen gelernt hat, sie später übertroffen gefunden haben wird. Ich bin nie ein gewohnheitsmäßiger Theaterfreund gewesen und finde in mittelmäßigen Aufführungen nicht die geringste Zerstreuung: aber die Pariser Darbietungen in allen Formen des Schauspiels und Lustspiels haben mich durch ihre Vollkommenheit immer wirklich interessiert und angeregt. Weniger war das im Sommer 1880 mit der Oper der Fall, die nichts Hervorragendes leistete. Man erhielt dafür von Zeit zu Zeit eine der ministeriellen großen Logen zur Verfügung gestellt und ging dann mehr des Publikums wegen hin als für den musikalischen Genuß. Meyerbeer und die Italiener dominierten, von Wagner wurde gar nichts geboten.

Noch einiges über Vorgänge auf dem Gebiete der inneren und der äußeren Politik während meines Pariser Sommerinterregnums.

In der französischen Kammer war zu Anfang des Sommers die Frage der staatlichen Abwehr gegen die klerikale Einwirkung auf das Unterrichtswesen die brennende. Die Richtung, die den offenen Kampf gegen die religiösen Kongregationen verlangte, blieb siegreich, und am 30. Juni kam es zunächst zur gewaltsamen Schließung der Jesuitenanstalten in Paris. Das in späteren Jahren so oft wiederholte Schauspiel des klerikalen Widerstandes unter Führung von Deputierten und mit Assistenz betender Frauen wurde damals zuerst ins Werk gesetzt. »Le serrurier du Gouvernement« tat trotzdem seine Schuldigkeit im ganzen Lande, die Aufregung darüber drang aber nicht in die tieferen Volksschichten, soviel Mühe sich dazu die Geistlichkeit und der von ihr geleitete Adel geben mochten. Doch hat es danach noch Jahrzehnte gedauert, bis die staatlichen Maßregeln gegen die religiösen Korporationen, die damals im ersten Beginne standen, wirklich haben durchgeführt werden können.

Dann trat eine andere Frage in den Vordergrund des parlamentarischen Interesses: die der Amnestie für die verurteilten und deportierten Kommunards von 1871. Im ganzen Lande war dafür eine Agitation tätig gewesen, und der Vorschlag hatte die volle Unterstützung von Gambetta gefunden, der in der Deputiertenkammer eine glänzende Rede dafür hielt und eine Politik der »Konzentration« forderte, die auf der Basis des Vergebens und Vergessens für die vergangenen politischen Verirrungen

sich aufbauen müsse. Auf die Verbrechen der Kommune müsse der Grabstein gewälzt werden! Es war einer seiner größten oratorischen Triumphe und eine der Reden, die wirklich eine Umstimmung der Majorität, die der Sache nicht günstig gewesen war, hervorriefen. Sein persönliches Prestige stieg damit außerordentlich, aber Dank hat er von den zurückkehrenden Revolutionären dafür nicht geerntet. Der entscheidenden Sitzung im Senat (vom 3. Juli) habe ich beigewohnt. Sie wurde besonders interessant durch das Auftreten des greisen Viktor Hugo, der eine Art von Hymne an die Menschheit vortrug und daraus die Forderung der allgemeinen Amnestie, auch für die übelsten Missetäter, begründete. Er machte einen ganz altersschwachen Eindruck. Dann antwortete ihm Jules Simon mit vieler Malice gegen die Regierung und den Gesetzentwurf, aber voll gleißnerischer Freundlichkeit für den Nationalheiligen Viktor Hugo, den er mit »ô mon cher maître« anredete. Am anderen Tage nannte die »République française« Jules Simon: le crocodile larmoyant, welcher Titel ihm noch lange nachher geblieben ist.

Daß die wieder hereingelassenen Kommunards und besonders Rochefort sofort den Kampf gegen die Regierung, am heftigsten gegen die Person von Gambetta aufnahmen, ist schon erwähnt. Man hätte sicherlich besser daran getan, sie draußen zu lassen und das Nationalfest vom 14. Juli ohne sie zu feiern! Aber trotz aller Aufgeregtheit, die als Folge der Amnestie sich zeigte, hatte ich den Eindruck, daß in Paris so bald keine schweren Umwälzungen zu erwarten wären. Von dem ruhigen Verlauf des Nationalfestes, das die Feinde der bestehenden Republik – die schwarzen wie die roten – zu einer Katastrophe hätten führen mögen, habe ich schon gesprochen. Ich will hier noch einiges aus einem Briefe vom 16. Juli zitieren, in dem meine damalige Anschauung über die Lage sich aussprach. »... Der Reichtum und die Lebenskunst, die sich in Paris innerhalb und außerhalb der Stadtmauern vereinen, sind doch unermeßlich, und in keiner Hinsicht haben ihnen die Kriegs- und Kommuneereignisse Abbruch getan: das erneuerte Paris ist noch glänzender aus der teilweisen Zerstörung hervorgegangen... Die Republik et tout ce qui s'en suit bringt der Prosperität dieses merkwürdig fleißigen und tüchtigen Landes keinen Schaden. Es ist ja immer möglich, daß Frankreich wieder einmal in eine große Krisis der Staatsform getrieben wird. In absehbarer Zeit glaube ich es aber nicht, wenn auch jetzt ein Abrutsch nach links sich vorbereitet. Gambetta kann, wenn er leben bleibt, vielleicht mit den extremen Roten aufräumen und sich an der Spitze einer gemäßigten Republik halten. Die Monarchisten sind untereinander zerfallen, gönnen sich gegenseitig nicht das Leben. Halten w i r die europäische Balance so fest, daß eine Allianz gegen uns nicht zustande kommen kann, so wird unser Frieden mit der Republik noch lange bewahrt bleiben. Zum Kriege gegen uns treiben hier die anarchistischen und die von den Jesuiten inspirierten Kreise. Nur die brauchen Revanche und den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen, um damit auch ihr eigenes Prestige wieder zu erwerben... Wir haben

daher nichts mit den Monarchisten und Klerikalen in Frankreich gemein, sehen vielmehr die hiesige Republik ruhiger und kühler an, als es die Franzosen selbst tun ...«

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hatte ich in meinem Kommissorium von Anfang an keine Schwierigkeiten zu überwinden. Es galt, und es war möglich, in allen europäischen Angelegenheiten dem französischen Kabinette gegenüber die freundschaftliche und versöhnliche Note anzuschlagen. Noch bestand unverändert die bei dem Berliner Kongreß von 1878 gewonnene Eintracht in den Balkanfragen, und diese waren noch wie damals die Hauptfragen. Am 16. Juni trat in Berlin die neue Konferenz zur Regelung der türkisch-griechischen Grenzen zusammen, da die beiden Beteiligten sich nicht, dem Rate des Berliner Vertrages entsprechend, untereinander verständigt hatten. Fürst Hohenlohe präsidierte der Konferenz und schrieb mir darüber am 17.: »Die auf eine Spannung zwischen uns und Frankreich spekulieren, verrechnen sich gründlich. In der griechischen Frage gehen wir ganz mit den Franzosen und akzeptieren Janina-Metzowo. Die Konferenz wird also voraussichtlich zur einstimmigen Annahme des französischen Trasse führen ... Im übrigen trägt die Konferenz wesentlich dazu bei, die hiesigen Herren Botschafter mit dem erhöhten Gefühle ihrer welthistorischen Bedeutung zu erfüllen. Der rote Salon in Nr. 61 gibt dem Ganzen eine weihevolle Stimmung. Das der geringeren Bedeutung der Versammlung angepaßte Büfett, auf dem nicht Hummer und Austern, sondern nur Sandwichs figurieren, fehlt uns nicht ... Und doch erschrecke ich, wenn ich diesen Apparat mit der Geringfügigkeit unserer Beratungen vergleiche ...«

Die Beschlüsse der Konferenz blieben allerdings zunächst ohne praktische Durchführung, da die Pforte sich hartnäckig widersetzte. Und zur Erzwingung des europäischen Gutachtens durch eine Exekution gegen die Türkei zeigte niemand Lust, am wenigsten Frankreich. König Georgios reiste bei den Mächten herum und suchte nach Zusagen für Unterstützung. Er war am 7. Juli in Paris, wo ich eine lange Unterredung mit ihm hatte, über die ich an Bismarck berichtete. Dessen Antwort war: Die Griechen warteten doch etwas zu sehr auf die gebratenen Tauben; wenn sie allein so wenig Kraft hätten, für ihre Sache einzutreten, so hätten sie sich ruhiger verhalten sollen. Übrigens würden *wir* ihnen keine Schwierigkeit bereiten, sondern mit den anderen Mächten zusammengehen, auch bei einer allgemeinen Flottendemonstration mittun. Hohenlohe schrieb mir das und bemerkte dabei: »Odo Russell resümiert es dahin: montrer le pavillon, mais pas de grenadier pomméranien ...« Aus der Flottendemonstration zur Erzwingung der griechischen Wünsche wurde nichts, wir blieben aber immer in Übereinstimmung mit Frankreich, auch in der danach akut gewordenen Frage der montenegrinischen und albanesischen, dem Berliner Vertrage entsprechenden Territorialbegrenzungen. Bei den schwierigen Verhandlungen in Konstantinopel traten stets der deutsche und der französische Vertreter gemeinsam auf und führten schließlich bei dem Sultan die Lösung der Frage durch Übergabe von Dulcigno

herbei. Zur Verhandlung und zum Diplomatisieren war man in Paris immer zu haben, nur vor irgendeiner Aktion, die Verwendung französischer Kräfte zu Wasser oder zu Lande, in Gemeinschaft mit den unserigen, verlangt haben würde, scheute man noch zurück. Und eine solche verlangten wir auch gar nicht.

Vom August an bereitete sich eine ministerielle Krisis in Paris vor, die für unsere Beziehungen nicht gleichgültig sein konnte. Die Wendung fing an mit den Flottenfesten in Cherbourg, wohin sich, am 8. August, der Präsident Grévy nebst dem Präsidenten des Senats und der Abgeordnetenkammer, Say und Gambetta, begeben hatten. Es sollte das den Abschluß der am 14. Juli eingeleiteten Nationalfeier bedeuten. Dabei hielt nun Gambetta als Gast im Klub der Handlungsreisenden seinen alten und besonderen Freunden eine Rede, in der er unerwartet und unprovoziert einen Toast auf die Armee in chauvinistische Andeutungen der kommenden Revanche gegen Deutschland ausklingen ließ. Er appellierte an die justice immanente, die zu ihrem Tage und zu ihrer Stunde kommen werde. »Wir oder unsere Kinder können auf die Zukunft hoffen, denn die Zukunft ist niemand verwehrt.« Diese und ähnliche Wendungen seiner Rede wurden alsbald durch die Presse bekannt und erregten in Frankreich wie im Auslande, am meisten bei uns, ein gewaltiges Aufsehen. »Mir ist noch nicht ganz verständlich, was er damit bezweckt hat« — schrieb ich am 10. August —, »aber für uns ist es jedenfalls ein rechtzeitiges Memento.« So faßte man es auch in Berlin auf, die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« brachte eine Zurückweisung, in der es hieß: »Im Namen seiner immanenten Gerechtigkeit könne Gambetta ebensogut auch Lübeck oder die Elbemündung wieder verlangen, wie das Elsaß; beide sind uns durch Gewalt entrissen und auf dem Wege der historischen Gerechtigkeit wieder deutsch geworden!« Unsere ganze Presse verwahrte sich gegen diese Aufreizung des Chauvinismus, und Gambetta wurde mit einem Schlage für uns der Mann der deutschfeindlichen Revanchepolitik. Auch Bismarck gewann jetzt eine andere Ansicht über ihn wie zuvor. Er hatte noch vor einigen Monaten, als ich ihm über die ersten Unterredungen mit Gambetta und über dessen sympathisierende Beurteilung unserer Politik, speziell über seine Bewunderung für Bismarcks Person berichtete, mit freundlichem Entgegenkommen und dem Auftrage geantwortet, Gambetta zu sagen, daß er in unserem gegenseitigen Interesse immer Wert darauf legen werde, mit ihm im Einverständnisse zu bleiben. Gambetta hatte das mit sichtlicher Befriedigung vernommen. Hohenlohe schrieb mir damals: »Ihre Unterredungen mit Gambetta, über die Sie einen zustimmenden Erlaß des Reichskanzlers erhalten, beweisen mir, wie dieser Charmeur auch auf Sie seinen Einfluß ausübt.« Ich wurde noch keineswegs zum Mißtrauen gegen ihn veranlaßt. Um so mehr trat dieses jetzt in Berlin hervor und mit vollem Rechte.

Ich sah Gambetta nach seiner Cherbourger Rede bis in den Herbst hinein nicht wieder und hatte den Eindruck, daß er einer Begegnung mit mir geflissentlich aus

dem Wege ging. Er äußerte sich anderen Personen gegenüber, wohl in der Absicht, daß ich es wieder erfahren sollte, bedauernd über die von ihm nicht gewollte Wirkung, die seine Rede gehabt habe; mir wurde sogar die beglaubigte Äußerung zu einem seiner Intimen hinterbracht: »que voulez-vous? ils m'avaient fait boire tant de punch à Cherbourg, et alors on ne sait jamais trop exactement ce que l'on dit.« Auch wurde mir gesagt, er werde bei einer nächsten Gelegenheit öffentlich seine mißverstandene Rede richtigstellen: das hat er mir, wie ich weiter unten erzählen werde, dann später selbst wiederholt, nur erinnere ich mich nicht, ob und wie es wirklich geschehen sein soll.

Soviel glaube ich sicher, daß ihm seine Übereilung in Cherbourg unangenehm und er viel zu klug war, um nicht den großen Schaden einzusehen, den er sich selbst damit zugefügt hatte, wenn er auch trotzdem noch in der nächsten Zeit der Herr der Situation in Frankreich geblieben ist. In welcher Form ihm tatsächlich die mögliche Durchführung des Revanchegedankens vorgeschwebt haben könne, ist wohl nie nachweisbar geworden. Ich habe persönlich den Eindruck bewahrt, daß ihm als das Wünschenswerte und Erreichbare — wenn auch vielleicht erst in späterer Zukunft — die Rückgabe wenigstens von Lothringen durch den Weg der Verhandlungen erschien, und zwar als Folge einer europäischen Konstellation, durch die Deutschland zwischen dieser freiwilligen Abtretung an Frankreich oder dem Kriege gegen Frankreich mit starken Verbündeten zu wählen gezwungen sein würde. Er würde die ganze französische Staatskunst darin gesucht haben, eine solche Koalition herbeizuführen, am liebsten die mit England und Rußland. Dann hätte »am grünen Tisch«, nicht auf Schlachtfeldern die Rechnung zwischen Frankreich und Deutschland definitiv ausgeglichen werden müssen. »La politique autour de la table verte« habe ich ihn öfters anpreisen gehört und immer geglaubt, daß er damit die angedeutete Kombination im Sinne hatte.

Welchen Wert das für praktische Politik haben konnte, oder ob es lediglich als ein Phantasma erscheinen mußte, ist eine andere Frage. Gambettas Stärke lag sicherlich nicht in kluger und sachverständiger Kombination für auswärtige Beziehungen, wenn er sich auch schließlich selbst eingeredet haben mag, daß er ein genialer Diplomat sei. Zunächst erregte er durch den bedrohlichen Vorstoß in Cherbourg den Widerspruch im eigenen Lager: sowohl der Präsident der Republik, wie der Ministerpräsident empfanden die Notwendigkeit, ihre Solidarität damit offen abzulehnen, was der erste in einer Rede in Dijon tat, worin er sagte: »Wir werden uns weder zu Ungeduld noch zu Übertreibungen hinreißen lassen«; während Freycinet in Montauban am 18. August Frankreich ausdrücklich dagegen verwahrte, von einer Abenteuerpolitik geleitet werden zu wollen. Er könne sich nur auf eine politique sans jactance verpflichten. Die ganze Welt faßte diese Rede als Gegenstück zu der von Gambetta auf, und dieser selbst sah darin eine Zurechtweisung, auf die er von dem Momente an mit

dem Sturze des Ministeriums zu antworten sich vornahm. Die Krisis blieb noch einen Monat lang in der Luft, wurde aber am 19. September zur vollzogenen Tatsache, als Freycinet, der die weniger radikale Ausführung der Dekrete gegen die religiösen Kongregationen wünschte, von seinen, ganz unter Gambettas Einfluß stehenden Ministerkollegen sich verlassen sah. Er rettete wenigstens bei diesem Abgange seine politische Würde. Mir begegnete das Quiproquo, daß ich gerade am 19. zur Vorstellung meiner Frau, die kürzlich eingetroffen war, Frau v. Freycinet besuchte und, in der Meinung, die Krisis sei noch einmal beigelegt (was man mir eben im Ministerium versichert hatte), ihr zum erwünschten Ausgange gratulierte. Sie erwiderte nichts darauf, und erst beim Heruntergehen begegnete ich Blowitz, der mir verkündete, daß Freycinet bereits seit mehreren Stunden die Entlassung erhalten habe. Ich konnte nur noch eilig und schriftlich der Frau v. Freycinet, mit der ich die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten gehabt hatte, mein Bedauern über das Mißverständnis und über den Abgang des Ministers aussprechen. Freycinet selbst erzählte mir dann am anderen Tage vertraulich den ganzen Hergang der Krisis, die seit seiner Rede in Montauban nicht mehr zu vermeiden gewesen sei. Doch versicherte er bestimmt, daß er im Auswärtigen Amte nur einen Nachfolger erhalten werde, der seine friedliche Politik, und vor allem die Pflege des guten Verhältnisses mit Deutschland sich aneignen wolle. Diesen Nachfolger zu finden war nicht leicht. Mehrere Tage vergingen mit Verhandlungen darüber ohne Ergebnis; Noailles, Challemel-Latour lehnten es ab. Aus Berlin war St. Vallier anwesend, der eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte, um bei Auswahl der passenden (d. h. der für die Beziehungen mit uns passenden) Persönlichkeit mitzuwirken. Er kam jeden Tag zu mir, schien zuerst ganz entmutigt und hielt schon seinen Abschied für unvermeidlich. Das dauerte bis zum 23. September: dann erschien wiederum St. Vallier, direkt vom Präsidenten Grévy abgesandt, um mir zu melden, daß der gesuchte Mann in der Person des alten Herrn Barthélemy St. Hilaire gefunden worden sei. Der Präsident ließ mir sagen, bei dieser Berufung habe ihn wesentlich der Wunsch geleitet, uns einen Beweis seiner Friedfertigkeit zu geben; er habe zwar für innere Politik Konzessionen machen können, aber unter keinen Umständen würde er einen Personenwechsel zugeben, der die Bewahrung des Friedens gefährdete. St. Vallier war stolz auf diese Mission und sah nun wieder alles mit Optimismus an.

Allerdings durften wir mit der Wahl des alten Freundes von Thiers und hervorragenden Gelehrten, Barthélemy, zufrieden sein. Er hatte erst vor kurzem in einem Briefe an die »Deutsche Revue« sich in freundlicher Weise über Deutschland ausgesprochen und die Friedenspolitik des Fürsten Bismarck, die den Berliner Vertrag und die österreichische Allianz zustande gebracht haben, gepriesen. In der chauvinistischen französischen Presse war er nicht wenig deshalb angegriffen und fortan mit dem Beinamen: Barthélemy St. Epistolaire belegt worden.

Jules Ferry wurde der Chef des neuen Ministeriums. Ich bekam von Fürst Bismarck den Auftrag, unser volles Vertrauen in die Fortdauer der guten Beziehungen unter den neuen Männern auszusprechen und wurde zu diesem Zwecke von Jules Ferry und Barthélemy gemeinsam, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, empfangen. Alles zwischen uns war wieder in bester Ordnung, Nachwirkung von Cherbourg im amtlichen Verkehr ganz beseitigt: nicht aber das persönliche Mißtrauen in Gambetta, den allmächtigen Regisseur hinter den Kulissen, qui, malheureusement, avait bu trop de punch avec ses amis, les commis-voyageurs!

Bernhard Bülow, der sich mit Urlaub in Berlin aufhielt, schrieb mir über dortige Stimmung in bezug auf Frankreich: »Alles was ich höre, bestätigt die Überzeugung, daß der vergangene Sommer für die Entwicklung der französischen Zustände nach innen und nach außen, wie für unsere Stellung zu dem dortigen leitenden Manne einen Wendepunkt bedeutet... Aber ich enthalte mich, hier in alarmierendem Sinne zu sprechen... Der Reichskanzler resümiert, wie ich höre, seine Ansicht dahin: er wolle nach wie vor den Frieden, werde beharren in der Rolle des unparteiischen Zuschauers, mit ansehen, wie der französische Hexenkessel zischt und siedet, solange er nicht nach unserer Seite hin überschäumt. Daß das Rutschen nach links in beschleunigterem Tempo erfolge, ist hier ebensowohl bemerkt worden wie die Rede, durch welche Gambetta die Maske gelüftet hat...«

Die letzten Augusttage verbrachte ich auf einer Reise nach Frankfurt und am Rhein zusammen mit meiner Frau, die dann bis 23. Oktober bei mir in Paris blieb. Durch Briefe von Fürst Hohenlohe vom 28. August und 19. September hatte ich erfahren, daß Fürst Bismarck eine Verlängerung seines Kommissoriums in Berlin um einige Monate wünsche, und er nahm in der Folge an, daß damit auch das meinige sich noch ebensolange hinziehen würde, etwa bis Ende des Jahres. Der Grund lag darin, daß Hatzfeldt nicht so bald, wie es der Kanzler gewollt hatte, aus Konstantinopel weg konnte, teils aus politischen Rücksichten, teils wegen seiner mißlichen Finanzlage, die ihm den möglichst langen Bezug des dortigen Gehaltes zur Notwendigkeit machte. Ich mußte also danach mich auf die längere Gerenz in Paris einrichten und bedurfte dafür auch eine Verbesserung meiner Kompetenzen, die zur Führung des Haushaltes in der Botschaft und dem sonstigen unvermeidlichen Lebensaufwande in Paris, namentlich wenn meine Frau dabei blieb, nicht ausreichten. Über diesen Punkt schrieb ich nach Berlin, wo auch Bernhard Bülow meine Interessen durch mündliche Einwirkung im Auswärtigen Amte wahrnahm. Als Antwort teilte mir aber zunächst Graf Stirum, der den vorübergehend erkrankten Fürsten Hohenlohe vertrat, im Auftrage des Kanzlers (am 2. Oktober) ganz vertraulich mit, daß ich, auch wenn das Hohenlohesche Kommissorium in Berlin noch länger dauern werde, doch nicht in Paris bleiben, sondern erst nach Athen, dann nach Konstantinopel gehen solle. Eine Zulage von 1500 Mark monatlich wurde mir für die Zeit, die ich noch zu bleiben hätte, doch

gewährt, aus dem ersparten Botschaftergehalt, wie es ausdrücklich verfügt war. Dieses Detail erwähne ich, weil nach M. Busch (Tagebuchblätter III, S. 3) Bucher nachher erzählt haben soll, ich hätte in Paris den vollen Gesandtengehalt und Diäten gehabt, wäre aber damit nicht zufrieden gewesen. Die Oberrechnungskammer habe es nicht in Ordnung gefunden, und so habe man einen Zuschuß für mich aus dem Welfenfonds gedeckt!! Wenn Bucher solchen Unsinn, den er auf Grund seiner amtlichen Sachkenntnis unmöglich selbst glauben konnte, wirklich seinem Freunde Moritz Busch gesagt hat, so wäre es ein trauriger Beleg mehr für die Tendenz seiner Mitteilungen und seinen kleinen Charakter.

So hatte ich für den Aufenthalt in Paris noch den Monat Oktober, und dieser wurde, da meine Frau, auch für einige Zeit unsere Cousine Sascha Schlippenbach mit dabei waren, gründlich zum Genießen alles dessen ausgenutzt, was die unvergleichliche Stadt zu bieten vermochte.

Ein Erlaß von Bismarck, am 31. Oktober, brachte mir dann die ausführliche Darlegung der Gründe, aus denen ich jetzt die Aufgabe in Paris mit der im Oriente, zunächst in Athen, vertauschen sollte. Diese amtliche Äußerung lautete folgendermaßen:

»Friedrichsruh, den 31. Oktober 1880.

Vor einigen Monaten war ich in der Lage, Eurer Hochwohlgeboren die Allerhöchsten Intentionen vertraulich mitzuteilen, nach welchen die Geschäfte des Staatssekretariats im Auswärtigen Amte zunächst dem Fürsten Hohenlohe und Ihnen dessen Vertretung in Paris, dann aber provisorisch dem Grafen Hatzfeldt und Eurer Hochwohlgeboren dessen Vertretung in Konstantinopel übertragen werden sollte. Das erste Stadium dieses Programms, mit welchem Eurer Hochwohlgeboren Geschäftsführung der Pariser Botschaft verbunden ist, hat sich über die ursprünglich berechnete Dauer verlängert, weil für das Ausscheiden des Grafen Hatzfeldt aus den in Konstantinopel geführten Verhandlungen ein angemessener Zeitpunkt abgewartet werden sollte. Ein solcher ist meiner Ansicht nach eingetreten mit der formellen Zusage des Sultans, Dulcigno übergeben zu wollen, und ich habe deshalb bei Seiner Majestät dem Kaiser den Antrag gestellt, dem Grafen Hatzfeldt nunmehr den von ihm zur Ordnung von Privatinteressen erbetenen Urlaub zu bewilligen und zugleich zu genehmigen, daß Eure Hochwohlgeboren von Ihrem Kommissorium in Paris entbunden würden, um zunächst Ihren Posten als Gesandter in Athen wahrzunehmen, und daß Euere Hochwohlgeboren Athen verlassen und Ihre Funktionen en mission extraordinaire in Konstantinopel beginnen, sobald Graf Hatzfeldt provisorisch in die Geschäfte des Staatssekretariats eintritt.

Seine Majestät der Kaiser haben im Prinzip die Genehmigung dieses meines Antrages wiederholt in Aussicht gestellt, zunächst aber befohlen, daß Graf Hatzfeldt bis nach Lösung der Dulcigno-Frage in dem einen oder anderen Sinne Konstantinopel

nicht verlassen solle. Unabhängig hiervon besteht aber das geschäftliche Bedürfnis, daß wir in einem Moment, wo der Schwerpunkt der Gefahr für den europäischen Frieden mit anscheinend täglich wachsendem Gewicht in Athen liegt, unseren dortigen Gesandtschaftsposten nicht dauernd unbesetzt lassen können. Der Geschäftsträger Graf Waldenburg ist keiner politischen Krisis gewachsen, und ich kann das System der interimistischen Vertretungen nicht noch mehr als bisher durch eine neue mission extraordinaire komplizieren. Es ist auch für eine solche kein Kandidat vorhanden, welcher mit gleicher Sachkunde wie Eure Hochwohlgeboren uns dort vertreten könnte und welcher den Aufgaben, die an den Posten herantreten können, in gleichem Maße gewachsen wäre – ganz abgesehen davon, daß Sie der amtliche Inhaber der betreffenden Stelle sind. Wenn diese Stelle nach längerer Vakanz auch in einem Augenblick wie der heutige unausgefüllt bleibt, so würde die Regierung für die Beibehaltung derselben in den künftigen Budgets einen schwierigen Stand haben. In Paris dagegen halte ich die Fortdauer einer außerordentlichen Vertretung nicht für erforderlich.

Ich bin Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet für die geschickte und erfolgreiche Weise, in welcher Sie unsere friedliebende und versöhnliche Politik meinen Instruktionen entsprechend in Paris zum Ausdruck und zur Anerkennung gebracht haben; aber ich zweifle nicht, daß Sie mit mir die Überzeugung teilen werden, daß eine Kraft wie die Ihrige im Interesse des Allerhöchsten Dienstes jetzt wirksamer im Orient verwandt werden kann als in Paris, wo die Verhältnisse augenblicklich derart sind, daß ihre weitere Entwicklung durch diplomatische Einwirkung weder aufgehalten noch beeinflußt werden kann, und von wo, wie es scheint, eine Trübung unserer internationalen Beziehungen gegenwärtig nicht zu befürchten steht. Daß Eure Hochwohlgeboren gegenwärtig mit der griechischen Regierung, bei welcher Sie akkreditiert sind, wenigstens auf einige Zeit amtliche Fühlung nehmen, scheint nicht nur eine Anstandspflicht dem griechischen Hofe und in der inneren Politik dem Reichstage gegenüber, sondern ein dringendes geschäftliches Bedürfnis.

Seine Majestät der Kaiser hat aus diesen Gründen befohlen, daß Eure Hochwohlgeboren zunächst die Funktionen Ihres Postens in Athen wieder aufnehmen und sobald wie möglich dahin abgehen, wie ich Eurer Hochwohlgeboren in meinem gestrigen Telegramm bereits mitgeteilt habe.

Sobald der Tag Ihres Eintreffens in Berlin feststeht, bitte ich mich telegraphisch davon zu benachrichtigen, damit ich in Berlin oder hier eine mündliche Besprechung behufs weiterer Instruktion vorbereiten kann.

(gez.) v. Bismarck.«

Ich konnte mit dieser für mich und die Pariser Arbeit sehr anerkennenden Mitteilung nur zufrieden, auch mit den Gründen, die für anderweitige Bestimmung über

mich sprachen, ganz einverstanden sein. Allerdings lag darin noch einige Unklarheit bezüglich des Termins, zu dem ich wirklich die mir zugedachte Stellung in Konstantinopel würde übernehmen können. Doch durfte ich damals hoffen, daß das nicht allzulange, höchstens bis Ende des Jahres sich hinausziehen werde.

Der Abschied von Paris wurde mir nicht leicht, ich hatte eine gut ausgefüllte Zeit dort hinter mir und nahm aus geselligem und amtlichem Verkehr die besten Eindrücke mit. Zu den Herren der Botschaft: Baron Thielmann, Bernhard Bülow, Baron Rotenhan, Prinz Max Ratibor und dem Oberstleutnant v. Bülow, ebenso den Beamten der Kanzlei hatte ich nur angenehme Beziehungen gehabt. Bei einem Abschiedsdiner, das sie mir bei Voisin gaben, tauschten wir die freundschaftlichsten Wünsche aus. Da Thielmann in Urlaub ging, stellte ich Bernhard Bülow als Geschäftsträger vor.

Ebenso konnte ich mir sagen, daß es mir gelungen war, das Vertrauen der maßgebenden französischen Persönlichkeiten, mit denen ich zu verkehren hatte, zu erwerben. St. Vallier hatte mir darüber aus Berlin geschrieben: »Je ne veux pas Vous écrire sans Vous dire la satisfaction que j'ai eue en trouvant dans les lettres nombreuses de mes amis les témoignages expressifs de Votre succès complet à Paris. Vous avez plû à tout le monde et conquis de véritables sympathies ... je me réjouis d'en recevoir la confirmation par des personnes les plus autorisées ...« Später ist dies auch in einer Note, die der Botschafter in Berlin übergeben hat, zum Ausdrucke gelangt.

Dementsprechend war meine Verabschiedung bei dem Präsidenten Grévy eine besonders herzliche. Er dankte mir für meine Amtsführung und sprach die Hoffnung aus, daß ich noch einmal definitiv als Botschafter nach Paris kommen werde. Er liebe sehr den Fürsten Hohenlohe, aber wenn dieser den Posten verlassen würde, könnte ihn niemand besser ersetzen wie ich. Nous avons donc, sagte er, pour le titulaire de Votre Ambassade dorénavant une doublure ... Auch bei dieser Abschiedsaudienz im Elysée war die äußere Form des Empfanges ebensowenig, womöglich noch weniger glänzend wie bei der ersten Begegnung gewesen. Ein einziger Diener vorhanden, der mit der Schürze zum Anmelden ging, während ich meinen Paletot selbst aufhängen durfte. O tempora! Aber das hinderte mich nicht, den würdigen Vater Grévy in guter und sympathischer Erinnerung zu behalten.

Gambetta hatte mir durch einen freundlichen Brief — an dessen Schluß er mich seiner vive sympathie versicherte — die Zeit bestimmt, zu der ich mich verabschieden konnte. Der Empfang bei ihm war anders stilisiert wie bei Grévy! Drei Huissiers in Schuh und Strümpfen im Vestibül, ein höherer Hausbeamter zum Geleit und zum Anmelden, alles in schweigsamer Würde, ganz der Apparat d'un vrai palais de Roi ... Er war aber sichtlich noch etwas geniert, der Schatten von Cherbourg lag auf unserer Begegnung. Er sprach viel, mit rhetorischem Effekte und wie nach einer

vorbereiteten Einteilung, erst von der Lage Frankreichs, die er für durchaus gesichert hielt: man sei stark und werde mit allen Feinden des jetzigen Regimes fertig werden. Dann von der äußeren Politik, die sich zur Richtschnur nehmen müsse: paix et sagesse. Er werde demnächst seine Auffassung in der Kammer aussprechen, um »certaines idées erronnées sur les arrière-pensées et les intentions qu'on lui avait attribuées« definitiv zu zerstreuen. Er wolle nur entente Européenne, l'aréopage des Puissances qui devrait tout décider en dernier lieu (namentlich wohl die Angelegenheiten von Elsaß-Lothringen?). Die Griechen, für die er sich warm interessiere, müßten jetzt besonders zur Ruhe ermahnt werden, damit sie nicht durch eigene Torheiten sich die Zukunft abschnitten. Das alles klang aus in lebhaften persönlichen Freundschaftsversicherungen und in dem Wunsche, mich bald in Paris wiederzusehen. Besondere Empfehlungen für Bismarck gab er mir nicht auf den Weg, er hatte auch seiner in der Unterhaltung nicht erwähnt, wie er es vordem (das heißt vor Cherbourg) mir gegenüber immer getan. Die Zurechtweisungen in der »Norddeutschen Allgemeinen«, die er natürlich für inspiriert halten mußte, sollen ihn, wie man mir gesagt hatte, doch arg verschnupft haben.

Die wertvollste, letzte Aussprache hatte ich mit Courcel, der auch von den vorhandenen französischen Politikern durch Sachkenntnis am meisten berufen war, über die auswärtigen Fragen sich zu äußern. Wir faßten das, worin wir eine fortdauernde Verständigung zwischen uns und Frankreich für möglich hielten, zusammen, fanden die Punkte dazu in der Orientpolitik, speziell jetzt in der Behandlung der griechischen Ansprüche, und im Gewährenlassen von Frankreich in Tunis. Das Programm des Berliner Vertrags und der Kongreßverhandlungen. Aber alles in der Voraussetzung, daß Elsaß-Lothringen aus allen gegenseitigen Erörterungen ausgeschlossen bleibe.

Ich versprach Courcel, daß ich in diesem Sinne dem Fürsten Bismarck auch mündlich noch weiteren Vortrag halten würde.

Am 4. November traf ich in Berlin ein, am 6. wurde ich zum Reichskanzler nach Friedrichsruh zitiert.

Mein Empfang war dort der freundlichste; ich konnte dem Chef alle Beobachtungen aus Paris vortragen, die ihn sehr interessierten und zu denen er seine Zustimmung aussprach. Dann wurde eingehend das zunächst in der orientalischen Frage von uns einzuhaltende Programm erörtert, worüber ich ein langes Memoire zu verfassen hatte, das dem Kaiser vorgelegt werden sollte. Damit war ich den ganzen nächsten Tag bis zur Abreise am späten Abend beschäftigt. Auch über die persönlichen Angelegenheiten sprach Bismarck eingehend mit mir im Sinne des oben wiedergegebenen Erlasses und mit der wiederholten Zusicherung, daß ich nach Konstantinopel kommen solle, sobald Hatzfeldt von dort weg könne. Freilich wußte er selbst noch nicht den Termin anzugeben, zu dem das eintreten würde; inzwischen wäre ich für Athen notwendig. Von dem Gespräche am Mittagstische am nächsten Tage, dem 7. November, erinnere ich

mich besonders, daß Bismarck, der von einem langen Spaziergange im Forste zurückkam, erzählte, er habe während dieser Promenade ununterbrochen an die Schwierigkeiten und Intrigen gedacht, die er stets zur Erreichung seiner Pläne auf politischem Gebiete zu überwinden gehabt habe, und er habe gefunden, daß er vielleicht nie zu wirklicher innerer Befriedigung nach dem Abschlusse der Dinge gelangt sei, sondern daß immer das Gefühl des Ärgers über die unberechtigten Hindernisse, die man ihm in den Weg gelegt habe, nach dem Erfolge noch stärker gewesen sei, als die Freude daran.

Auch die Fürstin und die Söhne begegneten mir mit der gewohnten Herzlichkeit während dieses kurzen Aufenthalts unter ihnen, so daß ich keinen Anlaß hätte wahrnehmen können zu der Vermutung, daß noch immer die Nachwirkung der mir feindlichen Einflüsterungen aus dem Winter und Frühjahr andauere. Trotzdem war es aber der Fall, wenn ich es auch erst viele Jahre später ganz habe erkennen gelernt.

Daß im Auswärtigen Amte, das bei meiner Rückkehr noch, als Vertreter für den erkrankten Fürsten Hohenlohe, Graf Stirum leitete, unter der überwiegenden Beeinflussung durch Bucher und Holstein für mich eine markierte Kühle herrschte, konnte ich leicht erkennen und daraus die gleich nach meinem Abschiede aus Paris zutage getretene unfreundliche Haltung der Presse gegen mich, speziell der »Kölnischen Zeitung«, mir erklären. Das Blatt hatte offenbar aus Berlin Winke in dieser Richtung erhalten, die um so mehr wirkten, als ich mir auch (unklugerweise) seinen ständigen Korrespondenten in Paris, der mir indiskret und zudringlich erschienen war, zum Gegner gemacht hatte. Ich wurde nun in verschiedenen Artikeln angezapft mit der Tendenz, glauben zu machen, daß mein Verhalten während der Gerenz in Paris nicht die Zufriedenheit von Fürst Bismarck gefunden habe. Als ich mich bei Stirum unter Hinweis auf den Erlaß des Reichskanzlers vom 31. Oktober beschwerte, eine offiziöse Richtigstellung verlangte, lehnte dieser es als unnötig ab. Es kamen dann noch in anderen Blättern, auch in der »Augsburger Allgemeinen«, Andeutungen von Hofintrigen wegen der Besetzung des Staatssekretärpostens, bei denen mein Name eine Hauptrolle gespielt habe und die nun glücklich an Bismarcks Widerstand gescheitert seien. »Von einer neuen Friktion ist viel Redens und Schreibens,« sagte unter anderem das Blatt, »Andeutungen werden gemacht, die nichts sagen und alles erraten lassen, Namen werden genannt: Hatzfeldt, Bucher, Radowitz, Goltz. Kombinationen und Dementis verschlingen sich in Lettern und Druckerschwärze wie ein Rattenkönig ...« Die Hauptnahrung zog der journalistische Rattenkönig aus Korrespondenzen in englischen Blättern, die sich über die angeblichen Vorgänge in den maßgebenden Berliner Kreisen am allergenauesten unterrichtet zeigen wollten. Indessen wurde das Thema doch bald wieder verlassen und die Presse begnügte sich ferner damit, meinen Abgang auf den Athener Posten als ganz natürlich durch die Lage der Geschäfte zu betrachten. »Um den deutschen Einfluß zur Zügelung des griechischen Kriegseifers zur Geltung zu bringen, geht Herr v. Radowitz nach Athen zurück,« schrieb die »National-Zeitung«,

und die anderen sagten das gleiche. Was aber bei meiner Abberufung von dem Pariser Kommissorium und der Rücksendung nach Athen hinter den Kulissen wirklich vorangegangen war, ist erst genau aus den Indiskretionen von Moritz Buschs »Tagebuchblättern«, neunzehn Jahre später, zu ersehen gewesen. Ich habe es nachträglich mit Verwunderung und einem Gefühle von Trauer darüber gelesen, daß der große Bismarck damals imstande gewesen sei, von so unendlich viel kleineren und untergeordneten Elementen sich in seiner Personenbeurteilung leiten zu lassen und an das Vorhandensein von geheimen, seine Pläne durchkreuzenden Nebeneinflüssen zu glauben, die lediglich einige gehässige und neidische Geister in ihrem Privatinteresse erfunden hatten.

M. Busch erzählt in dem genannten Buche (III, Kap. 37) im wesentlichen folgendes: Am 28. Oktober (also drei Tage vor dem Erlasse an mich vom 31.) habe Bucher im Auftrage des Chefs ihm eine Korrespondenz für den »Daily Telegraph« diktiert, die sich auf eine »kritische«, durch die Besetzung der Staatssekretärstelle im Auswärtigen Amte entstandene Situation bezog. Die Schwierigkeiten seien nur persönlicher Natur. Als Führer der Opposition am Hofe wolle Graf Karl Goltz, der Bruder des verstorbenen Botschafters, Herrn v. Radowitz, der gegenwärtig die Geschäfte in Paris führe, zu diesem Posten durchsetzen gegen den Willen des Kanzlers, der dafür den Grafen Hatzfeldt im Auge habe. Fürst Bismarck werde sich das nicht gefallen lassen und es könne unberechenbare geschichtliche Folgen haben, wenn er durch eine solche Hofintrige zum Rücktritt gezwungen werde. Daran knüpften sich weitere Betrachtungen über diese dem Fürsten Bismarck entgegenarbeitenden Hofeinflüsse, und es wurde ein Bedauern darüber ausgesprochen, daß der Fürst durch sein zu starkes dynastisches Empfinden immer wieder daran gehindert werde, mit der ganzen notwendigen Energie dem entgegenzutreten. Busch fügt noch ein Privatschreiben an den Redakteur des »Daily Telegraph« bei, worin er diesen bittet, die Korrespondenz ja wörtlich wiederzugeben, sie müsse allgemein großes Aufsehen erregen — auch der »scheinbare Tadel gegen den Fürsten, der seinen bestimmten Zweck verfolge«!

Am 3. November (also am Tage meiner Abreise aus Paris) habe dann Bucher ihm mitgeteilt, die Krisis sei vorüber, der Kaiser habe Bismarck nachgegeben und selbst verfügt, daß ich jetzt nach Athen zurückgehen solle. Dazu bemerkte Bucher: »Radowitz möchte freilich, da es mit dem Staatssekretär nichts wird, lieber nach Konstantinopel gehen.« Nun schreibt Busch, wieder für den »Daily Telegraph«, folgende neue Korrespondenz: »Die kritische Situation in unseren oberen Sphären, die es möglich erscheinen ließ, daß Fürst Bismarck seine Entlassung erbitten werde, ist in den letzten Tagen geschwunden, indem der Reichskanzler an maßgebender Stelle erreicht hat, was er beabsichtigte. Die ganze Angelegenheit spann sich folgendermaßen ab: Der Fürst wünschte den durch Bülows Tod erledigten, jetzt von Fürst Hohenlohe interimistisch verwalteten Posten eines Staatssekretärs im Auswärtigen Amte dem Grafen Paul

Hatzfeldt zu übertragen, der jetzt Botschafter in Konstantinopel ist. Andererseits aber spekulierte auf diese Stelle Herr v. Radowitz, der eigentlich Gesandter in Athen, in den letzten Monaten aber Vertreter unseres Botschafters in Paris war und der am Hofe einen Fürsprecher in dem Generaladjutanten v. d. Goltz hatte. Hatzfeldt sollte nach dem Wunsche des Reichskanzlers jetzt oder doch in allernächster Zeit, wo er mit einigem Glanze in Konstantinopel abtreten konnte, nach Berlin berufen werden. Am Hofe war man infolge des Goltzschen Einflusses anderer Meinung, der man in gewissen Schritten Folge gegeben zu haben scheint und die dem Kanzler nicht zu dem Ellenbogenraum paßt, den er mit Recht beansprucht. Zuletzt wandte er sich mit einer ausführlichen Denkschrift an die entscheidende Stelle, und dieser Schritt hatte Erfolg. Man war mit der Eingabe einverstanden und erklärte das auf dem kürzesten Wege, das heißt durch den Telegraphendraht. Herr v. Radowitz geht infolgedessen von Paris statt nach Berlin auf seinen alten Posten nach Athen. Er wird auch vorläufig nicht nach Konstantinopel gehen, um Hatzfeldts Stelle einzunehmen, was ihm bis auf weiteres auch angenehm gewesen wäre. Sein Ehrgeiz, der sich vielfach schon früher kundgegeben hat, zum Beispiel in Zeitungsartikeln, die seine Leistungen ans Licht zogen, muß sich mit einer kleinen Gesandtschaft begnügen, die aber jetzt Gelegenheit bietet, seinem Chef und dem Frieden Europas nützliche Dienste zu leisten. Es wäre zu wünschen, daß am Hofe solche Friktionen vermieden würden, denn sie stören nur die Geschäfte.« An die »Wiener Montags-Revue« ließ Busch über die angebliche Kanzlerkrisis folgende Notiz gelangen: »Die Krisis hat tatsächlich bestanden. Sie ist im Sinne des Fürsten beseitigt worden. Die Gegenpartei am Hofe ist unterlegen; an entscheidender Stelle ist bestimmt worden, daß Herr v. Radowitz nach Athen und weder als Staatssekretär nach Berlin noch sofort nach Konstantinopel zu gehen hat. Graf Hatzfeldt wird binnen kurzem den genannten hohen Posten im Auswärtigen Amte einnehmen.«

Wie Moritz Busch ferner erzählt, hat ihm Bucher den Artikel des »Daily Telegraph«, der in Friedrichsruh vorgelegt worden war, nebst einem an ihn (Bucher) gerichteten Schreiben von Herbert Bismarck vom 5. November zurückgeschickt. Das Schreiben besagt, der Fürst habe den Artikel mit vieler Befriedigung gelesen und erhoffe davon eine heilsame Wirkung. Es ginge ihm besser, wenn auch noch der letzte Ärger ihm in den Gliedern steckte. »Morgen wird Radowitz herkommen, um über Griechenland instruiert zu werden.«

Wenn nicht diese briefliche Äußerung von Herbert Bismarck vorläge, würde ich die ganze Geschichte von der »Krisis« und von der erneuerten Verdächtigung gegen mich für einen von Bucher und Busch montierten Coup gehalten haben, der von Bismarck selbst nicht hervorgerufen worden. Nach diesem Zeugnis ist leider anzunehmen, daß Bismarck mit seiner Familie wirklich an das Phantom neuer Hofintrigen zum Zwecke meiner Berufung als Staatssekretär jetzt noch weiter geglaubt hat, obschon, wie oben

erzählt, doch seit Ende Februar es durch den Immediatbericht an den Kaiser und dessen Zustimmung vollständig abgemacht war, daß diese Stelle Hatzfeldt erhalten solle, während ich für Konstantinopel bestimmt bliebe. Ich hatte während des Pariser Interims nicht die leiseste Andeutung erhalten, daß darüber wieder Zweifel herrschten, und am allerwenigsten wäre es mir weder früher noch später eingefallen, daß gerade der brave Karl Goltz sich in diese Dinge einzumischen im Verdacht stehen könnte. Ich habe in jener Zeit mit meinem mir sonst sehr sympathischen Herrn Vetter keinerlei politische Fühlung gehabt, seine Abneigung gegen Bismarck war mir dafür zu gut bekannt und wir vermieden es, darüber zu reden. Daß Goltz überhaupt in der Lage gewesen sei, bei dem Kaiser über politische Personalfragen sich zu äußern, muß ich nach meiner Kenntnis der damaligen Verhältnisse absolut bezweifeln. Ich halte die ganze darüber an Bismarck gelangte Version für eine plumpe Erfindung nur zu dem Zwecke, wenn Hatzfeldts finanzielle Verlegenheiten seine Ernennung zum Staatssekretär zu erschweren, vielleicht unmöglich zu machen schienen, jedenfalls m e i n e Kandidatur zu hintertreiben. Es war die Fortsetzung der Minierarbeit aus dem Winter, ich konnte aber direkt nichts dagegen tun, da mir niemals ein greifbarer Anlaß zur Abwehr gegeben wurde. Ich persönlich war, wie erwähnt, nicht darüber betroffen, daß ich fürs erste wieder nach Athen zurückkehren sollte, und habe das damals aller Welt gegenüber ausgesprochen. Von gescheitertem Ehrgeize wegen der anderweitigen Besetzung des Staatssekretärpostens war im November so wenig bei mir die Rede wie früher im März, als die Frage sich entschieden hatte. Nur nach Konstantinopel, auf den mir feierlichst schon angewiesenen Platz, wünschte ich danach so bald als möglich zu gelangen — das konnte mir niemand verdenken.

Zuvörderst aber hieß es: Zurück nach Hellas!

XX. Kapitel

Athen, Berlin

1880 – 1882

Berlin verließ ich am 13. November 1880 und hielt mich zunächst in München auf, um mit dem Minister Freiherrn v. Crailsheim eine für den bayerischen Hof wichtige und dringliche Angelegenheit zu besprechen, deren endgültige Regelung eine meiner ersten Aufgaben in Athen sein sollte. Der alte König Ludwig von Bayern hat der prinzlich Adelbertschen Linie seines Hauses eine Schuldforderung an die griechische Regierung aus früheren von ihm gewährten Darlehen hinterlassen, die seit langen Jahren im Münchener Schubfach ruhte und mit den Machtmitteln der bayerischen Regierung schwerlich jemals Aussicht auf auch nur teilweise Erledigung gehabt hätte. Man erinnerte sich der Sache aber mit erneuter Lebhaftigkeit nach den Ereignissen von 1870/71 und suchte nun dafür das Interesse und die Unterstützung der kaiserlichen Politik zu gewinnen. Fürst Bismarck war nach genauer Prüfung der zweifellosen Rechtstitel der Forderung darauf eingegangen und hatte gern diesen Anlaß benutzen wollen, um dem bayerischen Hof den praktischen Vorteil der neu erstandenen deutschen Kaisergewalt in den Beziehungen zum Auslande ad oculos vorzuführen. Die politische Frage im Orient fügte es jetzt so günstig, daß Griechenland unserer Hilfe und unseres Wohlwollens bedurfte und wir mit mehr Aussicht auf Erfolg, als es unter anderen Verhältnissen möglich gewesen wäre, eine solche, wenn auch bereits recht antiquierte Forderung durchfechten konnten. Ich war seit Jahr und Tag mit den Einleitungen dazu betraut gewesen, jetzt handelte es sich darum, mit Hochdruck, solange die griechisch-türkische Grenzfrage noch schwebte, den Abschluß herbeizuführen. Auf bayerischer Seite hatte man, unserem Rate folgend, starke Abstriche an der mit den Zinsen hoch angewachsenen Summe zugestanden; aber immerhin blieb eine Restforderung von 2 600 000 Franken übrig, und dieses Kapital war gerade notwendig, um die Heirat des damaligen Chefs der Adelbertschen Linie, des Prinzen Ludwig Ferdinand, mit der Infantin Paz von Spanien materiell zu ermöglichen. Man legte somit in München den größten Wert auf baldigen Erfolg, der auch in Berlin sehr gewünscht wurde. Baron Crailsheim empfahl mir dringend die Sache und lud die Größen seines Ministerkollegiums, Lutz,

Feustle, Riedel, ferner die Staatsräte Pfistermeister, Mayr und den damaligen jungen Ministerialsekretär, späteren Ministerpräsidenten Baron Podewils nebst Hugo Lerchenfeld und der preußischen Gesandtschaft zu einem Festmahl ein, um meinen Eifer für diese Aufgabe anzuspornen. Es ist denn auch schönstens gelungen, wie ich nachher berichten werde.

Meine Weiterreise verlief recht gut auf der festen Erde bis Brindisi, um so übler im trügerischen Spiele der Meereswellen. (...)

Nach einer schweren Überfahrt mit konzentriertem Seeübel kam ich am 20. November in Athen an. Ich blieb zuerst im »Hôtel Grande Bretagne«, zog aber bald von da in ein kleines Privatquartier, wo ich meine Kanzlei hatte. Bei der Gesandtschaft fand ich als Sekretär den Grafen Viktor v. Waldenburg, eigentlich Prinzen v. Hohenlohe, der nach seiner Heirat mit Baronin Styvenheim auf den fürstlichen Titel verzichtet hatte. Er war ein korrekter, vornehm denkender Mensch, nicht eben begabt und auch wenig vorbereitet für das politische Geschäft, glich das aber mit seinem Fleiß und sozialen Takte aus. Die Gattin war eine hervorragend angenehme, vielfach gebildete Dame, für uns in der kleinen Athener Gesandtschaft eine erfreuliche Ressource. Nach einiger Zeit kam an Waldenburgs Stelle als Legationssekretär Baron Felix Gutschmidt, durch seine Mutter, geborene Gräfin Bassewitz, ein Verwandter meiner Frau. Außer diesen Zugehörigen der Gesandtschaft hielten sich noch in Athen zu uns die vom preußischen Generalstabe zu den topographischen Vermessungen von Attika kommandierten Offiziere, die alljährlich wechselten. Jetzt war Premierleutnant Gaede da, später kam Dietrich v. Hülsen, uns wohlbekannt aus Berlin, ein belebendes, frisches Element, wo immer er sich zeigte. Er ist nachher als Graf Hülsen-Haeseler und Chef des Militärkabinetts ein größerer Mann geworden, als man damals in dem lustigen Leutnant gesucht haben würde.

An sonstigen fremden Kollegen fand ich noch den englischen Gesandten Corbett, den bald darauf Sir Clare Ford ablöste, als französischen meinen fast gleichzeitig mit mir eingetroffenen Freund, den Grafen Mouy, den Italiener Curtopassi; sonst nur Geschäftsträger: für Rußland Danzas (als Gesandter kam Schischkin), für Österreich Baron Wacken (später der neue Gesandte Fürst Wrede), als türkischer Vertreter Tewfik-Bei (der spätere Botschafter in Berlin und Minister des Äußeren). Bei Hof war jetzt der Admiral Sachini interimistischer Obermarschall, die Damen dieselben wie vor zwei Jahren.

Das Ministerium hatte kurz vorher wieder einmal der alte Komunduros gebildet, nach einer bald vorübergehenden Phase von Trikupis. Mir konnte das nur erwünscht sein, da ich durch meine früheren wiederholten Beziehungen mit Komunduros diesem näher stand wie irgendeinem anderen der griechischen Politiker und persönliche Sympathie für ihn empfand, die er zu teilen schien, was unserem geschäftlichen Verkehr sehr zustatten kam. Ich war nun der Doyen der Gesandten, hatte also bei allen den

gemeinsamen Verhandlungen, zu denen die politische Lage den Anlaß gab, an der Spitze der anderen Kollegen bei dem griechischen Ministerpräsidenten, der auch das auswärtige Portefeuille innehatte, das Wort zu führen. Im Verfolg der schwierigen Auseinandersetzungen, die nunmehr zwischen den Vertretern der europäischen Großmächte und dem griechischen Kabinette begannen, ist dieses persönliche Moment stark genug hervorgetreten.

Bei dem König und der Königin fand ich wieder die herzlichste Aufnahme und wurde gleich zum Diner, nur mit den Majestäten allein, eingeladen, was sich dann noch mehrere Male wiederholte. Beide waren noch tieftraurig über den kurz vorher erfolgten Tod der kleinen Prinzessin Olga, eines besonders reizenden Kindes, der erste schwere Schicksalsschlag, der ihr so glückliches Familienleben traf. Der König erschien mir unter dem Einflusse der Ereignisse aus den letzten Jahren erheblich ernster und gereifter. Er sprach mit Besorgnis von seiner gegenwärtigen Lage und befürchtete eine gefährliche Verschlimmerung, wenn bis zum Frühjahr nicht eine befriedigende Lösung für das Verhältnis zur Türkei gefunden sein werde. Besonders rechnete er auf unsere Hilfe – mehr, als es in den Umständen hätte begründet sein können. Mich bat er dringend, ihm in den gegenwärtigen und noch zu erwartenden Verwicklungen zur Seite zu stehen und ihn nicht eher zu verlassen, bis diese für Griechenland beigelegt sein würden. Wenn ich damals dem Könige versprochen habe, so viel es irgend von mir selbst abhinge, an einem friedlichen, für ihn annehmbaren Ausgleiche mitzuwirken, so kann ich wohl sagen, daß ich diese Zusage in der Folgezeit voll und vielleicht auf Kosten meines eigenen Vorteils eingehalten habe.

Die Lage nach dem Ergebnisse der Berliner Konferenz vom Juli war die, daß Griechenland mit allen Mitteln die volle Ausführung der ihm in so reichlichem Maße zugesprochenen Konzessionen erreichen zu müssen glaubte, während die Pforte noch keineswegs dazu geneigt war und neue Verhandlungen mit den Mächten anknüpfen wollte. Beide Teile machten starke militärische Vorbereitungen, um es eventuell auf den Kampf ankommen zu lassen. Soweit hatte es einstweilen die vereinte Weisheit der europäischen Kabinette durch ihre von Frankreich inszenierte Vorliebe für die Wünsche der Griechen gebracht. Den Diplomaten in Athen und in Konstantinopel lag es nun ob, durch zurückhaltende Einwirkungen den Konflikt zu vermeiden und Raum für weitere Unterhandlung zu schaffen. Die Griechen mußten zur Geduld und Beschränkung in ihren Erwartungen, die Türken zur gutwilligen Herausgabe von so viel Territorium bewogen werden, als nach Ansicht der Großmächte ausreichen konnte, um die erregten Hellenen jetzt zur Ruhe zu bringen. Das in Konstantinopel zu erreichen, war offenbar die schwierigere Aufgabe. Aber die Griechen, die im Grunde hätten dankbar sein sollen für j e d e Zuwendung, die ihnen, ohne daß sie erst hätten dafür kämpfen müssen, in den Schoß fiel, hatten sich allmählich so in die Forderung der ganzen Beute hineinmontiert, die in den Berliner Beschlüssen ihnen von ferne gezeigt worden war,

daß die Gefahr der in ihren Folgen unberechenbaren Friedensstörung am meisten in Athen gesucht werden mußte. Ich hatte den Auftrag, die griechische Regierung vor Übereilung zu warnen und auf das dringlichste zu empfehlen, daß man mit dem Erreichten sich begnügen, dieses aber festzustellen den weiteren Bemühungen der Mächte überlassen müsse. Übereinstimmend damit sollte sich Mouy äußern und keine Aussicht mehr auf einseitige französische Unterstützung belassen, nachdem in Paris der Waddingtonsche Philhellenismus à outrance sich sehr abgekühlt hatte. Die anderen Gesandten sprachen ebenso. Darauf erwiderte Komunduros zunächst ausweichend, er erklärte nur, daß die Erregung in Griechenland schon zu weit gediehen, die militärische Vorbereitung zu sehr vorgeschritten sei, um die unklare Situation bis über das Frühjahr hinaus andauern lassen zu können, Griechenland müsse dann bestimmt wissen, was es von der Türkei zu erwarten habe, oder ohne weitere Rücksichten sich selbst zu helfen suchen. Komunduros und ebenso die Führer der Opposition, an deren Spitze Trikupis, erklärten, es stände im Falle der weiteren Verschleppung der Grenzfrage eine Volkserhebung in Aussicht, der die Dynastie kaum zu widerstehen imstande sein werde. Der König und die Regierung – welche Partei auch am Ruder sei – müßten unter allen Umständen dann die Chancen des Krieges der sicheren inneren Revolution vorziehen. Um das zu erreichen, hänge nun alles von dem Erfolge der Pression der Mächte auf die Pforte ab.

Für die griechische Auffassung der Lage zur Zeit meiner Rückkehr und für Beurteilung unserer Stellung dazu ist die Meldung charakteristisch, die der Gesandte Rangabé, mein alter Freund, aus Berlin über seine letzte Unterredung mit mir erstattete und die dann im griechischen Blaubuch veröffentlicht worden. Er schreibt am 13. November (Übersetzung aus dem Griechischen):

»Herr v. Radowitz sagte mir: Mehr wie je müsse Griechenland jetzt Besonnenheit zeigen und, nachdem seine Ansprüche anerkannt worden, sich nicht in gewaltsame Bewegungen stürzen, durch welche es das Wohlwollen Europas verlieren werde, sondern Geduld haben.

Ich erwiderte: Wenn er nach Athen gehe, um den Griechen zu raten, sich mit Geduld zu bewaffnen, so befürchtete ich, daß man dort nur die Hälfte dieses Rats befolgen würde.

Ich weiß es, sagte er mir, es gibt in Griechenland Leute, die glauben, Griechenland werde, wenn es gegen die allgemeinen Ermahnungen etwas Waghalsiges unternehme, Europa zwingen, ihm zu folgen und beizustehen. Aber diese Leute irren sich und müssen sich davon überzeugen, daß Griechenland nicht den geringsten Beistand erhalten wird für alles, was es ohne die Zustimmung Europas tut.

Herr Rangabé entgegnete, er könne sich keine griechische Regierung jetzt vorstellen, welche die Macht hätte, unter irgendeinem Vorwande die Hoffnungen der freien

Hellenen auf die Erweiterung ihres Landes oder die der auswärtigen Stammesgenossen auf ihre Befreiung zu zügeln.

Der Enthusiasmus der auswärtigen Griechen, sagte Herr v. Radowitz, scheine ihm zweifelhaft zu sein.

Herr Rangabé meinte, darin täusche er sich, und setzte hinzu, allerdings fürchteten einige Mächte den europäischen Krieg und wünschen ihn zu vermeiden, aber das einzige Mittel dazu sei, die Türkei zur Ausführung der Berliner Beschlüsse zu zwingen.

‚Und wenn die Türkei nicht will? Sie sehen, welchen Schwierigkeiten die Dulcigno-Affäre begegnet, welche eben erst beendet wird.‘

Herr Rangabé entwickelte darauf seine Zweifel daran, daß die Türkei in der Dulcigno-Angelegenheit überhaupt nachgeben werde, ohne Anwendung von Zwang, und meinte, daß es ebenso mit der griechischen Frage sei. Der Krieg zwischen Griechenland und der Türkei sei dann unvermeidlich; das führe entweder zu einer allgemeinen Erhebung des gesamten christlichen Elements in der Türkei oder zur gänzlichen Vernichtung von Griechenland, an dessen Stelle der Panslawismus einrücken würde. In jedem Falle müsse Europa sich einmischen. — Herr v. Radowitz glaubte, daß keiner von beiden Fällen notwendigerweise eintreten müsse, wenn Griechenland den Krieg anfange; es könne auch einfach dabei sein Bewenden haben, daß Griechenland, ohne in seinem jetzigen Bestand vernichtet zu werden, schwer geschlagen und für die Zukunft geschädigt, aus dem Kampfe hervorginge. — Daß es zweckmäßig sei für Griechenland, sich eine Armee zu schaffen, die ihm bisher so gut wie ganz fehle, bestritt Herr v. Radowitz nicht, aber er warnte davor, sich unbesonnen in die Aktion zu stürzen. — Herr Rangabé drückte zum Schluß seine Hoffnung aus, daß die Mächte sich über eine zufriedenstellende Lösung einigen würden.«

Seinerseits machte Komunduros durch ein Zirkular vom 13./25. November den griechischen Vertretern im Auslande folgende Mitteilung über seine Unterredung mit mir, nach meiner Ankunft in Athen:

Der deutsche Gesandte suchte besonders auseinanderzusetzen, daß es Griechenland nicht zum Nutzen gereichen würde, wenn die jetzigen militärischen Rüstungen der Regierung in eine eigenmächtige und unzeitige kriegerische Bewegung ausliefen, welche voraussichtlich nur eine Niederlage des griechischen Heeres zur Folge haben würde.

Herr Komunduros nimmt an, daß Herr v. Radowitz im besonderen Auftrage seiner Regierung diese Sprache führe, obschon der Gesandte dies nicht behauptete. Der Minister erwiderte: ‚Griechenland habe einen kostbaren Rechtstitel auf seine Ansprüche in der Hand und halte es für seine Pflicht, mit aller Kraft die Ausführung desselben zu verfolgen; außerdem sei ihm von der einstimmigen nationalen Meinung die Notwendigkeit auferlegt, so energisch wie möglich sich militärisch zu rüsten. Und um so unabweisbarer sei diese Notwendigkeit, als Europa jetzt wenig geneigt scheine, die Ausführung seines eigenen Beschlusses zu verfolgen, jede Verzögerung dazu aber

nicht nur dieser nationalen Frage schade, sondern auch das Königreich finanziell ruiniere. Der aus weiterer Verzögerung erwachsene Schaden sei so groß, daß die griechische Regierung es vorziehen müsse, lieber das Königreich der Gefahr einer militärischen Niederlage auszusetzen und auf eigene Hand vorzugehen, als den jetzigen Zustand ins Ungewisse zu verlängern.«

Mein Eintreffen in Athen hatte wieder einmal die Presse, die griechische wie die ausländische, in Erregung versetzt und rief ein Wettschreiben und Telegraphieren über alles hervor, was ich angeblich dem Könige und den Ministern zu eröffnen beauftragt gewesen sei. Ganze Unterredungen zwischen dem König Georgios und mir wurden im Wortlaut telegraphisch (z. B. in der »Neuen Freien Presse«) mitgeteilt. Ich wurde davon immer erst durch die rückkommende Post vom Auslande oder durch telegraphische Anfragen unterrichtet und hatte es andauernd zu meinem größten Mißvergnügen zu dementieren. »Das Zeitungsgeschrei,« schrieb ich Anfang Dezember, »das sich wieder an meine hiesige Mission knüpft, ist unausstehlich: immer bringt es meinen Namen in den Vordergrund, ich mag etwas sagen, tun, verschweigen, unterlassen oder nicht — die Nervosität des hiesigen Publikums und die zudringliche Neugierde der Korrespondenten bleiben die gleichen und lassen mir keine Ruhe. Ich habe es bei meiner Abreise an Busch vorausgesagt, daß es wieder so kommen würde, nun kann ich nichts tun als darüber berichten und dementieren, im sonstigen mögen sie in Berlin veranlassen, was sie wollen ...« Dann brachte die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« darüber eine offiziöse Abfertigung, in der eine Anzahl der deutschen und fremden Blätter, die sich mit der Verbreitung speziell des erfundenen Gesprächs mit König Georg befaßt hatten, zurechtgewiesen wurden mit der Schlußbemerkung: »Es liegt auf der Hand, daß Nachrichten über derartige intime Unterhaltungen in das Gebiet der publizistischen Fiktion gehören, mit denen auch wohlinformierte Blätter nicht verschmähen, ihre Spalten gelegentlich zu schmücken.« Darüber entspann sich dann eine bittere Fehde mit der »Kölnischen Zeitung«, die sich besonders getroffen fühlte, aber schließlich den Vorwurf, daß sie sich zu politischen Flunkereien aus Athen hergegeben habe, nicht widerlegen konnte. Ich hatte persönlich auch gerade in der »Kölnischen« noch nachträglich aus Paris eine Verunglimpfung mitzunehmen als Ranküne von einem Korrespondenten, den ich während meiner dortigen Tätigkeit wegen indiskreter Fragen gründlich hatte abfallen lassen. Er stand aber in Gunst bei Fürst Hohenlohe und konnte sich nun ungehindert an mir reiben.

Endlich brachte auch das griechische amtliche Regierungsblatt (am 21. Dezember) ein Dementi gegen die falschen Berichte über meine angeblichen Unterredungen mit dem Könige und die ihm in den Mund gelegten einigermaßen prahlerischen Erklärungen. In unserer und der Wiener Presse wurde offiziös dazu bemerkt: daß man sich in Athen zu dieser Richtigstellung verstanden habe, beweise doch, daß die an das griechische Kabinett gerichteten Warnungen eine gewisse Wirkung gehabt hätten. Und im öster-

reichischen Rotbuche wurde ein langer Bericht des Geschäftsträgers Baron Wacken vom 21. November veröffentlicht, der in zutreffender Weise mein Auftreten gegenüber den griechischen Ministern und meine Auffassung der Lage wiedergab. »Herr v. Radowitz,« sagte er unter anderem, »beschränkt sich darauf, der griechischen Regierung in offiziöser und freundschaftlicher Form Vorsicht und Zurückhaltung anzuraten. Daß er auf Demobilisierung der Armee gedrungen habe, wie man hier befürchtete, ist unrichtig ... Im ganzen hält Herr v. Radowitz die Situation für ernster, als er vor seiner Ankunft gemeint hatte; es stecke hinter dem hiesigen Treiben diesmal mehr als der leere Lärm, an den man früher gewohnt gewesen war; er ist jedoch überzeugt, daß momentan noch keine Gefahr für Erhaltung des Friedens vorhanden sei ... Er ist dafür, man solle Griechenland in der Grenzfrage eine retraite honorable anbahnen: die Ausarbeitung eines Projektes dafür müsse dem Konzert der Großmächte überlassen bleiben ... Im übrigen sprach Herr v. Radowitz wohlwollend für Griechenland. Ich bekam den Eindruck, daß die deutsche Regierung aufrichtig bemüht sei, die griechischen Wünsche zu unterstützen, aber ebenso entschlossen, jede aktive Unterstützung zu versagen, wenn man hier Wagstücke riskieren wollte ...«

Das war alles richtig. Die dramatische Katastrophe für die türkisch-griechische Grenzfrage wurde nun ins neue Jahr 1881 hineingezogen und in den nächsten Monaten durch die Verhandlungen in Konstantinopel und in Athen vorbereitet.

Zunächst lag mir daran, vor der Krisis in der großen Politik, die Angelegenheit der bayerischen Schuldforderung unter Dach zu bringen. Komunduros sperrte sich noch, machte Bemerkungen über den Mißbrauch der Gewalt des Stärkeren und Ausnützung einer Zwangslage – was ich ihm zwar nicht bestritt, aber als nun einmal in der Politik für unvermeidlich erläuterte –, und schließlich gab er mit humoristischem Seufzer alles Gewünschte nach. Griechenland zahlte 2 600 000 Franken an den Prinzen Ludwig Ferdinand, und damit wurden alle übrigen gegenseitigen Forderungen zwischen Griechenland und Bayern als ausgeglichen erklärt.

»Dafür bekommen wir aber Epirus und Thessalien,« bemerkte Komunduros bei der Unterschrift. Beides zusammen konnte ich ihm unmöglich gleich versprechen, aber ich meinte zu seinem Troste doch, sie würden noch recht reichlich beschenkt werden. Die Konvention zeichneten wir am 22. Dezember, die griechische Kammer nahm sie mit verhältnismäßig geringer Opposition schon am 25. Dezember in dritter Lesung an. In Berlin und in München war man über die Erledigung erfreut, ich bekam das Großkreuz des Michaels-Ordens und, nebst einem überströmenden Dankesbrief, das Bild des Prinzen Ludwig Ferdinand, das in perpetuam memoriam rei in der Athener Gesandtschaftskanzlei weiter prangt. Später habe ich in Spanien die genaue persönliche Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Fürstenpaare, dessen Vereinigung durch diese Transaktion ermöglicht wurde, machen können.

Meine Stimmung zum Schlusse des Jahres 1880 konnte keine freudige sein. Die

Ungewißheit für meine nächste amtliche Zukunft lag zu sehr auf mir. Ich konnte damals noch nicht einmal vollständig die Schwierigkeiten übersehen, die sich der mir feierlich zugesagten Ernennung nach Konstantinopel entgegenstellten, begriff aber aus den Berliner und Konstantinopeler Nachrichten genugsam, daß Hatzfeldts Berufung sich unberechenbar hinausziehen würde, und damit ebenso mein bisher nur als Provisorium betrachteter Aufenthalt in Athen. Außerdem hatte ich den Eindruck nicht überwunden, daß im Auswärtigen Amte eine mir abgeneigte Stimmung vorherrschte, entsprungen aus dem noch keineswegs beseitigten und immer wieder geflissentlich angeregten Mißtrauen des Kanzlers, der weiter an eine Intrige gegen die Ernennung von Hatzfeldt zum Staatssekretär und zur Vorschiebung meiner Person durch eine imaginäre »Hofpartei« glauben mochte. Ich ging mit dem Vorgefühle in das neue Jahr hinein, daß es mir persönlich wenig Erfreuliches bringen würde. Für die Reize des Aufenthaltes in Athen, die ich sonst so sehr zu genießen verstanden hatte, war diesmal meine Empfänglichkeit nicht rege. In meinen Briefen trat das deutlich hervor. »Diesmal,« schrieb ich am 27. November, »ist für mich der Athenische Aufenthalt nur eine harte dienstliche Notwendigkeit, eine Lebensaufgabe, keine Lebensfreude ... Erwarte nicht mehr den sonstigen Hymnus auf den schönen Süden, den ewig blauen Griechenhimmel und das perikleische Bewußtsein ... Jetzt fühle ich mich hier nicht gehobener wie in Potsdam, wo ich wenigstens in einer halben Stunde zu Euch kommen könnte ...« Am 9. Dezember: »... Ich gehe schon kaum mehr auf die Akropolis! Es würde mir jetzt genügen, im Besitze der früheren unvergänglichen Eindrücke, sie gar nicht mehr zu betreten. Etwas Besseres und Tieferes wie vordem kann ich mir dort oben nicht mehr denken, ich fürchte nur noch, daß die Nachwirkung der alten Empfindungen sich abschwäche. Man soll auf Eindrücke nicht mehr zurückkommen, die einmal im Leben einen wirklichen Höhepunkt im Fühlen und Anschauen hervorgebracht haben ...« Etwas später: »Allenfalls kann ich mich noch erheben zur Begeisterung für den Schloßgarten, in dem ich jetzt meine Morgenstunden verbringe. Dort ist nach den Regengüssen der vorigen Woche und der danach eingetretenen fast sommerlichen Wärme neues Leben aufgegangen: die Veilchenparketts duften, die weißen und roten Mandelbäume sind überdeckt mit Blüten, die Schlingrosen, die sich in alle Wipfel hinaufziehen, stehen in voller Pracht. Der alte Gärtner Schmidt föhnt sich mit dem Dasein wieder aus, an dem er seit dem großen Froste vom März 1880 verzweifelt gehabt hatte ... Und doch gehe ich in allem dem oft nur herum wie ein ganz Unbeteiligter und frage mich: was liegt mir jetzt am Naturgenuß?? Es kommt mir vor, als setzte man einen kranken Menschen an einen reich servierten Mittagstisch ... Am besten stimmt zu mir der alte Phaleron und das Meer. Dort könnte ich tagelang sitzen und den Wellen nachschauen, in das immer bewegte, immer wieder auf sich selbst zurücklaufende Spiel, das sich zuletzt im ganzen ausgleicht und darin verrinnt, — wie jedes einzelne Menschenleben ...«

Die Schlußbetrachtung enthält ein Brief an meine Frau vom letzten Dezembertag: »... Was Du in meinen Stimmungsmenschen hineinredest, ist nicht umsonst, es tut mir wohl und tut mir not. Du hast recht: ich will das Jahr schließen in der gemeinsamen Empfindung mit Dir, daß wir froh sein wollen dessen, was wir haben, und mit fester Gesinnung erwarten was kommt und wie es kommt. Mich drückt nicht der ungeduldige Ehrgeiz, auch nicht das manchmal aufsteigende bittere Gefühl von der Mittelmäßigkeit und Gemeinheit, die im menschlichen Zuschnitte immer obenauf bleiben: was mich erfüllt, ist der Gedanke an Euch, an die Zukunft, an das, was ich für die Meinen erreichen *muß*. Ich habe es nie im Leben mit einer Verantwortung leicht genommen und glaube, daß der ganze Bau menschlicher und staatlicher Verhältnisse auf der Fähigkeit der einzelnen beruht, sich ihrer Pflichten und Verantwortungen immer voll bewußt zu bleiben. Wie kann ich jetzt anders als mit Sorgen an die Zukunft der Wesen denken, die mir angehören, für die ich *allein* einstehen muß? Nur darin liegt meine Ungeduld und das gesteigerte Vorempfinden kommender Schwierigkeiten ...«

Mit Anfang des neuen Jahres 1881 wurde zunächst der französische Vorschlag eines Schiedsgerichts zum Austrag der türkisch-griechischen Grenzfrage dadurch wieder beseitigt, daß sowohl die Pforte, wie Griechenland erklärten, sich nicht darauf einlassen zu können, und keines der anderen europäischen Kabinette die Sache ernstlich unterstützte. Die kühle Empfehlung, welche der englische Gesandte dafür in Athen einlegte, konnte kaum Eindruck machen. Mit mir sprach der König darüber und bat dringend, daß wir nicht auch auf diesem Gedanken bestehen möchten, was wir übrigens nicht beabsichtigt hatten. Infolge der glatten Erledigung der bayerischen Schuldfrage war man gerade in Berlin für Griechenland freundlich gestimmt. Nun mußte aber nach etwas anderem gesucht werden. Am 8. Januar schrieb ich über die Situation: »Die Politik in der griechischen Frage, mit der jetzt leider meine eigene unmittelbare Zukunft so eng zusammenhängt, ist zur Zeit ganz unberechenbar. Das hiesige Volk treibt sich immer mehr in die Idee des Krieges hinein, so wenig Chancen die Griechen dabei haben können. Die europäischen Mächte versuchen allerhand Mittel, um einem Konflikt, den sie selbst am meisten veranlaßt haben, vorzubeugen, ich sehe bisher aber nur Methoden angewendet, nach denen es nicht geht, und bin wenig sicher, daß man schließlich auf eine richtige verfallen werde ... Wenn überhaupt ein Kompromiß noch denkbar, so muß er bis spätestens im März fertig sein, sonst kommt ein kriegerischer Wirrwarr, dessen mögliche Entwicklung ein Rätsel ist ...«

Neuen Anstoß zu Verhandlungen gab die Pforte durch ein Rundschreiben vom 14. Januar, worin sie sich gegen die griechischen Grenzforderungen wendete und zur Schlichtung der Frage eine Konferenz in Konstantinopel zwischen den Vertretern der Pforte und der sechs Großmächte vorschlug. Auch darüber waren die Griechen entsetzt, Komunduros stürzte gleich zu mir, um unsere Zustimmung dafür zu hintertreiben.

Auch erließ er am 20. Januar seinerseits ein Zirkular, in dem er verlangte, die europäischen Mächte möchten aus eigener Macht die Mittel in Anwendung bringen, um ihre Beschlüsse in der griechischen Grenzfrage durchzuführen. Wir schlossen uns diesmal den anderen Kabinetten an, die den türkischen Vorschlag annahmen: allerdings wurde daran in Konstantinopel die Bedingung geknüpft, daß die Pforte bei dieser Konferenz ihre bisherigen Konzessionen in der Grenzfrage erweitern müsse. Ganz vertraulich bekam ich den Auftrag, mit Komunduros einstweilen darüber zu reden, ob die (in den Berliner Abmachungen nicht vorgesehene) Abtretung von Kandia an Griechenland als Äquivalent für eine Modifikation der Konferenzlinie ins Auge gefaßt werden könne. Dem hat Komunduros ohne weiteres nicht zustimmen wollen; er bezeichnete die Abtretungen in Thessalien und Epirus als die wichtigsten, auf die Griechenland freiwillig gegen kein anderes Gebiet verzichten könne, und deutete mir naiv an: Kandia müsse ja doch sowieso einmal durch Revolution oder anderweitig an Griechenland fallen, darum brauchte man jetzt sich weniger zu bekümmern. In der Kammer sprach er sich scharf gegen die Einberufung einer neuen Konferenz aus; freilich mußte er das tun, um sich gegenüber der bedrohlichen Taktik von Trikupis zu retten, der diesen Anlaß zum Sturze des Ministeriums ausnutzen wollte. Der schlaue alte Komunduros ging ihm aber nicht in die Falle und wußte den entfesselten Hellenismus mit ebenso schönen Redewendungen und patriotischen Verheißungen zu besänftigen, wie sein großer Rivale.

Die Verhandlung in Konstantinopel konnte erst beginnen, nachdem die Botschafter von England und Deutschland dort zur Stelle waren. Beide, Mr. Goschen und Graf Hatzfeldt, trafen zusammen am 17. Februar ein. Sie kamen aus Berlin, und man erfuhr nun, daß in Besprechungen zwischen Fürst Bismarck und ihnen die Grundlinien für die weitere Behandlung der griechisch-türkischen Frage festgelegt worden waren.

Worin diese bestanden, wurde mir zwar aus Berlin nicht mitgeteilt; aber mein englischer Kollege Corbett war von seiner Regierung besser unterrichtet und konnte mir das neue Programm verraten: Die Botschafter der Großmächte sollten sich mit der Pforte über das Maß der definitiven Grenzzugeständnisse einigen, wobei die Zession von Kandia als Ersatz für das, was von der Konferenzlinie nicht zu erreichen wäre, vorgeschlagen werden könne. Käme es nicht zur Verständigung, dann sollten die Botschafter selbständig eine Grenzlinie bestimmen, für die zunächst die Zustimmung der Griechen zu erlangen, und die dann als gemeinsames europäisches Votum der Türkei aufzuerlegen wäre. Es solle eventuell ein Druck bis zur Bedrohung der Dardanellen ausgeübt werden können, wenn die Türkei sich weigere. Mr. Goschen — so hieß es weiter in der vertraulichen englischen Mitteilung — habe den Fürsten Bismarck gefragt: »How to act on Greek Government? and he significantly answered: I trust to the eloquence of Mr. de Radowitz . . .«

Dieses Berliner Programm hatte einen Punkt, der mir von vornherein als sehr

gewagt für die Aussicht auf Verständigung erschien: nämlich daß, nach hergestelltem Einvernehmen unter den Botschaftern in Konstantinopel, erst die Zustimmung der griechischen Regierung für die neue Grenzlinie erlangt und dann das Ganze der Pforte als unabänderlich oktroyiert werden sollte. Ich hätte umgekehrt vorgeschlagen: erst mit der Türkei ein Definitivum abzuschließen und dieses den Griechen als Entweder-Oder anzubieten. Es konnte uns in Athen nicht zweifelhaft sein, daß, solange die Griechen noch glauben könnten, durch ihre Weigerung mehr von der Pforte herauszuschlagen, sie nicht zu einer klaren Annahme von irgend etwas zu bringen sein würden, was weniger wäre wie die Konferenzlinie. Um mit ihnen zum Abschlusse zu kommen, gab es nichts anderes als sie in eine fertige Zwangslage zu versetzen. Jedenfalls war die für Einwirkung in Athen gestellte Aufgabe nun eine um so schwerere geworden, und weniger als je konnten wir in der Kenntnis der Stimmungen an Ort und Stelle einer befriedigenden Haltung der Hellenen entgegensehen.

Komunduros erhielt natürlich auch bald vertrauliche Informationen über den Gang, den die Konstantinopeler Beratung nehmen sollte, während innerhalb und außerhalb der Kammer sich die Aufregung der Griechen steigerte. Er benutzte die Gelegenheit, wo er alle fremden Vertreter bei einem Diner, das ich meinen Kollegen und den Ministern im Hotel am 17. Februar gab, zusammenfand, um in seiner gutmütigen und ruhigen Weise uns mitzuteilen, er müsse mit Rücksicht auf die parlamentarische Lage nunmehr ein Dekret zur Einziehung sämtlicher Reserven der Armee vorlegen. Das wäre eine direkte Kriegsvorbereitung gewesen und hätte das Vermittlungswerk stark gestört. Es erhob sich auch unter den Anwesenden ein allgemeines Hallo, namentlich Mouy geriet in gewaltigen Zorn. Nach weiterem Zureden in den folgenden Tagen verzichtete Komunduros auf die sofortige und allgemeine Reserveneinberufung, hielt aber an einer sukzessiven Einberufung der einzelnen Jahrgänge fest. Für die Mächte gab das den Anlaß, dem Athener Kabinett in identischen Noten endlich die ouverture des pourparlers entre les Ambassadeurs des Puissances médiatrices à Constantinople anzuzeigen mit dem Hinzufügen: La Sublime Porte ayant annoncé l'intention de s'abstenir de toute agression envers la Grèce, le Cabinet d'Athènes est invité à s'abstenir également de tout acte d'hostilité envers la Turquie pendant la durée des négociations. Die Gesandten in Athen übergaben am 26. Februar, jeder einzeln, die von uns gemeinsam redigierte Note, auf die ich vorher Komunduros vertraulich vorbereitet gehabt hatte. Er benahm sich denn auch ganz korrekt und sagte in seiner Antwort: Le Gouvernement du Roi se conformera, comme il l'a fait toujours, aux désirs des Grandes Puissances. Il s'abstiendra de toute entreprise hostile envers l'Etat limitrophe, dans l'espoir que les négociations entamées à Constantinople aboutiront très prochainement au règlement définitif de l'exécution des décisions de l'Europe ...

Der Anfang vom Ende war nun gemacht; alle Teile hatten ihre Stellung genommen. Jetzt kam es auf die Verhandlung in Konstantinopel an, wo die erste Konferenz der Botschafter unter Mitwirkung der türkischen Bevollmächtigten am 7. März stattfand.

Inzwischen war die Gesellschaft von Athen in einer lebhaften Karnevalstimmung, die Feste in engeren und weiteren Kreisen drängten sich, und ich nahm daran den gebührenden Anteil. Die Elemente du beau monde waren meist die altbekannten aus früheren Jahrgängen, aber ich wäre undankbar, wollte ich nicht für die Winter- und Frühjahrssaison von 1880/81 die zwei schönen jungen Frauen besonders erwähnen, in deren Gesellschaft ich das meiste Vergnügen fand, Madame Anna Hadji-Lazaro und Katharina Hadzopoulos. Erstere war die Tochter eines alten hellenischen Freiheitskämpfers, Calliphronos, der noch als einer der letzten seines Schlages mit der weißen Fustanella in der Athener Gesellschaft sich bewegte. Sie hat später eine andere Heirat gemacht, nachdem sie in der ersten Ehe wenig Befriedigung gefunden hatte. Auch die zweite war von ihrem Manne, einem Mavros in Marseille, nach ganz kurzer Ehe geschieden und hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen. Es erregte im Winter 1880 großes Aufsehen in Athen, wo man allgemein für sie gegen den ihrer unwürdigen Gatten Partei nahm, als dieser am hellen Tage der Mutter das bei ihr gebliebene Kind auf der Straße rauben und es per Dampfer nach Marseille bringen ließ. Mit der ebenso geistreichen und interessanten wie schönen Frau bin ich dauernd in freundschaftlichem Verkehr geblieben, auch nachdem sie sich mit Sir Eduard Law, dem späteren Finanzminister für Britisch-Indien, wieder vermählt hatte.

Eines der originellsten Häuser in Athen war damals das von Schliemann für die Aufstellung seiner trojanischen Altertümer und als prachtvolle Wohnstätte für sich und seine Familie errichtete Marmorgebäude. Wandgemälde und griechische Inschriften bedeckten die Wände, alles im Zusammenhang mit Homer, dem eigentlichen Schliemannschen Hausgotte. Wir hatten jetzt mit dem sonderbaren Manne einen regen persönlichen Verkehr, seitdem er die bedeutende Schenkung der in Troja gefundenen Goldsachen und einer großen Menge Terrakotten, auch einiger schönen Marmorstücke an das »deutsche Volk« gemacht hatte. Ich hatte ihm für diese wertvolle Zuwendung, die im Berliner Museum ihre Aufstellung fand, einen gnädigen Dankerlaß des Kaisers zu übermitteln, was ihn in Begeisterung versetzte. Infolgedessen mußte ich die genaue Besichtigung von über tausend alten Töpfen aus Troja, die keinerlei künstlerisches, nur paläontologisches Interesse beanspruchen konnten, über mich ergehen lassen. Aber eines besonderen Festes im Hause Schliemann in der ersten Märzwoche muß ich noch erwähnen. Er hatte, um dem neuen Hause eine offizielle Weihe zu geben, alle mit ihm bekannten fremden Gesandten und dazu eine Anzahl griechischer Politiker zum Essen eingeladen. Das Mahl schien in seinem kulinarischen Teile mehr dem

Geschmacke, der im alten Troja geherrscht haben mag, angepaßt, als den Bedürfnissen des modernen Magens. Bei Tische erhob sich Schliemann und hielt eine Rede, indem er jeden der anwesenden Diplomaten einzeln apostrophierte. Dabei sprach er sich über die verschiedenen von ihnen vertretenen Länder aus in einem merkwürdigen Französisch, mit noch viel merkwürdigeren Bemerkungen, die oft, wenn auch sicherlich nicht beabsichtigt, an Insulten streiften und auf den Antlitzen meiner Herren Kollegen alle Schattierungen von Verblüffung und Verlegenheit hervorriefen. Schliemann setzte sich aber befriedigt über seine Leistung nieder und gab der Gattin ein Zeichen, worauf nun diese sich erhob und von einem Papier gleichfalls eine Ansprache an die anwesenden Diplomaten ablas, aber diesmal kollektiv an ganz Europa gerichtet mit der Aufforderung, ohne Zeitverlust den edlen Hellenen, den Nachkommen des Perikles und Alexander, zu ihrem Rechte, d. h. zu möglichst ausgedehntem Landerwerb auf Kosten der barbarischen Türken zu verhelfen. Frau Schliemann, eine geborene Athenerin, war eine schöne Erscheinung, eine angenehme, hochgebildete Frau, mit der er sich auf dem Boden der gemeinsamen Altertumsinteressen zusammengefunden hatte. Man konnte ihren rhetorischen Überfall nicht unerwidert lassen, und diese Aufgabe fiel mir als dem Doyen des diplomatischen Korps zu. Ich entledigte mich dessen sofort durch eine möglichst schwungvolle Improvisation über die Vorzüge der in der Hausherrin so glänzend dargestellten hellenischen Frau – ein Thema, über das wir alle mehr einig, für das wir sämtlich gleichmäßiger begeistert wären, wie für irgendeine Frage der leidigen Politik. Unter allgemeinem Applaus schloß damit die Vorstellung, die für manche Anwesende, die nicht den nötigen Humor dafür mitbrachten, eine peinliche Wendung zu nehmen gedroht hatte. Nachher kam es auch in die Presse, aber glücklicherweise in abgeschwächter Version, sehr zur Beruhigung meiner Kollegen.

Das Interesse der klassischen Archäologie, deren Förderung nun einmal zu den Aufgaben des Athenischen Gesandtenpostens gehörte und von mir immer mit besonderem Eifer gepflegt worden ist, beschäftigte mich in dieser Zeit, im März 1881, noch besonders, als es galt, die Ausführung unseres Olympiavertrages in dem einzigen für uns vorteilhaften Punkte, der Abtretung der Dubletten unter den aufgefundenen Sachen, zu sichern. Die Griechen zeigten sich, obschon sie den ganzen Löwenanteil von den Funden behielten, recht wenig geneigt für die verhältnismäßig so geringe Entschädigung an uns; es bedurfte meinerseits einer starken Pression gegenüber dem Lärm, den die sogenannten Archäologen in Athen deswegen erhoben, um endlich eine Kommission von anständigen Leuten (Eystratiades, Castorchi, Milones) ernennen zu lassen, die sich mit unserem Vertreter Dr. Treu nach Olympia begab und nun eine annehmbare Auswahl für das Berliner Museum treffen konnte.

Aus der Heimat brachte der März die Nachrichten und Beschreibungen von der Heirat und von dem feierlichen Einzuge in Berlin (26. Februar) des künftigen Thronerben, Prinzen Wilhelm. Ich verfolgte alles, was diesen nach meinem Urteil so groß

angelegten und hoffnungsreichen jungen Fürstensohn anging, mit speziellem, persönlichem Interesse. Nach Hause schrieb ich darüber: »Von den Einzugsfeierlichkeiten gefällt mir nichts so sehr (obschon mir alles daran gefällt) als der junge Hohenzollern, der seine Braut, die zukünftige Kaiserin und Königin, an der Spitze seiner Mannschaft am Schlosse empfängt. Das ist gesunde und frische Symbolik, wie wir sie brauchen können. Wieviel Zukunft liegt in den zwei Menschen, die neulich umjubelt worden sind! Werden sie standhalten, wenn einst die schweren Tage kommen – und wird für sie der Jubel standhalten, so wie er für unseren jetzigen alten Kaiser nicht nur der gleiche geblieben, sondern immer größer und wahrhaftiger geworden ist? ...

Zweiundzwanzig Jahre sind vergangen, da ich heute (August 1903) diese Erinnerungen und die damals gestellte Frage auffrische. Große Hoffnungen sind durch das einstige Prinzenpaar erfüllt worden, in frohen und in ernsten Tagen hat es auf der Höhe seiner Aufgabe festen Stand gehalten, aber die Tage schwerer Prüfungen sind ihm bisher noch erspart geblieben. Ob ihm dann der gleiche Volksjubel, an dem es bei dem Sonnenschein des Glückes und des Erfolges nie fehlt, noch sicher wäre, ist freilich jetzt ebensowenig zu beantworten wie damals. Doch ich möchte mich selbst nicht darüber täuschen, daß der monarchische Sinn in unserem Volke in diesem Vierteljahrhundert nicht stärker und nicht wahrhaftiger geworden ist. In der Person des Kaisers Wilhelm II. lebt heute ein mächtigeres Herrschergefühl, wie in denen seiner Vorgänger, und er leistet damit Großes, darüber ist kein Zweifel. Ob aber dementsprechend sich in breiteren Schichten der Bevölkerung das Bewußtsein von der Notwendigkeit der monarchischen Institution vertieft und so fest gestaltet habe, daß es Zeiten des nationalen Unglücks überdauern würde, glaube ich leider nicht. Möge die Probe auf das Exempel auch ferner von uns nicht verlangt werden.

Der März brachte noch ein Ereignis von erschütternder Art, dessen tragische Gewalt mich lebhaft berührte, die Ermordung des Zaren Alexander II. Am 14. früh erfuhren wir durch ein Havas-Telegramm, was tags zuvor in Petersburg geschehen war. Ich will meine ersten Eindrücke darüber so wiedergeben, wie es die Briefe aus diesen Tagen enthalten: »... Ich bin gleich zu Schischkin und ins Palais gestürzt. Die arme Königin hat es, da man ihr es nicht gleich sagen wollte, zufällig durch eine Kammerfrau erfahren und ist überwältigt von ihrem Schmerze ... Genaue Nachrichten können wir erst in zwölf Tagen haben, so lange nur Telegramme ... Da merkt man, wie man hier außerhalb der Welt lebt ... Also ist es der infernalen Bande gelungen, vielleicht den besten und ehrlichsten Menschen, der je auf dem russischen Throne gesessen hat, wie ein wildes Tier zu Tode zu hetzen. Und es ist nicht das Werk von gemeinen, stupiden Übeltätern, sondern der Ausfluß der modernen russisch-slawischen Zivilisation, das Produkt der nichtswürdigen, frivolen »Gesellschaft«, die in Petersburg groß geworden, zu der sich ein wahnwitziger Nationalfanatismus gesellt, den man in Rußland wie eine Kraft aufzieht zum eigenen Verderben. Nimm Gortscha-

kow, Adlerberg auf der einen, Aksakow, Ignatiew auf der anderen Seite, dann versteht man, daß solche Zustände sich nicht an festen Schranken des russischen Staatswesens brechen können, sondern daß alle Barrieren morsch sind ... Was nun in Rußland? Wird man nach oben hin das Übel ausrotten wollen und können? Dort liegt es, in den hohen und höchsten Schichten, nicht in den unteren ... Und bei uns müssen wir auch das Haupt beugen bei diesem gräßlichen Ereignis. Vor zwei Jahren gingen wir an dem gleichen Schrecken vorbei, und was hat es verhindert, daß wir damals unseren herrlichen Kaiser ermordet vor uns liegen sahen? Der Helm, der seinen Kopf geschützt hat! Möge gegen die tieferen Ursachen, die auch bei uns solche Erscheinung gezeitigt haben, wenigstens in unseren allgemeinen Verhältnissen noch eine stärkere Remedur sich vollziehen, als es in Rußland jetzt wahrscheinlich bleibt! ... Es ist übrigens merkwürdig, mit welcher Gelassenheit fast alle Russen, die ich hier sehe (von den Griechen rede ich gar nicht erst) die Kunde der Petersburger Tat aufnehmen. Ich war viel mehr davon ergriffen, als Schischkin bei unserer ersten Begegnung ... Dann kam er ruhig mit seiner Frau zur table d'hôte mit allen Leuten zusammen und beide gefielen sich in banalem Geschwätz, eigentlich nur damit beschäftigt, wer nun unter dem neuen Kaiser eine Rolle spielen, wie der neue Hof zusammengesetzt sein würde usw. Ich dachte mir dabei, wie schnell Kaiser Alexander II. in Petersburg vergessen sein werde – schneller als bei uns ... Für unsere Beziehungen zu Rußland hat sich unzweifelhaft ein großer Abschnitt vollzogen. Wir können aber heute ganz ermessen, wie weise und groß die Politik des Sommers 1879 war, die unser Verhältnis zu Österreich für alle Fälle festlegte. Mit welcher Unsicherheit stünde man ohne dem heute dem Wechsel gegenüber, wie viele Konvoitisen würden sich gleich daran knüpfen, die nunmehr bei der Tatsache unserer Allianz mit Österreich gar nicht erst zur Entwicklung kommen ... Charakteristisch ist das fishing der Franzosen, die sofort in Senat und Kammer Rührszenen arrangieren, um sich dem neuen Regime in Petersburg zu empfehlen. »Les services que l'Empereur Alexandre a rendus à la France« – das ist doch nicht ernsthaft zu nehmen! Cf. Krimkrieg, die polnischen Affären, Kaiser Alexanders Verhalten 1870! Consu de fil blanc ... Es wäre zu vermuten, daß die letzten Ereignisse kaum dazu beitragen könnten, dem neuen Zaren Vorliebe für die Republik und für die Pariser Zustände beizubringen, wo das évangile du régicide in den Kommunardblättern ungeniert proklamiert werden kann ...«

Am 15. März war das ganze offizielle Athen zum feierlichen Trauergottesdienst in der russischen Kirche versammelt. Auch da hatte man den Eindruck, daß wohl nur das königliche Paar, vor allem die tief gebeugte, aber immer schöne Königin in wirklicher Ergriffenheit Anteil nahmen. Alle übrigen, die Russen vorweg, sahen recht indifferent drein.

Ich kehre nun zurück zu den Konstantinopeler Verhandlungen über die Grenzfrage.

Wie es damit vor dem formalen Beginn der Botschafterbesprechungen aussah, geht am klarsten aus einem Briefe von Hatzfeldt vom 2. März hervor: »Ihre Mitteilungen über die Lage der Dinge in Athen«, schreibt er mir, »haben mich sehr interessiert und bin ich dafür sehr dankbar. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir hier unser Möglichstes tun werden, um ein für beide Teile annehmbares Abkommen herbeizuführen. Ob dafür Hoffnung vorhanden ist, werden wir sehen, wenn wir über die äußersten Zugeständnisse der Türken Gewißheit erlangen. Die Delegierten der Pforte, Server-Pascha und Ali-Nizami-Pascha, sind endlich ernannt; dies wird nun durch ein Zirkular vielleicht heute schon angezeigt, und dann kann es losgehen. Selbstverständlich werden die Türken aber erst allmählich mit den letzten Konzessionen herausrücken. Der schlimmste Punkt, fürchte ich, wird auch hier Prevesa sein. Wir haben bisher keine Anzeichen, daß darin auf Nachgiebigkeit zu hoffen ist, und es läßt sich auch wohl nicht leugnen, daß hier sich gewichtige Gründe dagegen geltend machen lassen. Es ist schließlich richtig, daß es der Hafen von Janina ist und daß man es mit den Albanesen verderben müßte, um ihn herzugeben. Was wird von der anderen Seite geltend gemacht? Daß man es durchaus haben will. Warum? Weil man recht gut weiß, daß die Albanesen sich dann zuletzt Griechenland in die Arme werfen müßten. Ist das aber für Europa ein stichhaltiger Grund, es auf einen Casus belli ankommen zu lassen?

Wir müßten, wenn etwas zustande kommen soll, darauf rechnen, daß es Ihnen und Ihren Kollegen gelingt, die Griechen zur Vernunft zu bringen. Wenn ich den Nachrichten neuer Telegramme aus Athen glauben darf, so wird dies eventuell nicht so schwer sein, als es jetzt den Anschein hat. Die Griechen sind schließlich zu kluge Leute, um sich nicht ganz klar zu machen, in welche Situation sie geraten, wenn Europa sich en désespoir de cause aus der undankbaren Aufgabe zurückzieht. Im besten Falle würden sie nichts erreichen, ihre jetzigen Grenzen behalten und, unter der Last ihrer Schulden erdrückt, für viele Jahre auf eine neue Anstrengung verzichten müssen.

Eine andere und sehr wichtige Frage ist es, ob die Monarchie nicht bei einem ganz unbefriedigenden Abkommen in die Brüche gehen würde. Dies kann niemand, meines Erachtens auch nicht der Sultan wünschen, und schon aus diesem Grunde müßten wir darauf Wert legen, daß der König der Nation durch eine Verständigung wirkliche Vorteile verschafft, die ihn gegen begründete Vorwürfe schützen.

Den Gedanken, den Türken ein Bündnis mit Griechenland in Aussicht zu stellen, halte ich leider für hoffnungslos. Sie sind fest überzeugt, daß die Griechen doch nie Ruhe geben werden, solange sie nicht Konstantinopel haben. Gerade deshalb scheuen sie jede bedeutende Vergrößerung Griechenlands, weil sie das unbesiegbare Gefühl haben, damit ihren Feinden für die Zukunft selbst wirksamere Waffen in die Hand zu geben.

Man darf übrigens nicht vergessen, daß der Sultan in dieser Frage, gerade wie König Georg, auf innere Gefahren Rücksicht zu nehmen hat oder sie wenigstens in

hohem Grade fürchtet. Ganz abgesehen von den Albanesen gibt es eine muselmännische Meinung, die den Kalifen dafür verantwortlich macht, wenn er, nachdem das Reich schon große Territorien durch den Krieg mit Rußland verloren, ohne militärischen Zwang dem schwächeren Nachbar zwei große Provinzen hingibt.

Anders liegt die Sache mit dem Gedanken, der mir ebenfalls gekommen war, die Pille durch eine hineingeflochtene Geldentschädigung zu versüßen. Wie weit würde man nach Ihrer Meinung darin gehen können? Hier würde es nach der Ansicht von Leuten, die die nationalen Eigenheiten kennen, darauf ankommen, eine Form dafür zu finden, die den türkischen Stolz nicht verletzt.

Höchst wichtig ist ferner die Auffindung von Garantien für die Interessen der Muselmänner in den abzutretenden Distrikten. Solche Garantien, die nicht, wie in anderen Fällen, illusorisch sein dürfen, würden zur Beruhigung des Sultans beitragen und ihm seine Aufgabe der hiesigen öffentlichen Meinung gegenüber erleichtern. Ich hoffe, daß wir in dieser Hinsicht auf griechischer Seite nicht den geringsten Widerstand finden würden.

Sehr dankbar werde ich Ihnen selbstverständlich sein, wenn Sie mir auch in Zukunft über die Zustände und Stimmungen in Athen zuweilen Nachricht auf zuverlässigem Wege geben wollen. Soll hier eine lebensfähige Arbeit zustande kommen, so muß auch diese Seite der Frage die gebührende Berücksichtigung finden, und es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, die dortige Sachlage fortlaufend und genau zu kennen ...«

Zu diesem Bilde von der Sachlage in Konstantinopel ist zu bemerken, daß auf griechischer Seite in allen Erörterungen, amtlichen und privaten, der Erwerb von Prevesa als eine Grundbedingung der Verständigung bezeichnet wurde und wir deshalb aus Athen bei unseren Regierungen immer wieder auf diesen Punkt im Interesse der Erhaltung des Friedens zurückkommen mußten. Die von Hatzfeldt angeregte Eventualität einer Geldentschädigung besprach ich sofort vertraulich mit dem angesehensten der Athener Geldmänner, Syngros, der glaubte, man könne vierzig Millionen Franken für Prevesa anbieten. Ich schrieb es an Hatzfeldt, doch ist der Punkt nachher nicht mehr zur Sprache gekommen, muß also sich von vornherein bei den Türken als indiskutierbar erwiesen haben.

Die Verhandlung der Botschafter mit Hinzuziehung der türkischen Bevollmächtigten zog sich, was vorauszusehen gewesen, in die Länge: es war, wie ich in meinem Tagebuche vom 12. März bemerkt finde, »ein Versteckspiel zwischen Europa und der Pforte mit türkischen Propositionen, die nicht ernsthaft gemeint waren, und Gegenvorschlägen der Botschafter, die keine Wirkung hatten«. Die Türken hatten zuerst Geneigtheit gezeigt, auf die Kombination mit Kandien einzugehen, zogen das aber wieder zurück und beharrten bei einer Festlandlinie, die weit hinter den früheren Beschlüssen zurückblieb. Hatzfeldt schrieb mit dem Ausdruck der Ermüdung über die

resultatlose Arbeit. Auch in Berlin wurde man darüber immer mehr nervös und drängte nun zu dem zweiten Schritte, der in der Vorbesprechung mit Goschen ins Auge gefaßt worden war: definitive Lösung der Grenzfrage durch Beschlüsse der Botschafter untereinander, ohne weitere Mitwirkung der Pforte. Es war notwendig, sich zu beeilen, denn in Griechenland wuchs unverkennbar die kriegerische Aufregung; Komunduros blieb nur mit großer Schwierigkeit Herr der Situation, der König wurde immer besorgter über die Torheiten, zu denen möglicherweise sein edles Volk sich hinreißen lassen würde, wenn nicht bald eine Entscheidung erfolge.

Am 27. März hatten die Botschafter die Abgrenzung gefunden, die nunmehr als ultima ratio erst den Griechen, dann der Pforte aufgenötigt werden sollte. Wie man alsbald telegraphisch in Athen erfuhr, war es eine Linie in Thessalien südlich vom Salambriafluss, in Epirus südlich vom Artafluß. Prevesa wurde nicht gegeben, von Kandien war nicht mehr die Rede. Das Ganze immerhin ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit zirka 380 000 Einwohnern. Hatzfeldt schrieb mir darüber am 1. April: »Sie kennen nun unser Schlußprotokoll. Es soll als décision de l'Europe gelten, nicht als proposition, wie man in Athen glauben könnte! Die Kombination mit Kandien (auch ohne Larissa) wäre besser gewesen, schon des Königs halber. Aber niemand wollte sie jetzt mehr vorschlagen; ohne Krieg war Kandien hier nur zu bekommen, wenn man die Linie vom 3. Oktober wesentlich umgestaltete. England knüpfte außerdem jetzt an die Zession von Kandien Bedingungen, die wir anderen alle für unmöglich hielten. Es blieb uns nur übrig, um Goschen mitzubekommen, Kandien fallenzulassen und statt dessen ganz Thessalien zu nehmen. Prevesa konnten wir den Türken gegenüber ebensowenig zur conditio sine qua non machen. Wir hatten die Überzeugung, daß es ein Kriegsfall werden würde, und keiner der Botschafter hat auch nur ein einziges Argument für die Berechtigung Griechenlands finden können, welches uns entschuldigt haben würde, diese Kriegsgefahr hier heraufzubeschwören ...«

Der Eindruck in Athen nach Bekanntwerden dieser Entscheidung war der einer großen Enttäuschung: man hatte ganz bestimmt erwartet, zu den gegen die früheren Konferenzbeschlüsse beschränkten Erwerbungen in Thessalien und Epirus wenigstens noch Prevesa oder Kandien zu bekommen, und durchweg herrschte die Überzeugung vor, daß Griechenland durch ein letztes bedrohliches Aufraffen aller seiner Kräfte die Mächte dahin bringen könne, der Türkei auch noch diese Zugeständnisse zu entreißen. Komunduros erklärte mir sofort, er könne unmöglich die freiwillige Annahme dieser Abfindung für die berechtigten griechischen Ansprüche in Aussicht stellen und er zöge jetzt vor, zurückzutreten und das Feld der von ihm mit so großer Not zurückgehaltenen nationalistischen Opposition zu überlassen. Davon brachte ich ihn durch starkes Zureden wieder ab, indem ich ihm die ganze Verantwortung dafür vorhielt, wenn er in so kritischem Momente den König und das Land im Stiche ließe und einen Konflikt

herbeiführe, der nur unheilvoll für die Griechen endigen könnte. Dann ließ ich ihm keinen Zweifel, daß nun definitiv das letzte Wort von Europa in dieser Frage gesprochen werden würde und daran nichts mehr zu ändern sei. Dasselbe ließ ich dem Könige ausrichten, der gleich seinen Privatsekretär Kalinski zu mir schickte mit der Bitte um nochmalige Intervention, damit wenigstens Prevesa noch gegeben werden könnte.

Die Athener Finanzleute (Mesas, Syngros) kamen und schlugen vor, ob nicht vielleicht etwa die Insel Chios hinzugefügt werden könne, nur um noch etwas mehr zu bekommen als das jetzige Angebot.

Diese Stimmung und diese Bemühungen konnten nicht ausbleiben bei dem Modus procedendi, der von den Griechen eine freiwillige Zustimmung verlangte, noch ehe von den Türken die vollendete Tatsache angenommen war. Wir saßen nun fest auf dem Widerstande, den wir kommen sehen mußten.

Die Tage bis zur offiziellen Mitteilung der Konstantinopeler Beschlüsse in Athen vergingen unter kriegerischen Demonstrationen des hellenischen Pöbels, die sich auch direkt gegen den König richteten: Am 2. April waren am Palais und in der Stadt Plakate angeschlagen mit der Aufforderung an den *βασιλευς*: »Entweder 21 oder 89«, das heißt entweder Krieg gegen die Türken oder Revolution.

Um den Straßenkundgebungen vorzubeugen, hielt der König am 4. April eine Truppenrevue ab und ließ Fahnen durch den Metropoliten weihen. Dabei kam ein Adler von Tatoi her angeflogen und schwebte während der Zeremonie gerade über dem Könige: das genügte, um das Volk zu beschäftigen und dem allgemeinen Bedürfnisse nach Geschrei und Begeisterung eine für die öffentliche Ordnung weniger gefährliche Richtung zu geben. Noch mehr löste sich alles in Feierstimmung und Zitorufen auf, als am 6. das alljährliche Unabhängigkeitsfest bei schönstem Wetter und mit besonderen Veranstaltungen zur Volksbelustigung abgehalten wurde. Ganz Athen war auf den Beinen, aber ganz Athen wollte sich vergnügen und durch politische Sorgen nicht stören lassen. Dem Tedeum in der Kathedrale wohnte auch das diplomatische Korps in Uniform bei.

Unsere Tätigkeit als Übermittler des europäischen Verdiktes in der Grenzfrage war am 5. April damit eingeleitet worden, daß Curtopassi von Graf Corti aus Konstantinopel die vertrauliche Mitteilung des Wortlautes der Note erhielt, die von den Gesandten in Athen als Begleitschreiben zu den Botschafterbeschlüssen übergeben werden sollte. Unsere Instruktionen dafür sollten wir noch abwarten. In seiner gewöhnlichen Aufgeregtheit lief Curtopassi mit dieser Nachricht, die er zunächst noch allein und nur zu seiner persönlichen Information besaß, bei den Kollegen herum und verlangte, zusammen mit Mouy, eine Vorbesprechung, um unsererseits den Text der Note erst noch einmal zu prüfen. Er brachte auch gleich in Übereinstimmung mit Mouy Vorschläge zu Änderungen in der Redaktion des Textes mit, die darauf

berechnet waren, die Wirkung der Mitteilung in Athen zu verstärken. Sie betrafen nur wenige, an sich unwesentliche Punkte: so sollte zu den Worten »décision de l'Europe« noch »suprême« eingeschaltet, ferner eine Antwort »dans le plus bref délai« verlangt werden. Da am folgenden Tage, 6. April, wegen der Feier des Nationalfestes keine Möglichkeit gewesen wäre, Komunduros oder irgendeinen der griechischen Minister zur Abgabe der Note zu sprechen und außerdem auf den Eingang der Instruktionen für alle Gesandte zu warten war, wurde von uns vorausgesetzt, daß wir für diese Textverbesserungen noch rechtzeitig bis zum 7. früh die Ermächtigungen erhalten könnten. Es ging also nach Verabredung am 5. vormittags ein identisches Telegramm an unsere respektiven Regierungen ab, in dem wir die Notwendigkeit einer möglichst scharf pointierten Sprache gegenüber dem griechischen Kabinett hervorhoben, ohne die der Erfolg der jetzigen Demarche zweifelhaft sein würde.

Ich hatte mich dem Vorschlag zu diesem identischen Telegramm angeschlossen, weil ich die darin empfohlenen Verbesserungen für richtig und wünschenswert hielt, verhehlte aber mir und meinen Kollegen nicht, daß daraus möglicherweise Mißverständnisse entstehen könnten und erklärte, daß wir jedenfalls, wenn sich damit die noch ausstehenden Instruktionen für sofortige Abgabe der Note in der aus Konstantinopel vorgezeichneten Fassung kreuzen sollten, ohne weiteres und ohne Abwarten dem Folge zu leisten haben würden. Diese Instruktionen trafen alle im Laufe des nächsten Tages ein, die englische erst am Abend spät, so daß in keinem Falle, auch wenn wir am 6. hätten von Komunduros empfangen werden können, die gemeinsame Demarche eher als am 7. früh möglich gewesen sein würde. Die zweite Instruktion mit Zustimmung zu den Modifikationen erhielten ebenfalls alle meine Kollegen bis zum 7. früh, nur ich nicht, meine kam erst am Nachmittag, als wir die Note schon übergeben hatten. Ich hatte mich, ohne noch auf spezielle Nachricht zu warten, den anderen angeschlossen, damit kein weiterer Zeitverlust entstehen könnte. Die Note wurde dann bei Mouy aufgesetzt, von uns sechs (nämlich der Anciennität nach von mir, Corbett, Curtopassi, Mouy, Schischkin, Wrede) unterschrieben und gemeinsam im Ministerium an Komunduros übergeben. Ich las sie vor; Komunduros, den ich vorher darauf vorbereitet gehabt hatte, entgegnete nichts anderes, als er werde die Mitteilung dem Könige und dem Ministerium vorlegen und baldigst beantworten. Er war aber sichtlich ergriffen und nicht im vollen Besitze seines gewöhnlichen Gleichmutes. Er war sich völlig dessen bewußt, daß jetzt der Würfel gefallen sei und daß er die Verantwortung dafür übernehmen müsse, einer die Forderungen des Landes nicht befriedigenden Lösung freiwillig und definitiv zuzustimmen.

Nun kam es auf die griechische Antwort an. Bevor diese uns mitgeteilt wurde, am 12., tobte noch die Athener Presse unter dem Einflusse von Trikupis, der selbstverständlich die Sache nur vom Parteistandpunkte der Opposition, die bei der Gelegenheit wieder ans Ruder kommen wollte, auffaßte. Speziell über mein armes Haupt

aber entlud sich zunächst ein anderes Ungewitter in Telegrammen aus Berlin. Obschon in der Übergabe unserer Note, die vor dem 7., aus den oben bezeichneten Gründen, nicht hätte erfolgen können, kein Aufschub eingetreten, und obschon unsere geringen Textverbesserungen am Konstantinopeler Entwurf für die Lage in Athen nützlich und unzweifelhaft im Sinne der Mächte gewesen waren, hatte doch die Tatsache, daß die Athener Gesandten an dem Texte überhaupt irgend etwas zu ändern unternommen hatten, bei Bismarck persönlich mächtigen Unwillen hervorgerufen und erschien ihm im Lichte einer frevelhaften Auflehnung gegen das in Konstantinopel zustande gekommene europäische Einverständnis. Daß wir den Vorschlag der kleinen Änderungen gemacht hatten, noch bevor wir die bindende Instruktion zur Abgabe der Note besaßen, nur auf die einstweilige vertrauliche Information durch den einen der Konstantinopeler Botschafter hin, kam bei Bismarck nicht mehr in Betracht, nachdem er einmal den ersten Eindruck gehabt hatte, die Gesandten in Athen wollten unberechtigte neue Schwierigkeiten bereiten. Das alles richtete sich natürlich gegen mich — meine Kollegen bekamen keine solche Vorhaltung von ihren Kabinetten, nur Mouy nachträglich eine Bemerkung, hervorgerufen durch die nach Paris wie auch zu den anderen Regierungen gelangten Nachrichten von der Aufregung Bismarcks über den Vorfall.

Ich habe nie in meiner diplomatischen Laufbahn eine so empfindliche Zurechtweisung von oben herab erhalten, wie aus diesem Anlasse. Auch die spätere Erläuterung der ganzen Angelegenheit, die ich in einem besonderen Memoire dem Kanzler vorlegen ließ, konnte nichts mehr an seiner Auffassung ändern. Bismarck ist bekanntlich nie, oder höchst selten, von ungünstigen ersten Eindrücken durch spätere Informationen zurückzubringen gewesen, wenigstens hat er es nicht zugestanden. Er konnte dann wohl das Ganze vergessen, aber nie einräumen, daß sein erstes Urteil ein unrichtiges gewesen sei. Daß ich in dieser Sache gemeinsam mit den Kollegen an einer unbotmäßigen und für den Frieden unter den Kabinetten gefährlichen Handlung teilgenommen, stand bei ihm fest und wiederholte er, wie Busch mir schrieb, auch gegen dessen Erklärungen über den Hergang. Auf den Einwand, daß doch die anderen Mächte die Demarche der Gesandten ohne weiteres gebilligt hätten, erwiderte er, ebensogut hätten die Kabinette auch weniger einig sein können; sie hätten nur bewiesen, daß sie verständiger gesonnen seien, als ihre Vertreter in Athen.

Ich war über dieses Intermezzo tief verstimmt, mehr als es an sich gerechtfertigt sein konnte. Aber es trat zu der niedergeschlagenen Stimmung, in der ich mich bereits befand und die mir alles schwärzer erscheinen ließ. Meine ohnehin nicht große Zärtlichkeit für Curtopassi, den Faiseur, der uns in diesen ganzen »identischen« Übereifer, ohne den es auch gegangen sein würde, hineingeritten hatte, wurde dadurch nicht vermehrt. Ich mußte mir selbst sagen, daß ich klüger und richtiger gehandelt haben würde, mich davon auszuschließen.

Jedenfalls ließ ich dieses Gefühl keinen Einfluß auf die weitere Behandlung unserer

schweren Athener Aufgabe gewinnen, bei deren glücklicher Lösung mir persönlich der größte Anteil zufiel — ob man das nun in Berlin anerkennen wollte oder nicht.

Die Abfassung der Antwort auf unsere Note verursachte den griechischen maßgebenden Faktoren schwere Kopfschmerzen. Weder der König noch Komunduros konnten sich in den ersten Tagen zu einer Entscheidung darüber aufraffen. Am 10. April erhielt ich von Bismarck direkt den telegraphischen Auftrag, die sofortige Annahme der Konstantinopeler Beschlüsse auch im Namen des Kaisers dringend zu empfehlen und keine Illusion über die Folgen der Ablehnung oder einer längeren Zögerung zu lassen. Ich ging damit noch am Abend spät zu Komunduros, der sich in seinem Hause wie in einer Festung eingeschlossen und eine kräftige Leibgarde von Mainoten, seinen engeren Landsleuten, um sich geschart hatte. Unsere Aufforderung machte ihm sichtlichen Eindruck, er sagte bestimmt für die nächsten Tage die Antwort zu und schien im Grunde nur zu wünschen, daß man ihn dazu noch mehr zwingen möge. Dann kam am 12. seine Note, als amtliche Erwiderung auf die unserige vom 7. April. Es war ein langatmiges Schriftstück, das in seinem ersten Teil einen bitteren Rückblick auf die vergangenen Zusicherungen der europäischen Mächte in der Grenzfrage warf und die Gründe erörterte, die es Griechenland unmöglich machten, diese jetzt verlangte Lösung pure anzunehmen, dann aber im zweiten Teil erklärte, Griechenland sei den Mächten dankbar für ihre Bemühungen und werde sich beeilen, nunmehr in die ihm zugesprochenen Gebietsteile einzurücken. Zum Schlusse verlangte die Note ausdrückliche Garantien für die Bevölkerung griechischer Abstammung in den Distrikten, die, obschon vorher in der Konferenzlinie mit einbegriffen, jetzt außerhalb der neuen Abgrenzung bleiben sollten.

Mündlich fügte Komunduros hinzu, als ich frug, ob das nun als eine verhüllte, aber zweifellose Annahme betrachtet werden sollte: als direkte und vollständige Annahme könne er es noch nicht bezeichnen, da er sonst gleich die Kammer einberufen müsse, die alles verderben würde. Seine eigenen Freunde würden ihn dann unter dem Drucke der jetzigen Erregung im Stiche lassen. Jedenfalls müsse Griechenland darauf bestehen, daß es noch sichere Garantien für die Ausführung der Grenzregulierung und für das Geschick der unter türkischer Herrschaft im Epirus verbleibenden hellenischen Bevölkerung erhalte.

Ich erhielt am Abend eine andere und wertvollere, wenn auch noch ganz vertrauliche Mitteilung, indem der König durch seinen Privatsekretär Kalinski mir sagen ließ: wenn die Pforte nur die notwendigen Garantien für baldige Evakuation und Übergabe bieten wolle, sei die Antwortnote ohne sonstige Bedingungen als die definitive Annahme zu betrachten. Ich könne das vorläufig als geheime Information nach Berlin melden.

Den anderen Gesandten ging diese direkte Äußerung des Königs nicht zu, sie hatten aber ebenfalls schon genügenden Grund zu der Ansicht, die dann auch den verschiedenen

Regierungen gemeldet wurde, daß die griechische Antwort bei aller Verklausulierung nur als Annahme der Botschafterbeschlüsse zu betrachten sei. Gleichviel mußte vorläufig noch in Athen Rücksicht auf die Erregung genommen werden, die infolge des Bekanntwerdens der Kollektivnote in der Presse und in allen Schichten der Bevölkerung sich kundgab. Angesichts dieser Stimmung hätte Komunduros, auch wenn er es wollte, keine positivere Erklärung abgeben können, ohne seinen Platz aufgeben zu müssen, was eine ernste Gefahr für die friedliche Abwicklung gewesen sein würde. Auf der anderen, der Konstantinopeler Seite aber überwog zu sehr das Bedürfnis, möglichst bald mit der Tatsache der griechischen unbedingten Annahme der neuen Grenzen rechnen zu können, weil das ja, immer nach dem Rezepte der Abmachung in Berlin mit Goschen und Hatzfeldt, für Erzwingung der endgültigen türkischen Zugeständnisse die erforderliche Grundlage war. Somit beschlossen die Botschafter schleunigst eine neue, durch die Gesandten in Athen zu übergebende Kollektivnote, in der feierlich von der Zustimmung des griechischen Kabinetts zu den in der ersten Note ihm mitgeteilten Grenzbestimmungen Akt genommen werden sollte, nebst Zusicherung, daß nunmehr die Türkei zur rückhaltlosen Ausführung der Beschlüsse veranlaßt werden würde.

Darob neues Entsetzen in Athen! Komunduros erklärte uns sofort, wenn eine solche Note käme, werde er antworten müssen, daß seine erste Antwort keine unbedingte Annahme gewesen und daß unter allen Umständen erst auf den geforderten Garantien für Ausführung und für das Los der epirotischen Hellenen bestanden werden müßte.

Die Botschafter ließen sich nicht davon abschrecken, uns diese neue Kundgebung aufzuerlegen. Sie hielten unseren Vorschlag, wenigstens darin etwas über die Garantien zu sagen, für unmöglich, weil das zu leicht den Türken als Vorwand für Schwierigkeiten in der Evakuation dienen würde, regten jedoch selbst an, daß wir bei Abgabe der Note übereinstimmend die mündliche Erklärung geben könnten, daß die Mächte sich für das Schicksal der im Epirus verbleibenden griechischen Bevölkerung interessieren würden.

In Athen wurde am 17. April eine große Volksversammlung auf dem Polygon abgehalten, bei der, wie gewöhnlich, der angesammelte Explosivstoff in Reden und Geschrei sich verflüchtigte. Dazu hatte diesmal die Polizei den für griechische Verhältnisse allerwirksamsten Alliierten gefunden: einen formidablen Platzregen, der bald die ganze, 6000 – 7000 Köpfe starke Versammlung auseinanderfegte. Endlich war noch ein wild gewordenes Pferd in die Menge hineingejagt und hatte den Redeeffekt des Volkstribunen auf der Marmorkanzel stark geschädigt. Es wurde dann doch eine Resolution als von dieser Versammlung »einstimmig« angenommen in die Presse gebracht, die sich scharf gegen die Nachgiebigkeit der Regierung und gegen jede Änderung der vom Berliner Kongreß respektive der dortigen Konferenz zugestandenen Grenzen aussprach. Eine gleiche Resolution faßte der Gemeinderat der Stadt Athen

und teilte sie dem Ministerium mit. Nach diesen Kundgebungen erschien die allgemeine Stimmung etwas beruhigter und wir beschlossen nun, die uns aufgetragene zweite Note am 20. April abzugeben. Die mündliche Erklärung über die griechischen Epiroten konnte nicht gegeben werden, weil ich, nebst den Kollegen von England und Rußland, dazu noch nicht ermächtigt waren. Komunduros, der wenigstens auf diese Versüßung der bitteren Pille gehofft hatte, war sehr enttäuscht, daß ich ihm auf seine Frage: »Vous n'avez rien à me dire concernant l'Epire?« antworten mußte, wir hätten darüber noch keine Instruktionen. Er erklärte nunmehr, daß er eine Antwort nicht mehr zurückhalten könne, in der die griechische Regierung alle ihre Reserven wegen der Annahme der neuen Grenzlinie und wegen des zurückbleibenden Teils griechischer Nationalität ausdrücken müsse. Ferner sprach er das Verlangen aus, den Text der Mitteilung, der in Konstantinopel von den Botschaftern der Pforte (am 19. April) übergeben worden, kennen zu lernen.

Die Lage war somit keineswegs geklärt, wir standen vielmehr an einem kritischen Punkte, der das ganze Friedenswerk wieder in Frage stellen konnte. Gaben die Griechen die jetzt von ihnen beschlossene Antwort, so hatten die Botschafter in Konstantinopel die Überzeugung, daß die Türken daraus den Vorwand nehmen würden, sich der definitiven Annahme und der Ausführung der europäischen Entscheidung zu entziehen. Das Mißtrauen des Sultans, daß trotz seiner Konzessionen die Griechen doch noch weiter auf Annexion aller in den türkischen Grenzprovinzen verbleibenden Untertanen hellenischer Abstammung hinarbeiten würden, war groß; widerstrebte es doch ohnehin aller osmanischen Tradition, daß der Beherrscher der Gläubigen freiwillig und ohne Schwertstreich einige Provinzen an eine andere Macht abgeben sollte. Die Botschafter in Konstantinopel, gedeckt und ermächtigt von den betreffenden Regierungen, verlangten deshalb von uns mit Nachdruck, daß wir das griechische Ministerium zum Verzicht auf jede Wendung in seiner Antwort bestimmen sollten, wodurch ihr Geschäft bei der Pforte erschwert werden könnte.

Glücklicherweise fiel dazwischen das griechische Osterfest, 24., 25., 26. April, währenddessen man sich in Athen nicht um Politik zu kümmern pflegt, und Komunduros selbst ging für einige Tage aufs Land. Ich hatte vorher durch Unterredungen mit ihm und dem sehr vernünftigen Unterstaatssekretär Vlachos erlangt, daß die schon entworfene Antwort bis nach dem Feste liegen bleiben sollte, und dafür in bestimmte Aussicht gestellt, daß wir die gewünschte Mitteilung der Konstantinopeler Note vom 19. April, sowie dann auch die mündliche Erklärung wegen der Untertanen griechischer Abstammung in der Türkei machen würden. Die Ermächtigung dafür war mittlerweile an uns alle gelangt. Als eine weitere günstige Wendung konnten wir es auffassen, daß der (übrigens tüchtige) Kriegsminister Mauromichalis am Ostersonntag seine Entlassung einreichte, weil er an keiner griechischen Zustimmung in irgendwelcher Form zur Verringerung der Konferenzgrenzlinie sich beteiligen könnte. Damit war der

größte Widerstand, den Komunduros in seinem eigenen Ministerium gefunden hatte, beseitigt und die Tendenz der Regierung, schließlich alles nachzugeben, mehr offenkundig geworden.

Die griechische Osterfeier gab inzwischen auch uns noch Gelegenheit zu einem schönen Ausfluge auf dem russischen Stationär, für den der russische Gesandte seine Kollegen eingeladen hatte. Wir machten eine prachtvolle Fahrt um Salamis herum, gingen dann nach Megara, wo das farbenreichste, fröhlichste Volksfest in vollem Gange war. Der große Reigentanz zeigte die schönen Frauen und Mädchen des Ortes im malerischen Nationalkostüm, an der Spitze eine herrliche Erscheinung, die uns als Gräfin Roma aus Zante genannt wurde, eine vornehme Griechin, die nicht verschmähte, sich in der Nationaltracht wie die anderen an dem Feste zu beteiligen. In dem zahlreichen Zuschauerkreise fand ich sogar deutsche Bekannte, die schöne Gräfin Oriola, Witwe meines Jugendfreundes Georg Berna, die sich eben wieder verheiratet hatte und mit dem neuen Gatten in Griechenland reiste, ferner den Professor v. Urlichs aus Würzburg mit einer anmutigen blonden Tochter. Die Politik war an diesem schönen Tage vergessen worden, sie meldete sich aber, als wir spät nach Athen zurückkehrten, um so nachdrücklicher mit der gemeinsamen neuen Instruktion für uns alle, von dem griechischen Minister bei Mitteilung der Abschrift der Kollektivnote der Botschafter in Konstantinopel am 19. April zu erlangen, daß überhaupt griechischerseits jede schriftliche Antwort auf die letzten Mitteilungen über die Grenzfrage unterbleibe. Das betrachteten die Botschafter in Konstantinopel jetzt im Interesse des endlichen Abschlusses als dringend erforderlich. Es sollte also Komunduros dazu bewogen werden, seine längst aufgesetzte Antwortnote, deren Mitteilung wir bisher mit so vieler Mühe gehindert hatten, ganz zurückzuziehen. Unter allen Umständen eine starke Zumutung! Alle Gesandten waren darin einig, daß dies kaum möglich sei und wenigstens pro forma die griechische Regierung eine schriftliche Äußerung werde machen wollen. Noch in später Abendstunde wurde beschlossen, daß ich am anderen Morgen zu Komunduros gehen und zuerst einmal allein versuchen sollte, wie weit er das verlangte Zugeständnis machen könne.

Am 27. früh war ich bei ihm, und nach einstündigem Diskutieren über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges hatte ich sein festes Versprechen, im Interesse des Friedens und des baldigen Endes der Sache auf alle schriftliche Antwort nebst Reserven und Bedingungen zu verzichten.

Wir kamen dann wieder am Nachmittage zu ihm und überbrachten die Abschrift der Botschafternote vom 19. Ich erklärte gleichzeitig im Namen meiner Kollegen, daß wir ermächtigt seien, unserer zweiten Kollektivnote vom 20. April mündlich hinzuzufügen: »Que les Puissances médiatrices prendaient intérêt au sort des populations chrétiennes laissées en dehors du tracé de la nouvelle frontière hellénique.« Komunduros nahm davon Akt und im Privatgespräch be-

stätigte er, daß dem ihm ausgesprochenen Wunsche gemäß keine weitere Antwort der griechischen Regierung auf die früheren Mitteilungen erfolgen werde. Vor allem aber bat er seinerseits, es möge in Konstantinopel auf schleunige Erledigung gedrungen werden, da die Stimmung in Griechenland sonst nicht zu halten sei.

Unsere Hauptaufgabe in Athen war gelöst. Und zwar konnte ich es mir persönlich in Anrechnung bringen, wenn dieser letzte Akt unserer Vermittlung glatter, als man es hätte voraussetzen können, sich erledigt hatte. Meine Kollegen waren darüber ebenfalls einig: sie sprachen es mir unumwunden aus und berichteten es an ihre Regierungen. Der neue englische Kollege Ford, der erst vor kurzem eingetroffen, hat – nach der Veröffentlichung im Bluebook (Greece 6, 1881, p. 190) — sich darüber folgendermaßen ausgedrückt: »I deem it right to record the able manner in which Mr. de Radowitz performed his task as doyen of the Diplomatic Body at Athens in persuading Mr. Komunduros to conform to the desire expressed by the Great Powers in desisting from presenting a reply to our collective note of the 19th instant... Mr. de Radowitz found it no easy task to persuade Mr. Komunduros... Certainly Komunduros deserves credit for the courage he has shown in his conduct...« Das österreichische Rotbuch wie das französische Gelbbuch über diese Episode konstatieren ebenso durch die Berichte von Wrede und Mouy, wie der Hergang bei dieser entscheidenden Verhandlung gewesen ist.

Also war die Voraussicht, in der Bismarck an Goschen gesagt haben soll: »I trust to the eloquence of Mr. de Radowitz« doch nicht ganz getäuscht worden! Diese Genugtuung aber hatte ich und behielt ich für mich allein, denn nie ist mir aus Berlin ein Wort der Befriedigung darüber zuteil geworden. Busch schrieb mir: »Hier ist jetzt nur Zeit und Raum zur Anerkennung von dem, was Hatzfeldt in Konstantinopel tut. Die Leistung in Athen gilt nichts...«

Man muß auch mit solchen Erfahrungen zu rechnen und sich damit abzufinden lernen. Es wurde mir damals aber sehr schwer.

Nun hatten die Botschafter in Konstantinopel das Schlußwort, um dort ihre auch von den Griechen zugestandene Grenzlinie definitiv sanktionieren zu lassen. Das dauerte bis zum 2. Mai; am 3. war in Athen die Nachricht, daß die Pforte ohne Bedingungen die Vorschläge der Botschafter angenommen habe. Am 4. brachten wir Gesandten es mittels einer dritten Kollektivnote zur Kenntnis der griechischen Regierung. Wie mir Komunduros vertraulich nachher sagte, war es hohe Zeit gewesen: denn in der Armee wie im politischen Schreierpublikum hatte es angefangen ernstlich zu gären und waren speziell gegen den König Demonstrationen zu fürchten. »Nous avons été à deux pas d'une révolution« erklärte Komunduros; nur durch die Entscheidung in Konstantinopel, an der man in Athen Zweifel verbreitet hatte, waren die aufrührerischen Vorbereitungen wieder vereitelt worden. Es wurde, als man das

bei unseren Kabinetten erfuhr, noch nachträglich angeregt, in Konstantinopel erklären zu lassen, daß die Zugeständnisse für Grenzregulierung zugunsten von Griechenland nur auf die jetzt bestehende griechische Monarchie sich erstreckten und bei einem revolutionären Umsturz in Athen hinfällig sein würden. Dieser Beschluß ist nicht ausgeführt, aber den Griechen doch die Absicht dazu zu wissen getan worden.

Die Verhandlungen über eine nunmehr zur Ausführung der neuen Grenzbestimmungen zwischen der Pforte und den Botschaftern in Konstantinopel abzuschließende Konvention boten noch manche Schwierigkeiten, ehe am 4. Mai das Werk dort beendet war. Die griechische Regierung mußte dann ihrerseits dieser Konvention formell zustimmen und ihrem Gesandten in Konstantinopel die Vollmacht erteilen, ohne Verzug mit der Pforte die übrigbleibenden Punkte für den Modus der Besitzergreifung in den neuen Provinzen zu vereinbaren.

Bevor das ins reine kam, hatten wir noch viel in Athen einzuwirken; ich blieb in täglichem Verkehr mit Komunduros darüber. Recht charakteristisch für das politische Publikum in Athen war es, daß nach Bekanntwerden der Konvention, die das Geschäft endgültig abschloß und keinen weiteren Spielraum für unberechtigte Forderungen mehr übrigließ, zunächst im größten Teil der hellenischen Presse ein großes Geschimpfe auf das für Griechenland zu wenig Errungene losging und in dem Hauptwitzblatte »Rabagas« ein so freches Gedicht gegen den König erschien, daß das Gericht einschreiten und den Redakteur verhaften lassen mußte. Sofort erboten sich in einer öffentlichen Erklärung 57 Advokaten, die Verteidigung zu übernehmen.

Am 28. Mai endlich zeigte uns Komunduros an, die griechische Regierung stimme allen Punkten der Konvention vom 24. Mai zwischen der Pforte und den Großmächten zu und werde dem Gesandten Konduriotis in Konstantinopel weitere Vollmachten erteilen.

Es blieben die Maßregeln der Ausführung übrig, für die eine besondere internationale Kontrollkommission eingesetzt wurde. Von uns delegiert war Oberst Blume vom Kriegsministerium, ein bewährter militärischer Mitarbeiter beim Berliner Kongreß, der auf der Reise nach Arta, wo die Kommission zusammentrat, im Juni durch Athen kam, um sich mit mir über die Sachlage zu besprechen. Die völlige Abwicklung der Detailfragen zog sich dann noch bis ins nächste Jahr hin, ist aber schließlich zur allgemeinen Befriedigung fertig geworden.

Mit der Erledigung der griechisch-türkischen Grenzregulierung wurde die wichtigste, von den Beschlüssen des Berliner Kongresses zurückgebliebene Frage aus der Welt geschafft. Sie hatte unendlich viel Mühe gekostet, wie aus der vorstehenden kurzen Skizze hervorgeht: natürlich fiel die meiste Arbeit auf Konstantinopel, aber die undankbarste sicherlich auf Athen. Es mußte aller Welt unsympathisch bleiben, wie sich die Griechen gegenüber der Aktion der europäischen Mächte gebärdeten, die ihnen, ohne daß sie selbst dafür etwas riskiert gehabt hätten, eine so bedeutende Gebiets-

vergrößerung zuwendeten. Wie aber die Dinge lagen — und es darf nicht vergessen werden, daß die Großmächte zuerst aus eigener Initiative den Hellenen noch weitergehende Verheißungen gemacht hatten, als nachher erfüllt werden konnten —, mußte wohl oder übel mit den griechischen Stimmungen gerechnet werden, um es nicht zu einem neuen akuten Konflikte kommen zu lassen, der unberechenbare Rückwirkung, auch bei Erhaltung des europäischen Einvernehmens, ausüben konnte. Wenn Türken und Griechen sich nicht einigten, war das Berliner Friedenswerk nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die Türken rechneten solange als möglich darauf, daß die Griechen durch ihre törichten Ansprüche und ihre nationale Aufgeregtheit ihnen den Anlaß geben würden, sich den ihnen auferlegten Verpflichtungen zu entziehen. Und es war manchmal nahe genug daran, daß diese Rechnung stimmte: es zu verhindern, war unsere Aufgabe in Athen gewesen. Das Mißvergnügen der Kabinette über die ungerechtfertigten Schwierigkeiten auf griechischer Seite blieb auch später noch stärker als die Befriedigung über das in Athen erreichte Endresultat. Alle Anerkennung blieb dem gebenden Teile, der Türkei, vorbehalten, und nicht minder dem diplomatischen Kollegium in Konstantinopel, dessen Bemühungen der Abschluß dort gelungen war. Der Hauptanteil fiel Hatzfeldt zu, der als Doyen die dortigen Verhandlungen mit großem Geschicke geführt hatte. Er erhielt das Band des Roten Adlers (obschon er das der Krone noch nicht hatte) und einen überaus schmeichelhaften kaiserlichen Erlaß; außerdem mußte die ganze offiziöse Presse ihn in einem wahren Jubelhymnus als den Pacificator mundi feiern.

Ich hätte nun, wie die Mehrzahl meiner Athener Kollegen, gleich den Sommerurlaub nehmen können, tat es aber noch nicht auf Rat von Busch, der es für besser hielt, erst einige Zeit zur Klärung der Verhältnisse im Auswärtigen Amte vergehen zu lassen und mich vorher nicht in Berlin zu zeigen, wo man in mir einen unbequemen Mahner an gegebene Versprechen sehen könnte. Er glaubte damals, daß sich gleich nach Abschluß der türkisch-griechischen Angelegenheit die Berufung von Hatzfeldt zum Staatssekretär definitiv vollziehen würde.

Ich blieb also bei beginnender Sommerhitze in Athen und suchte wenigstens in einigen Ausflügen Zerstreuung. So war ich mehrere Tage zu Gast bei Syngros, auf dessen schöner Besitzung von Oropos am Ostabhange des Pentelikon gegenüber Euböa. Ich folgte auch einer Einladung nach Tatoi, dem herrlichen königlichen Sommersitz (in den der Hof aber noch nicht übergesiedelt war) und wohnte dort bei dem Verwalter und Forstmeister Münter. Endlich vertrieb mich die Hitze aus Athen nach Kephissia, wo eine kühlere Luft die Existenz ermöglichte. Aber meine Gesundheit hielt nicht stand, ich wurde von starkem Fieber befallen und mußte nun doch schleunig um die Ermächtigung zur Abreise einkommen, die ich am 29. Juni erhielt. Am 2. Juli war ich noch bei den Majestäten im Phaleron zum Abschiedsdiner, wiederum ganz allein. Dabei drückte mir der König in der wärmsten Weise seinen Dank für alle Hilfe aus,

die ich ihm in der letzten Krisis geleistet hätte. »Nehmen Sie das Bewußtsein mit,« sagte er, »daß Sie in den schwierigsten Momenten meinen Minister zum Festhalten an der einzig möglichen Linie bestimmt und damit dem Lande, wie mir und der Sache des Friedens, den größten Dienst erwiesen haben. Ich werde Ihnen dafür immer ergeben bleiben.« Außerdem bewilligte der König auf meine Anregung, daß Hatzfeldt mit dem Großkreuz des Erlöser-Ordens ausgezeichnet wurde. Nicht minder herzlich war mein Abschied von Komunduros, der mir ebenfalls sagte, er verdanke es meinem Zureden und Ermutigen, wenn er in den Stunden der Entscheidung rechtzeitig zu der Einsicht von der Notwendigkeit des Nachgebens gelangt sei. Von verschiedensten Persönlichkeiten aus den Kreisen der griechischen Politiker und der Gesellschaft erhielt ich vor meiner Abreise Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit, die bewiesen, daß schließlich in Athen doch noch viele den wahren Wert der für Griechenland errungenen Vorteile zu würdigen wußten.

Mein allerletzter Besuch in Athen vor der Abreise am 3. Juli galt meinem Freunde Schmidt und der Sternwarte, auf der ich im Laufe der vergangenen Monate manche genußreiche Stunde verbracht hatte: wir betrachteten noch den gerade am Himmel strahlenden Kometen und verfolgten seinen leuchtenden Dunstkreis in 240facher Vergrößerung. Ich hatte es für mich recht nötig, wenigstens aus astronomischen Zeichen den Glauben an glückliche Schicksalswendung in der Zukunft aufrecht zu halten!

Die Reise ging um Kap Matapan nach Korfu, Triest, mit kurzem Aufenthalt in Wien, am 11. Juli war ich in Berlin bei den Meinigen. Das Fieber war alsbald auf der Seefahrt verschwunden, ich kam in ziemlich guter gesundheitlicher Verfassung in der Heimat an. In der Tagespresse wurde meine Abreise von Athen wieder mit der wahrscheinlichen Ernennung von Hatzfeldt zum Staatssekretär und der meinigen in Konstantinopel in Beziehung gebracht. Überraschend für mich war aber ein Artikel, mit dem die mir sonst stets unfreundlich gestimmte »Kölnische Zeitung« (vom 8. Juli) meine Tätigkeit in Athen besprach und der kaum aus den derzeitig in der Presse wirksamen Kreisen des Auswärtigen Amtes stammen konnte. Wie ich später erfuhr, sei er auf Inspiration aus Athen — vielleicht direkt aus dem Palais — entstanden und sollte die dankbare Quittung für das dort Geleistete sein (...)

Die Eindrücke, die mich bei der Ankunft in Berlin empfingen, waren nicht erfreulich. Ich konnte sofort durch die vertraulichen Mitteilungen meines Freundes Dr. Busch, der nun als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte waltete, mich davon überzeugen, erstlich, daß die Frage der Ernennung von Hatzfeldt zum Staatssekretär noch keineswegs reif geworden und damit auch die Eventualität meiner Ernennung nach Konstantinopel noch ganz unbestimmbar sei, und ferner, daß die Mißstimmung des Fürsten Bismarck gegen mich fortdauere.

Seitdem die Absicht des Reichskanzlers, Hatzfeldt als Staatssekretär nach Berlin zu berufen, im Frühjahr 1880 die kaiserliche Sanktion gefunden hatte und ihm,

Hatzfeldt, mitgeteilt worden war, hatte er es verstanden, durch Schwierigkeiten persönlicher Natur die Ausführung davon hinauszuziehen. Allerdings waren seine pekuniären Verhältnisse derart, daß er noch für längere Zeit auf die Beibehaltung des Botschaftergehalts in Konstantinopel, von dem die Hälfte an Bleichröder zur allmählichen Schuldenregulierung abgeführt wurde, Wert legen mußte. Er erklärte also von vornherein, daß er, wenigstens für die erste Zeit, darum bitten müsse, die Geschäfte im Ministerium nur kommissarisch und mit Beibehaltung des Botschaftergehalts übernehmen zu dürfen. Dann gaben die griechisch-türkischen Grenzverhandlungen den Vorwand, ihn noch länger in Konstantinopel zu lassen und in Berlin die interimistische Stellvertretung durch Graf Limburg-Stirum zu verlängern. Jetzt war der Moment gekommen, wo er, nach Erfüllung der Konstantinopeler Aufgabe, mit um so größerem Eklat nach Berlin hätte übersiedeln können, wie es Bismarck wollte und durch die starke Hervorhebung der persönlichen Erfolge von Hatzfeldt vorbereitet hatte. Aber nun erklärte er, er sei durch die schwere Arbeit der letzten Monate zu sehr angegriffen, bedürfe zuerst einer längeren Erholung, bevor er auch nur provisorisch die Geschäfte in Berlin übernehmen könnte. Gleichzeitig meldete Bleichröder, in dessen Händen seine Vermögensverwaltung lag, daß zur Sanierung der dringlichsten Verhältnisse noch einige Monate nötig seien. Es war also im Juli nicht zu ermessen, wie lange das noch dauern könne, ja, ob überhaupt die Bismarcksche Kombination mit Hatzfeldt, an der der Kanzler in so großer Beharrlichkeit festhielt, sich würde ermöglichen lassen. Hatzfeldt persönlich war offenbar am wenigsten daran gelegen. Er hatte nicht den Ehrgeiz, in Berlin eine große politische Rolle zu spielen, fürchtete die Arbeit und namentlich die Notwendigkeit, im Reichstage auftreten zu müssen, und zog bei weitem den früheren gut dotierten Posten am Bosporus vor. Hätte er sich nicht davor gescheut, offen gegen die Absichten von Bismarck aufzutreten, so würde er am liebsten die Übernahme der ihm zugedachten Ministerstellung definitiv abgelehnt haben.

In alles das war nur allmählich eine klarere Einsicht zu erreichen gewesen, da Hatzfeldt selbst sich nicht positiv aussprach und Bismarck ihn zuvörderst nicht drängen wollte, so unangenehm ihm die dauernde Ungewißheit auch war. An diese knüpfte sich weiter die Unklarheit meiner eigenen Situation. Ich hätte an und für sich ganz gut mich damit bescheiden können, noch längere Zeit in Athen zu bleiben, wenn mir das finanziell möglich gewesen wäre. Aber mit dem Athener Gehalt konnte ich die Doppelexistenz meiner Familie dort und in Berlin nebst den großen Kosten der jeweiligen Urlaubsreisen nicht mehr durchführen und ebensowenig jetzt noch in Athen eine neue Häuslichkeit begründen und meine Familie ganz hinüberholen. Ich saß schon aus den letzten Jahren in einem pekuniären Defizit, das erhebliche Zuschüsse seitens meiner Mutter nötig machte. Also wäre, wenn mir das seit Jahr und Tag amtlich festgelegte Versprechen für Konstantinopel, auf dem mein ganzer Lebensplan beruhte, wegen der Hatzfeldtschen Winkelzüge nicht bald erfüllt werden konnte, nur

die Versetzung auf einen anderen Gesandtenposten übriggeblieben, der mir die Möglichkeit der materiellen Existenz mit meiner großen Familie geboten hätte. Ein solcher war nicht frei, höchstens hätte der Haag für den Fall des Abganges von Baron Canitz in Frage kommen können.

So ging ich recht gequält über die Gestaltung der nächsten Zukunft in den Sommerurlaub hinein, der mir bis zum Oktober bewilligt wurde. Aber besonders bedrückte es mich, daß ich immer weiter empfinden mußte, wie sehr ich von jedem engeren persönlichen Zusammenhange mit Bismarck abgedrängt worden war, ohne mir darin, so wenig wie im Frühjahr 1880, als diese Mißstimmung zuerst sich äußerte, irgendeine eigene Verschuldung zumessen zu können. Es schien wieder einmal bei ihm die Voraussetzung die Oberhand gewonnen zu haben, daß ich seinen politischen Absichten entgegengestrebt und daß ich es noch nicht aufgegeben hätte, gegen die Berufung von Hatzfeldt zu intrigieren. Gott weiß, auf welche Einflüsterungen hin. Bismarck war in Kissingen, und von dort kamen, nachdem meine Anwesenheit in Berlin ihm gemeldet worden, für mich nur unfreundliche Bemerkungen; es wurde sogar *jetzt*, nach dem günstigen Abschlusse der ganzen Episode, noch einmal das gewisse identische Telegramm der Gesandten aus Athen aufgewärmt, das beweisen sollte, daß ich damals nicht gleich in die Intentionen des Kanzlers eingegangen wäre! Busch sagte mir: »Es ist der Vorwand, um Sie jetzt fernzuhalten, gehen Sie still in die Villegiatur und dann nach Athen zurück, faites le mort auf einige Zeit, dann zieht auch das vorüber.«

In meinem Tagebuche finde ich eine lange und schmerzliche Aufzeichnung über meine damalige Stimmung, der ich nur einige Sätze entnehme: »‚... Machen Sie sich jetzt keine Illusionen über die Stimmung des Chefs,' sagte Busch. Das tue ich auch nicht, ich nehme es hin wie eine Naturerscheinung, gegen die mir keine Abwehr zusteht und die jeden treffen kann, auch die meisten von denen schon getroffen hat, deren Weg in die Nähe des Kanzlers und zur Mitarbeit unter ihm führt. Über die Ursache des ‚Phänomens' zu grübeln, ist jetzt zwecklos; mir die Hochhaltung dessen, was ich in Bismarck schätzen und verehren muß, dadurch stören zu lassen, will ich nicht. Für mich bleibt er in seiner ganzen Größe bestehen, auch wenn ich für ihn eine Null geworden sein sollte. Ich habe mich in diesem Winter durch die bittere Empfindung, die ein solches Fallenlassen erregen muß, durchgearbeitet und habe gelernt, den Maßstab für mich und das was ich leisten kann, nicht nur in den unberechenbaren, durch die willkürlichsten Faktoren beeinflußten Urteile von oben herab, sondern in eigener, gewissenhafter Kritik zu suchen. Hinge nicht das Schicksal meiner Familie an den Launen und Umstimmungen, die meine dienstliche Existenz beeinflussen, so würde mir jetzt der Gedanke selbst des gänzlichen Ausscheidens aus dem Amte nicht mehr so unannehmbar und niederdrückend erscheinen wie früher. Ich könnte mir denken, daß ich, losgelöst von dem Drucke der dienstlichen Abhängigkeit, unbefangener und nützlicher für Bis-

marckſche Politik wirken und eintreten würde, als es jetzt möglich iſt. Für etwas anderes könnte ich doch nie arbeiten. Mir bleibt das verſagt, nachdem ich meinen Lebensweg, durch die Sorge um meine Familie, abgezweigt habe von der Möglichkeit, frei und unabhängig einer ſelbſtgewählten, höheren Aufgabe zu leben ... Über dieſe dira necessitas hilft nichts hinweg und die Verantwortung für die Meinigen gibt mir das Geſetz ...« Und an anderer Stelle: »... Ich bin nicht mutlos, nur durch die Erfahrungen, die ich ſeit Jahr und Tag ſchon mache und die meinen früheren Optimismus gründlich kurieren, jetzt hoffnungs- und ausſichtslos. Was mich ſchmerzt und kränkt, iſt der Ungrund, der Mangel an jeglichem Motiv zu einem ſolchen Umſchlag in der perſönlichen Dispoſition für mich. Ich habe zu lange in der anderen Richtung, der aufſteigenden, mich bewegt, ich habe zu feſt, wie an meiner höchſten Lebensaufgabe, an der Arbeit für Bismarck gehangen und dafür meine beſten Jahre und Kräfte hergegeben, habe wirklich zu viel Großes und Ernſtes darin durchgemacht, um nun als ausgequetſchte Zitrone zur Seite fliegen zu können ... Vielleicht ſtellt ſich ſpäter heraus, daß alles, was mir jetzt geſchieht, zu meinem Beſten war, aber einſtweilen ſehe ich es nicht und begreife nur, daß meine Lebensarbeit ſich gewaltig erſchwert hat ...«

Ich ſah dann noch Hatzfeldt, der aus Kiſſingen von Bismarck kam, aber nur für vierzehn Tage die Geſchäfte als Staatsſekretär übernahm, bevor er ſeinen längeren Erholungsurlaub antrat. Er äußerte ſich ganz ungewiß über die fernere Geſtaltung der Frage, während ich ihm erklärte, daß ich wohl noch einmal nach Athen zurückkehren, den dortigen Poſten aber keinenfalls dauernd behalten könne.

Danach blieb ich bis zum 6. Auguſt in Berlin und kümmerte mich nun nicht weiter um die Verhältniſſe im Auswärtigen Amte. Ich verkehrte ſtatt deſſen mehr in den Muſeen, mit Curtius und Treu, und ſah viel meinen alten Kollegen Saburow, der ſeine prachtvolle griechiſche Antikenſammlung, an deren Entſtehung ich einſt mit ihm in Athen regen Anteil genommen, gerade fertig aufgeſtellt hatte. Durch ihn erſt erfuhr ich auch den ſtreng bei uns geheim gehaltenen Beitritt Rußlands zu den Abmachungen mit Öſterreich vom Herbſte 1879, die Krönung der großen Politik, bei der mir damals mitzuwirken beſchieden geweſen war. Für den Sommeraufenthalt meiner Familie hatten wir, da ſich in Tegernſee kein paſſendes Unterkommen fand, in Berka an der Ilm bei Weimar uns eingemietet. Meine Frau und die Kinder fuhren am 5. Auguſt dorthin. Ich ging zunächſt auf einige Tage zu den Stolbergs nach Wernigerode. Es war charakteriſtiſch, daß man mir in Berlin, als ich von der Abſicht dieſes Beſuches ſprach, davon abraten zu müſſen glaubte. Selbſt Buſch fand es bedenklich, da es bei dem herrſchenden Verdächtigungsſyſtem übelwollende Kommentare erregen konnte. Stolberg ſei von dem Kanzler ganz beiſeite geſchoben worden, und durch meine Intimität mit ihm werde mir ſicherlich jetzt mehr geſchadet als genützt. So weit konnte ich aber die »Rückſichten« doch nicht treiben, mir die Freude des Wiederſehens

mit diesem erprobten und wahrhaft wohlwollenden Freunde beeinträchtigen zu lassen. Der Aufenthalt bei ihm war, wie immer, für mich der angenehmste, und in der Aussprache mit ihm fand ich mehr Befriedigung als irgendwo anders in Berlin.

Dann ging ich über München, wo Lenbach besucht wurde, zu meiner Mutter nach Feldafing am Starnberger See, zu Schanzenbach nach Bruckmühl und machte einen Besuch bei den Verwandten meines Bruders in Aibling. Schanzenbach war gerade zur Konsultation für Fürst Bismarck berufen gewesen und hatte ihn in einem Zustand hochgradiger Reizbarkeit gefunden, konstatierte aber keine organische Störung bei ihm. Damals hatte Bismarck sich noch nicht in die Hände von Schweninger gegeben, der später im wesentlichen dieselbe Diagnose für ihn aufstellte.

Am 21. August war ich in Weimar, wo mich meine Frau und vier Kinder freudigst in Empfang nahmen. »Wir besahen uns,« heißt es in einem Briefe an meine Mutter, alles, was vom klassischen Weimar besehen werden kann, und fuhren dann in einer großen Kutsche aus der guten alten Zeit, in der vermutlich schon Goethe gefahren war, nach Berka. Der Ort liegt in einem echt thüringischen Tal, grün, hübsch, ohne Aufgeregtheit oder Ungewöhnliches in Natur und Menschen – etwas klein und matt nach den Bildern von den oberbayerischen Bergen und Seen. Aber die Waldpartien, viel Nadelholz und herrliches Moos, haben auch ihren Reiz. Für die Kinder ist die hiesige stärkende Waldluft gerade das Richtige. Wir leben in einem netten, gesund gelegenen Landhause, nur für uns und für die Luft. Nadine hat mit ihrem Talente für Arrangement und einigen mitgebrachten Decken, Stoffen, Bildern schon dem Ganzen einen so eleganten Anstrich gegeben, daß die Hauswirte ihre eigenen Räume nicht wieder erkennen ...«

Mein Aufenthalt in diesem idyllischen Fleck dauerte bis 20. September und gab mir die langentbehrte Freude, mit allen den Meinigen, meiner Frau und den sechs Kindern, eine Zeitlang ruhig zusammen zu sein, meine Kinder eigentlich dabei überhaupt wieder kennenzulernen. Mit den Mädchen wurden Ausflüge gemacht nach Gotha, Eisenach, im Thüringer Wald, Mariental, Annatal, Wilhelmsthal, wo ich überall meine früheren Erinnerungen wachrief. Besonders aber lag mir daran, meiner Frau und den älteren Kindern Erfurt zu zeigen, das für meine Jugendzeit so bedeutsam gewesen und wohin ich seit zwanzig Jahren nicht mehr gekommen war. »Erfurt,« schrieb ich an die Mama, »wiederzusehen und es Nadine mit den Mädchen zu zeigen, war mir ein Herzensbedürfnis ... Unser Grab war gut gepflegt, von dichtem Grün der Bäume umschattet, friedlich und erhebend. Wir legten einen großen Kranz dort nieder. Dann Fußwanderung durch die Stadt, mit Jugenderinnerungen, alles hat sich erstaunlich erweitert und entwickelt seit unserer Zeit. Überraschend ist die Gartenkultur rings um die Stadt herum. Soweit das Auge reicht, Anlagen mit Beeten für Blumen und Gemüse, mehr als 20 000 Morgen sind davon bedeckt. Eben standen die vielfarbigen Astern, die Erfurter Spezialität, in Blüte, ein unvergleichlicher

Flor von Farbentönen! Erfurt ist damit zur europäischen Merkwürdigkeit geworden, nirgendwo existiert Ähnliches wie die Blumenfelder von Heinemann, Benari und Schmidt... Natürlich war die Stadt wieder einmal beflaggt, voll Triumphpforten und »Willkommen«; der unvermeidliche Kongreß, diesmal der »Bienenzüchter«. Ohne den geht es nicht mehr im deutschen Sommer. Nächstens kommt der Kongreß der Waschweiber und Stiefelputzer... Wir wohnten im »Gasthof zum Kaiser« in denselben Zimmern, von denen wir 1849 zusammen dem Fackelzug für Papa zugesehen haben! — Ein langer Weg, der von damals zu jetzt reicht — den man erst wird richtig verstehen können, wenn die übermächtige, jede Anknüpfung an die Vergangenheit niederdrückende Gewalt, die unsere Gegenwart noch beherrscht, nicht mehr sein wird. Diese Zeit wird kommen und dann erst Gerechtigkeit üben. Mir ging das durch die Seele, während ich, wie als Kind vor 32 Jahren, aus dem »Kaiser« in Erfurt auf den Platz hernidersah, wo damals die Fackelträger und Sänger standen...

Vor Schluß des Aufenthalts in Berka stattete ich meinem Freunde Werthern einen Besuch ab in seinem vornehmen alten Herrensitz Beichlingen bei Cölleda. Werthern war gerade in Varzin bei Bismarck gewesen und brachte von dort den Eindruck mit, daß der Kanzler gegen Hatzfeldt wegen dessen dauernder Unlust zum Antritt des Berliner Amtes stark verstimmt sei. Herbert Bismarck hatte Werthern — im Auftrage seines Vaters — die vertrauliche Frage vorgelegt, ob er etwa, wenn es mit Hatzfeldt nicht ginge, den Staatssekretärsposten annehmen würde, und war sehr erfreut, als er sich für diese Eventualität zur Verfügung stellte. Doch erschien es Werthern selbst nicht ganz ernsthaft, er vermutete (mit Recht!), es sei hauptsächlich als Pressionsmittel gegen Hatzfeldt gemeint, um für alle Fälle einen Gegenkandidaten zu haben.

Während meiner Ruhezeit in Berka hatten wieder einmal die Zeitungen Anlaß gefunden, sich im Zusammenhang mit neu aufgewärmten Friktions- und Konfliktsfabeln aus Berlin auch mit mir zu beschäftigen. Den Anstoß gab eine Berliner Korrespondenz in der Londoner »Times«, die, wie früher die Artikel von Moritz Busch, von neuen Mißhelligkeiten zwischen Kaiser und Kanzler wegen verschiedener Personalfragen (Eulenburg, Schleinitz, Hatzfeldt, ich) erzählte. Andere Blätter wiederholten es mit eigenen Zutaten. Zu diesen gehörte die Bemerkung, ich besäße nicht mehr das »frühere wohlwollende Vertrauen« des Kanzlers, seitdem ich mich in Paris zuviel mit — Gambetta eingelassen hätte! Über die Besetzung des Postens in Konstantinopel, wenn dieser frei werden sollte, äußerte sich die Presse widersprechend, einige für, andere gegen mich. Rudolf Lindau, der jetzt im Auswärtigen Amte die Preßangelegenheiten bearbeitete und stets für mich ein gleichmäßig zuverlässiger und wohlgesinnter Freund gewesen ist, schrieb mir darüber: »Es sind nur Reporterleistungen, deren Ursprung nicht festzustellen ist. Es genügt jetzt, daß ein Reporter die Namen ‚Hatzfeldt' oder ‚Radowitz' hört, um sich zu sagen: Machen wir eine Notiz daraus,

zehn Zeilen, soll zwei Mark ...« Aber trotz gelegentlicher Dementis in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« dauerten noch monatelang diese Erörterungen fort: die Saat des Mißtrauens, die einst durch Moritz Busch – als bestellte Arbeit von oben herab – in die Presse geworfen worden, trieb weiter ihre Früchte, und es war für das Publikum nicht leicht, den Wert oder Unwert davon zu unterscheiden.

In Berlin blieb ich vor der Rückreise nach Athen nur wenige Tage. Im Amte fand ich Busch, der mir nichts Neues sagen konnte. Was aus Hatzfeldts Ernennung werden solle, wußte er jetzt ebensowenig wie zuvor. Einstweilen war Hatzfeldt wieder abwesend, und zwar bei seiner vor einiger Zeit von ihm gerichtlich geschiedenen Frau in Wiesbaden, mit der er, wie es schien, seit dieser aus Vermögensrücksichten erfolgten Trennung, in den freundlichsten persönlichen Beziehungen geblieben war.

So verließ ich diesmal nach Ablauf des Urlaubes die Heimat, ohne den Kanzler gesehen zu haben, auch, was mir besonders schmerzlich war, ohne bei dem alten Kaiser mich vorstellen zu können. Er war während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes von Berlin und Potsdam abwesend, in Wiesbaden und Ems, in Süddeutschland, und dann in den großen Manövern.

Für die Rückkehr nach Griechenland hatten wir uns entschlossen, die beiden Mädchen und den ältesten Sohn mit uns zu nehmen, während die drei kleineren Kinder unter dem Schutze und im Hause der Großmama in Berlin blieben. Meine Wohnung am Königsplatz hatte ich mit allem, was darin war, für Winter und Frühjahr vermietet: sie war an den General v. Boyen mit seiner Gattin übergegangen. Von München, wo ich mit meiner Mutter und meinem Bruder noch zusammentraf, reisten wir am 30. September über den Brenner ab, waren am 1. Oktober in Brindisi, am 3. in Korfu, wo ich beschlossen hatte, mit Berliner Genehmigung, vorläufig zu bleiben, bis der König und Komunduros wieder in Athen anwesend sein würden.

Die drei folgenden Wochen in Korfu im »Hôtel Bella Venetia« wurden für uns eine glückliche, genußreiche Zeit. Ich lebte ganz mit den Kindern, denen ich auch Unterricht gab im Deutschen, Latein, Geschichte und Geographie. Das war freilich gleichzeitig für mich selbst ein Stück Erziehung und eine heilsame Geduldsprobe! Ich empfand damals zum ersten Male in solchem intimen Zusammensein mit den Kindern die Wahrheit des Satzes, den mir das Leben in der Familie noch vielfach bestätigt hat: daß die Eltern mehr durch ihre Kinder erzogen werden, als umgekehrt. Aber auch, daß die Freude und Befriedigung über die Förderung der heranreifenden Intelligenz und der Gefühlsentwicklung in den jungen Seelen in dem Maße sich vertieft und vermehrt, als man der Wechselwirkung auf sein eigenes Tun und Denken sich bewußt wird. Erziehen kann man nur durch das Beispiel; an sich selbst zu arbeiten, ist die Bedingung des Einflusses auf andere.

Meiner alten Vorliebe für den Aufenthalt in dem unvergleichlichen Eilande konnte ich nun Genüge tun und fand bei den Meinigen die gleiche Freude daran. Täglich

machten wir bei stets herrlichem Wetter kürzere oder längere Ausflüge in die Umgebung: nach Gasturi zur Villa Brailoi, meinem Lieblingspunkte, der später durch die Schöpfung der Kaiserin Elisabeth so berühmt geworden, zum Ausblick auf die malerischen Inseln von Canone, nach der Bucht von Potamo mit dem stimmungsvollen Kloster Soteriotes, nach dem alten Venetianer Hafen bei Govino. Aber am häufigsten lenkten wir unsere Schritte in die königliche Villa mit ihrem Garten, gewiß einem der schönsten der Welt. Dort fand ich geheimnisvolle Spazierwege, von Gebüsch und Laub überwuchert in berauschendem Blumendufte, nach stillen Plätzen, von denen der Blick hinunterging zur Bucht der Nausikaa. Dort waltete der alte Triestiner Giuseppe Bazzai, der Gärtner, der seit zwanzig Jahren das meiste von dem geschaffen hatte, was uns umgab. Am stolzesten aber war er nicht auf diese überschwenglich schönen Anlagen, sondern auf ein künstlerisches Labyrinth, das er mitten hineingelegt hatte!

Als wir am 23. Oktober uns von Korfu losrissen, brachte Giuseppe meiner Frau als letzten Gruß aus seinem königlichen Garten ein Bukett von gelben und weißen Rosen, das wohl eines der prachtvollsten war, das sie je erhalten hat.

An Bord des österreichischen Lloydschiffes »Diana« machten wir eine gute Fahrt an der felsigen Küste von Epirus entlang nach Kephalonien und schifften uns am 24. früh in Patras aus. Ich wollte dort aus eigenem Augenschein die Niederlassungen der Deutschen Weingut-Gesellschaft »Achaja« kennenlernen, seit 1851 angelegt von unserem verdienstvollen Landsmann Claus. Wir wurden bestens empfangen von dem Vizekonsul Keller, dem Schwiegersohn des auf Reisen abwesenden Konsuls Hamburger, und besichtigten unter Führung des Herrn Claus eingehend die Besitzung Gutland, den Sitz der Gesellschaft, mit den großen Kellereien. Dort lernte ich viele Sorten des edelsten griechischen Traubensaftes kennen und schätzen, nicht am wenigsten den klassischen Malvasier, der seinen alten Ruhm auch jetzt noch reichlich verdient. Am anderen Tage wurde Patras mit Umgebung besichtigt und dem malerisch gelegenen Kloster Pierokomio Besuch abgestattet. Ich freute mich, so weit ab vom heimatlichen Boden am Abend eine gemütliche deutsche Gesellschaft im deutschschweizerischen Klub zu finden. Die Weiterfahrt nach Korinth erfolgte auf einem mit Truppen überladenen Dampfer und in unsäglicher Unordnung; schließlich kamen wir aber doch unversehrt am 27. Oktober in der Nacht in Athen an im alten Quartier des »Hôtel Grande Bretagne«.

In Athen fand ich alles auf dem alten Flecke und in derselben Zusammensetzung, wie ich es vor dreieinhalb Monaten verlassen hatte: den Hof, die Regierung, das diplomatische Korps und die Gesellschaft. Wir lebten uns bald wieder ein und suchten den Aufenthalt in seinen besseren Seiten zu genießen.

Vom Könige wurde ich am 2. November empfangen: welch ein Unterschied für ihn in der Lage der Dinge seit meiner vorjährigen Rückkehr nach Athen im November

1880! Er hatte eben die Reise nach Thessalien und Epirus gemacht zur Besichtigung der neu erworbenen Gebietsteile, allenthalben, und zwar namentlich von der türkischen Bevölkerung in den abgetretenen Distrikten wie in Larissa, auf das freudigste empfangen. Nicht genug konnte er davon erzählen, überall sei er nur der Befriedigung darüber begegnet, daß der Krieg vermieden worden, und überall habe zwischen christlicher und mohammedanischer Bevölkerung das beste Einvernehmen geherrscht. Dann gefielen ihm ganz besonders die prachtvollen Waldungen, die nunmehr an Griechenland gefallen, wo es bekanntlich davon keinen Überfluß gab. Die Abhänge des Pindus hatte er überdeckt gefunden mit Eichenwäldern, Edeltannen, Kastanien und mit den schönsten Buchen, die er je gesehen habe. Es war begreiflich, daß König Georg nach allen den schweren Wandlungen der letzten Zeit sich nun im Genusse des Erworbenen erhoben fühlte. Auch Komunduros drückte mir seine dankbare Befriedigung über den Verlauf der Okkupation in den neuen Landesteilen aus.

Aber die Griechen hätten nicht mehr Griechen sein, nicht mehr ihre berechtigte moderne Eigentümlichkeit bewahrt haben müssen, wenn nicht schon, unbeschadet aller unter der gegenwärtigen Regierung eingeheimsten Vorteile und Bereicherung, die schärfste Opposition sich gegen Komunduros geregt hätte, der das ungewohnte Beispiel eines 1½ Jahre am Ruder befindlichen Ministers gab und die Befürchtung erregte, als wolle er etwa, auf seine Verdienste gestützt, sich und seine Freunde noch länger im Amte erhalten. Trikupis erklärte das von dem Ministerium Komunduros erreichte Resultat als ganz ungenügend und als Produkt einer unverzeihlichen Schwäche und leitete nun eine gewaltige Agitation ein, die freilich erst nach weiteren fünf Monaten zum Ziele führte. Für jemand, der die ganze Entwicklung der jetzt abgeschlossenen Krisis mitgemacht hatte und genau wußte, welche Schwierigkeiten in der europäischen Politik zu überwinden gewesen, ehe Griechenland die reife Frucht der neuen Provinzen in den Schoß fiel, war es sonderbar, jetzt in der griechischen Presse und in Athener Gesprächen zu hören zu bekommen, daß nur die Unfähigkeit der Minister es verschulde, wenn nicht noch viel größere Errungenschaften den Türken entrissen worden wären. Selbstverständlich konnte niemand, am wenigsten der Staatsmann Trikupis, nur einen Moment das selbst glauben. Aber die parlamentarische Parteiunehrlichkeit war im Staatsleben des modernen Griechenlands ein Faktor geworden, den keine Ereignisse mehr änderten.

Von diesen griechischen Betrachtungen gingen meine Gedanken mit ganz anderem Interesse zurück zu dem, was mittlerweile in der Heimat auf politischem Gebiete sich vollzog. Die Reichstagswahlen vom Oktober hatten der inneren Politik des Kanzlers eine neue, für seine Weiterführung der Geschäfte schwierige Unterlage geschaffen. Zum ersten Male trat das Zentrum als die ausschlaggebende Fraktion in den Vordergrund. Alle gemäßigten reichstreuen Gruppen waren zugunsten der extremen vermindert worden. Bismarck würde nach der konstitutionellen Schablone zum Rücktritt veranlaßt

gewesen sein, und Gerüchte in diesem Sinne erhielten sich mit Beharrlichkeit. Meinen Standpunkt dazu enthalten Briefe aus dem November. »Ich gestehe,« heißt es darin, »daß mich die Nachrichten aus der Heimat verwirren. Der Mißerfolg der Wahlen ist nicht mehr wegzudiskutieren. Gegen den Kanzler haben sich nicht seine großen und richtigen Gedanken gewandt, wohl aber seine nicht immer große und nicht immer richtige Methode in der Behandlung der Menschen. Wir leiden unverkennbar jetzt an dem Überschuß der persönlichen Kraft, nachdem wir zuerst allen Vorteil davon gehabt hatten ... Bei alledem ist die Loslösung Bismarcks von seinem Posten undenkbar. Er hat ja schon Schwereres überwunden und muß und wird auch jetzt den Weg finden, vielleicht mit Opfern am bisherigen Programm ...« Nur war ich unbedingt dafür, daß er das Tabakmonopol nicht fallen lassen dürfe und daß die Grundzüge seiner durch die kaiserlichen Botschafter konsekrierten Sozialpolitik nicht mehr geändert werden könnten.

Ein anderes politisches Ereignis in der Ferne, das mein besonderes Interesse wachrufen mußte, war die Erscheinung des Ministeriums Gambetta, du grand Ministère, das am 15. November sich bildete. Ich dachte an die Stunden zurück, die ich mit dem mächtigen Volkstribunen, aus dem ein so regulärer Staatsmann geworden, verbracht hatte, an die Vorträge über seine Marotte, den Scrutin de liste, der nun triumphieren sollte und der statt dessen kurze Zeit darauf seiner ministeriellen Herrlichkeit wieder ein Ende machte!

So kam der Schluß des Jahres 1881, für mich eines wenig erfreulichen Zeitabschnittes – und in der Hauptfrage, an der mein ferneres Schicksal hing, sah ich auch jetzt um nichts klarer. Viele Briefe aus der Heimat von mehr oder minder gut unterrichteten Freunden gingen mir mit Äußerungen des Interesses an der fatalen Unsicherheit zu, die gleichzeitig nicht weniger fatal für den ganzen Geschäftsbetrieb im Auswärtigen Amte geworden war. Ich erwähne darunter die regelmäßigen Nachrichten, die mir Busch gab, ferner solche von Kollegen wie Schweinitz, Reuß, Berchem und von Bernhard Bülow aus Paris, der mir seit dem Abgange von dort noch die interessantesten Briefe schrieb. Auch der Mann in Berlin, der am besten wissen mußte, wie es mit der Affäre Hatzfeldt stand, Bleichröder, hielt es für angemessen, mich schriftlich zu trösten und auf eine noch nicht bestimmbare, aber seiner Ansicht nach sichere Zukunft zu verweisen.

In Berlin brachte aber, mit vielem Erfolg, der »Ulk« ein Gedicht: »Die Legende vom Grafen Hatzfeldt«, das so anfing:

»Und siehe, als einstmals der Posten ward leer,
Da berief man den Grafen zum Staatssekretär,
Doch da er nicht kommen konnte so schnell,
Verblieb er in Konstantinopel zur Stell'!

Dort ordnet er den diplomat'schen Verkehr
Und kam nach Berlin dann als Staatssekretär;
Doch dornenvoll sind oft die Wege zum Glück,
Drum mußt er nach Konstantinopel zurück.«

Als Schlußstrophe:

»Und jetzt steht es fest, jetzt kommt er her
Als wohlbestallter Staatssekretär.
Das heißt, wenn er nicht doch auch zum Schluß
In Konstantinopel verbleiben muß ...«

»Versinke in den Orkus,« schrieb ich in der Silvesternacht für das scheidende Jahr ins Tagebuch, »und mache einem besseren Platz!«

Das Jahr 1882 hielt uns, meine Frau und Kinder bis zum Juni, mich bis Mitte Juli in Athen fest. In diese Zeit fallen hauptsächlich die geselligen Erlebnisse, die das tägliche Dasein mit sich brachte, und weniger politische Vorgänge von eingreifender Bedeutung, ausgenommen die nach dem Laufe der Dinge unvermeidliche neue Krisis im griechischen Ministerium.

Sehr belebt war der Karneval, in dem die Athener Gesellschaft sich für alle überstandenen politischen Erregungen und Beklemmungen entschädigen zu wollen schien. Feste bei Hof – bis zur Geburt des Prinzen Andreas am 2. Februar –, in einigen Gesandtschaften und in einzelnen griechischen Häusern wechselten bis zum Ende des Karnevals am 19. Februar: alle waren ausgezeichnet durch eine Fülle von schönen Frauenerscheinungen, die nicht leicht anderswo hätte übertroffen werden können. Bei einem Kostümfest im Hause Melas entfaltete sie sich in ihrem ganzen Zauber. Katharina Hadzopulos im Empiregewande, die Damen Negroponte, Skouzes, Marussi, Serpieri in reichster Renaissance, das bildschöne Fräulein Mansovino als Diana, Gräfin Lunzi, die Damen Dosios, Dokos, Karadja, Sutzo, Kriesis, unsere klassische Chrysoula Anargyros und noch so manche glänzten an diesem wie an den anderen Ballabenden der Saison als Sterne erster Größe am Athener Gesellschaftshimmel. Draußen aber in der Natur herrschte ein seit Griechenerinnern nicht dagewesener Winter: es geschah das Überwältigende, daß dicker Schnee tagelang den attischen Boden bedeckte und auf den Säulen des Parthenon hoch geschichtet liegen blieb! Als Stimmungsbild füge ich hier einiges aus einem Brief an Schanzenbach vom 18. Februar ein: »Solange Sie in Berlin waren, habe ich Sie mit dem Gruße aus dem Mythenlande nicht stören wollen: für den Berliner aktuellen Menschen fällt der nach Griechenland Ausgewiesene nur unter den Gesichtswinkel einer zweitausendjährigen Verschollenheit. Dafür gewinnt man aber hier, im Verhältnis zur Heimat,

den archimedischen Standpunkt, und das hat etwas Beruhigendes. Ich bin oft in Versuchung, das Fernrohr des Freundes Schmidt, durch das ich Mond und Planeten ergründe, nach der für mich in astronomische Weiten entschwundenen Wilhelmstraße zu richten, habe es aber noch unterlassen in der Besorgnis, dabei auf Erscheinungen zu stoßen, die ich sonst glücklicherweise in Athen vermeiden kann ... Das große heimische Zentralgestirn sendet ja seine Fernwirkung doch hierher, und die wird nur um so reiner, wenn dem Nahestehenden unvermeidlich erkennbare üble Trabanten aus dem Gesichtskreis schwinden ... Von Athen habe ich zunächst zu erzählen, daß wir in der Mystifikation eines sogenannten idealen Klimas von Attika leben. So gefroren wie wir hier seit Januar, haben Sterbliche selten, die ewigen Götter Griechenlands noch nie. Die Akropolis im Schneegestöber, ganz Athen unter fußhoher weißer Decke; das wenige vorhandene Wasser zu Eis, alle Griechen gleichzeitig zu Bildern des Jammers erstarrt. Die Kutscher und Arbeiter streiken, die Museen sind geschlossen, weil kein Wächter hingeht. Und der pentelische Marmor schreit vor Frost, die Säulen des Parthenon ziehen sich schmerzlich zusammen und glauben, ein russischer Elgin habe sie nach Sibirien geschleppt. Manche finden die schneebelasteten Propyläen und die angefrorenen Karyatiden des Erechteion merkwürdig: mir kommt es vor wie eine humoristische Parodie der Weltgesetze! ... Um sich zu erwärmen, war die Gesellschaft von Athen in bachantisches Karnevalsrasen verfallen, das nun gottlob aufhört ...«

Dabei wurde der Verkehr mit den deutschen Landsleuten in Athen nicht vernachlässigt. Ich habe schon früher bemerkt, wie viele hervorragend tüchtige und bedeutende Männer unter diesen sich befanden. Die waren noch fast alle zusammen und neue dazugekommen. Alles, was zu uns gehörte, vereinigte sich wieder im Klublokal der »Philadelphia« am Kaiser-Geburtstage, 22. März, diesmal auch mit einer größeren Anzahl deutscher Gäste, die sich auf der Durchreise in Athen befanden: so die Konsuln Hamburger aus Patras, Fels aus Korfu, die Professoren Dames aus Berlin, Benrath aus Bonn, einige Offiziere und Juristen im Urlaub, und vor allen der würdige alte Hanssen, der große Architekt aus Wien, der sich auch als Österreicher uns anschließen wollte. Da wurde es mir nicht schwer, die Worte zum Kaisertoaste und zur Feier unseres Deutschtums auf dem klassischen Boden zu finden. Aber selten habe ich dafür ein so begeistertes Echo gehabt, wie an diesem Abend in Athen. Und es endete auch nicht ohne eine Ovation für mich selbst, für die der Hofprediger Petersen, ein überaus sympathischer Schleswiger, den Ausdruck lieh (...)

Das neue griechische Parlament war am 30. Januar durch eine Thronrede eröffnet worden, die in korrekter und dankbarer Weise über die Grenzkonvention mit der Türkei und die von den Mächten geleistete Hilfe sprach. Aber es war von Anfang an zu erkennen, daß die Wühlereien der Opposition keine Majorität für die Regierung mehr bestehen ließen, und so gab Komunduros, nachdem die Präsidentenwahl gegen ihn ausgefallen, am 13. März seine Entlassung. Am 15. war das neue Ministerium

Trikupis gebildet mit sehr radikalen Elementen, sogar ausgesprochenen Gegnern der Monarchie, wie Lombardos und Ralli, dem größten demokratischen Schreier in Athen, würdigem Nachkommen des Kleon.

Mit Trikupis hatte ich bis dahin keinen näheren Verkehr gehabt, er war mir nie sympathisch, schon wegen seiner unehrlichen Kampfesweise gegen Komunduros. Das durfte freilich jetzt nicht meine amtliche und persönliche Annäherung an ihn hindern. In solchen, dem Gesetze des rücksichtslosen Parteikampfes unterworfenen Ländern muß sich der fremde Vertreter von privaten Empfindungen gegenüber den führenden Politikern fernhalten: in dem Oppositionsredner von heute, auf den er weidlich mit dem gerade maßgebenden Regierungsmann schimpfen möchte, soll er immer den Minister von morgen sehen, den er dann zur Besorgung seiner Geschäfte gebrauchen wird. Ich war denn auch bald mit ihm und der Schwester, Fräulein Sophie, die seinen Haushalt führte und einen politischen Salon hielt, in besten Beziehungen.

Trikupis war an allgemeiner Bildung und in den Formen der Welterziehung dem alten Komunduros sehr überlegen und gab sich gern den Anstrich eines modernen Staatsmanns nach englischem Muster. Er glaubte vielleicht aufrichtig, daß mit der Nachahmung englischer Regierungsmaximen und den entsprechenden parlamentarischen Handgriffen die Regeneration Griechenlands bewerkstelligt werden könne. Dazu war das ihm in seinem Vaterlande zur Verfügung stehende Menschenmaterial nicht geeignet, und so ist er denn auch trotz aller unleugbaren Begabung und Tatkraft bei seinen verschiedenen Ministerien nicht viel über das Maß der Erfolge seiner Vorgänger in der Verwaltungs- und Finanzleitung hinausgekommen.

Nach weniger als einem Jahre, am 9. März 1883, schloß Komunduros seine Augen, und Trikupis, der ihn eben noch als einen Landesverräter denunziert hatte, um an seinen Platz zu kommen, hielt ihm eine Grabrede, in der er nicht genug enthusiastische und gerührte Worte zur Feier des großen hellenischen Patrioten finden konnte. Für einen zur rechten Zeit sterbenden politischen Gegner hat man bekanntlich überall großmütige Anerkennung, in Griechenland noch mehr wie anderswo.

Vorerst aber lebte Komunduros noch und wurde in der Kammer von der neuen Regierungspartei auf das heftigste angegriffen. Am meisten zeichnete sich dabei sein früherer Parteigenosse und Ministerkollege Kontostavlos aus, der während der letzten Krisis Gesandter in London gewesen war und nachweisen wollte, daß viel mehr von den Mächten hätte erlangt werden können. Es fiel Komunduros nicht schwer, an der Hand der eigenen Berichte, die sein Angreifer aus London erstattet gehabt hatte, das Törichte dieser Behauptungen nachzuweisen. Dann regte sich die Athener Presse über einen anderen Zwischenfall auf. Wir hatten am 14. März, dem Geburtstage des Königs Humbert, ein Diner bei Curtopassi gehabt, dem Komunduros zum letzten Male in offizieller Eigenschaft beiwohnte. Ich brachte im Einverständnis mit meinen Kollegen auf unseren scheidenden Minister einen Toast aus, der lediglich Worte dank-

barer Erinnerung an die Gemeinsamkeit der amtlichen Arbeit in den letzten Jahren enthielt. Einige Tage darauf brachten Winkelblätter, dann auch die größeren Zeitungen in Athen eine Beschreibung dieses Diners nebst einer aus der Phantasie geschöpften Wiedergabe meines Toastes, wonach ich Komunduros mit Aristides verglichen und das griechische Volk – speziell die neuen Abgeordneten aus Thessalien – wegen ihres schnöden Undankes beschimpft hätte. Natürlich dazu entrüstete Kommentare der Trikupisleute und allgemeines Geschwätz in Athen, auch Korrespondenzen darüber in der auswärtigen Presse. Man beruhigte sich erst, als auf mein energisches Verlangen Trikupis selbst in seinen Blättern das ganze als eine Unwahrheit erklären ließ. Es war offenbar nur die Stimme des eigenen schlechten Gewissens gewesen, die sich in dieser Form aussprach!

Trikupis hielt dann noch eine Programmrede, in der er von den unverrückbaren »Grenzen des Hellenismus« sprach, die das Land verteidigen müsse mit Aufbietung aller seiner Kräfte – ohne freilich sich auf eine geographische Bestimmung dieses Begriffes einzulassen. Auch erschrak niemand darüber. Die Kammer ging dann bald auseinander, und mit ihr verging das Interesse an der griechischen Politik.

Zurückgreifend muß ich hier noch die innerpolitischen Vorgänge bei uns erwähnen, denen auch im neuen Jahre meine vollste Teilnahme zugewandt blieb. Vor allem der denkwürdige Erlaß des Kaisers an das Staatsministerium vom 4. Januar, in dem die Stellung der Krone als des maßgebenden Faktors in unserem Staatsleben festgelegt wurde. »Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben,« hieß es darin. Und weiter: »Es ist mein Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches über mein und meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik meiner Regierung kein Zweifel gelassen werde ...«

Ich war erst überrascht und besorgt gewesen wegen dieses starken Hervortretens der kaiserlichen Person in dem Parteikampfe. Mir kam es vor, als spiele Bismarck zu starke Parteitrümpfe gegen die ihm widerstrebenden Parlamentsfraktionen aus, als befördere er damit mehr wie notwendig die Verbitterung in den liberalen Kreisen und zöge den Kaiser in einen neuen Konflikt, dem die alten Nerven und Kräfte nicht mehr gewachsen sein würden. Aber nachdem ich die Rede Bismarcks vom 24. Januar, in der er die tiefere Begründung und die wahre Tragweite des Erlasses erläuterte, gelesen hatte, war ich anderer Ansicht. Ich faßte nun diese ganze Kundgebung so auf, wie auch Treitschke in einer vortrefflichen Rede es getan: es war notwendig, öffentlich zu erklären, daß über Deutschland ein lebendiges, starkes Königtum regiere – und nicht eine jeweilige Majorität des Parlaments. Und dieser Appell galt nicht so sehr der Gegenwart als der Zukunft. Kaiser und Kanzler hatten sich in Besorgnissen begegnet, die eine solche Sprache ihnen auferlegte. »Es ist wie ein Fideikommiß, dessen

Festlegung jetzt, solange die Zeit reicht, erfolgen mußte und der Familie Hohenzollern erhalten bleiben soll,« schrieb ich darüber. »Man wird daran nicht so leicht mehr rütteln und kräftigen Halt daraus schöpfen können, wenn es sich früher oder später darum handeln wird, der liberalen Phrase, auch wenn sie von oben herunter kommt, zu widerstehen. Der Erlaß und der Bismarcksche Kommentar dazu sind eine Tat, für die wir lange noch dankbar sein werden. Es wäre nicht zu erwarten gewesen, daß der hohe Nachfolger unseres Kaisers eine ähnliche Sprache führte, und noch weniger, daß ein Minister von der Autorität des jetzigen Kanzlers späterhin dafür Zeugnis ablegen könnte. Somit war es gut, daß das alles jetzt gesagt wurde, solange die beiden noch leben: die künftige Generation hat es sich zu merken ...«

Der Gedanke an das, was bei uns werden solle, wenn der alte Kaiser die Augen schlösse, lag gerade damals, bei Beginn des Jahres 1882, in der Luft und beschäftigte auch mich besonders. Ich sah dem neuen Regime unter dem Kronprinzen mit großer Sorge entgegen, überzeugt davon, daß seine Gemahlin nur einen unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung der politischen Dinge ausüben würde. Ich teilte nicht die vielfach ausgesprochene Ansicht, daß, wenn der Kronprinzessin als Kaiserin auf anderen Gebieten ganz freie Hand gelassen bliebe, sie sich der Einmischung in die eigentliche Politik enthalten würde, sondern erwartete von der eventuellen neuen Regierung unberechenbare Experimente nach links hin.

Bismarck hat damals dieser Befürchtung jedenfalls auch näher gestanden als später. Ich werde darauf zurückkommen bei der Besprechung der Vorgänge von 1888.

Nun noch einiges über unser soziales Leben bis zur Zeit der Abreise.

Am 13. April hatten wir ein Fest im Palais, wobei meine Frau wieder in einem feinen kleinen Einakter (»Le bougeoir« von Karaguel) als »Madame de Lucinay« ihr Talent zur Salonkomödie erweisen konnte. Ein anderes Mal (zur Anwesenheit der Söhne des Prinzen von Wales) wurden im Palais griechische Stücke neben französischen (wie »L'été de la St. Martin«) gegeben. Die meiste Freude machte mir freilich der theatralische Abend, den mir zu meinem Geburtstage meine drei Kinder durch Aufführung der »Gouvernante« von Körner bereiteten. Ich muß dabei auch als Familienhistoriograph, da von meinem damaligen Geburtstag, dem 43., die Rede ist, denkwürdige Äußerungen meines Töchterchens Nadine aufzeichnen. Als ich ihr bemerkte, sie habe nun einen schon recht alten Vater, erklärte sie nach einigem ernsten Sinnen: »Papa, ich habe darüber nachgedacht: die Blüte des Mannes liegt zwischen vierzig und fünfzig.« Und dann fügte sie hinzu: »Übrigens sind die angenehmsten Männer die so in deinem Alter, und danach die von dreizehn bis fünfzehn ...«

Während des Winters und Frühjahrs zogen interessante fremde Besuche durch Athen und auch durch unseren Salon, der jeden Abend der Mittelpunkt geselliger Vereinigung blieb. Ich erwähne darunter den berühmten russischen Marinemaler Aiwasowski, der die angenehme Gewohnheit hatte, wenn er einen ruhigen Abend am

Teetische verbrachte, zu seiner Beschäftigung reizende kleine Skizzen mit Bleistift hinzuwerfen, die dann den Hauswirten verblieben. Großfürst Konstantin, der talentvolle Bruder der Königin, saß manche Stunden bei uns am Klavier. Die Symposien mit Direktor Schmidt wurden wieder aufgenommen, zu denen einige Male auch Meister Zumbusch, der geniale Bildhauer erschien, der von Kleinasien nach Athen herübergekommen war.

Mitte Februar kam Fürst Anton Radziwill in Begleitung seines Sohnes Georg, mit Below, Beverförde und Heinrich XVIII. von Reuß, alle unsere guten Bekannten aus Berlin, auf der Durchreise nach Konstantinopel, wo sie dem Sultan den Schwarzen Adler übergeben sollten. Sie brachten zu uns einen wohltuenden Luftzug aus der Heimat! Als merkwürdige Persönlichkeit erschien ein alter Lord Haughton, einstiger philhellenischer Schwärmer, der nunmehr sich in der Nähe ansehen wollte, was aus dem befreiten Hellas geworden sei. Sein Liberalismus und seine frühere Mitwirkung an der griechischen Erhebung hinderten ihn nicht, jetzt zu finden, daß die politische Emanzipation des Landes ein Fehler gewesen, daß man besser getan hätte, es noch längere Zeit unter türkischer Oberherrschaft zu belassen und ihm die Segnungen des Konstitutionalismus vorzuenthalten, bis es dafür reifer geworden wäre. Er beklagte sehr den aktuellen Zustand der parlamentarischen Zänkereien, in dem sich die besten Volkskräfte zersplitterten, und fürchtete, die Zukunft auf der Balkanhalbinsel werde nicht den Griechen, sondern den Bulgaren gehören: das habe schon vor dreißig Jahren Lord Stratford vorausgesagt. Da der auch äußerlich barocke alte Lord solche Ansichten unverblümt den Griechen zu hören gab, erntete er damit wenig Beifall in den Athener Kreisen. Mich interessierte das Gespräch mit ihm ungemein.

Eine andere englische Bekanntschaft, die ich in Athen machte oder vielmehr erneuerte, war die von Lord Dufferin, der mit seiner Gattin aus Konstantinopel zum Besuch kam. Ich hatte ihn zuerst im Jahre 1861 am Bosporus gesehen als Mitglied der internationalen Libanonkommission. Jetzt war er wieder dorthin gelangt als englischer Botschafter, für mich also ein mutmaßlicher Kollege. Dufferin, dem ich dann noch viel näher getreten bin, war einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, ein Charmeur für Frauen wie für Männer. Wir befreundeten uns gleich bei diesen Begegnungen in Athen und hatten beide danach nur um so mehr den Wunsch, am Bosporus uns weiter zusammenzufinden. Aber zunächst wurde er als high commissioner nach Ägypten gesandt und kam erst nach längerer Abwesenheit auf seinen türkischen Posten zurück. Von deutschen Gelehrten, die um diese Zeit Athen besuchten, erwähne ich Ferdinand Gregorovius, dessen persönliche Bekanntschaft mich erfreute. Er kam auch von Konstantinopel, über das wir uns viel unterhielten, anknüpfend an Fallmerayers Anschauungen. Gregorovius selbst zeigte sich stark beeindruckt von der Bedeutung und der Lage der Stadt nebst dem Bosporus und fand es nicht zu viel gesagt, wenn Fallmerayer erklärt habe: »Die Lose für Europas Zu-

kunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt, und vor dem Zuge ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vorteil günstig auszulegen, ist Gesamtaufgabe christlicher Diplomatenkunst ...«

Ich verlangte ja nicht besser, als für meinen Teil bald an dieser »Gesamtaufgabe« mitwirken zu dürfen!

Auch italienische Reisende »von Distinktion« erschienen unter uns: so Prinz Giovanni Borghese und der Herzog von Eboli, ein Doria. Ferner kamen zu kurzem Aufenthalte der viel genannte italienische General und ungarische »Patriot« Türr mit seiner noch immer sehr schönen Gattin, Tochter von Sir Thomas Wyse, dem früheren englischen Gesandten in Athen, und der Prinzessin Lätitia Bonaparte (Schwester der bekannten Madame Ratazza, die ich später als Madame de Rute in Madrid erlebte). General Türr war der vollendete Typus des politischen Aventuriers in größerem Format: seine militärische Rolle, die darin bestanden hatte, sich an allen Revolutionen ohne Unterschied der Nationen und Länder zu beteiligen, war damals schon ausgespielt und seine Tätigkeit ganz auf das Gebiet der industriellen und finanziellen Unternehmungen übertragen. Nach Griechenland kam er als Präsident der Gesellschaft zum Durchstich des Isthmus von Korinth — und am 4. Mai führte er uns alle zusammen, mit dem Hof und der ganzen politischen Welt von Athen, nach Korinth als Ehrengäste für die feierliche Einweihung des großen Unternehmens.

Nach dem gewaltigen Erfolge des Suezkanals war man damals in eine Gründungsperiode für anderweitige Kanalbauten getreten: dem Panamaprojekte, für das der alte Lesseps sich begeisterte, folgte das des Isthmus von Korinth. Eine französische Gesellschaft hatte sich die Konzession von Griechenland auf 99 Jahre erworben, das Kapital sollte bis zu 25 Millionen Franken aufgebracht werden, die Rentabilität war angeblich ganz garantiert, Bauzeit 3 Jahre. Man hatte die Linie — im ganzen nicht viel über 6 Kilometer — zum Durchstich gewählt, die im Altertum von Kaiser Nero bereits geplant gewesen war. Es sollte auf eine Tiefe von 8 Meter eine Breite von 23 bis 25 Meter gezogen werden. Also die ganze Unternehmung war keine übermäßig schwierige und man konnte erwarten, daß die erhebliche Abkürzung des Seeweges für die aus dem Adriatischen Meere kommenden Schiffe sich bezahlt machen müsse. Mit hochfliegenden Reden und Zukunftsfanfaren (von denen General Türr jedenfalls der Stimme nach die kräftigste leistete) wurde der feierliche Akt sowie ein sich daran anknüpfendes sehr willkommenes Frühstück unter Zelten im Freien abgehalten, und Türr blieb danach der Held des Tages in Athen.

Was dann aber aus dem Projekte geworden, hat den pomphaften Erwartungen wenig entsprochen. Es kam zwar kein Krach wie der des Panamakanals, aber von ihrem Gelde haben die Aktionäre nichts mehr gesehen. Die Eröffnung der Wasserstraße fand erst elf Jahre später, 1893, statt, die Rentabilität blieb aus und verwandelte sich in ein Defizit. Die Passage war für die großen Schiffe zu gefährlich

geblieben, sie konnte nur von kleinen griechischen Fahrzeugen dauernd benutzt werden. Und ob die projektierten neuen Städte an den Ausgangspunkten des Kanals mit den schönen Namen »Isthmia« und »Posidonia« wirklich entstanden sind, weiß ich nicht.

Am 2. Juni sollte meine Frau mit den Kindern die Rückreise nach Deutschland antreten, wohin ich bald nachzufolgen gedachte. Ich erkrankte aber plötzlich an einer Rippenfellentzündung, die zum Glück normal verlief, wenn auch mit argen Schmerzen. So blieb meine Familie noch bis zum 10. Juni, ich selbst trat den Urlaub erst am 19. Juli an. König und Königin waren schon seit Anfang Juli von Athen abwesend.

Der letzte Monat in Athen stand politisch ganz unter dem Zeichen der schweren Krisis in Ägypten, die insofern sich auch den Griechen direkt fühlbar machte, als massenhaft griechische Untertanen und Schutzgenossen, die sich aus Ägypten flüchteten, in den griechischen Häfen ankamen und verlangten, daß das Vaterland sie beherbergen und ernähren solle. Mitte Juni waren über zweitausend solche Emigrierten allein im Piräus eingetroffen. Für die Regierung entstand dadurch keine geringe Verlegenheit; sie ist später einen großen Teil der ägyptischen Hilfsbedürftigen nicht wieder losgeworden.

Auf die Entwicklung und Verwicklung der ägyptischen Verhältnisse, die ganz Europa in Atem hielt, brauche ich hier nicht weiter einzugehen, da ich persönlich nichts damit zu schaffen hatte. In Konstantinopel trat eine Botschafterkonferenz am 23. Juni zusammen, in der unsere Stimme durch den Geschäftsträger v. Hirschfeld geführt wurde. Hatzfeldt hatte es nochmals zu erreichen gewußt, daß der Wechsel, der mich dorthin führen sollte und wieder einmal als zum 1. Juni b e s t i m m t bevorstehend von Berlin aus bezeichnet worden war, um ein Quartal aufgeschoben blieb. Ich konnte also nicht dort in der interessanten ägyptischen Frage debütieren! Während in Alexandrien alles drunter und drüber ging, während die Konferenz in Konstantinopel sich in wirkungslosen Beschlüssen erschöpfte und schließlich die Engländer auf eigene Faust sich in Ägypten festsetzten, zog ich ruhig in meinen Urlaub und kümmerte mich, für einige Zeit wenigstens, mehr um meine Familie, meine Erholung und den Genuß der Heimat, als um alle Leiden und Verlegenheiten des Orients.

Nach schneller Seereise bis Brindisi und schöner Fahrt über Ankona und Rosenheim traf ich am 23. Juli bei den Meinigen in Tegernsee ein. Vom 1. bis 5. August war ich in Frankfurt a. M., wo meine Mutter sich aufhielt. Dort sah ich zum letzten Male den Feldmarschall Manteuffel († 1885). Er sprach viel über seine Eindrücke aus Berlin, und zwar in einem mich überraschenden pessimistischen Sinne. Nicht nur im Auswärtigen Amte, durch die fortgesetzte unwürdige Verschleppung der definitiven Ernennung von Hatzfeldt, auch in der Armee herrschten unberechenbare, mit den alten Traditionen unvereinbare Zustände. Das hohe Alter des Kaisers mache sich sehr fühlbar. Nur mit seiner Tätigkeit in den Reichslanden, in die er zurückkehrte, war er zufrieden.

Vor allem aber und von allem andern weg zog es mich nach Bayreuth, wo der Parsifal eben zum erstenmal in die Welt getreten war (...)

Am 9. August fuhren wir wieder von Bayreuth ab. Leider habe ich beim damaligen Aufenthalte Wagner selbst nur ganz flüchtig sehen können. Fünf Monate später weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Parsifal war sein grandioser Schwanengesang geworden.

Wir beschauten noch auf dem Rückwege das so eigenartig schöne Nürnberg, eine der Städte, die ich immer in Deutschland am liebsten aufsuche, und waren am 11. August in Tegernsee bei unserer Familie (...)

Es folgten wieder einige ruhige Wochen in Tegernsee mit meiner Familie und dem dortigen Bekanntenkreise, namentlich den Wittgensteins. Öfter sah ich in dieser Zeit meinen alten Freund Döllinger, trotz seiner 82 Jahre erstaunlich frisch und anregend, und hörte seine Urteile über die Tagesfragen der Kirchenpolitik. Er war der Meinung, daß der Ultramontanismus sich in Deutschland immer mehr mit den partikularistischen Umtrieben in den verschiedenen Teilen des Reiches (die Altbayern, Welfen) verquicken und damit an Gefährlichkeit verlieren würde. Im Volksbewußtsein werde es um so mehr durchdringen, daß die Religion nur zum Deckmantel politischer Ziele dienen solle, die sich gegen die Existenzbedingungen des neuen Reiches richteten. Seine Exkommunikation trug er im übrigen mit ruhigem Gleichmut.

Am 27. August war ich zu Besuch beim König Georg von Griechenland in Wiesbaden und wurde zu einem Familiendiner seines großen, dort versammelten Verwandtenkreises eingeladen. Dabei lernte ich kennen: den König von Dänemark, der mich besonders freundlich auf meinen Vater anredete, den er gekannt hatte, den Prinzen Alexander von Hessen, der erstaunlich weise über alles mögliche, auch über griechische Verhältnisse sprach, für die er angab sich speziell zu interessieren, Prinz Nikolaus von Hessen mit Gemahlin Gräfin Merenberg, und besonders die Prinzessin von Wales, von deren lieblicher Erscheinung ich ganz entzückt war. Ich hielt sie aber zunächst für ein Hoffräulein, was sie merkte und sich höchlich darüber vergnügte, bis ich es herausfand und dann zu meiner Entschuldigung nur anführen konnte, so fabelhaft jugendlich hätte ich mir sie unmöglich vorstellen können. König Georg kam dazu und sagte mir lachend: »Wissen Sie, dies Quiproquo war das aufrichtigste Kompliment, das meiner Schwester gemacht werden konnte.«

Vom 30. August bis 10. September hielt ich mich in Berlin auf und wurde gleich am 1. September in Babelsberg vom Kaiser empfangen, den ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich fand ihn so frisch, wie es mit 85 Jahren nur irgend denkbar war, für mich besonders gnädig, mit Erinnerungen an meine Eltern und Großeltern. Und auch eine mich sehr überraschende Erinnerung aus neuerer Zeit brachte der alte liebe Herr bei Tische zur Sprache: Er frug mich, was aus meinen Reisebriefen aus China und Japan geworden sei, die Er einstmals gelesen habe?

Dabei ergab sich, daß er bei seiner ersten Reise nach Gastein, 1863, in Hallein auf der Bahn meine Mutter nebst meiner Schwägerin Paula angetroffen gehabt, daß diese von meinen Briefen aus Ostasien gesprochen und auf sein Verlangen ihm davon Abschriften übergeben hatten, die er sich als Reiselektüre unterwegs vorlesen ließ. Auf der Rückfahrt hatte er meine Mutter wieder nach Hallein bestellt und gab ihr die Briefe zurück. Ich selbst hatte diese Episode nicht gekannt oder, wenn es mir später von meiner Mutter erzählt worden ist, jedenfalls nicht mehr im Gedächtnis, als der Kaiser wieder darauf zurückkam. Von Griechenland sprach er eingehend, von meiner eventuellen Berufung nach Konstantinopel nicht, doch schien er sich noch eine persönliche Mitteilung vorbehalten zu wollen, da zum Abschied er mir sagte: Er werde wohl bald den Anlaß haben mich wiederzusehen.

Im Auswärtigen Amte fand ich Busch als Vertreter des immer abwesenden Hatzfeldt, ferner Otto Bülow, Bucher, Holstein. Die drei Erstgenannten in übelster Stimmung über die Zustände, die im Amte seit der Gerenz des Staatssekretärs durch Hatzfeldt herrschten; Bucher hatte gerade seinen Abschied eingereicht. Hatzfeldt hätte sich, nach ihrer übereinstimmenden Ansicht, bisher für die Leitung des Amtes als ungeeignet erwiesen, nicht wegen Mangel an Intelligenz, aber durch geschäftliche Unordnung, Abneigung gegen ernste Arbeit, Oberflächlichkeit und Abweisen aller Verantwortlichkeiten. Das ganze höhere Personal im Amte sei schon darüber verstimmt, der einzige, dessen Weizen blühe und der sich Hatzfeldt in allem willfährig zeige, sei Holstein. Busch nahm an, daß Hatzfeldt trotz der wiederholten und dringlichen Mahnungen, die vom Kaiser wie vom Kanzler ergangen seien, auch jetzt noch weiter durch Vorschieben seiner persönlichen Verhältnisse die Ernennung zum Staatssekretär und des ganzen, daran hängenden Revirements im auswärtigen Dienste zu hintertreiben suche. Wie lange sich Fürst Bismarck, der, schon um sich selbst kein Dementi geben zu müssen, an der Ernennung von Hatzfeldt festhalte, sich diesen passiven Widerstand noch werde gefallen lassen, sei nicht abzusehen. Inzwischen dauere die Unsicherheit im ganzen Ressort fort.

So konnte ich während dieses Berliner Aufenthalts über meine eigene Lage nichts Neues erfahren. Ich hatte deshalb keinen Anlaß, länger zu bleiben und kehrte am 11. September nach Tegernsee zurück. Vorher hatte ich eine lange Unterredung im Neuen Palais mit dem eben aus Bayern zurückgekehrten Kronprinzen, der mir seine Ansichten über die Politik im Orient wieder von dem Gesichtspunkte aus erläuterte, daß wir stets mit England zusammenzugehen suchen und nicht ins russische Schlepptau kommen sollten. Das englische Eingreifen in Ägypten lobte er sehr. Die russischen inneren Zustände hielt er für bedrohlich. Er sei, sagte er, »bekanntlich und im Gegensatz zu seinen meisten Verwandten« für den Verfassungsstaat und halte einen solchen auch in Rußland für nötig. Aber es müsse von oben herab dahin gewirkt werden, und das geschehe nicht. So werde es von unten herauf geschehen, vielleicht mit gewaltigen Erschütterungen. Er erinnere an das, was bei uns 1847 und 1848 sich

ereignet habe. Dem Kaiser Alexander habe er erst kürzlich gesagt: »Ihr kommt jetzt in unser Jahr 1847. Nimm dich in acht vor 1848!«

Die ruhigen Tage des Familienlebens in Tegernsee wurden unterbrochen durch die Nachricht vom Tode unseres Vetters Fritz Schlippenbach in Heidelberg nach einer von Professor Czerny ausgeführten Operation. Am 22. September waren wir dort mit seiner Witwe und den Vertretern der Familie Schlippenbach und Canitz zur Beisetzung vereinigt. Mit ihm verloren wir einen uns besonders nahestehenden Freund. Auf dem Rückwege wurde in Stuttgart, wo mein Schwager Peter Ozerow Sekretär bei der russischen Gesandtschaft war, Aufenthalt gemacht und in Cannstatt das Winterquartier für meine Frau und Kinder ausgesucht. Ich war entschlossen, wie es auch weiter kommen werde, zunächst allein auf meinen Posten zu gehen.

Dann dauerte es bis zum 7. Oktober, an dem ich durch Brief von Busch erfuhr, daß endlich nach scharfem Eingreifen sowohl von seiten des Kaisers wie des Kanzlers das diplomatische Revirement festgelegt sei und zur Vollziehung gelangen werde. Meine Ernennung nach Konstantinopel sei gesichert, ich möchte jetzt selbst nach Berlin kommen, wo das weitere sich erledigen werde.

Am 12. Oktober traf ich dort wieder ein und beschäftigte mich in der nächsten Zeit mit den notwendigen Vorbereitungen für meine neue Bestimmung. Die formelle Ernennung zum Botschafter in Konstantinopel erfolgte erst durch kaiserliche Order am 25. Oktober, am 30. erhielt ich den Erlaß mit der Aufforderung, schleunig und ohne erst nach Athen zurückzugehen, den Posten anzutreten.

Das Revirement umfaßte die gleichzeitige Ernennung von Hatzfeldt zum Staatssekretär, die von mir nach Konstantinopel, Brincken nach Athen, Alvensleben nach dem Haag, Otto Bülow nach Bern, Eisendecher nach Washington, Saurma nach Bukarest, Otto Dönhoff nach Japan, Schmidthals nach Lissabon, Wesdehlen nach Stuttgart, Stumm nach Darmstadt, Radolinski nach Weimar, Derenthall nach Alexandrien. Alle diese Posten waren seit mehr oder minder langer Zeit vakant geblieben. Aber das Humoristische dabei war, daß diese ganzen Neubesetzungen, die zusammen erfolgen sollten, über vierzehn Tage hatten aufgeschoben werden müssen, weil man eine der üblichen Zustimmungen zu der beabsichtigten Gesandtenernennung nicht bekommen konnte, nämlich die aus Weimar. Der hohe Landessouverän war auf Reisen und nur mit Mühe zu erreichen gewesen!

Am 25. Oktober meldete ich mich bei dem Kaiser ab, der mir sagte, es sei ja schon lange abgemacht gewesen, daß ich nach Konstantinopel gehen sollte, er freue sich jetzt herzlich, daß es endlich geschehen könne. Auch den Kronprinzen sah ich noch einmal zum Abschied und erhielt von neuem den Auftrag, nur hübsch in allem mit England zusammenzugehen und den russischen Plänen zu mißtrauen.

Am 29. und 30. war ich in Varzin zur Abmeldung und Einholung von Instruktionen. Ich hatte den Fürsten Bismarck seit zwei Jahren nicht mehr gesehen,

zwei schwere Jahre einer unverdienten Mißstimmung von seiner Seite! Jetzt empfing er mich freundlich und unbefangen, sagte: ich wisse ja, daß der lange Aufschub in meiner Ernennung nach Konstantinopel nicht seine Schuld sei, sondern die der unklaren Privatverhältnisse von Hatzfeldt. Er habe bereits daran gedacht gehabt, mich inzwischen nach dem Haag zu schicken, hätte aber doch geglaubt, es wäre mir lieber, den Bosporus vom griechischen Posten aus zu erwarten. Im übrigen war nur noch von Politik, namentlich der orientalischen, die Rede und nicht weniger von den Interessen in den großen Eisenbahnunternehmungen auf der Balkanhalbinsel, die durch Baron Hirsch ins Leben gerufen waren und denen nach und nach viel deutsches Kapital sich zugewendet hatte. Der Fürst berührte auch die Arbeitsverhältnisse im Auswärtigen Amte, die ihn etwas beunruhigten. Über Hatzfeldt sprach er ohne Wärme und er schien mir bereits der Empfindung sich zu nähern, daß er mit der so zähe und mühsam herbeigeführten Staatssekretärsernennung noch nicht den richtigen Griff getan habe.

Berlin verließ ich am 31. Oktober, verweilte am 1. und 2. November in Wien, wo ich mit meiner Frau vor der längeren Trennung noch einmal zusammentraf. Über Pest, Verciorova ging es weiter nach Bukarest. Dort war Wesdehlen noch als unser Gesandter, es kamen die Minister Bratiano und Demeter Sturdza, um mich zu begrüßen und mich um wohlwollenden Einfluß in Konstantinopel zu bitten, in Erinnerung an alles, was mich mit den rumänischen Angelegenheiten seit zwölf Jahren verbunden habe. Das war allerdings vieles, und mit Befriedigung konnten sie auf den Weg zurückblicken, den ihr Land unter der weisen Leitung des Königs seitdem zurückgelegt. Aber ich konnte auch meinerseits mir das Bewußtsein nicht versagen, daß ich zu verschiedenen Momenten wesentlich dazu beigetragen hatte, sie, selbst gegen ihren eigenen Willen, in diesen Weg hineinzuführen.

Am 4. November schiffte ich mich an Bord des österreichischen Lloyddampfers »Saturn« in Varna ein und lag, bei herrlichem Wetter, am nächsten Morgen um 7 Uhr vor dem Bosporus.

Von meiner Abreise aus Berlin brachte natürlicherweise die gesamte deutsche Tagespresse Meldungen über die Veränderungen in der diplomatischen Vertretung mit mehr oder minder eingehenden Bemerkungen über die einzelnen Personen. Von mir wurde nicht viel mehr gesagt und darauf zurückverwiesen, daß ich ja seit Jahr und Tag schon zur Nachfolge Hatzfeldts in Konstantinopel bestimmt gewesen sei. Nur eine Korrespondenz, die zuerst in der »Straßburger Post« und von da in andere bekanntere Blätter lanciert wurde, beschäftigte sich mehr mit meiner Person und führte mich folgendermaßen ein: »Der nunmehrige Botschafter v. Radowitz gilt im allgemeinen als einer unserer fähigsten Diplomaten, obgleich es auch nicht an Stimmen fehlt, die ihm tiefere Bedeutung absprechen und ihn — um den höflichsten Ausdruck zu wählen — nur als einen sehr geschickten Streber bezeichnen. Das Vertrauen des Fürsten Bismarck soll Herr v. Radowitz aber in besonderem Grade besitzen; eine

neuerlich in Berliner Blättern aufgetauchte Nachricht, wonach dieses Verhältnis sich geändert haben sollte, ist durch die Beförderung des noch jungen Diplomaten zum Botschafter widerlegt worden ...« Dann folgen mißverstandene Anekdoten über meinen Vater, die mir zugeschrieben werden, und eine Betrachtung darüber, wie seit der Zeit, wo ich früher schon in Konstantinopel tätig gewesen sei, die Aufgabe der Stellung des deutschen Vertreters sich gewaltig verändert und gehoben habe. An eine begeisterte Schilderung nicht nur der dort erworbenen Verdienste von Hatzfeldt, sondern auch der eminenten Tätigkeit der letzten Geschäftsträger, Radolinski und Hirschfeld, knüpft sich die Ermahnung: »Hoffentlich wird nun Herr v. Radowitz im Geiste dieser trefflichen Vorgänger weiter wirken ...«

Diese aus mir wohlbekannter Ecke stammende Note schien von vornherein darauf vorbereiten zu sollen, daß ich mich der Aufgabe am Bosporus nicht gewachsen zeigen könnte und dann durch einen anderen Liebhaber für den Posten, an denen es ja nicht fehlte, zu ersetzen sein würde.

Das ließ ich mich aber vorläufig nicht im geringsten anfechten und war nur voller Dank und Befriedigung darüber, endlich am Ziele angelangt zu sein.

XXI. Kapitel

Botschafter in Konstantinopel

1882 – 1883

Bei Kawak am Eingange des Bosporus lag unser Stationär, die »Lorelei«, zu meinem Empfang, ebenso das kleine Dienstdampfboot der Botschaft, die »Mouche«, und ein offizieller türkischer Dampfer mit dem Oberzeremonienmeister Munir-Pascha, der mich im Namen des Sultans bewillkommnete. An der Spitze des Botschaftspersonals Testa, der erste Dragoman, der nach Abreise des Herrn v. Hirschfeld als Geschäftsträger fungierte. Die »Lorelei« kommandierte Kapitänleutnant Koch. Munir-Pascha kam zu mir mit an Bord, und so zog ich zum ersten Male als Botschafter Seiner Majestät unter unserer Flagge feierlich den Bosporus hinab. Alle meine alten Erinnerungen kehrten zurück, ich fand mich bald wieder heimisch in dieser herrlichen Natur. Dann baute sich das unvergleichliche Panorama der Stadt vor mir auf, ich sah zum ersten Male das hochragende Gebäude der deutschen Botschaft, von dem Fenster winkte mir Frau v. Hirschfeld den Empfangsgruß. Ausschiffung bei Dolmabagdsche; dort stand, meiner harrend, das ganze übrige Personal der Botschaftsbeamten, ferner Pastor Suhle, Botschaftsrat Dr. Mühlig, den zwei Söhne begleiteten, die Botschaftsdragomans v. Tischendorf und Baron Redwitz, die Kanzlisten Dreyer, Heinrich, Müller, der Hausverwalter Rohde, und vom Generalkonsulat: der Generalkonsul Feigel, die Vizekonsuln v. Seldeneck und v. Wangenheim, Dragomans Dr. Mordtmann und Dr. Gies, der Sekretär und Hafenmeister Rohnstock. Als Vertreter der deutschen Kolonie hatte sich Herr Himmighofen angeschlossen, ebenfalls ein Bekannter aus vergangener Zeit. Vergessen will ich nicht die alten Kawassen, die ich seit meiner Attachéperiode kannte, Nedschib und Mustafa, und den Kaidschi Emina. Im Hause fand ich dazu, gleichfalls als alte Inventarstücke, die armenischen Diener Matros und Kalos. Und alle diese braven Menschen schienen aufrichtig erfreut darüber, daß ich nun, im Wechsel der Geschicke, als ihr Herr und Chef wieder einmal zurückgekehrt sei.

Was zunächst mein Schauen und Sinnen in Anspruch nahm, war das Botschaftshaus, dessen Räume die neue Heimat bilden sollten und von vornherein eine ge-

eignete Einteilung für uns alle verlangte. Keine leichte Sache! Ich war doch etwas erschüttert durch die ersten Eindrücke, die an Großartigkeit nichts zu wünschen ließen, wohl aber an praktischer Wohnlichkeit. »In Anlage und Ausführung wie ein fürstliches Residenzschloß gebaut, im Überflüssigen pomphaft und für das Notwendige unbequem und unzureichend«, hieß es in einem meiner ersten Briefe. Aber ich erkannte auch mit Befriedigung an, was für die schönen Repräsentationsräume an Ausstattung vorhanden war, und richtete mich persönlich gleich in der oberen Mitteletage ein, nicht wie mein Vorgänger Hatzfeldt, im Parterre, das später der Kinderwelt überlassen bleiben sollte. Mein Schreibzimmer wurde nach der sonnigen Bosporusseite verlegt mit wunderbarer Aussicht auf den Hafen, Serail-Spitze, Marmarameer, Goldenes Horn. Und dann begann, vom ersten Tage ab, die Arbeit der allmählichen Einrichtung und Vorbereitung für die spätere Ausgestaltung des Ganzen, wenn meine Vereinsamung in der neuen Umgebung aufhören sollte. Das konnte aber erst in sechs Monaten, im kommenden Frühjahr der Fall sein. Solange hieß es die Würde der Stellung und die Führung des Hausstandes als Junggeselle allein wahrnehmen!

Ich will nur kurz erst die verschiedenen Menschengruppen erwähnen, die mir bei meinem botschafterlichen Anfang in Konstantinopel als künftiger Umgang entgegentraten, offizielle und private, die Kollegen, die Türken, die deutschen Landsleute und die Personen der Perotischen Gesellschaft. Die haben sich dann im Laufe der Jahre, die mir zum Aufenthalte am Bosporus beschieden waren, oft geändert. Ich kann allen diesen Personenwandlungen in meinen Aufzeichnungen nicht nachgehen und werde nur insoweit von ihnen Notiz nehmen, als sie ein besonderes Interesse für mich gehabt haben.

An der Spitze der Botschaft stand bei meiner Geschäftsübernahme, wie schon erwähnt, der erste Dragoman Testa, weil kurz zuvor der Geschäftsträger v. Hirschfeld wegen seines schweren Augenleidens hatte abreisen müssen. Aus diesem Grunde war auch meine Ankunft besonders beschleunigt worden. Daß der erste Dragoman und nicht ein Botschaftssekretär als Geschäftsträger fungierte, war an und für sich eine Ausnahme, die in unserem Dienste selten vorgekommen sein mag. In diesem Falle lag es daran, daß der einzige etatsmäßige Sekretär nach Wegfall von Hirschfeld, Graf Leyden, eben erst auf dem Posten eingetroffen war und unmöglich die nötige Geschäftskenntnis für provisorische Leitung des Ganzen besitzen konnte. Testa dagegen gehörte von Kindesbeinen an zum Bosporus und zur Arbeit der deutschen Vertretung. Er war unsere lebendige Tradition, mir persönlich von meiner früheren Tätigkeit, 1871, wohlbekannt. Er ist mir auch, mit einer kurzen Unterbrechung, während meiner ganzen Botschafterzeit wieder zur Seite geblieben. Jedenfalls einer der begabtesten und nützlichsten Mitarbeiter, die wir am Bosporus gehabt haben, um den uns andere Missionen beneideten. Ein interessanter Menschentyp in jeder Richtung, zusammengesetzt aus okzidentalischen und orientalischen Eigenschaften, von denen bald die einen,

bald die anderen in ihm die Oberhand behielten. Kein noch so verschlagener Levantiner konnte ihn hintergehen, aber oft war er selbst der unverfälschte Levantiner den anderen gegenüber. Sein immer liebenswürdiger, krasser Egoismus und die ihm zur zweiten Natur gewordene Tendenz, alles Unbequeme durch Ableugnen oder Liegenlassen von sich abzuhalten, machten oft den Verkehr mit ihm, den dienstlichen wie persönlichen, zu einem unsicheren. Dann fand man ihn wieder so tüchtig, kenntnisreich und geschickt, daß man die Mängel vergaß, zumal Testa als Gesellschaftsmensch stets die angenehmsten Formen wahrte. Charakteristisch für ihn verlief, was ich gleich hier erwähne, der im Jahre 1885 angestellte Versuch, ihm zum Lohn für die langjährigen guten Dienste in Konstantinopel einen selbständigen Posten anzuvertrauen. Er wurde zum Ministerresidenten in Tanger ernannt, machte also ein brillantes Avancement. Aber die Sache ging schief. Testa zeigte sich bald als ganz unfähig, mit eigenem Urteil eine Vertretung zu leiten. Die Geschäfte blieben liegen, die Klagen mehrten sich, und als man schließlich (nach Jahresfrist) einen besonderen Beamten abschickte, um festzustellen, was er eigentlich treibe, fand ihn dieser in einer Art von fatalistischem Stumpfsinn, nicht mehr imstande, irgend etwas zu tun, die eingelaufenen Korrespondenzen und Telegramme uneröffnet auf dem Tische. Zu seiner Rechtfertigung nach Berlin berufen, erklärte Testa, er habe nichts als Entschuldigung vorzubringen, man möge mit ihm machen, was man wolle. Er wurde darauf mit Pension verabschiedet und kam als Privatmann nach Konstantinopel zu seiner Familie zurück, im übrigen in ganz normaler Gesundheit. Nach einiger Zeit ergriff ich die Gelegenheit der Versetzung seines Nachfolgers in der Stelle als erster Dragoman, des Dr. Schröder, um in Berlin die einfache restitutio in integrum für Testa zu befürworten, überzeugt, daß er, in sein eigenstes Fahrwasser zurückgeleitet, wieder wie früher uns die besten Dienste leisten würde. So geschah es, Testa kam eines Tages wieder zur Pforte wie sonst, sprach mit niemandem über das Intermezzo und wurde auch alsbald von allen Seiten genau so aufgenommen, als sei er gar nicht weg gewesen. Und er ist danach der alte klassische Terdjiman-Bei geblieben. Erst seine Berufung zu dem wichtigen und einträglichen Amte des deutschen Mitglieds der osmanischen Staatsschuldenkommission in Konstantinopel, 1900, hat ihn von dem direkten Zusammenhang mit der Botschaft getrennt.

Als erster Botschaftssekretär kam bald nach meiner Ankunft Baron Thielmann, den ich schon 1880 als ersten Sekretär in Paris gehabt und zu schätzen gelernt hatte. Er war wohl die bedeutendste Arbeitskraft, die ich in meiner Praxis als Missionschef zur Verfügung gehabt habe. Eine universelle Begabung für exaktes Wissen, getragen von einem beneidenswerten Gedächtnis. Bekanntlich ist er in späterer Zeit aus der diplomatischen Laufbahn heraus zum Reichsschatzsekretär berufen worden, wo er seine ganz auf das Reale gerichtete Natur freier hat entfalten können. Vor Paris und Konstantinopel war er in Petersburg gewesen zusammen mit dem gleichfalls als viel-

wissende Kapazität bekannten Grafen Berchem, meinem alten Münchener Freund. Von diesen beiden hieß es damals: Wenn man in der Botschaftskanzlei nach etwas frägt, so kommt erst Berchem und weiß alles. Dann kommt Thielmann, der weiß ebenfalls alles, dieses aber noch besser.

Zweiter Botschaftssekretär war Graf Kasimir Leyden, Bruder unserer verehrten Freundin, der Lady Charlotte Blennerhasset. Er wurde bald (zu seinem und meinem Bedauern) nach Washington versetzt und erhielt den Grafen Viktor Henckel-Donnersmarck zum Nachfolger — von meinen Beziehungen zur Bonner Borussia her mir längst bekannt. Als Attaché fand ich Herrn v. Bülow, Sohn des verstorbenen Staatssekretärs und jüngeren Bruders von Bernhard Bülow.

Im Dragomanat stand unter Testa der zweite Dragoman v. Tischendorf, ein kleiner gelehrter Sachse, Sohn des berühmten Orientalisten, als dritter Baron Redwitz, weniger gelehrter, aber sehr sympathischer Bayer, früherer Offizier, mit uns längst aus München bekannt. In der Kanzlei der Botschaft arbeiteten drei Unterbeamte: Dreyer, Heinrich, Müller. Der Posten des Kanzleichefs war gerade vakant und wurde nachher durch Hofrat Lehmann ersetzt, der leider ein schlechtes Ende nahm. Er starb, und nach seinem Tode ergab sich, daß er eine starke Kassenunterschlagung hinterließ. Es war dies der einzige derartige Fall, der mir in meiner langen auswärtigen Dienstzeit vorgekommen ist.

Neben der Botschaft fungierte in Pera ein vielbeschäftigtes deutsches Generalkonsulat, damals von dem sehr tüchtigen und beliebten Generalkonsul Feigel, einem Bayern, geleitet. Ihm standen zur Seite die Vizekonsuln v. Seldeneck, Badenser, und Freiherr v. Wangenheim, ein Thüringer. Konsulardragomans waren Dr. Mordtman und Dr. Gies. Alle die Genannten sind noch lange auf verschiedenen Punkten in unserem Orientdienst rühmlich hervorgetreten.

Zu diesen Beamten unserer Vertretung traten der Botschaftsarzt Dr. Mühlig und der Botschaftsgeistliche Pastor Suhle, meine alten Freunde, der erstere seit 1861, der andere von 1872 her. Dr. Mühlig war eine in der europäischen wie in der türkischen Welt des Bosporus vielbekannte Persönlichkeit, auch mit dem kaiserlichen Hofe genauer vertraut wie irgendeiner seiner europäischen Kollegen. Durch ruhiges, kluges und vor allem diskretes Wesen hat er sich alle Türen geöffnet und das Vertrauen aller erworben. Er könnte viel erzählen, wenn er es nicht für richtiger hielte, zu schweigen! Der Botschaft war er immer ein zuverlässiger Freund; als solchen habe ich ihn allerdings höher gestellt wie als Mediziner. Es wäre auch zu viel verlangt gewesen, von ihm in seinem türkisch-perotischen Wirkungskreise das stete Fortschreiten mit der höheren Wissenschaft zu erwarten! Der andere angesehene deutsche Arzt, der sich mit Mühlig in die Praxis teilte, Dr. Mordtmann, war jünger und vielleicht moderner ausgebildet. Beide galten immerhin damals unter allen übrigen französischen, griechischen, italienischen Schülern des Äskulap als die besten. Pastor Suhle war auch schon

durch seinen langen Aufenthalt ein integrierender Teil der Botschaft geworden, ein verständiger, irenisch gesonnener Geistlicher, wie er zu der konfessionell so viel gespaltenen Umgebung, in der er sich zu bewegen hatte, paßte. In Konstantinopel haben die verschiedenen Kirchen und Konfessionen immer untereinander den äußeren Frieden zu bewahren gewußt. Nur die Dissidenten innerhalb der großen Religionsgemeinschaften, zum Beispiel die Armenier, bekämpften sich gegenseitig um so heftiger und gehässiger. Die alte Erfahrung, daß das schlimmste Gezänke das in der Familie zu sein pflegt.

Als eine neue Spezies von Landsleuten, die ich auf meinen beiden früheren Etappen am Bosporus noch nicht gekannt hatte, fand ich jetzt die Schar der deutschen Offiziere und Beamten, die infolge besonderer Abmachungen zwischen den beiden Regierungen als »Reformer« und »Instrukteure« in ottomanische Dienste übergetreten waren, aber den Zusammenhang mit der Heimat und den Anspruch auf Rückkehr nach Deutschland bewahrt hatten. Sie behielten somit auch die engere Fühlung mit der Botschaft und wandten sich mit allen ihren Anliegen an diese. Solche Anliegen gab es nicht wenige und nicht geringe. Das hat die Amtstätigkeit des Missionschefs nicht immer angenehm vermehrt und ihm oft mehr Schwierigkeiten verursacht, als die übrige politische Aufgabe. Viele der Reformer waren aus dem besten Material bei uns entnommen, andere auf die fernen lukrativen Stellen abgeschoben worden, weil man sie zu Hause loswerden wollte. Gerade solche gehörten nachher am ehesten zu den Unzufriedenen.

Im ganzen muß aber anerkannt werden, daß die militärischen und zivilistischen Berater, die wir den Türken sandten, ernste Leistungen hinterlassen haben. Es sind darunter solche gewesen, die geradezu bahnbrechend und neugestaltend in die Verhältnisse eingegriffen und lange Dauerndes geschaffen haben, wie v. d. Goltz für die Armee, Wettendorf für die Finanzverwaltung.

Bei meiner Ankunft und in den nächstdarauffolgenden Jahren waren als militärische Instrukteure in Tätigkeit: General Kaehler für den Generalstab, die Majore v. Hobe, Kamphoevener, Ristow für Kavallerie, Infanterie, Artillerie, v. Schilgen für Intendantur. Die letzteren waren als Oberste in die türkische Armee übernommen, wurden aber bald zu Generalmajoren, Paschas, befördert. General v. d. Goltz kam erst später und ersetzte dann Kaehler nach dessen Tode.

Von den vielen Zivilbeamten, die für die türkische Verwaltung gewonnen waren, nenne ich vor allen Geheimrat Wettendorf für die Finanzen, Herrn v. Nordenflycht für Handel und Ackerbau, Horn und Bertram für Zollwesen, Seebald für öffentliche Arbeiten, die Gebrüder Gescher für Justiz. Selbstverständlich fungierte auch ein eigenes deutsches Postbureau, damals unter Leitung von Postinspektor Gieseke.

Im Anschluß an dieses amtliche Personal, das direkt und indirekt zum Gefolge der Botschaft gehörte, will ich der übrigen Elemente erwähnen, aus denen ich bei meiner Ankunft die deutsche Kolonie zusammengesetzt fand. Welcher Unterschied zwischen dem

Konstantinopeler Deutschtum, das ich 1861 kennen lernte, und auch dem vom Jahre 1872! Was waren wir am Bosporus gleichzeitig und gleichmäßig mit dem politischen Aufschwunge unseres Vaterlandes geworden! Und mit welchem Gefühle der Freude und des Dankes trat ich jetzt hier an die Spitze des nationalen Verbandes, den ich vor einundzwanzig Jahren noch so klein verlassen hatte und nun so mächtig wiederfand.

Die Gesamtzahl der Ende 1882 am Bosporus lebenden deutschen Untertanen mochte nicht unter zweitausend sein. Die Kolonie besaß eine damals vom Rektor Mühlmann vorzüglich geleitete Schule, ein von Diakonissinnen aus Kaiserswerth verwaltetes Hospital, das allgemein als Muster für alle dortigen fremden Krankenhäuser galt, ein eigenes Gebäude für den deutschen Klub »Teutonia« und einen besonderen, im besten Geiste gepflegten Handwerkerverein. Unter den damals angesehensten Landsleuten nenne ich Holstein, den ältesten Stammhalter der Kolonie, Himmighofen, Neef, Paul Lange, Reiser, Kühlmann, den Vertreter der Hirsch-Eisenbahnen, der später gemeinsam mit dem genialen Kapp und in Kompanie mit der französischen Gesellschaft Vitalis das große Unternehmen der Anatolischen Bahnen leitete; ferner v. Haas und Wülfing, Beamte der Ottomanischen Bank, und viele andere. Auch einige früher schon in türkische Dienste getretene Landsleute gehörten dazu: so die Generale Strecker, Wendt, Drygalski.

Ich habe bei der Aufzeichnung über die Tätigkeit als Geschäftsträger in Konstantinopel vom Jahre 1872 mein Verhältnis zur deutschen Kolonie besprochen. Darin hatte sich nichts geändert; nur der Kreis der Landsleute war ein viel größerer geworden und mein Interesse an ihrem Wohl und Wehe noch gesteigert. Darin erkannte ich auch jetzt einen Hauptteil der mir zugefallenen amtlichen Aufgabe.

Nun einiges über die fremden Kollegen, die ich bei der Übernahme des Postens vorfand.

Doyen des diplomatischen Korps war der persische Botschafter Mohsin Chan, ein hochzivilisierter Orientale ohne die damit häufig verbundenen lasterhaften Zutaten. Er hielt in seinem großen Konak drüben in Stambul einen prunkvollen Haushalt und konnte das um so leichter, als ihm die Befugnis zustand, alles, was er für seinen Unterhalt gebrauchte, durch beliebig hohe Besteuerung der in Konstantinopel und Umgebung lebenden persischen Staatsangehörigen — deren es stets viele Tausende gab — zu erheben. Mohsin Chan war seiner Jovialität und Höflichkeit halber bei seinen Kollegen, aber auch bei den Türken sehr beliebt. Seit zwölf Jahren war er, als ich ihn kennen lernte, nicht mehr in Persien gewesen, denn er hielt dauernde Abwesenheit auf seinem schönen Posten am Bosporus für das sicherste und schickte reiche Gaben in die Heimat, um von dort her möglichst lange unbehelligt zu bleiben. Als er doch endlich einmal dem Rufe nach Teheran folgen mußte, zog er mit schwerem Herzen und noch schwereren Kisten voll Geschenke dorthin ab und kam auch glücklich unversehrt zurück. Dann hat er später als Justizminister in seinem Vaterlande geendet.

Den ersten Platz unter den Botschaftern nahm Mohsin Chan ein, weil er der älteste nach dem Datum der Akkreditierung war. Aber die Rolle des politischen Doyens konnte er seinen europäischen Kollegen gegenüber nicht beanspruchen, so daß ihm nur in gemeinsamen äußerlichen und Etikettefragen die Führerschaft überlassen wurde, während für politische Angelegenheiten, in denen die fremden Missionschefs sich über ihre Haltung zu verständigen wünschten, der älteste der europäischen Botschafter die Leitung hatte. Als solchen fand ich den italienischen Grafen Corti, mir wohlbekannt vom Berliner Kongresse her, nach dem er bald die undankbare Stellung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit der angenehmeren des Botschafters am Goldenen Horn vertauscht hatte. Corti genoß unter seinen Konstantinopeler Kollegen und bei der Pforte bedeutendes Ansehen, das ihm seine reiche Erfahrung in politischen und diplomatischen Geschäften und seine gewinnende Persönlichkeit verschaffte. Diese wirkte freilich nicht durch physische Wohlgestalt, denn er war auffallend häßlich, sondern durch die Eigenschaften einer klugen, ausgeglichenen Individualität. Graf Corti wurde von Konstantinopel aus nach London versetzt, was sein dringendster Wunsch gewesen war. Aber es schlug nicht zu seiner Befriedigung aus. Er hatte die Vorzüge des englischen Lebens früher als junger Diplomat kennen gelernt und irrte sich nun in der Erwartung, es bei seinem vorgerückten Lebensalter ebenso oder ähnlich wiederzufinden. Wir hörten bald von ihm selbst, daß er den Wechsel nachträglich lebhaft beklage. Dann hat er den Abschied genommen und ist in seiner Heimat gestorben. Als erster Sekretär der italienischen Botschaft fungierte Graf Collobiano, mit dem mich das spätere Leben, als meinem Kollegen in Madrid, wieder zusammengeführt hat.

Nach Corti ist der österreichische Botschafter Freiherr v. Calice der politische Doyen geworden. Und er ist es heute nach zweiundzwanzig Jahren, da ich diese Erinnerungen niederschreibe, noch! Er hatte eine ausnahmsweise schnelle und günstige Karriere hinter sich: ausgegangen vom Konsulat, bei dem er noch im Jahre 1861, als ich in Konstantinopel meine diplomatische Laufbahn begann, als Unterbeamter funktionierte, zog er durch seine dienstliche Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit der höheren Instanzen auf sich und legte in den Wiener Ministerialbureaus alle Stadien zurück bis zum Sektionschef für die orientalischen Angelegenheiten. Von da aus erhielt er zuerst die interimistische, dann die definitive Leitung der Botschaft, für die man einen geschäftskundigen, sprachengewandten und arbeitsamen Chef um so mehr brauchte, als sein aus Rücksicht auf ungarische Parteipolitik gewählter Vorgänger Graf Zichy aller dieser Eigenschaften entbehrt hatte. Von Zichy kursierten noch viele Anekdoten am Bosporus. Am meisten hatten sich die Pforten-Türken darüber gefreut, daß er einmal dem Auswärtigen Minister das Wesen der österreichischen »Von-Fall-zu-Fall-Politik« dahin erläutert haben soll: Notre politique, c'est une politique de chûte en chûte ...

Mit Calice hatte ich bald die besten persönlichen und geschäftlichen Beziehungen eingeleitet und in ihm in aller Folgezeit einen zuverlässigen und wohlmeinenden, nur

manchmal zu ängstlichen Kollegen gefunden. Er hatte in Wien das Glück, daß er dem Kaiser persönlich besonders sympathisch war und überdauerte damit viele Wandlungen und Strömungen, die ihn sonst, wie manchen anderen, hätten mit wegnehmen können. So wurde er schließlich der Nestor aller Diplomaten am Bosporus. Von den jungen Mitgliedern der damaligen österreichischen Vertretung nenne ich Herrn v. Webenau als Botschaftsrat, der später Herrn v. Schießl zum Nachfolger erhielt. Dieser sowohl wie der damals noch im Hintergrund des Dragomanats gestandene Freiherr v. Call haben nachher große Karriere gemacht, Schießl als Kabinettchef des Kaisers und Call als Reichsfinanzminister. Also gingen aus dem damaligen jüngeren Diplomatenpersonal am Bosporus zwei spätere ministerielle Finanzgrößen hervor: Thielmann für Deutschland, Call für die Habsburger Monarchie.

Der französische Botschafter war der Marquis de Noailles, vermählt mit der früheren Gräfin Swieykowska, geborene Lachmann (aus Odessa). Madame de Noailles war die maßgebende Persönlichkeit in der französischen Botschaft, die anderen gruppierten sich um sie herum oder wurden abgedrängt, wenn sie sich nicht zu gruppieren verstanden. Das bewegte Vorleben der Ambassadrice, bis sie zu dieser Höhe gelangte, war kein Geheimnis. Man mochte ihr auch noch viel mehr zuschreiben, als die Tatsachen rechtfertigten: jedenfalls blieb im offenkundigen Teil ihrer Vergangenheit genügender Stoff zur Nachrede, die bekanntlich in diplomatischen Kollegenkreisen selten wohlwollend und schonend zu sein pflegt. Der Marquis, ein feiner, durchgebildeter Kopf von vielem natürlichen Verstand und für einen Franzosen mit altem vornehmen Namen merkwürdig vorurteilslos, stand trotz alledem ganz unter dem Banne dieser Frau, die er geheiratet hatte, wie man sagt, pour rentrer dans ses fonds. Ihr Einfluß machte sich freilich weniger auf politischem als auf sozialem Gebiete geltend. Doch im Leben der Diplomaten stehen diese beiden Terrains in enger Wechselwirkung, ergänzen sich, nützen und schaden sich gegenseitig, müssen aber in vollkommener Harmonie bleiben, wenn die Aufgabe der Vertretung im Auslande richtig gefördert werden soll. Es nimmt dem Diplomaten von vornherein ein starkes Element seiner Erfolge weg, wenn er seine gesellige Stellung in dem fremden Milieu, in das ihn die amtliche Notwendigkeit versetzt hat, nicht richtig zu nehmen weiß. Es bringt ihn vorwärts und nützt seiner Aufgabe, wenn er in der Geselligkeit, auch in der banalen und oberflächlichen, eine gute Rolle spielt. Und wie entscheidend dabei die Erscheinung und das Auftreten der Diplomatenfrau ist, braucht keine Erwähnung. Ihre Rolle bleibt nicht immer leicht; sie hat viel mehr Rücksichten zu nehmen und mehr Selbstverleugnung zu üben, wie ihre Salonschwestern in der übrigen Welt.

Das klingt alles wie selbstverständlich, ist aber in der Lebenspraxis nicht so einfach durchzuführen.

Im Hause Noailles wirkte noch ein anderer Faktor mit, der dem armen Marquis das Dasein erschwerte. Das war der Sohn, das einzige Kind, unter dem Namen

Doudou der Mitwelt bekannt. Sein Vater hatte das mißverständlich von Jean Jacques Rousseau entnommene Erziehungsprinzip, in keiner Weise dem Willen des Kindes entgegenzutreten: daraus war ein krankhaft kapriziöser, unleidlich widerspenstiger Bengel entstanden, der seine Eltern, das ganze Haus und auch die fremden Personen tyrannisierte, die mit der Familie und der Botschaft in Verbindung kamen. Die lächerlichsten Anekdoten waren im Umlauf über die Verlegenheiten, in welche die Noailles durch die Ungezogenheiten des Doudou (der 1882 im dreizehnten Jahre stand) geraten waren, und schließlich sind die Klagen, die darüber nach Paris drangen, die Ursache geworden, daß der Marquis seinen Posten in Konstantinopel aufgab. Er ist dann nach dem Tode der Gemahlin wieder als Botschafter in den Dienst zurückgekehrt und nach Berlin gekommen, wo er jahrelang eine vortreffliche Stellung einnahm. Der Sohn, der sich ganz so weiterentwickelt hatte, wie es seine ersten Jugendtendenzen erwarten ließen, begleitete den Vater dann glücklicherweise nicht mehr. Ich werde noch auf die Berliner Tätigkeit von Noailles zurückzukommen haben.

Unter den vielen jüngeren Mitgliedern der französischen Botschaft sind aus der ersten Zeit Montholon, de Wismes, Géry, Jaroszinski zu erwähnen — alle vier früh verstorben. Der bedeutendste und interessanteste war Jaroszinski, halb Pole, halb Franzose, mit der Intelligenz und Gewandtheit der beiden Rassen, der ohne Zweifel eine große Laufbahn vor sich gehabt haben würde. Später kam als erster Sekretär, und gleichzeitig als erstes Debüt auf dem diplomatischen Boden, Gabriel Hanotaux. Er trug noch ganz den Stempel seiner kleinbürgerlichen Herkunft, äußerlich und innerlich ein junger Gelehrter, aber kein Weltmann. Deshalb mißfiel er der Marquise Noailles und wurde von ihr ganz beiseite geschoben, während der Botschafter bald sich davon überzeugen mußte, einen wie ungewöhnlich tüchtigen und kenntnisreichen Mitarbeiter er in ihm gewonnen hatte. Hanotaux trat sehr bald zu uns in ein besonders freundliches Verhältnis, da sowohl ich wie meine Frau vom ersten Eindruck an in ihm seine originelle Gescheitheit und seine sympathischen natürlichen Umgangsformen zu schätzen wußten und ihn gern heranzogen. Daraus ist auch für die Folgezeit, in der wir Konstantinopel schon verlassen hatten und Hanotaux zunächst als Deputierter, dann als Minister des Äußeren seine große politische Laufbahn zurücklegte, zwischen uns eine dauernde persönliche Beziehung geblieben.

Von Lord Dufferin, nunmehr meinem englischen Kollegen, habe ich schon gesprochen. Er war bei meiner Ankunft nicht in Konstantinopel, sondern als high Commissioner in Ägypten. Später ist er noch einige Jahre auf dem Botschafterposten geblieben, bis er 1884 als Vizekönig nach Indien ging. Er wie Lady Dufferin gehörten zu den beliebtesten Persönlichkeiten der Konstantinopeler Gesellschaft, ihr Haus übte die weiteste Gastfreundschaft und pflegte als Spezialität ein genial geleitetes Liebhabertheater, in dem Lady Dufferin die Hauptleistungen spendete. Politisch trat Dufferin nicht besonders scharf hervor. Er sah den Türken mehr in ihrem Schlen-

drian nach wie andere seiner Vorgänger und Nachfolger, hatte aber doch manche Erfolge, die er der persönlichen Sympathie der Pfortenminister verdankte. Nur der Sultan hegte gegen ihn ein gewisses Mißtrauen, das er allerdings jedem englischen Vertreter entgegenbrachte. Dazu mögen wohl die Dufferinschen Reformversuche in Ägypten, die der Padischah als einen Eingriff in seine souveräne Rechte betrachtete, beigetragen haben. Von den zahlreichen geschäftlichen Gehilfen Dufferins in jener Zeit ist wenig zu sagen. Keiner darunter – ausgenommen etwa Artur Nicolson – hatte eine eigene Bedeutung. Später kamen die beiden Hardings zur Botschaft, die nachher größere Karriere gemacht haben. Einer meiner Freunde aus München, Sartoris, den ich als ersten Sekretär wiederfand, starb kurze Zeit nach meiner Ankunft am Typhus. Das Dragomanat stand unter Leitung von Sandison, dem Typ des total levantisierten Engländers.

Auch im russischen Vertreter Nelidow begegnete ich einem alten Freunde aus München, dessen ich schon bei der Erzählung aus jener Zeit erwähnt habe. Wir nahmen unsere früheren Beziehungen (ich hatte ihn auch seitdem in Berlin zur Kongreßzeit gesehen) in gleicher Intimität wieder auf – dabei ist es in aller Folge verblieben, trotzdem die politischen Schwankungen uns in manche Interessenkonflikte bringen mußten. Daß diese allerdings mehr auf Gebieten wechselnder Tagesaufgaben als in tiefergehenden Prinzipienverschiedenheiten lagen, wird sich aus der Schilderung meiner Konstantinopeler Erfahrungen ergeben. Mit Nelidows standen wir durch die beiderseitigen Kinderstuben, die sich auf das engste befreundeten, in besonderer Verbindung; auch Frau v. Nelidow, eine gescheite, nur damals zu aufgeregte Frau, zeigte uns immer die gleiche freundschaftliche Gesinnung. Der fähigste unter den übrigen russischen Beamten war Onou, früherer erster Dragoman, jetzt Botschaftsrat und später Gesandter in Athen. Seine geistvolle, liebenswürdige Frau war die Pflegetochter des alten Jomini vom Petersburger Auswärtigen Ministerium, mit dem ich in Petersburg 1874 und beim Berliner Kongreß 1878 manches zu tun gehabt hatte. Das russische Dragomanat, zu dem sonst immer besonders ausgesuchte Kapazitäten gehörten, war nicht hervorragend besetzt. Am rührigsten zeigte sich Maximow, der später eine größere Rolle am Bosporus gespielt hat.

Von den Gesandten war nur Herr v. Ehrenhoff, der Schwede, noch aus der Zeit meiner letzten Anwesenheit in Konstantinopel. In seinem Hause herrschte durch die hübschen und lebenslustigen Töchter ein angeregter Verkehr. Auch die griechische Gesandtschaft, die Kounduriotis viele Jahre lang verwaltet hat, war durch die Töchter ein gern aufgesuchter geselliger Mittelpunkt. Der Gesandte war ganz der Mann für seine oft recht schwierige Aufgabe: Griechenland konnte damals in Konstantinopel nicht besser bedient sein, als durch die vorsichtige und kluge Methode des alten Kounduriotis, wenn das auch die überheizten Politiker in Athen nicht immer anerkannten. Serbien vertrat Gruitsch, ein ernster, bedeutender Mann, der in seinem Lande nachher als

Minister eine große Stellung eingenommen hat. Auch Rumänien hatte in der Person von Mavrogheni einen Repräsentanten von wirklicher Bedeutung. Er hatte als einer der besten Finanzminister seines Landes sich schon einen Namen gemacht. Seine liebenswürdige Frau stand der Königin, bei der sie wiederholt als Oberhofmeisterin fungiert hat, besonders nahe. Von dem belgischen Gesandten Bartholeyns und dem holländischen, Pestel, ist nichts Bemerkenswertes zu verzeichnen, auch nicht vom Portugiesen Pinto de Soveral. Dagegen war einer der angenehmsten Kollegen der Spanier Graf Rascon, ebenfalls mit jungen und scharmanten Töchtern, die nur zu bald den Bosporus wieder verließen.

Zum diplomatischen Korps wurde indirekt, wenn auch nicht auf Grund spezieller Vollmacht, der päpstliche Delegat gerechnet, der in allem die Rolle eines Nuntius ausfüllte, ohne den Titel zu haben. Bei meiner Ankunft war es Monseigneur Vanutelli, der eine der beiden Brüder, die als Kardinäle später zu hohem Ansehen gelangt sind. Er ging nach Lissabon als Nuntius, so daß ich nur flüchtig seine Bekanntschaft machen konnte. Um so intimer gestaltete sich mein Verkehr mit seinem Nachfolger Monseigneur Rotelli. In ihm lernte ich einen ebenso klugen wie tüchtigen Vertreter der kirchlichen Interessen kennen und einen liebenswürdigen, verständigen Menschen, mit dem sich über alles ohne die klerikale Phraseologie sprechen ließ. Er war ein spezieller Schützling des Papstes Leo XIII., stammte wie dieser aus Perugia. Ich werde noch später zu erwähnen haben, in welcher Weise meine Freundschaft für Rotelli für unsere deutschen katholischen Interessen nützlich geworden ist. Rotelli kam von Konstantinopel als Nuntius nach Paris und starb als Kardinal in Rom, hatte aber vor seinem Ende Mißhelligkeiten mit dem Vatikan, wo man ihm eine zu liberale Richtung vorgeworfen zu haben scheint. In seiner Konstantinopeler Wirksamkeit machten ihm die Häupter der verschiedenen orientalisch-katholischen Gemeinden viele Arbeit und Sorge, namentlich ein verschlagener Intrigant, Monsignore Azarian, Patriarch der römisch-katholischen Armenier, die in ewiger Fehde mit allen anderen Religionsgenossen lebten. Rotelli wurde wiederholt von Azarian in Rom verklagt und entging nur durch die persönliche Freundschaft des Papstes ernsten Unannehmlichkeiten.

Die »Gesellschaft« von Konstantinopel, oder vielmehr von Pera, und im Sommer vom Bosporus lag 1882, wie vordem, für uns vorzugsweise in den diplomatischen Kreisen. Dazu kam ein kleiner Teil perotisch-levantinischer Familien, mit denen man in regelmäßigerem Verkehr stand, besonders aus der griechischen Kolonie. Denn auch die Griechen, die noch türkische Untertanen waren, rechneten sich als Zugehörige ihrer Nation und wollten als »Hellenen«, nicht als Peroten betrachtet sein. Die schönsten und angenehmsten Frauen waren in diesen Gruppen; nennen will ich nur die Damen Zarifi, Mavrophordato, Stavros, Evgenidi, die jungen Kaporals. Und von anderen Erscheinungen seien nicht vergessen die anmutige Miß Berdan, spätere Gattin des bekannten Schriftstellers Marion Crawford, sowie Madame Back, eine der voll-

kommensten weiblichen Schönheiten, denen ich je begegnet bin. Alle die Genannten hatten Salons, in denen man sich gern zusammenfand.

An der Spitze der türkischen offiziellen Welt standen bei Anfang meiner Amtstätigkeit die beiden Said-Paschas, die auch noch auf lange Jahre hinaus, mit Unterbrechungen, in der Reihe der maßgebenden Pfortengrößen verblieben sind. Der eine, gemeinhin Kurd Said genannt wegen seines kurdischen Ursprungs, war der Minister des Äußeren, der andere, mit dem Beinamen Kutschuck, der kleine Said, hieß damals Premierminister, da zeitweilig die Funktion des Großwesirs aufgehoben worden.

Der Auswärtige Minister machte mir von vornherein den Eindruck, den ich auch in aller späteren Zeit unserer vielfachen Beziehungen bewahrt habe: den eines Orientalen vom guten Schlag, mit verständigem, ruhigem Temperament, scheinbar langsam von Begriffen, im Grunde aber schlau und vorsichtig genug, um nicht mehr zu verstehen, als was er ohne Risiko für seine Person glaubte in sich aufnehmen zu können. Said trat bald darauf zurück, wurde Botschafter in Berlin, später aber wieder Auswärtiger Minister.

Bedeutender war sein Namensvetter, der Ministerpräsident. Hervorgegangen aus kleinem Beamtenkreis, hatte er es schnell zu hohem Verwaltungsposten, dann zur einflußreichen Stellung als erster Sekretär des Sultans und zum Minister des kaiserlichen Hauses gebracht. Er galt als der eigentliche Vertrauensmann des Herrschers, der ihn schließlich zum Premierminister erwählte. Said war aber keineswegs ein willenloses Instrument in den Händen des Sultans, hatte vielmehr seine eigenen, mit großer Zähigkeit festgehaltenen Ansichten über Staatsgeschäfte und über Personen, Ansichten, denen er später öfter seine hohe Stellung geopfert hat. Der Sultan hat ihn immer wieder, nach kürzeren oder längeren Pausen, zurückgerufen und stets mit besonderer Rücksicht behandelt, im ganzen wohl mehr, weil er ihn fürchtete, als aus persönlicher Sympathie. Mir erschien die kleine, langbärtige Gnomenfigur mit den blitzenden Augen als die interessanteste unter den neuen türkischen Bekanntschaften, und ich habe immer gern mit ihm zu tun gehabt.

Während ich diesen beiden leitenden Staatsmännern den ersten Besuch machen mußte, hatte ich für alle übrigen Minister und Pfortenbeamten einen feierlichen ersten Empfang, in großer Uniform, bei mir abzuhalten. Vor dem Throne mit den Herren der Botschaft aufgestellt, ließ ich die in großer Zahl Erschienenen einzeln an mir vorüberziehen, während der Zeremonienmeister Ibrahim-Bei die Namen nannte. Im großen Eßsaal erwartete sie dafür zur Belohnung ein reichliches Büfett. Natürlich waren mir fast alle diese türkischen Paschas, Beis und Effendis unbekannt; aber zu meiner Überraschung waren doch noch einige Übergebliebene aus meiner vergangenen Konstantinopeler Zeit vorhanden, die sich mir in Erinnerung zurückrufen wollten: so der alte Großwesir und Russenfreund Mahmud Nedim und sein einstiger

Auswärtiger Ministerkollege Server-Pascha. Zehn Jahre waren verstrichen, seitdem diese beiden, unter Abdul Aziz, die Situation beherrscht hatten.

Dieser Empfang verpflichtete mich dazu, den aktiven Ministern und Großwürdenträgern in Uniform den Gegenbesuch zu machen. Ich suchte das möglichst in einer Rundfahrt zu erledigen und zog somit, an einem regnerischen Novembertage, mit Testa von früh morgens bis zum späten Nachmittag in Stambul und am Bosporus herum, mußte vierzehnmal Kaffee einnehmen und kam halb erschlagen zu mir zurück. Unter den großen Männern, deren Bekanntschaft ich damit besiegelt hatte, nenne ich als solche, die für die damalige türkische Regierungsära die meiste Bedeutung behalten haben: den Marineminister Hassan-Pascha, der alle seine Amtsgenossen überdauerte, nicht zum Vorteil der türkischen Seemacht, den Seraskier Osman-Pascha, den »Löwen von Plewna«, jedenfalls vorher einer der tüchtigsten Soldaten der modernen Türkei, zuletzt aber aufgegangen im Hofdienst und in der Sorge um seinen persönlichen Vorteil; den Justizminister Djevdet-Pascha, Inbegriff des alt verstockten, reaktionären Muselmans; den Minister der öffentlichen Arbeiten, Hassan Fehmi-Pascha, einer von denen, die es am meisten verstanden haben, die Furchtsamkeit des Sultans zu ihren Gunsten auszubeuten. Munir-Bei, sein Sohn, einer der Sekretäre in Jildis (später Botschafter in Paris) hat ihm darin, mit offenbar angeborener Findigkeit, später nachgeeifert und ihn noch übertroffen.

Meine erste feierliche Audienz zur Überreichung des Beglaubigungsschreibens hatte ich am 14. November, nachdem der Termin dafür mehrere Male geändert worden. Man hatte mich darauf vorbereitet, daß ich keinenfalls an dem zuerst dafür anberaumten Tage empfangen werden würde, sondern erst ein nächstes Mal. Der Sultan ginge nie von dieser Regel ab: und man wollte es damit erklären, es sei ihm geweissagt worden, sein Leben würde durch eine Person bedroht werden, die er zum erstenmal bei sich empfinge. Nun habe er, um dieses Verhängnis abzulenken, den Beschluß gefaßt, nie eine Audienz an Unbekannte an dem das erstemal dafür angesetzten Zeitpunkt zu gewähren, sondern immer erst nach ein- oder mehrmaligem Absagen und Verschieben.

Aus ähnlichen Erzählungen über den Padischah, deren es viele gab, mußte man sich von ihm das Bild eines geistig nicht ganz normalen, jedenfalls an den ersten Stadien des Verfolgungswahns leidenden Menschen entwerfen. Ich war danach um so mehr gespannt auf den Eindruck, den mir dieser dritte Sultan, mit dem ich nun in direkte und diesmal auf längere Dauer berechnete Beziehung trat, machen würde.

Die Auffahrt in Jildis war, dem herkömmlichen Zeremoniell entsprechend, sehr feierlich. Ein sechsspänniger Hofwagen nahm mich auf mit dem Zeremonienmeister Ibrahim-Bei und einem Generaladjutanten des Sultans. In fünf anderen Hofequipagen folgten die Beamten der Botschaft, des Generalkonsulats und die Offiziere der »Lorelei«. In Jildis-Kiosk waren Truppen mit Musik aufgestellt und zum

Empfang versammelt: die ersten Hofchargen, einbegriffen der schwarze Oberhüter des Serails mit einigen gleichfarbigen Kammerherren, und Said-Pascha; ich las meine Antrittsrede, die außer den üblichen Wendungen noch eine besondere Betonung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei enthielt, und übergab sowohl das Abberufungsschreiben für Graf Hatzfeldt als meine eigene Beglaubigung. Abdul Hamid erwiderte, durch Said-Pascha verdolmetscht, mit wohlklingender, sicherer Stimme in freier Rede, ohne Konzept, einige freundliche Phrasen, die gleichfalls in dem Wunsche enger Freundschaft mit Deutschland und in Verehrung für Kaiser Wilhelm ausklangen. Auch für meine Person fügte der Padischah eine schmeichelhafte Bemerkung hinzu. Nach Vorstellung des gesamten Personals blieb ich noch allein zu einer kurzen Unterredung, wobei ich bemerken konnte, mit welcher angespannten Neugierde der Sultan mich betrachtete. Er schien aber keinen unangenehmen Eindruck davon zu haben, denn sein Konversationston war gleich ein unbefangener und sehr freundlicher, was mir dann von Said-Pascha und Testa, die mit dabei blieben, gebührend zertifiziert wurde.

Ich konnte von dieser ersten formellen Begegnung mit Abdul Hamid noch kein ausgesprochenes eigenes Urteil über ihn gewinnen. Das kam erst, als ich, abermals nach verschiedenen Absagungen, am 12. Dezember nach Jildis zum Galadiner eingeladen wurde, das in der Regel zu Ehren eines neu angelangten Botschafters stattfand. Der Sultan hatte dazu die meisten Minister (Said-Pascha war schon nicht mehr Auswärtiger, sondern Arifi-Pascha an seiner Stelle, der kleine Said Großwesir) und Palastchefs befohlen, auch alle deutschen Offiziere und den französischen Instrukteur Dreyssé-Pascha, einen seiner besonderen Günstlinge, ein einsichtsvoller und respektabler Mann, mit dem die Deutschen immer sich gut gestanden haben. Er hatte sogar selbst dazu beigetragen, daß der Sultan seine militärischen Berater sich aus Deutschland holen sollte. Bei der Tafel, die in europäischem Stile von einem französischen Koch serviert war, saß ich rechts vom Sultan, der für sich allein die Breitseite des Tisches einnahm, und zwischen uns stand der Oberzeremonienmeister Munir-Bei, dem während der ganzen Zeit die Aufgabe des Dolmetschers zufiel. Bei seinem Leibesumfang wurde ihm die angestrengte, mit der Sultanskonversation verbundene Gymnastik nicht leicht. Nach jedem Satz, den der Padischah spricht, oder der von der Antwort des anderen übersetzt wird, erfolgt der Gruß durch Armbewegung mit vorschriftsmäßig tiefer Verbeugung. Es gehört wirklich Übung dazu, um das eine Stunde lang durchführen zu können. Und dabei bekommt der arme Mann nichts zu essen! Von dem kulinarischen Teile dieses meines ersten Sultansmahles, dem dann später ja noch viele gefolgt sind, erwähne ich besonders den unvergleichlichen Pilaf, eine Reiszubereitung, die ich in dieser Vollendung nur in Jildis gefunden habe. Den Sultan amüsierte mein Enthusiasmus dafür, und er hat in allen folgenden Jahren, so oft ich wieder an seiner Tafel saß, dafür gesorgt, daß nur speziell der beste Pilaf serviert

werde. »Ich lasse den Pilaf immer erst zum Schlusse der Mahlzeit reichen,« sagte er mir, »weil man sich sonst schon im Anfang daran satt essen und nichts anderes mehr wünschen würde.« Die Tafelmusik wurde im Nebenzimmer von einem guten Pianisten mit Flötenbegleitung ausgeführt, ein Beweis für das feinere musikalische Gefühl des Sultans, dem der sonst übliche türkische Instrumentenlärm verhaßt war.

Erst nach dem Essen kam ich mit dem Sultan, während Munir-Bei und Testa als Dolmetscher fungierten, zu einer intimeren und längeren Konversation, deren Verlauf mir ein vollständiges Bild von der merkwürdigen Persönlichkeit Abdul Hamids gab. Er sprach zuerst in guter, fast fröhlicher Stimmung von den Verhältnissen in der türkischen Armee und der Hoffnung, die er an die Tätigkeit der neu eingetretenen deutschen Offiziere knüpfe. Er hatte gerade den Bericht darüber von einer unter Mukhtar-Paschas sachverständiger Leitung eingesetzten türkischen Kommission erhalten, welcher die Prüfung der von den deutschen Offizieren eingereichten Vorschläge zur Reform im türkischen Militärwesen oblag. In allen wesentlichen Punkten waren diese Vorschläge angenommen worden. Der Sultan zeigte sich darüber sehr erfreut und sah schon im Geiste eine nach europäischem Muster eingerichtete, schlagfertige Armee zu seiner Verfügung, rühmte die Wehrkraft des Osmanischen Reiches, der nur die geeignete technische Ausbildung fehle, freilich auch nur so viel davon auf türkische Zustände anwendbar sein könnte. In Deutschland und dem Wohlwollen, das der Deutsche Kaiser den militärischen Bedürfnissen der Türkei entgegenbringe, finde er die wirksamste Förderung seiner Bemühungen um die Heranbildung einer tüchtigen Armee.

Dann redete er von den persönlichen Schwierigkeiten und Gefahren, die er seit Beginn seiner Regierung bereits durchzumachen gehabt habe und um derentwegen er durchaus auf eine zuverlässige Truppe zählen müsse. Jetzt wurde sein Ausdruck ein anderer, die heitere Miene machte einem erschreckten Gefühlsausdruck Platz, er wechselte die Farbe und warf unruhige, beängstigte Blicke um sich. Munir-Bei wußte nicht, was er sagen sollte, und sagte infolgedessen nichts, Testa sank in sich zusammen und wagte nicht mehr, den Blick zu erheben. Ich fing schon an zu befürchten, daß den Padischah irgendein krankhafter Anfall treffen könne, als er glücklicherweise sich wieder erholte und die Konversation ohne weitere Zwischenbemerkung fortsetzte. Er fand eine ihm offenbar wohltuende Ablenkung darin, die kleinen Prinzen, seinen eigenen Sohn, einen Sohn von Abdul Aziz und einen Neffen, Sohn seines verstorbenen Bruders, heranrufen zu lassen, um sie mir vorzustellen. Dabei zeigte er sich wieder von einer seiner liebenswürdigsten Seiten, als warmer Kinderfreund, aufgehend im Wohlgefallen an den scharmanten, gut erzogenen Knaben. Ich habe oft in der Folgezeit bei ihm diese Vorliebe für die Beschäftigung mit Kindern beobachten können und ihn immer dann am unbefangensten und vergnügtesten gefunden.

Zum Schlusse der Unterredung sagte mir Abdul Hamid, er wünsche mir als Beweis

seiner Freundschaft für Deutschland und seiner speziellen Befriedigung, mich als deutschen Vertreter bei sich zu sehen, das Großband des Osmanie-Ordens zu verleihen, das er mir dann auch gleich aushändigen ließ. Dafür, daß ich meinen Posten erst seit einem Monat angetreten hatte und sonst kein besonderer Grund zu einer Ordensverleihung vorlag, war dies ein spontaner Akt besonders freundlicher und wohlwollender Gesinnung, auf den ich nicht vorbereitet sein konnte. Auf Befehl des Sultans wurden dann alle Minister und Würdenträger aus dem Nebensaale hereingerufen und mußten mir mit dem üblichen Salamalek ihren Glückwunsch abstatten.

Mein Debut bei dem Padischah war somit ein befriedigendes. Ich muß dazu noch eines Vorganges erwähnen, der mich von vornherein das Terrain, auf dem ich mich jetzt zu bewegen hatte, klarer erkennen ließ. Am Tage meiner ersten feierlichen Audienz beim Sultan (14. November) kam ein Journalist zu mir, der mir als einer der tätigsten Korrespondenten für die fremde Presse genannt und empfohlen worden war, namens Engländer. Er wollte mich über meine ersten Eindrücke »interviewen«, sprach von der deutschen Präponderanz am Bosporus, wollte auch vertrauliche Informationen über das Palais, den Sultan usw. bei mir anbringen. Er mißfiel mir derartig, daß ich kaum das Notwendigste mit ihm sprach und ihn ersuchte, über meine Person und über die deutsche Vertretung in Konstantinopel überhaupt möglichst wenig in der Presse sich zu äußern, wir brauchten das nicht und hätten keine besonderen politischen Zwecke zu verfolgen. Auch durch Testa ließ ich nachher ihm noch einmal sagen, daß ich nicht die Absicht hätte, in der Presse irgendwie für mich arbeiten zu lassen. Einige Tage später erhielt ich den Besuch des Finanzrats Wettendorf, der im direkten und streng vertraulichen Auftrage des Sultans mir Kenntnis von einem anonym ihm zugegangenen Schriftstücke geben sollte, in welchem eine lange Unterredung mit mir wiedergegeben war, bei der ich mich wenig freundlich über die Zustände der Türkei ausgesprochen hätte, ebenso über die Beziehungen mit Deutschland, unsere kommerziellen Interessen usw. Das Ganze war eine Erfindung von Anfang bis zum Ende, berechnet darauf, den Sultan gegen mich mißtrauisch zu machen. Ich hatte keinen Zweifel daran, daß der Verfasser niemand anders sein konnte wie der Journalist Engländer, der als Agent provocateur sich bei mir eingefunden gehabt hatte. Meine Vermutung wurde mir auch gleich durch Wettendorf bestätigt, der hinzufügte, der Sultan habe es für das Beste gehalten, mir offen diese Verleumdungen mitzuteilen, von denen er natürlich kein Wort glaube. Dafür konnte ich nur dankbar sein, was ich am Tage darauf noch einmal durch Vermittlung von Reschid-Bei, dem Geheimsekretär, der den Verkehr des Palais mit der Botschaft speziell besorgte, dem Sultan ausdrücken ließ. Ich habe danach den Kerl nicht mehr über meine Schwelle gelassen, aus dem Verkehr mit Jildis ist er auch bald entfernt worden und dann ganz verschwunden.

Mit meinem ersten Auftreten in Konstantinopel beschäftigte sich wiederum eingehend

die Presse, die lokale und die fremde. Die Berliner Zeitungen brachten Berichte über den Empfang in Jildis, woran die »Nationalzeitung« die Wahrnehmung knüpfte, daß doch »eine Zeitlang meine Karriere bedroht geschienen habe«. In englischen Blättern wurde hervorgehoben »The Sultan received the new ambassador with exceptional cordiality«. Mit einem langen Artikel, vom 1. November, begrüßte mich die österreichische »Politische Korrespondenz«: »Deutschland,« ließ sie sich aus Konstantinopel schreiben, »macht auf die Türken den Eindruck des großen Hammers, der mit einem Schlage nicht nur die stärksten Eisenstangen flach treibt, sondern auch eine Haselnuß zu zerbrechen vermag, ohne den Kern zu beschädigen. Unter den Türken heißt es, daß Herr v. Radowitz durch sein leutseliges, einfaches und bescheidenes Auftreten eher an die letztere als an die erstere Fähigkeit des deutschen Riesenhammers erinnere. Mit besonderem Eifer haben die Türken sich die Äußerungen hinterbringen lassen, welche Herr v. Radowitz gesprächsweise seinen neuen Kollegen gegenüber machte.« Dann wird ausgeführt, daß der Sultan gehofft habe, mit Deutschland eine engere politische Verbindung herzustellen, die er gegen die anderen Mächte ausspielen könne. In solchen Illusionen sei er vielleicht durch meine unmittelbaren Amtsvorgänger erhalten worden. Jetzt aber habe er die Einsicht gewonnen, daß Deutschlands Politik im Orient nicht von der Linie abweichen wolle, die durch den Berliner Kongreß vorgezeichnet sei. »Obschon Herr v. Radowitz,« fährt die Korrespondenz fort, »wie es in der Umgebung des Sultans heißt, von letzterem in einer ganz ausnahmsweise gnädigen Art empfangen worden ist, scheint es dem Sultan dennoch klar geworden zu sein, daß der neue Vertreter Deutschlands keine Autorisation besitzt, jetzt mit der Pforte in betreff Ägyptens zu unterhandeln ... Überhaupt hat Herr v. Radowitz in seinen bisherigen Unterredungen mit den türkischen Staatsmännern die Politik gar nicht gestreift. Doch dürfte seine Anwesenheit in Konstantinopel dem Sultan den europäischen Standpunkt der deutschen Politik und deren Unlust, im Orient sich hervordrängen oder andere, wichtigere und besser berechtigte Interessen kreuzen zu wollen, in klarerer Weise als bisher zum Bewußtsein bringen ...« Also ein deutliches Avis au lecteur, daß ich nicht etwa österreichische, »besser berechtigte« Bestrebungen stören sollte. Dazu fühlten wir allerdings keine Tendenz, unsere Stellung zu Österreich im Berliner Kongreß hatte es wohl genügend erwiesen. Die »Kölnische Zeitung« trat (auf meine eigene Veranlassung bei dem Konstantinopeler Korrespondenten) der übertriebenen Bedeutung entgegen, die meinen ersten amtlichen Berührungen mit dem Sultan und der Pforte zugeschrieben worden. In den Blättern von Konstantinopel, deren türkischer Text der Zensur der Pforte unterlag, kamen nur die üblichen sachlichen Meldungen. Aber »Levant Herald« und »Stamboul«, die beiden Hauptorgane für Pera in französischer respektive englischer Sprache, erlaubten sich dazu einige Randbemerkungen. Der letztere schrieb: »La nomination de Mr. de Radowitz a fait ici une excellente impression, car ce diplomate appar-

tient à la jeune école dont il est un des représentants les plus distingués. Ce fut lui qui régla la question des frontières turco-helléniques en s'imposant au gouvernement d'Athènes par sa logique et par son énergie. Il n'aime pas la Grèce et toutes ses sympathies sont pour la Turquie qu'il considère comme une alliée sérieuse de l'Allemagne ...« Mit diesem Attestate meiner antigriechischen Gesinnung stand freilich die Sprache der Athener Zeitungen nicht im Einklang, die mir zuriefen, ich möchte nicht nachlassen, meine so viel bewiesene Freundschaft für Hellas und die Hellenen nun auch am Bosporus weiter zur Geltung zu bringen.

Bis zum Schlusse des Jahres 1882 fanden noch einige Umbildungen in dem Ministerium statt, dessen Präsidentschaft, wenige Tage nur, vom Sultan an Achmed Vefik-Pascha übertragen worden war; dann kam der kleine Said zurück, diesmal als voller Großwesir, was er danach geblieben ist. Auswärtiger Minister war, nach dem anderen Said, erst der würdige alte Savfet geworden, dann Arifi-Pascha, mein alter Bekannter von 1871, damals erster Dragoman der Pforte. Eine vollkommene Null in allen geschäftlichen Fragen, dem Sultan bequem durch willenlose Biegsamkeit. Ich konnte mich mit diesen neuen Regierungsorganen, die wenigstens etwas längere Lebensdauer versprachen, bald ganz befriedigend einarbeiten. Sie waren nicht expeditiver in den Geschäften wie andere, aber auch nicht böswillig.

In die zweite Hälfte des November fiel der Besuch des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, der auf einer Weltreise die erste Orientstation in Konstantinopel machte. Ich brachte den jungen, liebenswürdigen und gescheiten Fürsten zum Sultan und verkehrte viel mit ihm während seines Aufenthaltes. Ihn begleitete der Husarenleutnant Karl Hubert v. Tiele-Winckler, der dann bei Fortsetzung dieser Reise in Japan sich mit Jelka v. Lepel verlobte und damit unser Vetter wurde. In späterer Zeit ist er Graf geworden und einer der reichsten preußischen Großgrundbesitzer.

Den Weihnachtsabend verbrachte ich erst mit der Matrosenfeier an Bord der »Lorelei«, an der auch alle deutschen Offiziere teilnahmen, und zum Schlusse mit diesen zusammen bei den Hobes. Dort wurde auch in der Silvesternacht das neue Jahr erwartet. Meine Schlußbetrachtung von diesem Abschnitte finde ich im Tagebuche aufgezeichnet: Ich bin bis halb zwölf allein zu Hause geblieben und habe viel nachgedacht über Vergangenes, Künftiges und Ewiges. Ich las im Neuen Testamente und suchte alle meine Empfindungen nach oben zu richten, wohin auch der Dank sich richtet für die Fügung des verflossenen Zeitabschnittes. Welcher Unterschied mit Silvester 1880 und 1881! Wenn es mir nur gelingen wird, jetzt die g u t e Zeit richtig auszunutzen, innerlich und äußerlich, für mich und für die Meinen. Über das Wie? habe ich mir meine Gedanken zurechtgelegt ...«

Die Zeit, die mir für 1883 noch ohne meine Familie zugemessen war — bis Ende Mai —, hatte ich zur völligen Einrichtung des Hauses in Pera und zur Wahl der

Sommerniederlassung am Bosporus zu verwenden. Wir besaßen zwar bereits das prachtvolle, vom Sultan geschenkte Parkterrain in Therapia, auf dem sich unsere Sommerresidenz gleich denen der meisten anderen Botschaften erheben sollte; aber zunächst bestand in Berlin an maßgebender Stelle noch keine Geneigtheit dazu, die hohe Forderung für Errichtung der notwendigen Baulichkeiten und Herrichtung des halb verwilderten Gartens beim Reichstag einzubringen. Man hatte mir in Berlin gesagt, wenn ich nicht bedeutend billigere Voranschläge aufstellen könnte, wie die bisher (durch Graf Hatzfeldt) eingereichten, so sei in absehbarer Zeit nicht an die Sache zu denken. Inzwischen müsse ich mir irgendein Sommerhaus mieten — was unvermeidlich war, da der ganze geschäftliche Verkehr mit den übrigen Vertretungen während der warmen Jahreszeit an den Ufern des Bosporus, fernab von Stambul und Pera, vor sich ging. Und als ich nun selbst nach Therapia kam, als ich den wundervollen Fleck Erde sah, der uns dort gehörte und uns zur Niederlassung einlud: geradezu einzig an Schönheit der Lage und Reichtum der Vegetation, ein Stück Paradies, oder damals mehr noch ein Stück »Paradou«, so wie es Zola im »Abbé Mourat« schildert — da konnte ich nur tief beklagen, daß diese ganze Herrlichkeit noch unerreichbar sein sollte, und mir fest vornahm, alles zur Lösung der Schwierigkeiten aufzubieten. Erst nach Jahr und Tag ist es gelungen, durch eine Kombination mit dem Verkaufe des dem Reiche gehörenden, glücklicherweise noch nicht veräußerten Grundstücks der alten Gesandtschaft in Pera die Summe für den neuen Aufwand soweit zu ermäßigen, daß man das Projekt in Berlin dem Reichstag vorlegte, wo es ohne Hindernis durchging. Der Gesamtaufwand für Häuser, Gärten, Einrichtung betrug zirka 100 000 Franken, nachdem das Grundstück in den Kauf gegeben worden. Aber bis zum Sommer 1887 mußten wir mit gemieteten Sommerwohnungen uns einrichten. Als solche fand ich nach vielem Suchen zuerst das schöne neue Haus Allah-Verdi auf dem Kai in Bujukdere, das ich mit zweijährigem Kontrakte für 8500 Franken jährlich mietete. Es war allerdings das beste, was wir damals hätten finden können.

Inzwischen funktionierte mein Haushalt in Pera im nötigen Umfange mit großen und kleinen Diners. Und im Februar legte ich sogar eine bedeutende Leistungsprobe für die Botschaftslokale damit ab, daß ich diese zur Abhaltung eines großen Konzerts zum Besten der Überschwemmten am Rhein und in Tirol hergab. Nicht weniger wie 1000 Personen haben sich in dem Festsaale und in den anstoßenden Salons zusammengefunden, ungefähr 750 als Zuhörer und 250 als Mitwirkende, da große Männer- und Kinderchöre auf dem Programm standen. Der Erfolg war ein großer in jeder Hinsicht und wurde in der Lokalpresse hoch gefeiert. Alles, was in Stambul und Pera sich zur »Gesellschaft« rechnete, war gekommen. Selbst türkische Damen, für die ich besonders die obere Orchesterloge des Festsaales mit dem entsprechenden Gitter hatte ausstatten lassen. Dem guten Zwecke flossen 14 000 Franken mit diesem Konzert zu,

und ich hatte einen umfassenden Eindruck von der Großartigkeit der Räume erhalten, über die der deutsche Botschafter in Konstantinopel verfügt! (...)

Mit meiner deutschen Kolonie trat ich immer mehr in Verbindung. Den ersten größeren Anlaß dazu bot die Feier von Kaisers Geburtstag, die aber auf kaiserliche Anordnung, da der 22. März in diesem Jahre auf Gründonnerstag fiel, offiziell schon am 17. festlich begangen wurde. Ich legte gleich für diese erste Feier unter meinen Auspizien die Form und Einteilung fest, die ich auch in Zukunft beobachtet zu sehen wünschte. Bisher war unter meinen Vorgängern das nationale Fest nicht in einer mir genügend erscheinenden Weise begangen worden. Nunmehr wurde der Tag folgendermaßen verteilt: Vormittag Gottesdienst in der reich geschmückten Botschaftskapelle, abgehalten vom Botschaftsprediger. Das gesamte amtliche Personal in Uniform, ebenso alle in Konstantinopel anwesenden deutschen aktiven oder Reserveoffiziere. Daran anschließend der Empfang der Kolonie in der Botschaft. Man versammelte sich im großen Saale, und nachdem die Gesellschaft als vollzählig gelten konnte, was mir durch den Generalkonsul oder seinen Vertreter gemeldet wurde, erschien ich mit den Botschaftssekretären, um die Glückwünsche der Anwesenden zu empfangen. Im großen Speisezimmer war ein möglichst ausgedehntes Büfett aufgebaut, zu dem sich dann alles hinbegab, die Champagnergläser wurden gefüllt, und ich brachte das erste Hoch des Tages auf den Kaiser aus.

Später begann für mich der Empfang zuerst der offiziellen Gratulationsabordnung des Sultans (in der Regel einer der Generaladjutanten mit dem obersten Zeremonienmeister), danach der Vertreter der Pforte, alle meiner diplomatischen Kollegen und wer sonst aus der fremden Gesellschaft sich dem anschloß. Der Abend blieb dem Festbankette im deutschen Klub (Teutonia) gewidmet. Alle Honoratioren und sonstigen Mitglieder der Kolonie nahmen daran teil — die Damenwelt war leider ausgeschlossen nach der nun einmal üblichen Anschauung, die auch den fremden Damen im orientalischen Lande größere gesellige Zurückhaltung auferlegt, wie es in der Heimat notwendig gewesen wäre. Bei dem Festmahl fiel mir die Aufgabe zu, die einzige zugelassene Rede zu halten, den Toast auf den Kaiser. Natürlich erwartete die Versammlung dafür eine längere Ansprache, den Umständen des Tages angepaßt. Ich habe drei Jahrzehnte hindurch, wenn ich mich im Auslande auf meinen Posten befand, was fast immer der Fall gewesen ist, an diesem nationalen Festanlasse zu reden gehabt — und darauf hat sich auch in meinem Leben die Betätigung meiner oratorischen Fähigkeit beschränkt. Ich weiß, daß ich damit namentlich in der Konstantinopeler Zeit oft einen tiefergehenden Eindruck erzielt und den Ruf gehabt habe, ein guter Redner zu sein. Auch hatte ich früher, wohl hauptsächlich durch die Erinnerung an meinen Vater, von mir selbst die Erwartung gehegt, daß es mir beschieden sein würde, noch mehr als solcher in der Öffentlichkeit aufzutreten. Das hat sich aber nicht erfüllt. Ich habe nie in einer politischen Versammlung das Wort ergriffen, nie an einer größeren Debatte

teilgenommen und kann jetzt nicht mehr beurteilen, ob ich dazu tatsächlich eine besondere Befähigung gehabt haben würde. Vielleicht ist es gut, daß mir eine Probe in größerem Stile nicht auferlegt worden.

In der oben beschriebenen Weise sind zu meiner Zeit, und ich glaube dann auch nachdem, die Kaisersgeburtstage in Konstantinopel verlaufen. Hinzuzufügen bleibt, daß ich später, nachdem ich mich als Ehrenpräsident an die Spitze des dortigen deutschen Handwerkervereins gestellt hatte, mich noch regelmäßig von dem Bankette in der »Teutonia« zu der gleichzeitig in bescheidenerem Lokale und mit geringerem Aufwande abgehaltenen Vereinigung der braven Handwerker begab und auch unter ihnen einen schwunghaften Toast auf den Kaiser ausbrachte. Der Geist, der damals in diesem Kreise herrschte, war ein vortrefflicher. Sozialistische Agitatoren hatten noch keinen Eingang gefunden; ich erinnere mich, daß ein Versuch, der dazu unternommen wurde, mit der unsanften Entfernung des betreffenden Individuums geendet hat.

In der Zeit vom 1. Januar bis Anfang März des Jahres 1883 wurden vier Männer vom irdischen Schauplatze abgerufen, die, jeder in seinem Lande, zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Epoche gehörten und mit denen allen ich durch die besonderen Fügungen meiner Laufbahn in engere persönliche Beziehungen hatte treten können. Es waren: Gambetta, der so plötzlich in der Neujahrsnacht sein noch junges Leben beendete, Richard Wagner, der am 13. Februar in Venedig starb, Komunduros, gestorben am 9., Gortschakow, gestorben am 13. März. Von ihnen allen ist in meinen Aufzeichnungen eingehend die Rede gewesen, jeder verkörperte die Erinnerung an bedeutende Momente in meiner eigenen Lebensgeschichte. Und jeder von ihnen nahm eine abgeschlossene Periode mit ins Grab, innerhalb der ich ihn in vollster Wirksamkeit gekannt hatte. Gortschakow und Komunduros waren in ihren Aktionssphären erschöpft: sie gehörten schon bei Lebzeiten der vergangenen Geschichte an. Gambetta hätte noch weiter eine Rolle spielen können, aber keine mehr von der Bedeutung seiner letzten zwei Dezennien. Mit Richard Wagner wurde der Welt ein Genius entrückt, für den es keinen Ersatz gab. Auch er war vielleicht auf dem höchsten Punkte seines Schaffens angelangt gewesen: ungemindert blieb sein Ruhm.

Meine Lebensarbeit hat mich auch mit anderen von den Größten unter den Zeitgenossen in direkte Berührungen gebracht. Sie alle sind vor mir abgeschieden, ich kann heute (1906) unter den Lebenden nur noch den Kaiser Wilhelm II. dazurechnen. Andere gibt es nicht mehr. Das neue Jahrhundert hat keine Heroen übernommen, es muß sich erst welche schaffen; und das werde i ch nicht erleben. Ich habe persönlich mehr oder minder nahe gekannt: Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Napoleon III., Gambetta, Gortschakow, Ali-Pascha, Andrássy, Komunduros, Canovas, Alexander Humboldt, Savigny, Döllinger, Wagner, Helmholtz – sie alle ragen hinein in meinen Erdenlauf, und dankbar neige ich mich vor ihren Namen. –

Als politisch am meisten Interessantes brachte das Frühjahr den Besuch des Fürsten

Alexander von Bulgarien in Konstantinopel. Dem waren ganz vertrauliche Verhandlungen vorausgegangen, bei denen wir den Wunsch des Fürsten nach einer persönlichen Begegnung mit dem Sultan unterstützten, während man auf russischer Seite sich ablehnend dagegen verhielt und unangenehm überrascht war, als die Reise plötzlich doch ins Werk gesetzt wurde. Wir hatten bisher dem Fürsten Alexander in seiner schweren Lage gegenüber der russischen Tendenz, Bulgarien ganz wie eine eroberte Provinz zu betrachten, alles mögliche Wohlwollen bewiesen und unterstützten seine Bemühungen, sich mit der Pforte gut zu stellen und bei ihr den natürlichen Rückhalt zu suchen. In diesem Gedanken kam er am 18. April in Konstantinopel an und suchte mich gleich auf. Er erörterte mit mir eingehend seine Lage, die Stellung zu Rußland, das Bedürfnis nach Anlehnung an die suzeräne Macht. Er fand, daß sein Entschluß zur Reise an den Bosporus bereits eine gute Wirkung gehabt habe: nachdem die Russen in Sofia ihn bisher »wie einen Stiefelputzer« behandelt hätten, seien sie plötzlich bei seiner Abreise höflich geworden. Er hoffe und wünsche jetzt nur, daß der Sultan ihn mit allen Ehren behandeln werde, um somit den Effekt seiner Reise für Russen und Bulgaren recht deutlich hervortreten zu lassen. Ich sagte ihm meine Beihilfe zu und veranlaßte auch alles Erforderliche in diesem Sinne im Palais. Fürst Alexander blieb bis zum 21. April und konnte sich nicht über Mangel an Entgegenkommen von türkischer Seite beklagen. Der Sultan empfing ihn wiederholt und gab ihm zu Ehren ein Galadiner in Jildis, wobei er in jeder Weise ausgezeichnet wurde. Auf der Botschaft verkehrte der Fürst, so viel er dazu Zeit hatte; er kam auch mit seinem Bruder Prinz Ludwig (von der englischen Marine) und den deutschen Herren seines Gefolges zum Essen zu mir. Ich fand in ihm einen liebenswürdigen und intelligenten Mann, eine schöne Erscheinung von etwas theatralischem Anstrich. In den Äußerungen über seine Lage in Sofia und das Verhältnis zur Pforte kam aber immer wieder ein Punkt zur Geltung, an dem ihm offenbar das meiste gelegen war: das Verlangen nach dem Rechte der Ordensverleihung. Die Pforte hielt fest daran, daß Ordensverleihung nur ein Attribut der vollen Souveränität bilden und daher keinenfalls dem unter der Suzeränität des Sultans stehenden Fürsten zugestanden werden könne. So war es früher Rumänien und Serbien gegenüber durchgeführt worden, auf eine Änderung darin für Bulgarien erklärte die Pforte sich nicht einlassen zu können. Doch war man bereit, dem Fürsten eine näher zu beschränkende Verfügung über den türkischen Medschidijeorden vorbehalten zu wollen, noch dazu mit Anbringung eines besonderen Abzeichens an den türkischen Insignien. Aber das genügte dem jungen Halbsouverän nicht. Dabei kam eine Hauptrichtung seines Charakters zum Durchbruch: die große persönliche Eitelkeit. Er konnte sich nicht von der Vorstellung freimachen, daß die volle Berechtigung zum Ausstreuen eines »Alexanderordens« unumgänglich notwendig sei für sein Prestige und seine intime Befriedigung. Ich riet ihm dringend davon ab, wegen dieser untergeordneten Sache eine Mißstimmung hervorzurufen, gegen die er

wohl von keiner Seite, von der unserigen sicher nicht, einen Rückhalt finden würde. Wenigstens möge er für jetzt nichts darin gegen den Willen des Sultans unternehmen und der Zeit die weitere Entwicklung der Frage überlassen. Und trotzdem hat er es nicht über sich gebracht! Er besuchte nach der Abreise den griechischen Hof, und alsbald wußte man in Konstantinopel, daß er in Athen rechts und links seinen schon vorrätigen Alexander-Orden verteilt habe, ohne Rücksicht auf das Veto der Pforte. Der Ärger darüber in Jildis war groß: mit einem Schlage hatte der Fürst den guten Eindruck seines Besuches wieder verwischt. Für uns war es nach der Mühe, die wir uns mit ihm gegeben hatten, um so peinlicher. Fürst Bismarck sprach sich darüber in Mitteilungen an mich mit großer Schärfe aus, und von der Zeit an hat sein persönliches Interesse für den Battenberger nachgelassen. Die späteren Ereignisse in Bulgarien und die weitere Haltung des Fürsten gegenüber Rußland waren nicht geeignet, für ihn wieder sich zu erwärmen. Er wurde für uns immer mehr eine Gefahr für unsere politischen Beziehungen mit Rußland und mußte schließlich ganz fallengelassen werden.

Die Botschafter in Konstantinopel hatten zusammen mit den Vertretern der Pforte in diesem Frühjahr die Wahl eines neuen Gouverneurs für den Libanon vorzunehmen. Seit den Christenmorden von 1860 war dieser unruhige Bezirk einem eigenen, durch internationales Abkommen zu ernennenden christlichen Generalgouverneur unterstellt. Das Mandat des letzten, des alten Rustem-Pascha, war erloschen und sollte nun auf eine frischere Kraft übergehen. Wie immer, wenn es sich um Erzielung eines Einverständnisses unter den europäischen Großmachtsvertretern und der Pforte handelte, reifte der gemeinsame Beschluß nur langsam und nach Überwindung von verschiedenen persönlichen Einwendungen heran. Am 31. März war die erste Besprechung unter Vorsitz des Auswärtigen Ministers Arifi-Pascha, und noch vier weitere Sitzungen wurden erforderlich, bis alle Stimmen sich (am 8. Mai) auf denselben Kandidaten, Wassa-Pascha, vereinten. Vorher waren mehrere Vorschläge der Pforte (darunter der zugunsten eines albanesischen Miriditen, Prenk-Bib-Doda, den der Sultan auf diese Weise unschädlich machen wollte) an dem Widerspruche des einen oder des anderen meiner Kollegen gescheitert. Am wenigsten harmonierte in ihren Äußerungen der Russe Nelidow und der Franzose Noailles, die jeder einen leichter von ihnen zu beeinflussenden Pascha haben wollten. Sie sagten sich gegenseitig recht scharfe Dinge, während der Engländer neutral blieb. Für uns war die Personenfrage gleichgültig, wir erklärten, jeden zu genehmigen, der die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinige. Schließlich fand man, daß der als tüchtiger Verwaltungsbeamter in Adrianopel bekannte Wassa-Pascha die meisten Garantien biete. Eine ziemlich verunglückte Rolle spielte dabei der ängstliche Arifi, der seine Verantwortlichkeit fürchtete, wenn es ihm nicht gelang, die Wahl eines in Jildis weniger erwünschten Bewerbers zu verhindern. Mit dem Endresultate war er aber auch zufrieden.

Diese »Libanonkonferenzen« gaben mir ein erstes lehrreiches Bild der Taktik, mit

der der Wettkampf um persönlichen Einfluß unter den Vertretern der in erster Linie bei den Orienthändeln beteiligten Mächte geführt wurde. Wir standen dabei nicht im Vordertreffen, wenigstens nicht, wo es sich um Stellungnahme zu den unmittelbar politischen Problemen handelte. Aber unser Einfluß wurde durch Zurückhaltung in solchen Fragen nur um so wirksamer auf dem Gebiete der eigenen praktischen und materiellen Interessen. So habe ich nach den ersten Erfahrungen unsere Aufgabe am Bosporus weiter verstanden und in der Folgezeit möglichst dahin gestrebt, daß sich diese Auffassung betätigte.

Im Mai verursachte ein politischer Inzidenzfall einige Erregung im Gemüte des Sultans und brachte mich dabei zum ersten Male in eine vertrauliche Mitbeteiligung, die im Laufe der späteren Jahre mir so vielfach, wenn der Padischah sich in Not befand, auferlegt worden ist. Dufferin war aus Ägypten, wo er als High Commissioner fungiert hatte, nach Konstantinopel zurückgekehrt und wollte nach kurzem Aufenthalte in Urlaub nach England gehen. Vor seiner Abreise hatte er Audienz beim Sultan und glaubte gut zu tun, wenn er bei dieser Gelegenheit eine Frage anregte, die seiner Meinung nach ernste Verwicklungen hervorrufen würde, wenn man nicht rechtzeitig sich damit befaßte. Es handelte sich um die nach Artikel 61 des Berliner Vertrags in Aussicht genommenen Reformen in Armenien, über die noch immer von der Pforte nichts zu hören war. Dufferin wollte Nachrichten haben, daß die Zustände in Armenien sich sehr verschlechtert hätten und verlangte, es solle jedenfalls eine außerordentliche Kommission mit besonderen Vollmachten dorthin gesandt werden. Darüber erschrak Abdul Hamid in seinem ohnehin immer vorhandenen Mißtrauen gegen die Hintergedanken der englischen Politik. Er war auf die Erörterung dieser Frage ganz unvorbereitet gewesen, jedermann aber, der ihn kannte, mußte wissen, wie gerade alles, was mit Armenien zusammenhing, bei ihm nur mit großer Vorsicht angeregt werden konnte. Von jeher hegte er eine Wahnvorstellung gegen Armenien und Armenier, von keiner anderen Seite her hielt er sich für persönlich mehr bedroht; und wenn nun noch gerade England in erster Linie für Armenien sich einsetzte, so mußte er darin eine um so größere direkte Gefahr erkennen. Die Wirkung war, daß der Sultan hilfesuchend sich an diejenigen anderen fremden Vertreter wandte, auf deren freundschaftliche Gesinnungen und Diskretion er glaubte am meisten rechnen zu können. An erster Stelle traf mich dieses Vertrauen. Ich hatte alles vorbereitet, um am 11. Mai einen Ausflug nach Brussa zu unternehmen und wurde am 10. spät abends durch Reschid-Bei im höchsten Auftrag dringend gebeten, die Reise zu verschieben, jetzt den Padischah nicht zu verlassen, der über die englische Demarche in lebhafter Beunruhigung sei. Dann kamen weitere vertrauliche Mitteilungen über die Audienz, die Bitte des Sultans um Einwirkung in London, daß man die Frage nicht mit solcher Schärfe betreiben, sondern die in der Beratung armenischer Reformen befindlichen Vorschläge der Pforte abwarten möge usw. Es folgten Besprechungen zwischen mir und Dufferin, der sich

über den fatalen Effekt seines Auftretens nicht klar zu sein schien, Bericht nach Berlin und die Antwort von Bismarck, daß er das Vorgehen Dufferins für ungeschickt und unnötig halte und gleich in London von weiteren Schritten abgeraten habe. Mein englischer Kollege erhielt dann Weisung, sich zu mäßigen; er kam nicht wieder auf die Frage zurück und reiste am 15. Mai in Urlaub ab. Eine nochmalige Audienz, die er vom Sultan erbeten hatte, wurde ihm nicht mehr zuteil. Die Frage der armenischen Reform wurde nicht weiter von England betrieben und ist auch späterhin so gut wie ganz liegen geblieben. Aber aus dem Zwischenfall erwuchs für mich das Vertrauen des Sultans, das mir in den folgenden Jahren noch manchmal die Notwendigkeit verursacht hat, eine bereits angesetzte Abreise von Konstantinopel wieder zu verschieben, weil der Padischah sich gerade in irgendeiner politischen Beängstigung befand und wünschte, daß ich für ihn in nächster Nähe erreichbar bleiben solle.

Die Fahrt nach Brussa konnte ich endlich am 18. Mai ungehindert antreten. Ich nahm dazu unseren Stationär, die »Lorelei«, auf der sich außer Mitgliedern der Botschaft die schöne Frau v. Hobe und an Fremden der Fürst von Pleß nebst Sohn und Neffen Reuß XXVIII. einschifften. Die Tage auf kleinasiatischem Boden waren köstlich bei wundervollem Wetter. Brussa erschien mir wieder wie vor zweiundzwanzig Jahren als einer der schönsten Flecke der Erde.

Nun näherte sich die Zeit der Ankunft meiner Familie, das Ende meiner Vereinsamung. Am 25. Mai zog ich von Pera hinüber nach Bujukdere in das Allah-Verdi-Haus, das inzwischen bestens instandgesetzt worden war und eine in jeder Hinsicht befriedigende Sommerresidenz bot. In Therapia behielten wir den Park zum täglichen Genusse, leicht erreichbar im Kaik. Am 27. früh nahm ich in Kawak meine Frau und die Kinderschar in Empfang. Ich vergesse nie diese fröhliche Ankunft, die Begeisterung der auf dem Deck des Lloydschiffes aufgestellten Kinder bei dem Anlegen meiner Mouche, die mit schallendem Hurra begrüßt wurde. Von den Kindern waren bei dem Beginn ihrer Konstantinopeler Zeit Marielisa dreizehneinhalb, Nadine zwölf, Sepp zehn, Willi neun, Iwan fünfeinhalb, Otto drei Jahre alt. Meine Existenz wurde nun durch das Leben mit der Familie eine ganz geänderte. Alle Vorzüge, die der große, schöne Haushalt in Pera wie in Bujukdere bieten konnte, kamen jetzt erst zur vollen Geltung und wurden von uns allen dankbarst empfunden. Meine Frau hatte mit den Kindern in Cannstatt den Winter unter erschwerten Umständen mit Krankheiten in einem unbefriedigenden Mietsquartier verbracht; um so freudiger gestaltete sich für sie und die Jugend jetzt der Übergang in das Paradies am Bosporus!

Ein besonders freundlicher Empfang wurde meiner Familie durch den Sultan bereitet. Er hatte uns mit allen Kindern (von denen nur Otto zurückgelassen wurde) nach Jildis eingeladen, empfing uns dort in einem Salon, wo er höchst eigenhändig sieben Lehnsessel in einer Reihe nebeneinander, seinem Sitze gegenüber, hatte aufstellen lassen, auf denen wir, meine Frau und ich dann die fünf Kinder, Platz nehmen

mußten. Als dies glücklich bewerkstelligt war, was für die Kleinen die nicht leichte Operation des Erklimmens der hohen Stühle in sich schloß, beglückwünschte er uns mit herzlichem, lautem Lachen und drückte seine besondere Freude an der Kinderschar aus. Nach längerer Konversation hob er die Sitzung auf und führte meine Frau wieder zurück. Dabei ereignete es sich, daß, sobald der Sultan sich erhoben hatte, der kleine Iwan von seinem Sessel herabglitt und nun, ohne sich umzusehen, noch sich um Zurufe zu kümmern, spornstreichs durch den Saal nach der geöffneten Tür abzog und sich dort zu den Dienern stellte. Als wir nachher ihn deswegen zur Rede stellten, ergab sich, daß er seinen beschleunigten Rückzug für vorsichtig gehalten hatte, weil ihm auf der Hinfahrt nach Jildis die älteren Geschwister erzählt hatten, ihm würde unfehlbar n a c h der Audienz bei dem Sultan der Kopf abgeschnitten werden. Er meinte später freilich, er habe es nicht ganz geglaubt, aber doch lieber der Möglichkeit einer solchen Unannehmlichkeit sich beizeiten entziehen wollen.

Wir verbrachten den ganzen Tag als Gäste des Sultans in Jildis, wo wir überall herumgeführt und glänzend bewirtet wurden.

Der Sommer 1883 verging für uns am Bosporus in regster Geselligkeit. Die Botschafter in ihren Sommerresidenzen wetteiferten untereinander in festlichen Empfängen, Gartenfesten, Meeresfahrten auf den Stationären, wozu man sich gegenseitig einlud. Bei uns war jeden Dienstagabend Empfang und Tanz – es fanden sich vier Botschafter, die eifrig am Tanzvergnügen teilnahmen: Dufferin (nach seiner Rückkehr vom Urlaub), Calice, Corti und ich. Und man hielt es nicht für Anmaßung, daß wir noch so viele jugendliche Ausdauer beweisen konnten. Ich persönlich genoß sehr diese Zeit und freute mich, daß es noch liebenswürdige Frauen und Mädchen gab, die unsere Generation nicht ganz zum alten Register verweisen wollten.

Dann wurde wieder mehr das politische Interesse wachgerufen, als Ende August der lange vorher besprochene Besuch des Fürsten von Montenegro sich vollzog. Noch nie hatte ein Beherrscher der Schwarzen Berge dem Padischah in Konstantinopel seine Aufwartung gemacht. Es geschah jetzt auf russischen Rat, nachdem Fürst Nikita der Krönungsfeierlichkeit in Moskau beigewohnt hatte. Er wurde vom Sultan und der Pforte mit aller orientalischen Höflichkeit empfangen, jedoch nicht mehr geehrt, wie vorher Alexander von Bulgarien. Sein Auftreten war gewinnend, eine stattliche, männliche Erscheinung in der kleidsamen Tracht seines Landes, sichtlich bemüht, bei den Türken guten Eindruck zu machen.

Kurz vorher waren alle Grenzstreitigkeiten zwischen den Montenegrinern und Albanesen auf Grund der Pfortenvorschläge beigelegt worden. Ich hatte mehrere Unterredungen mit Fürst Nikita, der mir gleich sagte, er kenne meinen Namen aus seinem Lande; es seien Radowitze dort einheimisch, il y a eu même, je crois, de fameux chefs de brigands qui portaient ce nom! Er schien aber dabei doch anzunehmen, daß auch diese Radowitze besonders tüchtige Menschen seien. In der Tat

wissen wir ja lange, daß ein Zweig unseres Familiennamens seit Jahrhunderten in Montenegro ansässig ist, ebenso wie einer in Serbien und durch spätere Einwanderung ein anderer in Rumänien. Der Fürst erzählte im Anschluß daran von seinem Lande und seinen Untertanen, deren Charakter er hoch pries als tapfer, treu und fleißig. Noch seien sie etwas wild, aber allmählich werde die Zivilisation in ihren guten Seiten auch bei seinem Volke eindringen. Er versicherte, daß er nur den Frieden wollte und brauchte, und daß er mit den Türken aufrichtig Freundschaft zu halten wünsche. Andererseits zeigte er sich bemüht, in Konstantinopel auch die Notwendigkeit der Gegenleistung durch eine rücksichtsvolle und freundliche Politik gegenüber Montenegro zur Erkenntnis zu bringen. Ob er außerdem noch andere bestimmte Anliegen bei der Pforte vorgebracht hat, war weder während seiner Anwesenheit noch nachher zu erkennen. Es hatte verlautet – als Zeitungsmeldung –, Fürst Nikita habe unter russischer Befürwortung gesucht, von der Pforte die Überlassung der Herzegowina an Montenegro zu erlangen, wogegen er sich verpflichten würde, in Albanien die türkische Herrschaft zu unterstützen. Das alles blieb lediglich eine Reporterphantasie, aber es genügte, meinen österreichischen Kollegen zu alarmieren und ihn einen großen Erfolg der russischen Politik wittern zu lassen, der zu unberechenbaren Folgen führen könne. Über Wien war diese Anschauung auch nach Berlin gedrungen und zog mir scharfe Nachfragen vom Kanzler zu, warum ich nicht von dem Übergewicht Rußlands in dieser Sache Meldung gemacht habe, ob tatsächlich darunter der Einfluß Österreichs und ebenso der unserige gelitten hätten usw. Busch schrieb mir dazu vertraulich, der Kanzler sei besorgt wegen der inneren Zustände in Rußland, die zum Übergewicht der revolutionären Elemente führen und im Bunde mit den Franzosen die Gefahr eines Konfliktes mit uns näherbringen könnten. Deshalb widme der Fürst verdoppelte Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Balkanhalbinsel und der dortigen russischen Politik. Ich konnte nur erwidern, daß mir von den aus Wien gemeldeten Symptomen nichts bemerklich geworden und daß die österreichischen Besorgnisse einigermaßen Gespensterseherei seien. Die Folgezeit hat das bestätigt. Man wurde danach in Berlin etwas kritischer gegenüber den Wiener Nachrichten und glaubte nicht mehr zu schnell an die russische Omnipotenz am Bosporus.

Ich erwähne hier noch eines anderen fremden Besuches, der sich im Oktober einfand, nicht der eines Fürsten, aber doch eines berühmten Vertreters der »siebenten«, für manche modernen Seelen der ersten Weltgroßmacht: der internationalen Presse. Blowitz, der mir wohlbekannte, kam zum ersten Male in den Orient und blieb zwei Wochen, aber schon in der ausgesprochenen Absicht, über die Türkei ein Buch zu schreiben. Er suchte mich gleich auf und erzählte mir viel von dem, was seit unserem letzten Zusammensein in Paris geschehen war, erklärte mir auch, wenn Hohenlohe aus Paris abginge und, wie die Zeitungen gerade jetzt sagten, ich sein Nachfolger werden sollte, würde die französische Rente um 3 % fallen. Ich beruhigte ihn darüber und

gab ihm die feste Versicherung, daß Hohenlohe noch mindestens ein Jahr nach seinem Tod den Botschafterposten in Paris behalten werde.

Sein Buch hat Blowitz schnell geschrieben und mir schon im Januar 1884 geschickt. Es war für uns Bosporusbewohner in vieler Hinsicht interessant und unterhaltend, brachte auch manches richtige Urteil über politische Fragen des Orients. Eine hübsche Schilderung gab er von dem Leben der fremden Botschafter im Anschluß an Äußerungen über mich.

Dann entwirft er ein Bild von der Stellung und dem Einflusse der Deutschen in der Türkei, das mit Rücksicht auf die journalistische Bedeutung seines Autors nicht ohne Wert ist. »Et puis,« heißt es, »Mr. de Radowitz, la volonté intelligente qui obéit à un esprit supérieur, devant lequel il s'efface à dessein, Mr. de Radowitz a secondé d'une façon admirable les projets de son maître qui a voulu prendre possession pacifique d'une partie de l'Empire ottoman.

Les Allemands qui sont venus à Constantinople ont été des modèles d'activité silencieuse, de travail convaincu et productif, de ponctualité infaillible. Ils sont venus là comme des pionniers enrégimentés, pour apporter à l'Empire ottoman l'appoint de leur savoir, de leur expérience, de leur zèle infaillible et régulier. Tandis que les missions française et anglaise prenaient du galon et faisaient des affaires, les Allemands envoyés par leur maître, guidés, conseillés, dirigés et surveillés par son ambassadeur, se livraient au travail, produisaient des économies, organisaient les services et saisissaient avec un admirable instinct d'obéissance la pensée maîtresse qui les avait fournis au Sultan, pour lui montrer que là seulement étaient les auxiliaires efficaces qui devaient l'aider dans l'entreprise hardie du relèvement de son empire.« Er bespricht im einzelnen die Tätigkeit Wettendorfs auf finanziellem, die von General Kaehler und der übrigen preußischen Offiziere auf militärischem Gebiete und schließt mit den Worten: »Dans toutes les branches, sous l'oeil vigilant de M. de Radowitz, l'Allemagne, calme et studieuse, a imposé sa volonté et introduit son esprit par des réformes qui sont appelées à faire revivre une Turquie régénérée.«

Diese Auslassungen haben damals beträchtlichen Eindruck gemacht. Ich hätte dem alten Blageur nicht soviel objektive Würdigung gerade unserer Tätigkeit und unserer Erfolge in der Türkei zugetraut.

(...)Wie schon bemerkt, war, wesentlich infolge des wenig geschickten Auftretens von Dufferin, das Mißtrauen des Sultans gegen die englische Orientpolitik in hohem Maße erregt worden und gleichzeitig seine Tendenz vermehrt, uns um Abwendung etwaiger Bedrohung von dieser Seite anzugehen. Zu diesem Zwecke sandte er, im September, Mukhtar-Pascha, den besten General der türkischen Armee, in Mission an den kaiserlichen Hof, nach außen hin mit dem Auftrage, der Kaiserin Augusta den

Schefakat-Orden und an Prinz Wilhelm den Osmanie in Diamanten zu überbringen. Er sollte auf die »englische Gefahr«, die durch Okkupation von Ägypten entstehen würde, aufmerksam machen und sich dessen vergewissern, daß Deutschland nicht geneigt sei, solche Pläne zu unterstützen. Mukhtar wurde vom Kaiser bestens empfangen in Homburg, wo unser alter Herr sich für die Manöver aufhielt, inmitten einer überaus glänzenden Vereinigung fremder Fürsten. Es befanden sich dort gleichzeitig die Könige von Spanien, Serbien, Sachsen, der Prinz von Wales, Kronprinz von Portugal, der Großherzog von Hessen, alle preußischen Prinzen, die ein militärisches Kommando hatten. Das Homburger Hauptquartier von 1883 war ein Beweis für die Weltstellung, die der Deutsche Kaiser einnahm! Mukhtar kam sehr befriedigt zurück, ihm war geraten worden, was ich seit Monaten dem Sultan auch schon empfohlen hatte, sich direkt und freundschaftlich mit England über etwaige Differenzen zu einigen; durch vertrauensvolles Entgegenkommen gegenüber den Engländern würde es diesen, wenn sie wirklich Nebengedanken hätten, erschwert werden, gegen den Sultan illegal zu handeln. Wir glaubten aber, nach der allgemeinen politischen Lage, nicht an kriegerische Absichten auf englischer Seite. Es bot sich dann noch wiederholt Gelegenheit, von diesem Standpunkt aus den Sultan zu beruhigen, wenn die Besorgnisse sich erneuerten, zum Beispiel bei Anlaß eines Besuches, den der Chef des englischen Mittelmeergeschwaders, Lord John Hay, in Konstantinopel abstattete. Sowohl vom Sultan wie von den Engländern wurde uns diese Einwirkung gedankt: Dufferin sagte mir, es sei ganz unser Verdienst, wenn eine vernünftige Stimmung für England wieder eingetreten sei.

Am 8. November zogen wir aus der Sommerresidenz definitiv über in die Botschaft nach Pera. Von jetzt ab wurde erst mein Hausstand vollständig. Er bestand außer der Familie aus 29 Personen, von denen 16 in unserem persönlichen Dienste, die anderen vom Staate angestelltes Dienstpersonal. An Gehältern für meinen Hausstand fielen auf mich jährlich 13 000 – 14 000 Mark.

Der gesellschaftliche Schlußeffekt des Jahres war ein großer Wohltätigkeitsbasar, der zum Besten der durch Erdbeben in Kleinasien in Not geratenen Bevölkerung unter dem Patronate des Sultans und unter Leitung der Botschafterinnen in den Räumen der russischen Botschaft abgehalten wurde. Wochenlang drehte sich das ganze Interesse der diplomatischen und der perotischen Kreise um die Vorbereitungen dazu. Die Teilnahme war durch die direkte Mitwirkung des Sultans (eine ganz neue Erscheinung!) eine äußerst lebhafte. Auch von fern her kamen die Beiträge: so schickten Kaiser und Kaiserin ihre Gaben, unter anderen eine von Ihrer Majestät selbst angefertigte Handarbeit, was die größte Freude des Sultans erregte, der dafür einen hohen Preis zahlen ließ. Am 20. Dezember fing der Basar an: wir hatten für unsere Gegenstände eine besondere Ecke eingerichtet, wo die Schwestern Rascon und Ida Ehrenhoff in japanischem und spanischem Kostüm als reizende Verkäuferinnen mit-

wirkten. Der Erfolg der Unternehmung war ein bedeutender: es wurden dem guten Werke, für das man gearbeitet hatte, 110 000 Franken zugewendet. Der Sultan war darüber so zufrieden, daß er meiner Gattin den Großkordon des Schefakat-Ordens überreichen ließ.

Die politische Tagespresse griff diese Gunstbezeigung des Sultans (von dem ich auch in Audienz empfangen wurde) zur Erörterung der Frage auf: welcher fremde Einfluß momentan in Jildis überwiege? Darauf gab die »Kölnische Zeitung« vom 21. Dezember folgende Antwort: »Es liegt kein Grund vor, die Tatsachen zu verschweigen, die erkennen lassen, daß der von Graf Hatzfeldt seinerzeit begründete und von Herrn v. Radowitz weiterhin geförderte Einfluß Deutschlands am Goldenen Horn unverändert besteht ... Niemand zweifelt, daß in entscheidenden Augenblicken und bei wichtigen Vorkommnissen der deutsche Einfluß hier die Oberhand gewinnen wird; und zwar besonders deswegen, weil die Pforte längst erkannt hat, daß Deutschland am wenigsten unmittelbar eigene Interessen am Bosporus zu vertreten hat, es wären denn solche des allgemeinen Friedens ...«

XXII. Kapitel

Konstantinopel

1884 – 1885

Die ersten Monate des Jahres 1884 brachten für die diplomatische Welt von Pera mehr Feste und Zerstreuungen als ernstere Beschäftigung mit den Problemen der Politik. Alle Botschafter wetteiferten in dem Bestreben, der Gesellschaft angenehme Stunden zu bereiten: wir waren darin nicht die letzten und öffneten unser schönes Haus wiederholt zu großen Empfängen und Bällen, auch zu solchen für die deutsche Kolonie, mit der wir fortgesetzt regen Verkehr unterhielten.

Die »Allgemeine Zeitung« brachte darüber eine Korrespondenz aus Pera, in der es hieß: »In dem sozialen Leben der Hauptstadt hat in diesem Winter das deutsche Element speziell durch die Anregung des Botschafterpaares eine hervorragende Bedeutung erlangt. Wissenschaftliche Vorlesungen, an denen sich neben den geistig hervorstehenden Elementen der Kolonie auch die deutschen Funktionäre beteiligen, Konzerte mit klassischer Musik, welche der deutsche Chorverein und das Langesche Orchester veranstalten, wechseln ab mit geselligen Vereinigungen und Theaterabenden in der ‚Teutonia'. Das letzte Ballfest gestaltete sich zu einer wahren Ovation für unseren Botschafter, welcher, wie nie zuvor ein anderer Vertreter des Reichs, durch seine persönliche Initiative sämtliche Kreise der Kolonie zu einer erhöhten Tätigkeit anspornt!«

Diese »Ovation« bei einem Souper im deutschen Klub »Teutonia« hatte einen besonderen Grund gehabt. In verschiedenen deutschen Blättern war nämlich, bald nach dem oben besprochenen Wohltätigkeitsbasar im Dezember 1882 ein gehässiger Artikel darüber erschienen, daß die deutsche Botschafterin in Konstantinopel, eine geborene Russin, die überhaupt keine Fühlung mit den Damen ihrer Kolonie habe, bei dem Sultansbasar nur von Ausländerinnen umgeben gewesen sei, die also auch die vom deutschen Kaiserpaare gestifteten Geschenke zu verkaufen gehabt hätten. Das sei ein Skandal, den Fürst Bismarck nicht dulden dürfe usw. Ich konnte leicht die nette Denunziation, die übrigens in Berlin unbeachtet geblieben war, richtigstellen, in der deutschen Kolonie aber erregte sie große Entrüstung und hatte alle möglichen Kund-

gebungen der Anhänglichkeit an uns zur Folge, unter anderen auch die erwähnte in der »Teutonia« (...)

Die Orientpolitik gab in der ersten Hälfte des Jahres keinen Anlaß zu internationalen Besorgnissen, trotz der verwickelten Zustände in Ägypten, wo die englische Finanzwirtschaft einen vollständigen Niederbruch herbeigeführt hatte und nun das kollektive Eingreifen aller dabei interessierter Mächte erforderlich wurde. Diese Verhältnisse führten schließlich, im Juni, zu einer Konferenz in London – nachdem viele Stadien der Vorverhandlung unter den Kabinetten und mit der Pforte zu durchlaufen gewesen waren. Beharrlich hielt dabei Fürst Bismarck die Bewahrung des europäischen Friedens im Auge. Was ich schon bei Beginn des Jahres 1884 darüber sagen konnte, blieb durch die ganze Folgezeit als Richtschnur unserer Politik erprobt. »Mächtig,« hieß es in einem Briefe vom 5. Januar, »arbeitet Bismarck an Erhaltung des Friedens, das kann ich von hier aus am besten beurteilen, und es ist mir ein Stolz, dazu persönlich mithelfen zu können. Wir haben im Oriente die Brennpunkte, aus denen sich Konflikte entzünden, wenn nicht unabläßig ‚aufgepaßt' wird und wenn nicht die einzelnen Vertreter der Großmächte das ihre dazu tun, um rechtzeitig zu dämpfen und vorzubeugen. Wie man durch das Gegenteil davon die Dinge in Fluß bringen kann, hat seinerzeit hier Ignatiew gezeigt...«

Ich will hier nicht die Geschichte der »Ägyptischen Frage« liefern, die damals durch das Vorgehen von England ihren Ursprung nahm und dann eine lange Epoche der Orientpolitik beherrschte, bis sie zum völligen Erfolge der britischen Bestrebungen geführt hat. In einzelnen weiteren Abschnitten meiner diplomatischen Erinnerungen wird von Ägypten noch manches zu erwähnen sein. Zunächst verlief die Konferenz in London (28. Juni bis 2. August) ohne Ergebnis und mit einer starken Spannung zwischen den Kabinetten von London und Paris. Dem Sultan wurde diese Angelegenheit die Quelle steter Beunruhigung, und unausgesetzt hatte ich im Laufe des Sommers und Herbstes die Besuche seines Privatsekretärs mit Anfragen und der Bitte, daß unsere Regierung für friedliche Lösung der Frage eintreten möge. Ich konnte ihn immer beruhigen und, um darüber seine Befriedigung an den Tag zu legen, schickte »Effendimis« mir die vor kurzem von ihm gestiftete Goldene Imtiaz-Medaille, eine Auszeichnung, die noch bisher keinem fremden Vertreter zuteil geworden war.

Die Konferenzpolitik hat damals am Bosporus folgende literarische Komposition erzeugt, in der die Namen der Botschafter sinnreich eingeflochten erschienen: »Un a*ccord ti*mide (Corti) des Puissances n'est pas suffisant. Le Sultan n'admet guère *de frein* (Dufferin) à moins de voir une flotte en *rade. Aux vices* (Radowitz) de l'administration turque il n'y a point de remède, à moins qu'on *ne lie d'of*fice (Nelidow) les bras au Sultan. Il faut lui faire boire le *calice* (Calice) jusqu'à la lie. Il importe pour arriver à une solution que la question se dé*noue aille*urs (Noailles) qu'ici...«

Im April brachte der Besuch des österreichischen Kronprinzen Rudolf mit seiner Gemahlin viel Aufregung. Der Sultan ließ für die Unterbringung der hohen Gäste Außerordentliches leisten, ganz Jildis wurde neu aufgeputzt, es sollen 80 000 Pfund dafür ausgegeben worden sein. Das Kronprinzenpaar blieb acht Tage bei dem Sultan zu Gaste. Aber nur die Prinzessin hinterließ einen guten, sympathischen Eindruck, der Kronprinz zeichnete sich durch rücksichtsloses Auftreten und geringes Interesse für alle die Orientpracht aus, die ihn umgab. Eigentlich lag ihm nur etwas an Jagd, die ihm freilich nur in primitivem Umfange geliefert werden konnte. Allgemein war die Befriedigung über die Abreise des österreichischen Thronerben, am meisten wohl bei dem Sultan selbst.

Auf der Hohen Pforte trat im Verlaufe des Jahres keine andere Veränderung ein als der Ersatz des Auswärtigen Ministers Arifi-Pascha durch Assim-Pascha — einen Staatsmann vom alten türkischen Schlage, noch weniger mit fremden Verhältnissen und den politischen Vorgängen in der Außenwelt bekannt wie sein Vorgänger. Es war auch kaum nötig, einen Auswärtigen Minister zu haben, der irgend etwas von seinem Geschäfte verstand, da die Leitung des Departements doch nur von Jildis Kiosk ausging und es nicht im mindesten auf die Ansichten des anderen ankam.

Im Kreise meiner diplomatischen Kollegen vollzog sich aber eine empfindliche Änderung durch den Weggang von Lord Dufferin, der als Vizekönig nach Indien berufen wurde. Die Abreise der Familie am 16. September gestaltete sich zu einer warmen Sympathiekundgebung, alle Botschafter gaben ihnen in den großen Staatskaiks das Geleit. Von meinen persönlichen Beziehungen zu Dufferin habe ich bereits gesprochen. Ich setze hier die Wiedergabe des Briefes her, mit dem er mir seinen bevorstehenden Abgang anzeigte:

»Therapia, 9th. Sept. 84.

My dear colleague,

I write you this little line to let you know that I have been nominated to the Viceroyalty of India, as I could not bear that you learn the news from any one but myself. Although in some respects the change opens up a sufficiently pleasant prospect, it necessarily occasions many regrets. By no means the least of these will be the thought that my wife and I will lose your pleasant light-hearted companionship and the genial society of Madame de Radowitz. I shall never forget the agreable impressions made upon me by our first meeting at Athens, which time and a greater intimacy has ripened, at all events upon my part, into a most sincere admiration and friendship . . .«

Bei meiner Botschaft wurde das Personal zum Teil geändert: als ersten Sekretär bekam ich Herrn v. Thielmann, meinen bewährten Mitarbeiter schon in Paris 1880, zweiter wurde Herr v. Lindenau, als Attaché begann seine Laufbahn Herr v. Tschirschky — der jetzt, da ich dieses schreibe, als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes mein Vorgesetzter geworden ist. Somit stehe ich — nach 22 Jahren — unter einem Reichskanzler und einem Staatssekretär, die beide einen Teil ihrer ersten Ausbildung in der diplomatischen Kunst durch mich erhalten haben.

In unser häusliches Leben traten liebe Besuche, die einige Monate mit uns blieben: Hugo Lerchenfeld, Sascha Schlippenbach, Anna Peterson. Wir zogen Mitte Juni zum Sommeraufenthalte nach Bujukdere, wieder in das schöne Allah-Verdi-Haus. Eine gemeinsame und überaus genußreiche fünftägige Exkursion wurde nach Brussa und Pergamon unternommen (...)

In Bujukdere blieben wir noch die nächsten Wochen, bis die rauhere Luft uns nach Pera zurückführte. Zunächst wurde ich durch Nachrichten aus Berlin betroffen, denen zufolge es nicht unwahrscheinlich wäre, daß ich in baldiger Frist nach London versetzt werden sollte. Fürst Bismarck war (was auch aus amtlichen Mitteilungen hervorging) mit der Haltung des Grafen Münster auf der Londoner Konferenz nicht zufrieden gewesen, fand ihn zu stark im englischen Fahrwasser. Offiziöse Zeitungsnotizen aus Berlin schienen auf einen Wechsel vorzubereiten. So sagte die »National-Zeitung« vom 5. Oktober, »der Rücktritt vom Grafen Münster könne als sicher gelten, auch sei die Eventualität, daß Graf Hatzfeldt das Staatssekretariat abgeben wolle, sehr in den Vordergrund gerückt. Dann würde in erster Linie Graf Herbert Bismarck als sein Nachfolger in Frage kommen, Hatzfeldt würde nach Konstantinopel zurückkehren, was er sich am meisten wünsche, und in mir sei der Nachfolger von Graf Münster gegeben. Herr v. Radowitz würde als Vertreter Deutschlands in England eine ausgezeichnete Persönlichkeit sein. Er ist ein genauer Kenner orientalischer Verhältnisse; und da diese bei der jetzigen Lage der Dinge im diplomatischen Verkehr eine Hauptrolle spielen, so sieht der Reichskanzler vielleicht in Herrn v. Radowitz, dem große Energie und Geschäftskenntnis nachgerühmt wird, den richtigen Mann für England ...« Mir jagten diese Andeutungen geradezu Schrecken ein. Ich wünschte dringend, in Konstantinopel zu bleiben und hielt mich für durchaus ungeeignet zu dem Londoner Posten, abgesehen von der kaum lösbaren Geldfrage, die sich an diese teuerste unter allen Existenzen geknüpft haben würde. Glücklicherweise fand bald eine Aussprache zwischen dem Kanzler und Grafen Münster statt, der deswegen nach Friedrichsruh gefahren war. Am 10. Oktober kam von dort die Meldung, daß keinerlei Differenzen mehr zwischen den beiden Staatsmännern bestünden und daß das Verbleiben des Botschafters in London gesichert sei. Niemand konnte darüber froher sein als ich.

Auf der politischen Schaubühne am Bosporus fand ich bei der Rückkehr aus Kleinasien eine neue Sorge des Sultans, die sich gleich in zahlreichen vertraulichen An-

fragen bei mir äußerte. Am 16. September hatte in Skiernewice die Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland stattgefunden, und danach waren, von englischer und französischer Seite her, beunruhigende Gerüchte über angeblich dabei getroffene, für die Integrität der Türkei gefährliche, geheime Abmachungen nach Jildis gedrungen. Der Sultan schickte sofort seinen Vertrauensmann Reschid-Bei zu mir und bat dringend um Aufklärungen, die ich aus Berlin zu erhalten suchen möchte. Natürlich konnte ich ihm die Versicherung erteilen, daß diese Kaiserbegegnung nur einen eminent friedlichen und vor allem einen für die Türkei freundschaftlichen Charakter getragen habe, so daß er alle Ursache habe, damit zufrieden zu sein. Es bedurfte aber einer Reihe von Wiederholungen dieser Erklärung, unterstützt durch direkte Weisungen aus Berlin, bevor der Padischah sich wirklich beruhigte.

Der Rest des Jahres wurde für mich eine schwere körperliche Prüfungszeit! Zunächst nach der Rückkehr aus Pergamon hatte ich mich wohl und munter befunden. Dann traten Störungen in der Verdauungstätigkeit ein, eine akute Erkältung in den letzten Tagen des Aufenthalts am Bosporus kam dazu, und kaum wieder in Pera eingetroffen, fingen starke Fiebererscheinungen an. Vielleicht hatte zur Verminderung der Widerstandskraft ein schwerer Blutverlust beigetragen, den ich seit Beginn des Jahres durch häufiges und übermäßig heftiges Nasenbluten erlitt und für den kein genügender Ersatz geschaffen worden. Bis zum 22. November quälte ich mich in einem krankhaften Zustande ab, wollte mich aber noch nicht als Patient behandeln lassen. Dann brach ich ganz zusammen und am 23. erklärte Doktor Mühlig meiner Frau: wir sind mitten im Typhus!

Die Krankheit nahm dann ihren weiteren Verlauf, zunächst mit beunruhigenden Symptomen von Schwäche. Die Pflege wurde geleitet von meiner Frau und den Diakonissinnen Schwester Lisette und Schwester Auguste: ich kann nicht genug sagen, mit welcher Hingabe und welchem liebevollen Eingehen und Verständnis für alles, was dem Kranken Erleichterung verschaffen konnte. Meine Frau ist in vier Wochen nicht eine Stunde von meinem Lager gewichen, tags und nachts. Ihrer Aufopferung verdanke ich es sicherlich, daß ich diese schwere Zeit überhaupt habe überstehen können. Und bei einem bestimmten Anlasse hat sie direkt zu meiner Rettung eingegriffen: es geschah am 3. Dezember abends, daß ich in einen Zustand vollkommenen Kollapses verfiel, die Lebenskraft wich von mir, in einer Art von Starrkrampf erstarb jede Bewegungsfähigkeit. Ich selbst fühlte das genau: es war mir, als sänke ich langsam in die Tiefe, während eine schwere, schwarze Wolke sich auf mich legte. Ich hatte genug innere Besinnung, um mir sagen zu können: jetzt geht es zu Ende! Und dieses Gefühl war nicht schmerzlich, nicht erschreckend, mehr wie ein Drang nach Ruhe... Die Diakonissin, die meine Hand hielt, machte meine Frau auf das plötzliche Eintreten der großen Gefahr aufmerksam; da warf sie sich über mich und rief mich laut und immer

wieder bei Namen, mich anflehend, ich solle antworten, zurückkehren zum Bewußtsein. Das Rufen drang zu mir, erst wie aus weiter Ferne, dann allmählich kräftiger und verständlicher. Ich machte danach wieder eine Anstrengung, um zu antworten, gelangte auch mit stärkster Kräfteanspannung dazu, den Bann zu brechen und einen Laut von mir zu geben — die schwarze Wolke verschwand, und nach kurzer Weile kam es von meinen Lippen: »Ich bin noch da.« Mit strömenden Tränen stand meine Frau, meine Retterin, neben mir, und Schwester Lisette sagte in ihrer ruhigen Art: »Nun ist die Krisis vorbei.«

Ich entsann mich dieses ganzen Vorgangs mit voller Deutlichkeit und habe dann vom Arzte, wie von der in dergleichen erfahrenen Diakonissin es bestätigen gehört, daß nur das rechtzeitige fortgesetzte Anrufen, wie es meine Frau in ihrer Herzenseingebung getan, das schwindende Leben erhalten habe. Es hätte sonst langsam erlöschen müssen, wenn keine Reaktion von außen hervorgerufen wurde. Und ein Arzt, der in diesem Momente mit anderen Mitteln gleich hätte einschreiten können, war nicht anwesend.

Von da ab hat es noch über drei Wochen gedauert, bis die Krankheit als überwunden gelten konnte. Meine Frau hat regelmäßige Notizen darüber gemacht, mit allen sich abwechselnden Wendungen zum Guten und zum Schlechteren. Ein ähnlicher gefährlicher Moment wie am 3. Dezember ist nicht wieder eingetreten, zeitweilig aber doch eine Störung des Denkvermögens — als Folge der großen Kopfschwäche — unverkennbar gewesen. Nach mir erkrankte auch die Tochter Nadine an Typhus, der gottlob sehr leicht verlief. Wir machten dann gemeinsam unsere Konvaleszenz durch, sehr zur gegenseitigen Freude am Zusammensein.

Am 27. Dezember bin ich zum ersten Male vom Bette aufgestanden und in mein Schreibzimmer getragen worden. Es war wie ein Erwachen zu neuem Leben, wenn auch noch in großer Schwäche. So ging ich als Genesender ins neue Jahr hinüber, bedurfte aber noch mehrerer Wochen, ehe ich die gewohnte Lebensweise wieder aufnehmen konnte.

Während meiner Krankheit sind unzählige Beweise von Teilnahme von allen Seiten, aus allen Ländern an mich gelangt, die mir nach und nach dann mitgeteilt wurden. Auch die Presse war damit beschäftigt und gab gelegentliche Meldungen über den Verlauf (...)

Die Geschäfte der Botschaft übernahm ich wieder in vollem Umfang erst am 4. Februar. Bis dahin hatte Thielmann als Geschäftsträger die Verantwortung zu tragen gehabt. Über die laufenden Fragen der Politik war ich aber schon vorher durch ihn genau unterrichtet gewesen: nur das eigene Arbeiten war mir nicht früher gestattet. Auch den politischen Vorgängen in der Heimat konnte ich durch die Zeitungen mit neuem Interesse folgen. Da war es besonders der große Anlauf, der bei uns in der Kolonialpolitik genommen wurde, was mich mit Freude und Hoffnung erfüllte. »Es ist wie ein Traum,« schrieb ich um Mitte Januar nach Hause, »daß Deutschland,

das noch vor einem Jahre bei Kolonialfragen überhaupt nicht in Betracht zu kommen schien, nun mit einem Schlage – freilich einem lang und gut vorbereiteten – in die Reihe der überseeischen Großmächte getreten ist und dem Besitzer der halben Welt, England, ernste Besorgnisse einflößen kann! Kolonialerwerb war für mich, seit ich in China gewesen, eine Art politischer Jugendschwärmerei, ich agitierte vor zwanzig Jahren, damals zu früh, für Festsetzung in Formosa und habe auch später, durch Hinweis auf die Notwendigkeit für uns, in fernen Weltteilen Fuß zu fassen, im Auswärtigen Amte mir manche abwehrende Bemerkung zugezogen – um so mehr freue ich mich jetzt über das feste Zugreifen unserer Politik ...«

Mit Beginn des Jahres 1885 wurde die weitere Gestaltung der ägyptischen Zustände bedrohlicher. Die Gladstonesche zaudernde und kleinliche Politik hatte zur Katastrophe von Khartum geführt, bei der mein alter Freund Gordon als trauriges Opfer fiel. Es galt nun den Weg zur Wiederherstellung der Ordnung und zur Rettung aus der Finanznot zu finden. Wir mischten uns nicht direkt und nicht weiter ein, als es der Schutz für die deutschen Interessen verlangte und rieten dem Sultan, auf den Khedive zu drücken, um durch ihn möglichst die Autorität des Souveräns zu wahren. Die Verhandlungen führten nachher zur Mission von Sir Henry Drummond Wolff nach Konstantinopel, deren ich noch zu gedenken haben werde. Mich brachte die Ägyptische Frage zuerst wieder, nach meiner Krankheit, in persönliche Berührung mit dem Sultan, der mich mit besonderer Herzlichkeit begrüßte. Ich hatte auch gleich die Aufgabe, bei dem Padischah die englische Insinuation zu widerlegen, daß Bismarck seinerzeit Beaconsfield den Erwerb von Ägypten angeraten und seine Unterstützung dafür versprochen habe. Es war dies eine kleine Erfindung von Lord Granville, die in Yildis Eindruck gemacht hatte, bis ich sie aus der Welt schaffen konnte. In einer Reichstagsrede vom 2. März sprach sich Fürst Bismarck über diese Frage mit großer Freimütigkeit aus, und Lord Granville erklärte danach selbst, daß er falsch verstanden worden sei. Die außerordentliche Mission von Herbert Bismarck nach London bewirkte dann ein besseres Einverständnis, speziell in betreff der ägyptischen Angelegenheiten.

Gefährlicher für den allgemeinen Frieden trat, vom Monat März an, der russisch-englische Streit über Zentralasien in den Vordergrund und nahm nun, mehr wie die ägyptische Verwicklung, das Interesse der Hohen Pforte in Anspruch. Die Russen waren an die Grenzen von Afghanistan vorgerückt und suchten in Pandschah sich festzusetzen. Sie wären damit am sichersten auf den Weg nach Herat gelangt, das für die Engländer als Schlüssel Indiens galt. England stand also hinter den Afghanen, es kam zwischen diesen und russischen Truppen zu blutigen Zusammenstößen, die hart an die Möglichkeit des großen Krieges zwischen Rußland und England führten. Namentlich in England war die Aufregung eine gewaltige. Und es lag nahe, daß sich das englische Bestreben darauf richten mußte, im Kriegsfalle Rußland an den Küsten des Schwarzen Meeres angreifen zu können. Dazu sperrte aber die Neutralität der

Dardanellen den Weg. Sofort fing in Konstantinopel die englische Diplomatie an, mit Nachdruck eine Erklärung der Pforte herbeizuführen, daß sie in den Dardanellen eventuell den englischen Kriegsschiffen Passage gewähren würde. Auch wurde zu verstehen gegeben, daß im Falle der Not man diese Durchfahrt zu erzwingen wissen würde. Natürlich war man über diese Eventualität in Stambul völlig perplex. Es setzte sich als sichere Aussicht in den Köpfen der türkischen Politiker fest, daß bei einem russisch-englischen Kriege die Türkei jedenfalls in gefährlichste Mitleidenschaft gezogen werden müßte und daß sie alles Interesse daran habe, dem vorzubeugen. Man wandte sich an die anderen Mächte, in erster Linie an uns, mit der Bitte um Rat und der Frage, ob Aufrechterhaltung strenger Neutralität, speziell durch Schließung der Dardanellen zulässig sei. Darüber entspann sich lebhafter Meinungsaustausch unter den Kabinetten, wobei Rußland sich bemühte, für die Neutralisierung der Meerenge Stimmung zu machen. Wir stellten uns von Anfang an auf den Standpunkt, daß die Türkei zunächst selbst das Recht und die Pflicht habe, ihre Dardanellen- und Bosporusfestungen in Verteidigungszustand zu setzen, um die Neutralität der Meerenge aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne wirkten wir in Konstantinopel ein und veranlaßten die Entsendung einer besonderen Kommission, der die deutschen Offiziere im türkischen Dienste angehörten, um den Zustand der Verteidigungsanlagen zu prüfen. Am 24. April kam diese Kommission mit der Erklärung zurück, daß zwar vieles mangelhaft sei, aber doch bei sofortigem Einschreiten binnen acht Tagen eine ordentliche Sperre hergestellt werden könne. Dem Sultan gereichte dies zur Beruhigung. Er befolgte auch einen anderen Rat, den wir gaben: nämlich den in besonderer Mission nach London entsendeten Hassan Fehmi-Pascha, der ganz unter englischem Einflusse von dort aus mit Kriegsdrohungen alarmierte, sofort abzuberufen. Erst danach wurde die Stimmung in Jildis etwas ruhiger. Daß nun auch die anderen Mächte: Frankreich, Österreich, Italien sich zugunsten der Neutralität der Türkei erklärten, wurde überall als Erfolg unserer Haltung empfunden. Die »Neue Freie Presse« (vom 25. April) unter anderen sagte: »Die Schritte, die der deutsche Botschafter in Konstantinopel getan hat, legen das Ansehen der mitteleuropäischen Staaten in die Wagschale der Neutralität. Es ist nützlich, wenn die Beteiligten jetzt wissen, daß, wer sich an der Neutralität der Dardanellen vergreift, wer dadurch den Frieden im Innern Europas in Gefahr bringt, nicht bloß die Verteidigungsmittel der Türkei gegen sich haben wird, sondern auch die Stimmung Deutschlands und seiner Freunde, und vielleicht mehr als die bloße Stimmung. Somit gehen die Vorstellungen des deutschen Botschafters die kriegsdrohenden Parteien noch mehr an als die in ihrer Ruhe bedrohte Türkei ...« Dieser Artikel machte Aufsehen, zumal er in wörtlicher Übereinstimmung stand mit einer Auslassung der »Kölnischen Zeitung«, der man offiziösen Ursprung zuschrieb. Jedenfalls wurde damit der Mut der Türken gegenüber dem englischen Drängen wesentlich vermehrt.

Mein Eindruck von der Angelegenheit spricht sich in einem Briefe (vom 27. April) aus: »Ich sitze bis über die Ohren in der politischen Arbeit, aber ich hoffe, einer erfolgreichen. Denn die Erhaltung der Neutralität und die Schließung der Dardanellen für die Türkei ist augenblicklich das Wichtigste, was in Europa geschehen kann, und wenn es durchgeführt wird, so ist das überwiegend unser Werk, hier am Orte das meinige ...«

Bald darauf erfuhr man aus London, daß England sich über die heikle afghanische Grenzfrage verständigt habe. Und zwar in einer dem bisherigen englischen Standpunkt wenig entsprechenden Weise: Pandschah wurde den Russen überlassen, den Afghanen wurde der wichtige Zulfikar-Paß eingeräumt. Man sah nun doch für Rußland den Weg frei nach Herat! Dieses Ergebnis war der offenkundige Beweis dafür, daß England in der europäischen Situation keinen Rückhalt für kriegerisches Vorgehen gegen Rußland fand. Aber für das Ministerium Gladstone bedeutete der Abschluß eine Niederlage, die zu seinem Sturze beitrug.

Die Wellen der Erregung in Jildis und auf der Hohen Pforte gingen danach weniger hoch. Man hatte dort den Eindruck, einer Gefahr entronnen zu sein, und daran knüpfte sich eine dankbare Empfindung für die dabei erhaltene Hilfe. Diese Empfindung äußerte sich zu meiner Überraschung dadurch, daß mir der Sultan mit einer höchst verbindlichen Botschaft den Osmanie-Orden in Brillanten schickte; und zwar mir allein von meinen Kollegen, die doch auch, wenigstens zum Schlusse, die gleiche Haltung eingenommen hatten. »Diese Ordensverleihung,« schrieb darüber die »Kölnische Zeitung«, »kam plötzlich und proprio motu und macht in diplomatischen Kreisen viel von sich reden, weil die fragliche Auszeichnung ungewöhnlich ist und kaum ein Botschafter, solange er hier im Dienste war, die Brillanten bekommen hat... Einerseits darf man in der Verleihung des Ordens einen Ausdruck persönlichen Wohlwollens und Vertrauens sehen, welches der Sultan dem deutschen Vertreter zuteil werden läßt, andererseits ist anzunehmen, der Sultan habe damit ein Festhalten an derjenigen Politik bekunden wollen, welche die deutsche Regierung ihm durch den Botschafter hat anraten lassen. Indem die Pforte sich für die Neutralität aussprach, hat sie das Ihrige zur Erhaltung des Friedens in Europa beigetragen, und die Nachwirkung davon ist, daß ihr eine Vergrößerung ihres Kredits im europäischen Rate merklich wird. Der Sultan hat durch die dem deutschen Botschafter erzeigte Höflichkeit seine Anerkennung dieser Tatsache kundgegeben ...« Nicht so ganz einverstanden mit der mir gewordenen Bevorzugung waren einige meiner Herren Kollegen: Baron Calice sagte mir: »Jedenfalls betrachte ich mich als durch Ihre Ehrung mit betroffen ...«

Wiederum konnte damals wie zur Zeit des Berliner Kongresses von 1878 die Frage gestellt werden, warum Bismarck in dieser ganzen Angelegenheit so dezidiert für Verhinderung des Konflikts zwischen Rußland und England eingetreten ist? Es ist ja zweifellos, daß, ohne unser wiederholtes festes Eingreifen nach beiden Seiten

hin im Sinne der Verständigung und der Erschwerung kriegerischer Entschlüsse, es zum Riesenkampfe zwischen dem Bären und dem Walfische gekommen wäre. Viele mögen jetzt wieder geglaubt haben, daß, wie dieser Kampf auch ausgefallen wäre, die deutsche Macht dabei nur hätte gewinnen können. Wenn Bismarck anderer Ansicht gewesen ist, so war jedenfalls für ihn entscheidend die Erwägung über unser Zukunftsverhältnis zu Rußland. Für uns ergab sich aus dem englisch-russischen Kriege die gefährlichste Rückwirkung, wenn der Nachbarstaat unterlag, ohne daß wir ihm helfen konnten. Es lag nahe, daß danach Rußland suchen würde, in französischer Allianz sich an Deutschland zu erholen. Und durch den Sieg gegen England würde es seinen weiteren Absichten auf die Balkanhalbinsel keinen Rückhalt mehr auferlegt und dadurch Österreich zum Widerstand gezwungen haben. Wir kamen dann in die unter allen Umständen zu vermeidende Lage, zwischen Rußland und Österreich optieren zu müssen, sicher der dauernden Feindschaft mit einem von beiden. Kein nationaler Grund, kein eigenes politisches Lebensbedürfnis wies uns darauf hin, aus solchem Kriege Nutzen ziehen zu müssen. Das Verdienst, ihn verhindert zu haben, war für unsere Weltlage ersprießlicher und ruhmvoller.

Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, Oktober 1907, ergreift mich die Betrachtung über den gewaltigen Umschwung der Dinge seit zweiundzwanzig Jahren! Eben ist die neue englisch-russische Abmachung über die gegenseitige Stellung zu den asiatischen Fragen veröffentlicht worden: das historische Gegenstück zu der Vereinbarung von 1885. Diesmal weicht Rußland auf der ganzen Linie zurück, Afghanistan ist aus jeder russischen Beeinflussung ausgeschaltet, was Rußland dort seit 1885 gewonnen, von ihm definitiv aufgegeben. Freilich gibt es jetzt ein von Japan total geschlagenes Rußland, das nur suchen konnte, sich gegen weitere Gefahren zu sichern. Mit einer solchen Wandlung der Weltgeschichte hätte 1885 niemand gezählt!

In die erste Hälfte von 1885 fielen noch einige Vorgänge, die für mich besonderes Interesse hatten. Zunächst die Bismarckfeier vom 1. April, dem Tage, an dem er sein 70. Lebensjahr vollendete. Wie man dieses Fest in Berlin begangen hat, gehört der Geschichte an. Niemals, nirgends in der Welt ist einem Staatsmann eine so großartige Ehrung zuteil geworden.

In einem Briefe an meine Mutter schrieb ich (am 7. April): »Die Feier des Bismarcktages bleibt ein unvergeßliches nationales Erlebnis ... Seine Reden alle so einfach und vornehm, ohne jegliche Selbstüberhebung! Trotz aller Mühe, die sich einige gegeben zu haben scheinen, konnte kein Mißklang in den Jubel gebracht werden. ... Unser hiesiges kleines Fest war höchst befriedigend. Ich war mit der ganzen Kolonie zusammen und hatte den Toast auf den Kaiser zu sprechen: niemals, so oft ich dasselbe getan, ist mir das Thema schöner und dankbarer vorgekommen als an diesem Tage, der ja ohne die Person und die Größe des Kaisers so nicht möglich gewesen wäre. Bismarck selbst hat es in seinen Ansprachen ausgedrückt — die Geschichte wird es

buchen! Wenn man eine solche Natur über sich hat wie die des Königs Wilhelm, dann läßt sich Großes und Sicheres gestalten. Im Gefühle der ganzen Nation ist auch ein großer Anteil der Begeisterung dem Kaiser zugewandt geblieben; der alte Herr hat mit seinem Herzenstakte es herausgefühlt, wie unzertrennlich er selbst von der Feier gewesen ist ...«

Die deutsche Kolonie von Konstantinopel hatte dem Fürsten nebst künstlerisch ausgestatteter Adresse ein Geschenk übersandt, das ihn ganz besonders erfreute: einen prachtvollen Säbel mit berühmter Damaszener Klinge, vordem einmal Eigentum des alten Ali-Pascha, des Helden von Janina. Die Scheide war reich mit Edelsteinen besetzt und trug eine Widmung an Bismarck. In der Adresse aber war darüber gesagt: »Das sei die Deutung der Gabe: Ein Schwert dem Mann, der den Schwertarm Deutschlands gelenkt; der federnde Stahl dem Kämpfer, der edel, biegsam und fest aus allen Anfechtungen ungebrochen hervorging, der Säbel in altertümlicher Pflugscharform dem vorausblickenden Denker, in dessen Händen die deutsche Wehr zur Pflugschar wird, die fruchtbare Furchen zieht an den fernsten Küsten der Erde ...«

Anfang April waren die Prinzen Karl und Eugen von Schweden nach Konstantinopel gekommen. Prinz Karl erkrankte alsbald am Typhus so gefährlich, daß seine Eltern, König Oskar und die Königin, sich aufmachten und zu ihm eilten. Er überwand bald die Krankheit. Die hohen Eltern blieben bis 7. Mai. Ich sah den König öfters und sprach mit ihm über Politik. Er drückte Besorgnisse aus vor russischen Kriegsplänen, mehr wie vor englischen, und interessierte sich lebhaft für die Schließung und Neutralisierung der Dardanellen. Der Sultan war über den Besuch, den ersten, den er von seiten eines europäischen Souveräns erhielt, sehr erfreut und gab den schwedischen Majestäten ein prunkvolles Fest in Jildis, zu dem ich mit meiner Frau, wiederum allein von allen Kollegen, eingeladen wurde.

Aus Berlin kam (Mitte Mai) die Nachricht von der Ernennung Herbert Bismarcks zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, an Stelle von Busch, der als Gesandter nach Bukarest ging. Daß auch Hatzfeldt bald als Staatssekretär ausscheiden werde, wurde gleichzeitig bekannt, aber niemand als sein Nachfolger bezeichnet. Es lag klar, daß dieser Platz für Herbert aufgehoben werden sollte, und so war es auch im Interesse der Geschäftsführung das Beste. Herbert Bismarck hatte für diese Stellung die größten Vorzüge: er war außerordentlich arbeitsam und arbeitsfreudig, hatte gediegene Kenntnisse, ein brillantes Gedächtnis, und vor allem war er der zuverlässigste Interpret der Ansichten und Wünsche des Kanzlers, über die er sich allezeit und besser informieren konnte, als irgendein anderer. Diese für seine Aufgabe maßgebenden Eigenschaften hat Herbert Bismarck während der ganzen Dienstzeit als Staatssekretär zum Vorteil der Geschäfte an den Tag gelegt. Wenn ihm andererseits vielfach Mangel an Höflichkeit und Rücksicht im Verkehr mit seinen Beamten und Kollegen vorgeworfen worden ist, so mag es dazu manche Berechtigung gegeben haben,

aber es fällt weniger in Betracht gegenüber seiner überwiegenden sonstigen Tüchtigkeit. Ich habe Herbert Bismarcks Wirken im Auswärtigen Amte stets hoch anerkannt und gegen die Angriffe anderer verteidigt, obschon er auch in den amtlichen Beziehungen mit mir gelegentlich nicht besonders liebenswürdig sich erweisen konnte. Jedenfalls sind wir ihm alle Dank schuldig geblieben.

Für mich kam nun die Zeit, in der ich mich zur völligen Erholung von meiner Krankheit des Winters in die Heimat begeben sollte. Seit drei Jahren hatte ich keinen Urlaub zur Reise nach Deutschland gehabt, den Bosporus nicht anders als zu Ausflügen im türkischen Reiche verlassen. Die Wasser von Wildungen und Gastein waren mir nunmehr von der ärztlichen Fakultät vorgeschrieben. Dabei wurde auf guten Erfolg der längeren Luftveränderung für das Gesamtbefinden gerechnet.

Vom Sultan verabschiedete ich mich am 3. Juli und erhielt aus diesem Anlasse ein neues Zeichen seiner besonderen Gnade durch das Geschenk einer Garnitur großer Hemdenknöpfe von Diamanten und Manschettenknöpfe, die auf Email die kaiserliche Tughra zeigten. Der Sultan bemerkte dazu, dieses intime Geschenk mache er solchen Personen, auf deren Freundschaft er sich besonders verlassen zu können glaube. Ich möchte es daher in diesem Sinne annehmen, nicht nach seinem geringen äußeren Werte.

Am 4. reiste ich ab, blieb einige Tage in Wien, wo mich Reuß empfing, mit dem ich unter Leitung von Professor Bendorf die schönen neuen Museumsbauten gründlich besichtigte, und war am 8. Juli in Berlin, bis zum 18. Dort galt mein Hauptinteresse meiner lieben Mutter und den anderen Gliedern meiner Familie, die ich so lange nicht mehr gesehen hatte. Im Auswärtigen Amte war Hatzfeldt bereits auf dem Absprung, der sich bald darauf vollzog, ferner Berchem, jetzt noch als Direktor der handelspolitischen Abteilung. Vom Hofe fand ich die kronprinzlichen Herrschaften und vor allem Prinz und Prinzessin Wilhelm, bei denen ich in ganz kleinem Kreise in Potsdam speiste. Der Prinz hatte mich dazu eingeladen, noch bevor ich mich bei ihm hatte melden können. Darüber sagt das Tagebuch: »Der Nachmittag im Marmorpalais bleibt meine liebste Erinnerung. Wie klug und fest ist der Prinz, wie freundlich und gewinnend die Prinzessin! Ein wahrer Genuß, *solche* Hohenzollernfamilie! Viel Gespräch über den Orient, der Prinz möchte gern den Sultan besuchen, die Prinzessin auch. Ich suche möglichst dazu zu treiben, wissend, daß es der größte Wunsch des Sultans selbst ist. Die Äußerungen des Prinzen über Orientpolitik und Englands Haltung in Ägypten interessierten mich sehr, der junge Herr weiß viel, hört und frägt mit Anteil, hat den Untergrund der *preußischen* Empfindung in allem. Ebenso in seinen Bemerkungen über innere Politik. Er ist noch jung, auch im Urteil und in den Worten, aber es steckt unendlich viel Zukunftsstoff in ihm von dem größten und besten, von preußischer und deutscher Art ...«

Es ging dann nach Wildungen, wo sich auch meine Mutter für die Dauer meines Aufenthalts niederließ. Mein alter dortiger Arzt Dr. Krüger behielt mich nicht lange

(bis zum 5. August) zurück, genügend, um mich von den Folgen des Typhus, in dem Leiden, für das Wildungen spezifisch wirkt, wieder herzustellen. Während dieses Aufenthalts war mir besonders erfreulich der Verkehr mit Minghetti und der charmanten Donna Laura, die sich dort gleichfalls zur Kur befanden. In Anknüpfung an unsere früheren Begegnungen vereinigten wir uns zu langen Gesprächen, in denen hauptsächlich Bismarck sein Thema war. Er gab mir verschiedene Aufträge an ihn, besonders den, daß er nicht davon ablassen solle, das Tabakmonopol als Basis der Reichsfinanzverwaltung durchzusetzen. Es sei unvermeidlich, je eher, desto besser. Er wisse es aus seinen Erfahrungen in Italien. Er lasse das Bismarck als ein Vermächtnis sagen, denn er werde wohl nicht mehr lange leben. Minghetti ist ein Jahr darauf, 1886, gestorben. Schon in Wildungen war er recht krank.

Später habe ich diesen Auftrag dem Fürsten getreulich ausgerichtet. Er sagte, er sei ganz damit einverstanden, an ihm werde es nicht liegen, wenn wir das Tabakmonopol nicht in absehbarer Zeit bekommen würden. Es sei aber noch eine so starke parteipolitische Opposition dagegen zu überwinden, daß er fürs erste keine Möglichkeit sehe. Er glaube sicher, daß die Zukunft es doch bringen müsse.

Nach der Kur in Wildungen kam die in Gastein an die Reihe. Über Frankfurt, München, Salzburg traf ich am 8. August dort ein. An demselben Tage noch wurde ich zur Tafel bei unserem Kaiser befohlen, der seinen alljährlichen Aufenthalt in Gastein beendete. Ich fand den lieben alten Herrn so frisch und munter, wie nur denkbar mit 88 Jahren, für mich von der größten Güte, mit vielem Interesse nach allen Vorgängen im Orient, speziell nach der Person und der Lebensweise des Sultans fragend. Umgeben war der Kaiser von seinem alten bewährten Gefolge, ohne das man ihn sich kaum mehr vorstellen konnte: Perponcher, Wilmowski, Karl Goltz, Albedyll, Heinrich Lehndorff, dem Leibarzt Dr. Lauer, dem Schatullensekretär Borke u. a. Die Abende verbrachte er fast regelmäßig in der Villa Solitude, die der Familie Lehndorff zum Aufenthalt und zu dem Zwecke diente, dort dem alten Herrn eine gemütliche Abendunterhaltung, so wie er sie liebte, zu veranstalten. Zu zwanglosem Zusammensein wurden Personen, die der Kaiser gern sah, durch Anna Lehndorff und stets bei ihr befindliche Cousinen herangezogen, mit Bevorzugung des jüngeren Elements und gelegentlichen kleinen theatralischen Aufführungen, die den Kaiser höchlich amüsierten. Anna Lehndorff hat jedes Jahr, sobald Kaiser Wilhelm nach Gastein kam, ganz für diese Aufgabe gelebt. Am 10. August war diesmal der Abschiedsabend mit einem lustigen Stücke, »Die Schulreiterin«. Am nächsten Tage reiste der Kaiser ab, sehr befriedigt von seinem diesjährigen Aufenthalte. Alles, was an Kurgästen in Gastein anwesend war, drängte sich vor dem Badeschlosse zusammen, von wo die Abfahrt erfolgte. Von österreichischen Größen zeigten sich dabei der alte Reichskanzler Graf Beust, nur noch eine wandelnde Ruine (der auch im folgenden Jahre sein Dasein beschlossen hat), der Landgraf v. Fürstenberg, Fürst Rohan, mehrere Generale und

ein Kreis von schönen Damen: Gräfinnen Grünne, Jellachich, Lamberg u. a. Die deutsche Gesellschaft war durch Lehndorffs mit ihrem Verwandtenkreis, den Dohnas, Sascha und Violet Schlippenbach, meiner Tante Gräfin Voß, den Minister Böttticher mit Frau, Wallenbergs, Schreckensteins u. a. vertreten. Man jubelte dem alten Herrn nach, doch mit der bangen Frage: Wird er noch einmal hierher, wo er immer neue Lebenskraft gewonnen hat, zurückkehren? — Von Fürstlichkeiten war noch die Großherzogin von Weimar in Gastein, die mir stets großes Wohlwollen bewies und mit der ich manches interessante Gespräch hatte. Eine angenehme Zugabe im Verkehr mit der hohen Frau war ihre liebliche Hofdame Virginie v. Beaulieu, die auch später als Frau v. Blücher und in zweiter Ehe als Frau v. Böhn mit uns in freundschaftlichem Verkehr geblieben ist.

In Gastein fing ich erst nach einer Woche mit den Bädern an, die mir dann sehr wohl taten. Im ganzen nahm ich zehn Bäder und blieb bis zum 28. August; dann fuhr ich in Gesellschaft von Sascha Schlippenbach mit Aufenthalt in Salzburg, München, Tegernsee, Frankfurt nach Berlin. Unterwegs hatte mich die unangenehme Nachricht erreicht, daß in Konstantinopel der Vorstand meiner Kanzlei gestorben sei und sich in der Kasse ein Defizit von 11 000 Mark gefunden habe, für das i ch nun, den Vorschriften nach, verantwortlich sein sollte. Diese Angelegenheit hat mir viel Verdruß bereitet und schließlich, nachdem der Mobiliennachlaß des Betreffenden zum großen Teil die defraudierte Summe deckte, mir immer noch erhebliches Geld gekostet. Der Fall lag so, daß der Kanzleivorstand bei der Revision der Kasse, die auch noch vor meiner Abreise richtig erfolgt war, immer den vollen Betrag durch Heranziehen anderer Privatdepots, die er in Verwahrung hatte, vorzuweisen vermochte. Das war eigentlich unmöglich zu entdecken, aber ich mußte dennoch für den Schaden einstehen, da sonst niemand haftbar gemacht werden konnte. Erst danach ist die Bestimmung getroffen worden, daß im amtlichen Gewahrsam Privatdepots nicht mehr zugelassen werden, eventuell in Ausnahmefällen jedesmal mit der amtlichen Kasse gleichzeitig revidiert werden müssen.

In Berlin hatte ich einen angenehmen und angeregten Aufenthalt, der aber durch die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel abgekürzt wurde. Vorher war aus Anlaß der Berufung des Fürsten Hohenlohe zum Statthalter von Elsaß-Lothringen in die Presse die Meldung gelangt, daß ich zu seinem Nachfolger in Paris bestimmt sei. Man kündigte bereits das erfolgte »Agrément« der französischen Regierung an, und der »Figaro« vom 7. September sagte dazu: »Le choix de l'ambassadeur d'Allemagne en France emprunte aux circonstances actuelles une importance capitale. C'est Mr. de Radowitz, actuellement à Constantinople, qui semble devoir être désigné pour ce poste: les souvenirs, laissés à Paris par ce diplomate, sont assez sympathiques pour que l'on comprenne qu'il soit persona grata auprès du gouvernement français.« Die gleiche Notiz

erschien in anderen Pariser Blättern. Tatsächlich ist gar keine Rede von meiner möglichen Ernennung nach Paris gewesen, die ich mir auch durchaus nicht gewünscht hätte. Mir war kein Posten angenehmer als der am Bosporus. Die Art aber, mit der von französischer Seite diese Eventualität damals besprochen wurde, bewies, daß meine Person keinenfalls dort unbeliebt gewesen wäre, trotz der Gontautschen Legende von der Kriegsdrohung im Jahre 1875!

Am 23. September war ich bei Bismarck, der vor kurzem eingetroffen, zu Tische und hatte eine lange Besprechung mit ihm über die Lage im Orient. Er meinte, die politischen Verhältnisse spitzten sich dort zu, es werde zu einer Konferenz der Botschafter in Konstantinopel kommen und er wünsche, daß ich so bald als möglich dorthin zurückkehre. Von Instruktionen gab er mir vorläufig nur die eine mit: »Tâchez que la question soit noyée dans un encrier.«

Diese »question« lag diesmal in Bulgarien und Ostrumelien und war brennend genug geworden. In Ostrumelien, der Schöpfung des Berliner Kongresses, war (was man freilich seit einiger Zeit hätte vorhersehen können) die »großbulgarische« Idee zum Ausbruch gekommen. Beide Teile wollten nicht länger ihre als unnatürlich empfundene Trennung erdulden, und am 17. September rückten tausend Bulgaren in Ostrumelien ein, wo sich alsbald die ganze Bevölkerung und die Truppen ihnen anschlossen. Den türkischen Generalgouverneur schickte man über die Grenze; es bildete sich eine provisorische Regierung, die den Fürsten Alexander Battenberg vor die Alternative stellte: entweder selbst an die Spitze zu treten und die Vereinigung von Nord- und Südbulgarien zu proklamieren, oder sofort abzudanken. Er wählte das erstere, kam am 21. September in Philippopel an und richtete die Mitteilung nach Konstantinopel, daß er die Oberhoheit des Sultans über beide Provinzen nach wie vor anerkenne und bitte, die vollzogene Vereinigung zu billigen. Ebenso lautete ein Rundschreiben von ihm an die Großmächte, die er um ihre Intervention zur Verhütung von Blutvergießen ersuchte. Am 23. September antwortete die Pforte darauf, ebenfalls durch ein Rundschreiben an die Signatärmächte des Berliner Vertrags, mit der Erklärung, daß sie militärisch in Bulgarien einschreiten müsse, wenn Fürst Alexander nicht zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zurückkehre. Wir gaben zunächst (gemeinsam mit Österreich) den Rat, alle militärische Intervention zu unterlassen und über die Frage weitere Verhandlungen einzuleiten. Das war es, was Bismarck mir bezeichnete mit noyer la question dans un encrier.

Ich reiste also — am 25. September — im Eiltempo nach Konstantinopel zurück: in Wien hatte man sogar auf mein Telegramm und Intervention der Botschaft hin den Orientzug auf der Nordbahn eine volle Stunde zurückgehalten, um mir den Anschluß zu ermöglichen. Diese Tatsache erregte die Neugierde der Zeitungsreporter und hatte zur Folge, daß dann in der »Neuen Freien Presse« aus Bukarest ein Telegramm erschien mit Wiedergabe eines angeblichen Gesprächs zwischen mir und einem

mitgereisten Journalisten, worin ich unter anderem die Türkei darüber getadelt hätte, daß sie nicht gleich in Ostrumelien eingerückt sei und damit der Bewegung ein Ende gemacht habe. Man könne nun nicht mehr gegen das Fait accompli helfen. Ich hatte auf der ganzen Reise mit niemandem ein Wort gesprochen, aber das Telegramm ging in die europäische Presse über, machte Aufsehen und mußte erst nachträglich von uns dementiert werden. Es soll von einem englischen Korrespondenten hergerührt haben, der mit mir im Zuge war, den ich aber nicht kannte.

Ich fuhr dann von Rustschuk bis Varna durch das aufgeregte Bulgarenland, auf allen Stationen von schreienden Haufen begrüßt, und war am 28. September in Kawak am Eingange des Bosporus, wo wir vorläufig wegen der Choleraquarantäne liegen bleiben mußten. Meine Frau überraschte mich auf das freudigste dadurch, daß sie an Bord kam und nun die weitere Absperrung mit uns durchmachte. Die nächsten Tage blieben wir noch unter Kontrolle als »Verseuchte«, konnten uns mit Familie und den Kollegen, die alle ankamen, um mich von ferne zu begrüßen, nur von Boot zu Boot auf dem Wasser in angemessener Entfernung unterhalten. Nach drei Tagen aber kam die Nachricht, es sei die weitere Quarantäne für uns aufgehoben (eigentlich hätten wir noch zwei Tage länger bleiben sollen), und zwar hieß es, auf besonderen Befehl des Sultans, der mich möglichst bald sehen wolle.

Am 3. Oktober empfing mich der Padischah. Er setzte mir auseinander, daß es ihm vor allem darauf ankomme, einen Krieg wegen der ostrumelischen Angelegenheit zu vermeiden, daß er sich ganz auf die Intervention der Großmächte verlasse und jede Lösung der Frage annehmen werde, die ihm die Suzeränität über Bulgarien und Ostrumelien wahre. Nur möge die Krisis bald beendet sein. Er habe die Sorge, daß sonst die Griechen und die Serben sich nicht zurückhalten lassen.

Die europäischen Vertreter und die Staatsmänner der Pforte waren nun vollzählig anwesend, die Verhandlungen konnten beginnen!

Das türkische Ministerium hatte seit dem 24. September gewechselt: der kleine Said-Pascha war als Großwesir zurückgetreten, an seine Stelle Kiamil-Pascha vorgerückt. Als Auswärtiger Minister kam wieder der andere Said, bis dahin Botschafter in Berlin. Der Wechsel sollte nach außen hin den Sieg der Politik der Versöhnung und der Kompromisse über die der Aktion bedeuten. Es machte aber nicht den Eindruck, als fühlten sich die Zurückgetretenen, wie es sonst der Fall zu sein pflegte, in Ungnade gefallen: der kleine Said gab zu verstehen, daß er froh sei, die Verantwortung für Nachgiebigkeit nicht übernehmen zu müssen, und allgemein wurde angenommen, daß er nach dem Austrage der bulgarischen Verwicklung doch wieder kommen würde. Kiamil zeigte sich als ein ruhiger, verständiger Mann mit gesundem Menschenverstand. Said kannten wir schon von früher, er war ganz die geeignete Person für die nun zu erwartende Geduldsprobe der Verhandlungen.

Die Vertreter der Großmächte, die zur gemeinsamen Bemühung um Beilegung des

bulgarischen Problems berufen wurden, waren meine bisherigen Kollegen: Baron Calice für Österreich-Ungarn, Graf Corti für Italien, Marquis Noailles für Frankreich, Nelidow für Rußland und, als homo novus, Sir William White für England. Dieser war vor kurzem aus Bukarest in besonderer Mission in Konstantinopel eingetroffen und mit der Führung der Botschaft beauftragt. Mit ihm trat eine Figur in unseren Kreis, die auf das weitere Schicksal der Verhandlungen entscheidenden Einfluß ausübte. Sir William war eine interessante Persönlichkeit, seiner Abstammung nach ein Sohn des Fürsten Adam Czartoryski und einer Engländerin, deren Namen er führte. Aus der englischen Konsularkarriere wurde er in die diplomatische übernommen und galt bald als einer der fähigsten Köpfe im englischen auswärtigen Dienste. In seinem persönlichen Auftreten zeigte er eine charakteristische Mischung von polnischem Temperament mit angelsächsischer Berechnung, wo es ihm nötig schien in scheinbarer Leidenschaftlichkeit aufbrausend, die sich bald legte, wenn er sie für seine Effekte nicht mehr brauchte. Er kam später als Botschafter nach Konstantinopel zurück, und ich habe dann noch viel mit ihm zu tun gehabt. Nachdem ich ihm erst einmal den Beweis geliefert hatte, daß ich ebenfalls scharf und unfreundlich sein konnte, wenn man mir in solcher Tonart entgegenkomme, sind unsere persönlichen Beziehungen immer gute geblieben. Er hat damals einem Journalisten (der es mir gleich wieder meldete) in bezug auf mich gesagt: »Sehen Sie sich diesen Mann an: mit dem ist es besser Freund zu sein, als das Gegenteil!« Vorderhand aber, in der bulgarischen Verhandlung, traten wir uns nicht gerade als warme Freunde näher.

Der Monat Oktober ging mit Besprechungen unter den Botschaftern und zwischen diesen und der Pforte hin. Es schien zunächst, daß die europäische Einigung über das gegenüber dem Fürsten Alexander von Bulgarien einzuhaltende Verfahren zu erreichen sein werde. Nach manchem Hin- und Herdiskutieren in fortwährendem Austausch von Anfragen und Instruktionen kam (am 13.) die Redaktion einer an die Pforte gerichteten Kollektivnote zustande, in der die Mächte ihre Mißbilligung der Vorgänge in Ostrumelien aussprachen, die bisherige Haltung der Pforte anerkannten und die bulgarische Regierung aufforderten, keine Truppen an der ostrumelischen Grenze mehr zusammenzuziehen und die Rüstungen einzustellen. Diese »Deklaration« wurde auch direkt dem Fürsten Alexander mitgeteilt. Auf dieser Basis verständigten sich dann zunächst die Kabinette von Berlin, Petersburg und Wien darüber, eine Konferenz in Konstantinopel zu beantragen, die von der Pforte einzuberufen sein würde.

Am 22. Oktober erließ die Pforte ihre Einladung. Wir glaubten noch in Konstantinopel an die Möglichkeit eines allgemeinen Einverständnisses. In einem Brief vom 24. Oktober heißt es: »Ich bin dauernd angespannt, nach allen Seiten hin das Geschäft des ‚ehrlichen Maklers' besorgend. Die Frage ist aus ihrem kleinen bulgarischen Anfange zur großen europäischen Schwierigkeit geworden, und die Arbeit der ‚Beschwichtigung' wird immer ernster. Hoffentlich geht es aber ohne Konflikt; die großen

Faktoren sind gottlob noch einig, und die kleinen, die so viel Unfug anstiften können, muß man kurz kriegen ...«

Die Illusion über Einigkeit unter den »Großen« dauerte nicht lange. Am 29. Oktober fand die letzte Vorbesprechung unter den sechs Vertretern der Großmächte statt, die dem Beginne der eigentlichen Konferenz vorausgehen sollte. Dabei stellte sich heraus, England wolle seine Teilnahme nur mit der Reserve zusagen, daß die Konferenz in keinem Falle Zwangsmaßregeln gegen die Bulgaren beschließen könne. Auch der französische Botschafter zeigte sich diesem Standpunkte zugeneigt. Aus der Hartnäckigkeit, mit der White die Reserve verfocht, war die inzwischen eingetretene Schwenkung der englischen Politik zu erkennen. Lord Salisbury, der selbst in Berlin 1878 die Herstellung eines von Bulgarien getrennten Ostrumelien verlangt und durchgesetzt hatte, wurde nunmehr der Advokat der Vereinigung, damit der Gutheißung des Aufstandes. Er fürchtete nicht mehr, durch Verstärkung Bulgariens der russischen Balkanpolitik Vorschub zu leisten, sondern erblickte im neuen Bulgarien einen Wall gegen das russische Vordringen. Auch brauchte er die Bulgarenfreundschaft als Parole für die neuen Parlamentswahlen in England. Und Rücksicht auf die Familie Battenberg wurde ihm von der Königin noch besonders ans Herz gelegt. Das einzige, was in der Vorbesprechung von ihm zu erlangen war (wenn nicht von vornherein die Konferenz als ganz aussichtslos erscheinen sollte), bestand darin, daß er die erwähnte Reserve nicht schon zum Beginne in Form einer prinzipiellen Erklärung aussprechen wolle, sondern sich vorbehielte, hervorzutreten, wenn er durch den Gang der Verhandlung sich dazu genötigt glaube. Uns anderen war es klar, daß eine solche Klausel jegliche Einwirkung auf die bulgarische Bewegung vereitele und die europäische Aktion zur Wiederherstellung gesetzlicher Zustände schwer kompromittieren mußte.

So kam es zur ersten Sitzung der Konferenz am 5. November. Von türkischer Seite präsidierte Said-Pascha, ihm beigegeben war Server-Pascha, früher Auswärtiger Minister unter Mahmud Nedim, damals dem Organe der russischen Politik. Als Sekretäre fungierten Naoum-Effendi und Jussuf-Bei, die beide später große Positionen im auswärtigen Dienste der Pforte bekleidet haben, und für das Protokoll Mr. Hanotaux, der französische Botschaftsrat. Das Sitzungslokal war in einem Sultanskiosk im Hofe von Tophané, dem Kriegsministerium, in Galata.

Ich werde hier nicht die vollständige Chronik der »Conférence de Tophané« wiedergeben, die es innerhalb drei Wochen auf sieben formelle Sitzungen gebracht hat, um dann ergebnislos auseinanderzugehen. Sie stellte kein erhebendes Bild von der Harmonie unter den europäischen Mächten dar und konnte den Unruhestiftern auf der Balkanhalbinsel wenig imponieren, was sich alsbald in dem serbischen kriegerischen Vorgehen gegen die Bulgaren kennzeichnete. Die drei Kaisermächte, denen sich Italien anschloß, vertraten mit der Pforte den Standpunkt, daß zuerst die Verletzung des Berliner Vertrags beseitigt und die faktische Trennung von Bulgarien und Ost-

rumelien wieder hergestellt sein müsse, bevor über die künftige Regierungsgestaltung in jenen Provinzen von den berufenen Vertragsmächten in Übereinstimmung mit der Türkei anderweitige Bestimmungen getroffen werden könnten. Demgegenüber akzentuierte sich immer mehr die englische Forderung, daß Bulgarien und Ostrumelien sich lediglich nach dem Willen der Bevölkerung zu einem staatlichen Gemeinwesen vereinigen sollten, also auf den Berliner Vertrag keine Rücksicht mehr genommen werden könne. In den Konferenzsitzungen vom 5., 7., 9. und 12. November kamen wir nicht über dieses Dilemma hinweg, das eine Kundgebung zugunsten der Wiederherstellung der Autorität der Pforte in Bulgarien nicht zustande kommen ließ. Sir William White bildete die Opposition, und Noailles ging immer mit ihm, obschon wir aus direkten Pariser Nachrichten annehmen mußten, daß er dazu nicht beauftragt war, sondern eine neutrale Stellung hätte einnehmen sollen. Es kam darüber auch zwischen mir und Noailles zu einer ziemlich scharfen Auseinandersetzung, bei der er sich offenbar im Gegensatz zu seinen Instruktionen befand, aber nicht seinen persönlichen Standpunkt änderte.

An die zweite Sitzung der Konferenz, vom 7. November, knüpfte sich eine für mich hochinteressante und wertvolle direkte Korrespondenz mit dem Fürsten Bismarck, deren ich hier besonders erwähnen muß. Die türkischen Bevollmächtigten hatten als Ausgangspunkte der weiteren Verhandlung bezeichnet: le traité de Berlin, les droits du Sultan, le status quo ante. Dem stimmten der russische, österreichische und italienische Vertreter ohne Einschränkung zu, der französische zögerte und wollte erst Instruktionen einholen, der englische machte die Reserve, daß Ostrumelien geschont werden und die Konferenz sich mit den Wünschen der Bevölkerung beschäftigen müsse. Meinerseits erklärte ich mich mit dem türkischen prinzipiellen Standpunkt unbedingt einverstanden und sagte dabei: »Le Gouvernement Impérial a accepté l'invitation de la Sublime Porte dans le même esprit et dans le même désir qui a toujours été celui du Cabinet Allemand, de maintenir l'œuvre de paix établie par le traité de Berlin. Il ne pense pas que cette œuvre puisse être mise en question par suite des agissements révolutionnaires d'une petite nation.« In dieser Fassung hatte ich die Erklärung nach Berlin telegraphisch gemeldet. Aber als das Protokoll am nächsten Tage vorgelegt wurde, fand ich die Wendung am Schlusse zu stark und ersetzte sie durch die Worte: »agissements révolutionnaires de quelques factieux.«

Wie angezeigt diese Korrektur gewesen, brachte mir alsbald ein Privatschreiben des Fürsten Bismarck zur Erkenntnis, das folgendermaßen lautete:

Vertraulich. »Friedrichsruh, den 9. November 1885.

Euerer Exzellenz Telegramm Nr. 169 vom 7. d. Mts. habe ich erhalten und bin mit Ihrem Verfahren einverstanden. Ich hätte aber gewünscht, daß der Zusatz

»agissements révolutionnaires d'une petite nation« in Ihrer Erklärung unterblieben wäre. Solche Zusätze rufen leicht den Eindruck hervor, als ob der, welcher sie macht, ab irato handelte, weil sie nicht notwendig sind, um das abgegebene Votum zu charakterisieren und entweder eine rein ornamentale Beigabe bilden, welche bei amtlichen Kundgebungen überflüssig ist, oder eine Kritik anderer enthalten, die uns Verstimmung und Feindschaft ohne Nutzen für uns verschaffen kann. So wenig ich solche fürchte, wenn unsere Politik sie mit sich bringt, so bin ich doch prinzipiell dagegen, auch selbst eine Nation wie die bulgarische durch geringschätzige Behandlung in europäischen Aktenstücken, wie sie in den Worten »agissements révolutionnaires d'une petite nation« liegt, in solchen Fällen zu verletzen, wo wir von der Verletzung keinen politischen Vorteil irgendwelcher Art zu erwarten haben.

Unser Urteil und unser Votum hat vor Europa um so mehr Gewicht, je ruhiger und leidenschaftsloser es abgegeben wird. Eine Ausdrucksweise wie die erwähnte schwächt den Eindruck durch die Vermutung ab, daß unsere Politik nicht ausschließlich das Produkt kühler Erwägung, sondern das irgendwelcher gereizten Stimmung bilde. So sehr ich auch die Ansicht teile, welche diesem kritischen Zusatze Ihrer Abstimmung zugrunde liegt, so halte ich es doch nicht für nützlich, ihr in amtlichen Aktenstücken Ausdruck zu geben. Toute vérité n'est pas bonne à dire. Je mehr ich mit Eurer Exzellenz Auffassung und Behandlung der Situation politisch einverstanden bin, um so mehr möchte ich, daß auch die Form, in der sie zutage tritt, die Färbung der Sanftmut und des Wohlwollens trägt, die wir nicht innerlich empfinden, aber deren äußerer Schein die Wirkung des Öles in der Maschine hat und den Ärger anderer nicht über das unvermeidliche Maß steigert.

Verzeihen Sie diese Vorlesung, deren Inhalt auch bei mir nicht Ergebnis des Temperaments, sondern der Erfahrung ist.

Der Ihrige Bismarck.«

Ich konnte darauf gleich antworten, daß ich bereits vor Empfang dieser Weisung selbst im gleichen Sinne gehandelt hatte. Aber ich schätzte mich glücklich, durch den Zwischenfall eine derartige Meinungsäußerung meines großen Chefs hervorgerufen zu haben. Sie ist mir in aller Folgezeit als Richtschnur verblieben.

Die Stimmung nach den vier ersten Sitzungen spricht sich in einem Briefe vom 14. November aus: »Wir wären längst mit der Hauptsache fertig und hätten eine anständige Rückkehr zum Friedensstatus gesichert, ohne den schnöden Egoismus der Engländer, die alles verhindern, weil sie glauben, bei ihrer parlamentarischen Wahlagitation sich auf die Sympathien für die bulgarischen Schreihälse berufen zu müssen ... Alle anderen beweisen demgegenüber ein hohes Maß von internationaler Geduld. Ich bin erstaunt, daß wir bis heute die Lage ohne Explosion haben erhalten können. Das Verdienst der Engländer und Franzosen ist es nicht ...«

Gerade aber am Datum dieses Briefes, dem 14. November, kam eine »Explosion« in Gestalt des Angriffes der Serben auf bulgarisches Gebiet. Der serbisch-bulgarische Konflikt hatte sich seit Wochen zugespitzt; durch die Uneinigkeit der Mächte, wie sie im Verlauf der Konferenz von Tophané immer deutlicher zutage trat, wurden die Serben zu dem Versuche ermutigt, für sich aus der mißlichen Lage von Bulgarien einen territorialen Gewinn herauszuschlagen. Als Angreifer hatten sie zunächst den Vorteil für sich. Vom 17. an änderte sich die Situation, die Bulgaren rückten kräftig vor, am 22. waren die Serben schon in vollem Rückzuge. Bis zum 28. dauerten für die Bulgaren siegreiche Gefechte auf serbischem Gebiete. Dann kam die österreichische Einmischung zur Rettung des serbischen Thrones, Graf Khevenhüller erschien als Friedensstifter und zwang den Fürsten Alexander zum Nachgeben. Es dauerte noch bis zum 21. Dezember, ehe der förmliche Waffenstillstand unter Mitwirkung der Pforte und der Großmächte abgeschlossen werden konnte.

Wir ließen uns in der Konferenz durch dieses kriegerische Ereignis nicht stören. Es wurde gleich der Pforte erklärt, daß die ostrumelische Angelegenheit und der serbisch-bulgarische Konflikt getrennt zu behandeln seien. Und als Fürst Alexander sich zuvörderst an die Pforte um Unterstützung gegen die Angreifer wandte, wurde ihm eröffnet, er habe erst in Ostrumelien zum Gehorsam zurückzukehren.

Die fünfte und sechste Konferenzsitzung fand am 16. und 19. November statt. Wie wir danach dachten, besagt ein Brief von mir vom 21.: »Ich bin nach wie vor mit Arbeit überhäuft, täglich fünf Stunden Konferenzen und Besprechungen mit der entsprechenden Schreiberei. Unsere Aufgabe, die bulgarische Sache ohne Blutvergießen beizulegen, hätten wir seit Wochen gelöst, wenn uns nicht England alles verdürbe: jetzt können sich die Bulgaren bei ihren Gönnern dafür bedanken, daß sie in empfindliche Opfer von Geld und Blut geraten sind und obenein die Union doch nicht bekommen. Die Konferenz soll so lange fortdauern, bis für Ostrumelien die Ordnung gemäß dem Berliner Vertrag wieder hergestellt ist. Um den Krieg mit den Serben kümmern wir uns nicht ... Wie das aber endigen wird, nachdem der erste Schuß gefallen, mögen die Götter wissen. Trotz allem glaube ich nicht an größere Verwicklung, das heißt nicht an solche, die auch die Großmächte ergreift. Wie viel sich die Kleinen untereinander herumschlagen, ist daneben nicht so wichtig ...«

Dann kam es am 23. November zu einer Besprechung der Konferenzmitglieder, um die nächste Sitzung vorzubereiten, in der wir endlich die »résolutions«, das heißt die Redaktion der Konferenzbeschlüsse festsetzen sollten. Dabei erschien Sir William White mit neuen Instruktionen, in denen nunmehr die englische Obstruktion offen zum Ausdruck gelangte. Alle wesentlichen, mit vieler Mühe zustande gebrachten Punkte der »résolutions« wurden wieder beanstandet und das Verlangen gestellt, es dürfe nirgends in dem Schriftstück auf den Berliner Vertrag Bezug genommen werden. Diesen erachte die englische Regierung in bezug auf Ostrumelien als nicht mehr bindend.

In der siebenten (und letzten) Sitzung der Konferenz, am 25. November, erklärten alle anderen Delegierten, auch nach einigem Sträuben der französische, die Zustimmung ihrer Regierungen zu dem Entwurfe der »résolutions«, und der englische blieb mit seinem Widerspruch allein. Somit konnte nur festgestellt werden, daß die Einstimmigkeit der Mächte für das Auftreten gegenüber den Bulgaren nicht zu erzielen gewesen sei. Es folgte noch einmal, am 1. Dezember, eine Besprechung, die zu recht unerquicklichen Auseinandersetzungen mit Sir William White führte, und dann war fürs erste die »europäische Aktion« erledigt. Ich führe noch eine Bemerkung darüber in einem Briefe vom 1. Dezember an: »Die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel sind jetzt so verworren wie möglich; es ist traurig, zu denken, daß das leicht hätte vermieden werden können, wenn die Arbeit der drei Kaisermächte nicht durch Englands perfide Politik durchkreuzt worden wäre. Ich habe mir persönlich die meiste Mühe damit gegeben und bis zuletzt gesucht, zwischen unserem Standpunkte und dem des Engländers die Vermittlung herzustellen. Es war aber nicht möglich, weil London unaufrichtig verfuhr und nach jeder gemachten Konzession eine neue verlangte ... Der törichte Krieg zwischen Bulgaren und Serben wird nun wenigstens aufhören, und die Griechen haben gar keine Lust zum Losschlagen. Aber wegen Ostrumelien werden wir noch dicke Nüsse zu knacken haben. Das ist alles relativ gleichgültig, wenn nur die Eintracht zwischen den Großmächten, speziell zwischen Österreich und Rußland, erhalten bleibt. Daran arbeiten wir jetzt am meisten, ich hoffe mit Erfolg ...«

Ein Artikel der »Kölnischen Zeitung« vom 12. Dezember, der dann in alle anderen Blätter bei uns überging, faßte dieses Ergebnis der Konferenz für die deutsche Politik folgendermaßen zusammen:

»Deutschland hat, gerade wie auf dem Berliner Kongreß, den ehrlichen Makler gemacht. Herr v. Radowitz hat es sich mit unendlicher Mühe — er hat körperlich sichtbar gelitten — angelegen sein lassen, zwischen der russisch-österreichischen Gruppe einerseits und den Engländern andererseits zu vermitteln. Aber er fand keinen Beaconsfield, der die Vermittlung ehrlich zu benutzen gewußt hätte. Wenn die Protokolle der Konferenz erst einmal vorliegen, so wird man erkennen, wie leicht es dem englischen Kabinett gemacht worden ist, wie viele von seinen Forderungen entgegenkommende Aufnahme gefunden haben; aber das Verfahren der Engländer bestand darin, daß sie erst einzelne Abänderungen beantragten und dann, wenn ihnen solche zugegeben waren, das Ganze trotzdem verwarfen und zu hindern suchten. Unter solchen Umständen war eine fruchtbare Vermittlung nicht möglich und der nächste Zweck der Konferenz, das Zusammenwirken von ganz Europa auf der Balkanhalbinsel, wurde vereitelt. Dennoch ist die deutsche Vermittlung nicht ergebnislos geblieben; vielmehr erscheint jetzt, wo die Aufstände sich zu beruhigen anfangen, der indirekte politische Erfolg, den Deutschland davongetragen, fast wichtiger als der direkte Zweck, der in erster Linie beabsichtigt war. Jener besteht darin, daß Deutschland seine Stellung als friedlicher Vermittler

auf dem Kontinent befestigt sieht und daß es ihm gelungen ist, sich mit Rußland, Österreich und Italien zu einer fest zusammenhaltenden Gruppe zu vereinigen . . . Gerade die Abwehr der englischen Kontinentalpolitik ist der Hauptpunkt in den Bestrebungen der Kaisermächte, und gerade in dieser Abwehr haben sich Österreich und Rußland so geeinigt, daß auch fernerhin ihr Zusammenhalten erhofft, man kann fast sagen gesichert ist. Die englischen Bemühungen, Österreich in Gegensatz zu Rußland zu bringen, waren zu schnell durchschaut und haben deshalb einen rein negativen Erfolg gehabt. Das ist ein ganz wesentliches Ergebnis der Konferenz, um dessentwillen sie nicht als vergeblich bezeichnet werden darf.«

Im gleichen Sinne äußerte sich die offiziöse österreichische Presse durch Artikel in der »Politischen Correspondenz«.

Die drei Kaisermächte, deren intimes Einvernehmen über die bulgarische Frage diese Probe überstanden hatte, gaben der Türkei den Rat, nunmehr allein, ohne Mandat der Mächte, zur Wiederherstellung des normalen Zustandes vorzugehen. Ich hatte Gelegenheit, dieses dem Sultan persönlich darzulegen. Er war nach wie vor in erster Linie nur besorgt darum, keinen kriegerischen Konflikt hervorzurufen, und wollte es noch weiter mit Verhandlungen versuchen. So geschah zunächst nichts anderes als die Entsendung von Kommissaren der Pforte nach Bulgarien und Ostrumelien, womit sich die Angelegenheit ins nächste Jahr hineinzog. Der Weltfriede blieb ungestört!

Ich habe schon erwähnt, daß nach den Verhandlungen zu Anfang des Jahres 1885 über die ägyptischen Angelegenheiten von englischer Seite Sir Henry Drummond Wolff nach Konstantinopel entsendet wurde, um eine Verständigung mit der Pforte herbeizuführen. Er war während meiner Abwesenheit, im August, eingetroffen und kam zunächst mit der Konvention, die er abschließen sollte, nicht vom Flecke. Ich erhielt dann die Weisung, ihm möglichst behilflich zu sein. Fürst Bismarck wollte die Engländer in den ägyptischen Schwierigkeiten unterstützen und hatte ihnen selbst den Rat gegeben, direkt in Konstantinopel zu verhandeln. Ich legte mich also scharf für Wolff ins Zeug, bis er am 24. Oktober endlich seinen Zweck erreichte und ein türkischer Kommissar in der Person des Marschalls Mukhtar-Pascha nach Alexandrien entsendet wurde, um gemeinsam mit Wolff als englischem Delegierten und dem Khedive die weitere Gestaltung der dortigen Verhältnisse zu leiten. Als Wolff seine Konvention unterzeichnet hatte, schrieb er mir: »Je ne possède pas assez de papier pour pouvoir Vous remercier des bons offices que Vous m'avez rendus.« Vier Wochen später beklagte sich (wie ich aus Berlin erfuhr) White bitter darüber in London, daß ich nicht mit ihm ginge, sondern ganz »russisch« gesonnen sei. Man kann es in der Politik nicht immer allen gleichmäßig recht machen!

Wir feierten noch ein frohes Weihnachtsfest mit schönem Aufbau im Kreise aller Kinder und vieler Freunde und beschlossen dann mit tiefem Dankgefühl das ereignisreiche Jahr 1885 (. . .)

XXIII. Kapitel

Konstantinopel

1886 – 1887

Das Jahr 1886 setzte für uns Deutsche innerhalb und außerhalb des Reiches mit dem schönen Feste des fünfundzwanzigjährigen Königsjubiläums Wilhelms I. ein. Ich feierte es am 3. Januar zusammen mit der ganzen Kolonie; dabei konnte ich auch auf einen fünfundzwanzigjährigen Zeitraum zurücksehen, der seit meiner ersten dienstlichen Verwendung in Konstantinopel, 1861 als Gesandtschaftsattaché, abgelaufen war. Das Datum »25« spielte überhaupt in meiner amtlichen Laufbahn eine gewisse Rolle: an einem 25. wurde ich einst zur diplomatischen Karriere zugelassen, am 25. nach China, später am 25. nach München versetzt, an einem 25. zum Gesandten und an einem anderen zum Botschafter ernannt. Und jetzt, da ich diese Erinnerung auffrische (November 1907), vollzieht es sich, daß ich mit Ablauf meines so reich gefeierten fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Botschafter das Ende meiner aktiven Amtstätigkeit selbst herbeigeführt habe.

Dann brachte mir das Ordensfest in Berlin, 18. Januar, mein erstes preußisches Großband, den Kronenorden I. Klasse. Es geschah wohl einfach, weil ich nach meinem Dienstalter zu dieser Auszeichnung herangestanden hatte: aber im Auslande wurde es vielfach im Zusammenhang mit der letzten Konstantinopeler Konferenz aufgefaßt, und zwar um so mehr, da gleichzeitig Sir William White von seiner Regierung das Band des englischen St.-Michael- und Georg-Ordens erhielt.

Die bulgarische Frage war mit allen daran haftenden Schwierigkeiten und Gefahren in das neue Jahr hinübergenommen worden. Trotz der bis dahin nicht erzielten Gemeinsamkeit der europäischen Aktion ging doch auf allen Seiten das Bestreben weiter, es nicht wegen Bulgarien zum Bruche unter den Großmächten kommen zu lassen. Unser leitender Gedanke blieb nach wie vor: zu verhindern, daß zwischen Österreich und Rußland auf dem Balkan der Konflikt ausbreche. In Wien und in Petersburg wirkten wir auf Nachgiebigkeit: nicht ohne den Hintergedanken, daß England mit seiner Battenberg-Protektion immer mehr in Gegensatz zu Rußland treten und dann Österreich die Rolle des von beiden begehrten Verbündeten und Schiedsrichters zu-

fallen würde. Ich schrieb am 12. Januar: »Die Arbeit, den Frieden zu erhalten und da, wo er gestört worden, wieder herzustellen, geht weiter. Es wird immer schwerer, in diesem Mosaik von Sonderinteressen und Widersprüchen die richtige Linie zu behalten: für jeden ist eben die richtige Linie verschieden! Die unserige ist die der Zurückhaltung und mäßigenden Einwirkung auf Gegensätze, in denen der Keim zum europäischen Zerwürfnis liegt... Wenn die Zeitungen es sich leicht machen, über die Arbeit der Diplomaten zu spotten, die noch keine fertige Lösung für diese Probleme schaffen könne, so beweist das nur, wie wenig das große Publikum von dem wirklichen Zusammenhange der Dinge versteht...«

Die ganze dramatische Entwicklung der Dinge in Bulgarien, die das Jahr 1886 brachte, soll hier nicht verfolgt werden. Es genügt, an die Hauptetappen zu erinnern. Zunächst die direkte Abmachung zwischen Fürst Alexander und den Delegierten der Pforte am 2. Februar, wonach der Fürst unter der Bedingung seines Wohlverhaltens gegenüber dem suzeränen Hofe als Generalgouverneur von Ostrumelien anerkannt werden sollte. Nach manchen Abänderungen in der Form, auf Verlangen von Rußland, welches wir unterstützten, erhielt dieses Übereinkommen durch eine neue Botschafterkonferenz in Konstantinopel am 5. April seine Sanktion, aber nicht zugunsten der Person des Battenbergers, sondern für den jeweiligen Fürsten von Bulgarien, und immer nur auf fünf Jahre. Mit einigem Sträuben nahm Fürst Alexander es an und proklamierte nun die »so lange erwartete und aufrichtig ersehnte Union«.

Die Botschafterkonferenz am 5. April war glatt und in voller Einigkeit verlaufen. Man hatte die Schwankungen in dieser Angelegenheit herzlich satt bekommen und war froh, in der nächsten Zeit nichts mehr davon hören zu müssen. Freilich blieb diese »bulgarische Schonzeit« nur eine kurze!

In den nächsten Monaten waren es zur Abwechslung die Griechen, die sich mit friedensgefährlichem Ungestüm in den Vordergrund stellten und für die gemeinsame Aktion der Großmächte den Stoff gaben. Seit dem Januar war in Athen wieder einmal die Berechtigung Griechenlands zum Erwerb von Thessalien und Epirus proklamiert und durch kriegerische Vorbereitungen unterstützt worden. Dem traten die Mächte einig und bestimmt entgegen. Das englische Kabinett ging (trotz des Regierungswechsels und der Wiederkehr des alten Hellenenfreundes Gladstone) am schärfsten in Athen vor, das französische am zahmsten. Als es schließlich zur Blockade der griechischen Küsten durch das vereinigte Geschwader von England, Deutschland, Österreich und Italien kam (wobei Rußland und Frankreich sich nicht beteiligten), überlegten sich die Hellenen die Sache und ordneten die verlangte Abrüstung an der thessalischen Grenze an (Ende Mai). Einige Zusammenstöße zwischen türkischen und griechischen Truppen waren schon vorgekommen. Aber die griechische Verwicklung hatte uns in Konstantinopel nicht besonders beunruhigt. Wir glaubten nicht an ernste Absichten zum Kämpfen. Ich finde darüber in einem Briefe die Bemerkung: »Im

Grunde genommen haben weder Türken noch Griechen die Luſt, ſich ernſtlich zu raufen ... Europäiſche Interventionen ſind beſonders dann von Erfolg, wenn die Betreffenden ſelbſt am meiſten wünſchen, von irgend etwas abgehalten zu werden! ...«

Mittlerweile blieb das geſellige Leben in Pera in ſeinem gewohnten Gange bis zum allgemeinen Umzug an den Bosporus, wo wir in Therapia, da unſere neue Sommerreſidenz noch nicht fertiggeſtellt war, zwei kleine Häuſer am Kai zu einer paſſablen Villegiatur hatten herrichten und miteinander verbinden laſſen. Ich verzichtete auf Sommerurlaub in der Heimat. Meine Geſundheit war zwar noch nicht von den Folgen des Typhus befreit, aber ich hoffte durch ruhiges Daſein an dem idealen Bosporusufer am beſten zu Kräften kommen zu können. In Pera hatten wir noch einen beſonderen Genuß durch die Anweſenheit des großen Violinmeiſters Wilhelmj, der öfters bei uns ſpielte. Ich gedenke dabei einer weihevollen Feier meines Geburtstages am 19. Mai. Zur Abendſtunde war ein ganz kleiner Kreis kunſtliebender Freunde und Bekannten mit uns im großen Feſtſaale der Botſchaft vereinigt, im Halbdunkel und in tiefem Schweigen. Wilhelmj ſpielte die Kreuzer-Sonate, ſpielte Paraphraſen vom Parſifal, von Siegfried, von den Meiſterſingern. Dann noch vieles andere, und wir ſaßen dabei im Banne der wunderbaren Kunſt und konnten nicht genug hören ... Er ſagte mir dann, daß er ſich kaum entſinne, ſo inſpiriert geweſen zu ſein wie an dieſem Abend; mir bleibt es eine unvergeßliche Erinnerung. Einige Tage darauf brachte ich ihn nach Jildis, zum Sultan, der ihn kennen lernen wollte. Wir hatten erſt zuſammen ein großes Diner, dann wurde Wilhelmj gehört und vom Padiſchah, der ausgeſprochenes muſikaliſches Verſtändnis beſitzt, hoch belobt und belohnt.

Den Sultan hatte ich in der erſten Jahreshälfte wiederholt geſehen, immer wenn es darauf ankam, ihn wegen möglichen kriegeriſchen Gefahren aus den bulgariſchen oder den griechiſchen Händeln zu beruhigen. Und noch eine beſondere, ſtreng geheim gehaltene Angelegenheit führte perſönlichen Verkehr herbei: er ließ durch mich in Berlin darum bitten, in der Reichsbank das Depot eines großen Kapitals machen zu können, das er als Erbe für ſeine Kinder abſolut ſicherſtellen wolle. Wir beſorgten die Überführung des Geldes durch Beamte meiner Kanzlei. Dann verlangte Abdul Hamid von mir noch einen ſpeziellen »Freundſchaftsdienſt«. Er hatte, nach den verſchiedenen kleinen Scharmützeln an der theſſaliſchen Grenze, alle transportfähigen verwundeten und erkrankten Offiziere und Soldaten in eine große Ambulanz bei Jildis zuſammenbringen laſſen, wo ſie auf das ausgiebigſte gepflegt wurden. Dieſen, ſo wünſchte er, ſollte ich einen Beſuch abſtatten und ihnen wohlwollendes Intereſſe zeigen. Er wolle das wie eine ihm perſönlich erwieſene Aufmerkſamkeit betrachten. Nach eingeholter Erlaubnis in Berlin begab ich mich mit dem erſten Dragoman und dem Kommandanten der »Lorelei« zu den Baracken, in denen acht Offiziere und etwa zweihundert Mann untergebracht waren, wurde zu allen einzelnen hingeführt und allen wurde erzählt, daß der große deutſche Kaiſer ſich für ſie warm intereſſiere und daß ich

ihm Bericht erstatten würde über die gute Pflege, die der Padischah ihnen angedeihen ließe. Überall anderswo wäre eine solche Demonstration von einem fremden Vertreter recht ungewöhnlich gewesen – hier machte sie nur einen guten Effekt! In den Konstantinopeler Zeitungen wurde der Vorgang genau geschildert und als eine wertvolle Freundlichkeit für die türkische Armee bezeichnet. Doch es erging an keinen anderen Botschafter eine ähnliche Aufforderung: unser Besuch mußte für den Zweck genügen. Der Sultan ließ uns danach zur Erinnerung schöne goldene, mit Steinen besetzte Zigarettenetuis schicken.

Für die bulgarische Frage war für uns in Konstantinopel, wie gesagt, seit dem April eine »Schonzeit« eingetreten. Inzwischen verbesserte sich aber nicht die Stellung des Fürsten Alexander in seinem Lande und noch weniger in den Beziehungen mit den Großmächten, besonders mit Rußland und mit uns. Ende Juni kam Demeter Sturdza aus Bukarest nach Konstantinopel und brachte streng vertrauliche Mitteilungen über die Umtriebe des Bulgarenfürsten, dem die bisherigen Erfolge in den Kopf gestiegen waren. Er hatte den Rumänen eine formelle Allianz vorgeschlagen: für Bulgarien solle Mazedonien erworben werden, für Rumänien die Dobrudscha bis zur Linie Varna – Rustschuk. Er müsse sich der unwürdigen Stellung als türkischer Generalgouverneur entledigen. Wenn Rumänen und Bulgaren fest zusammenhielten, wäre alles zu machen: das Endziel ein allgemeiner Balkanbund, um sich der Vormundschaft der europäischen Mächte zu entziehen. Und als er befragt wurde, auf wen er sich bei diesem großen Plane stützen könne, hat er zuerst ausweichend, dann bestimmt geantwortet: auf Deutschland, auf Bismarck! Mit Recht waren die Rumänen, die gleichzeitig ganz andere Ansichten aus Berlin gehört hatten, darüber erstaunt. Sturdza sagte mir: er habe den Eindruck, daß Alexander von Bulgarien dem Größenwahn verfallen sei; natürlich habe man ihn in Bukarest gründlich abfallen lassen.

Bei uns verdarb er es damit auf das Vollständigste. Bismarck telegraphierte mir, die Behauptung des Fürsten, daß wir von diesen Plänen unterrichtet seien, sei eine dreiste Erfindung. Er müsse »verrückt sein«, wenn er etwas Derartiges billigen wollte.

Ende August trat die Katastrophe in Bulgarien ein: nicht in Form eines neuen Staatsstreiches des Battenbergers, sondern durch Revolution gegen ihn im eigenen Lager. Er wurde von den der russischen Partei angehörenden Verschwörern am 21. August fortgeschafft, am 25. in dem russischen Orte Reni wieder losgelassen. Der Revolution in Sofia folgte schnell die Konterrevolution, die ihn zurückrief. Am 30. war er wieder in Rustschuk, von wo aus er das berühmte de- und wehmütige Telegramm an Kaiser Alexander richtete, mit der Bitte, ihm das weitere Verbleiben in Bulgarien zu gestatten. Die Antwort lautete schroff abweisend: und nun blieb ihm nur der definitive freiwillige Rücktritt, wenn er nicht den offenen Kampf mit Rußland herbeiführen wollte. Am 7. September reiste Fürst Alexander ab inmitten großer Volksdemonstrationen. Das Stück war aus.

Bei dem schnellen Verlaufe des Ganzen wäre für Eingreifen der Pforte und der Mächte kaum Zeit gewesen, wenn ein solches überhaupt in der Absicht gelegen hätte. Das war nicht der Fall. Für Rettung der bulgarischen Position des Battenbergers trat niemand mehr ein. Auch England nicht: an Stelle von White, der sehr ungern (im April) den Bosporus verlassen hatte, war jetzt englischer Botschafter der alte Sir Edward Thornton, in jeder Beziehung das Gegenstück zum anderen, dem »englischen Ignatiew«, wie man ihn in Wien nannte. Thornton kam aus Petersburg, wo er einige Jahre Botschafter gewesen, und war nichts weniger als Russenfeind. (Freilich ließ man ihn nur bis Ende Oktober auf dem Posten, den dann doch White bekam.) Sir Edward nahm das Mißgeschick des Battenbergers mit Ruhe hin und wirkte in demselben Sinne bei seiner Regierung. Der Sultan schwebte in Besorgnis vor russischer Okkupation von Bulgarien, wenn Fürst Alexander dort bliebe. Deswegen wünschte er vor allem, ihn baldigst ganz loszuwerden. Die übrigen Kabinette und deren Vertreter am Bosporus wünschten das auch. Nur das große Publikum in einem Teil von Europa, am meisten das deutsche, nahm für den interessanten Helden Partei und beklagte ihn als Opfer der russischen Tyrannei.

Aus meinen Briefen zitiere ich vom 31. August: »Man hat hier die Vertreibung des Fürsten Alexander keineswegs so tragisch nehmen können, wie es in Europa, namentlich in Deutschland, geschehen ist: einmal kennt man die Bulgaren und ist auf Verräterei ihrerseits immer vorbereitet, und dann kann der Battenberger seit dem vorigen Jahre nicht mehr auf Sympathie bei den Türken rechnen. Die ganze Verwirrung schreibt sich allein von dem Staatsstreiche im vergangenen September her, der Fürst erntet, was er gesät hat. Seinem persönlichen Mute kann man Anerkennung zollen, er ist und bleibt aber ein höherer Aventurier ohne wirklichen Wert und Verstand. Uns hat er nur geschadet . . . Seine neue Regierung wird sich nicht halten können, es wird nur neue große Unruhe entstehen und er wird schließlich die Partie selbst aufgeben müssen . . . Bei alledem haben wir weiter den Wunsch und das Interesse, daß durch den ungeschickten und ehrgeizigen Battenberger nicht unsere Freundschaft mit Rußland leide . . . Man denke nur, was bei einem russisch-deutschen Kriege auf dem Spiele stände! Der Frevel liegt darin, daß man sich bei uns aus Sentimentalität oder aus Unbesonnenheit für den Battenberger mehr ins Zeug legte, als es das gute Verhältnis zu Rußland verträgt. Solange freilich Kaiser und Kanzler zusammengehen, ist noch keine Gefahr . . . Die Frage ist hier gerade für mich eine schwierige und verlangt größte Vorsicht. Jeder, den die Vorsehung auf einen solchen Punkt gestellt hat, muß jetzt mit darauf hinarbeiten, daß das Unglück des Krieges verhindert werde. Deshalb ist unsere Auffassung eine andere als die des großen Publikums, das für den »ritterlichen« Battenberger schwärmt . . .«

Vom 14. September: ». . . Das Ende des Fürsten Alexander in Sofia ist durchaus nicht so glorreich gewesen, wie es die Zeitungsschreiber zur Befriedigung der allge-

meinen Neugierde melden. Ich habe von unparteiischen Augenzeugen gehört, daß der Fürst völlig fassungslos gewesen ist, körperlich und geistig erschöpft. Man braucht ihn nicht zu bedauern, das wird sich immer mehr herausstellen, und der Taumel in Deutschland für ihn und für Bulgarien wird bald als Irrtum erkannt werden. Wir haben durch unsere vorsichtige und überlegte Politik in dieser ganzen Sache sicherlich bessere Geschäfte gemacht, als es die naiven oder perfiden Schreier, die uns um des Battenbergers willen auf Rußland hetzen wollten, getan hätten ...«

Nach der endgültigen Beseitigung des Fürsten Alexander blieb die Lage in Bulgarien noch lange unklar und für den allgemeinen Frieden unsicher. Die Gegensätze unter den Mächten bezüglich der Lösung des Problems dauerten fort. England, dem sich Österreich darin mehr als zuvor genähert hatte, wollte vor allem jede Wendung verhindern, die das Übergewicht Rußlands noch mehr befestigen könnte und hetzte die Bulgaren auf. Wir rieten weiter, nach allen Seiten hin, zur direkten Verständigung zwischen Rußland und den Bulgaren und unterstützten nur Bemühungen in diesem Sinne, lehnten aber eine direkte Vermittlung zwischen den beiden ab, die uns der Sultan antrug. Die Pforte lavierte weiter zwischen den verschiedenen Richtungen und verhandelte mit der provisorischen Regierung in Sofia, die ihrerseits durch Entsendung von Kommissaren an alle Höfe der Großmächte die Einigung über die Wahl eines neuen Fürsten zu erreichen suchte. Das Jahr ging zu Ende ohne die Aussicht auf Regelung dieser Frage und dadurch in allgemeiner Mißstimmung. Kriegsgerüchte wurden von der sensationslustigen Presse gezüchtet, in Paris spukte schon hinter den Kulissen der schöne General Boulanger!

In der Schlußbetrachtung von 1886 in meinem Tagebuch ist bemerkt: »Das ablaufende Jahr hat sich hauptsächlich durch das gekennzeichnet, was in ihm vermieden worden ist. Wie viele Gefahren hat die kluge und konsequente Politik des Kanzlers von Deutschland abgehalten — man konnte 1886 viel lernen, hoffentlich mit gutem Erfolge für die Zukunft ...«

Mit Beginn des neuen Jahres begannen auch wieder in Konstantinopel die englischen Verhandlungen über Ägypten, die fortan parallel mit der bulgarischen Frage sich abspielten. Sir Henry Drummond Wolff kehrte am 28. Januar aus Ägypten, wo er bis dahin mit dem türkischen Kommissar Mukhtar-Pascha gemeinsam gewirkt hatte, nach Stambul zurück zu neuen Beratungen mit den türkischen Ministern. Er faßte die Lage mit Optimismus auf und hoffte auf baldigste, alle Teile befriedigende Verständigung. Ich wurde von Bismarck beauftragt, ihm wiederum volle Unterstützung zu leihen; es sei ihm erwünscht, ließ der Fürst mir vertraulich sagen, ein neutrales Feld zu finden, auf dem wir die bei der zweifelhafter gewordenen Haltung von Rußland notwendige Fühlung mit England herstellen könnten. Gleichzeitig klangen immer lauter die kriegerischen Alarmrufe in der europäischen Presse, namentlich in dem Teile der russischen, der für Annäherung an Frankreich wirkte. Man fand in Berlin, wie

ich aus meinen Instruktionen ersah, daß das russische Kabinett diesen Hetzereien zu wenig entgegentrat, daß man Katkow und Deroulède zu ungehindert den Feldzug gegen uns predigen ließ. »Wir befinden uns,« hieß es in einem Schreiben an mich, »vor einem halb drohenden, halb unfreundlichen Rußland, während wir seit Jahr und Tag alles tun, um ihm unsere Freundschaft zu beweisen und die Nützlichkeit der guten Beziehungen im Oriente ad oculos zu zeigen.« Mir wurde daher zunächst Zurückhaltung und Unparteilichkeit an Stelle der bisherigen aktiven Unterstützung in den bulgarischen Angelegenheiten vorgeschrieben. Herr v. Brauer, jetzt an Stelle von Busch der Orient-Dezernent im Amte, schrieb mir: »Ihr Eiertanz zwischen Rußland und England mit der Verschiedenheit unserer Stellung, je nachdem es sich um Bulgarien oder Ägypten handelt, ist jetzt nicht leicht und angenehm ...«

Wolff kam nur langsam vorwärts mit seiner Verhandlung. Noch zeigte sich nicht oder wenig die russische Opposition gegen seine Vorschläge, die man genau kannte, und schließlich wurde nach vielem Zaudern der Türken am 22. Mai die Konvention auf der Pforte unterzeichnet. Die Hauptbestimmungen waren: Aufrechterhaltung der bestehenden Firmans, Neutralisierung des Suezkanals, Unverletzlichkeit des ägyptischen Gebiets. Und das wichtigste: die Engländer räumen Ägypten nach drei Jahren, verlieren nach fünf Jahren das Recht, die Offiziere der ägyptischen Armee zu ernennen. Unter bestimmten Voraussetzungen (Gefahr einer äußeren Invasion oder innerer Unruhen) könnte die englische Räumung verschoben werden. Der Sultan habe gleichfalls das Recht, in solchen Fällen Truppen zu schicken. Der Vertrag müsse von den anderen Mächten anerkannt werden.

Auf der Pforte herrschte nach Abschluß der Konvention lebhafte Befriedigung, und ebenso zeigte sich Sir Henry Wolff darüber erfreut. In der Tat entsprachen diese Abmachungen durchaus den gegenseitigen Interessen. Die Engländer regulierten ihre Stellung in Ägypten und erreichten einen wirksamen Schutz für die großen materiellen Güter, die dort auf dem Spiele standen. Auch unser Handel, der schon zwischen sechshundert und siebenhundert Millionen wert war, fand dabei seinen Vorteil. Und von türkischer Seite war nach vielen Schwierigkeiten ein Termin für die gänzliche Räumung durch die englischen Truppen vertragsmäßig festgelegt. Fürst Bismarck schlug dieses Zugeständnis hoch an und bezeichnete die Konvention als einen Erfolg der türkischen Diplomatie, zu dem er mich beauftragte, die Pforte zu beglückwünschen.

Die Frage war aber keineswegs erledigt. Denn nun begann sofort der heftige Widerspruch der Russen und Franzosen gegen die Abmachung mit dem Verlangen, daß der Sultan seine Ratifikation verweigern solle. Es wurden dazu die üblichen direkten und indirekten Einschüchterungsmittel in Jildis angewendet mit Umgehung der Pforte, die ihrerseits an dem Pakte festhalten wollte. Diese Gegenaktion leitete Nelidow, nachdrücklich unterstützt durch Montebello, der sich ihm ganz dafür verschrieben hatte. Beide erklärten die Bestimmung über den Räumungstermin für

unannehmbar, weil damit für jetzt und für drei Jahre mehr die englische Besetzung Ägyptens bestätigt werde. Aus dem jetzigen anormalen Zustande würde damit ein normaler geschaffen, zum allmählichen Vorteile von England.

Ich hatte den Auftrag, auf Befragen die Ratifikation der Konvention dem Sultan anzuraten, ohne aber daraus irgendwie eine Frage unseres eigenen politischen Interesses zu machen. Vergeblich suchte ich Nelidow und Montebello davon zu überzeugen, daß die Engländer, falls die Konvention nicht zustande käme und kein Räumungstermin festgesetzt sei, überhaupt nicht mehr aus Ägypten herausgehen würden. Wenigstens würde diese Bestimmung immer eine starke Handhabe bieten, um seinerzeit ihren Abzug verlangen zu können. Nelidow stellte dagegen als weit wichtiger das »Prinzip«, daß Englands Okkupation in keiner Form anerkannt werden dürfe — worauf ich ihm nur antworten konnte: »Eh bien, alors Vous garderez Votre principe et les Anglais garderont l'Egypte.«

Am 20. Juni erhielt die Pforte ein Iradé des Sultans, worin die letzten Kundgebungen des russischen und des französischen Botschafters gegen die Vollziehung der Konvention mitgeteilt wurden. Ich war gerade bei Kiamil-Pascha anwesend, ebenso Wolff, und der Großwesir las uns brühwarm das Schriftstück vor. Montebello hatte erklärt, Frankreich betrachte die Konvention als Bruch der Integrität des Ottomanischen Reiches und des politischen Gleichgewichts und werde danach seine Stellung nehmen. Andererseits würde Frankreich dem Sultan alle materiellen Garantien leisten gegen jede Folge, die er sich durch Verweigerung der Ratifikation zuziehen könnte. Nelidow hatte ausgesprochen, daß Rußland die Frage ebenso auffasse wie Frankreich und sich eventuell militärisch gegen die Konsequenzen schützen werde.

Also, sagte Kiamil-Pascha, einfache Kriegsdrohung!

Diese Haltung der Botschafter von Rußland und Frankreich wurde bald bekannt und erregte zunächst großes Aufsehen in der politischen Welt am Bosporus. Aber es stellte sich schnell heraus, daß die anderen Kabinette die Sache keineswegs so ernst auffaßten. Schon am 23. Juni telegraphierte mir Fürst Bismarck, die Drohungen von Nelidow und Montebello entsprächen nicht den Intentionen ihrer Regierungen. Es handelte sich also mehr um einen persönlichen Bluff unserer beiden Kollegen. Aber sie hatten damit Erfolg! Wolff wurde noch einige Zeit mit der letzten Entschließung über die Ratifikation hingehalten, dann, am 9. Juli, wurde ihm definitiv eröffnet: der Sultan könne nicht ratifizieren, er wolle nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß eventuell Rußland Armenien, Frankreich Syrien ebenso besetzten wie England Ägypten, und ihn dann zu ähnlichen Konventionen zwingen würden. Wolff sah danach, endlich, seine Mission als erledigt an und reiste am 15. Juli ab, ohne vorher sich von dem Sultan verabschiedet zu haben.

Nun zeigte sich aber im englischen Auftreten eine Änderung, die an der persönlichen Haltung von White in letzter Zeit bereits erkennbar gewesen war. White hatte

mir schon vorher gesagt, daß er es für richtiger hielte, die ganze Konvention fahren zu lassen: England werde wegen dieser Frage die russisch-französischen Drohungen doch nicht überbieten wollen, es täte also besser daran, ruhig als beatus possidens in Ägypten zu bleiben und das Weitere abzuwarten. In diesem Sinne sprach er sich nun auch den Türken gegenüber aus, und dem Sultan fiel damit der große Stein vom Herzen. Der einzige Blamierte blieb Sir Henry Wolff: offenbar nicht zum Kummer seines Kollegen White, der bereits einen bedenklichen Rivalen in ihm gewittert haben mochte.

So endigte die letzte Verhandlung zwischen England und der Türkei über das Schicksal von Ägypten, das nun ungehindert in die britischen Arme getrieben wurde. Russen und Franzosen, die dies verhüten wollten und deswegen die Wolffsche Konvention glaubten beseitigen zu müssen, hatten einen verhängnisvollen Fehler begangen. Sie haben es danach selbst eingesehen, wenigstens auf französischer Seite wurde alsbald der Irrtum peinlich empfunden. Jaroszynski, der intelligenteste unter den damaligen Sekretären in der Umgebung von Montebello, nahm mir gegenüber kein Blatt vor den Mund in der Kritik der Vorgänge seit dem 22. Mai, während deren er in Urlaub abwesend gewesen war. Er glaubte, man würde in Paris gern die Konvention mit einigen kleinen Änderungen noch hinterher annehmen, wenn nur die Verpflichtung zur Räumung nach drei Jahren bestehen bliebe. Frankreich sei überhaupt nur aus Gefälligkeit für Rußland so scharf ins Zeug gegangen. — Die »Allianz« warf ihre Schatten voraus! Auch von Montebello ist es dann bekannt geworden, daß er über seine Rolle in dieser ganzen politischen Aktion wenig Genugtuung empfunden habe. Für uns war es gleichgültig. Wir hatten den Engländern Hilfe geleistet, soweit es ging, deswegen uns aber nicht mit den Russen zu entzweien gebraucht.

Es ist schon erwähnt, daß und warum wir in den bulgarischen Angelegenheiten, über die der Streit der Pforte und der Mächte mit der provisorischen Regierung in Sofia fortdauerte, uns größere Zurückhaltung auferlegten. Die Bulgaren schufen nunmehr durch die Berufung des Prinzen Ferdinand von Koburg zum Fürsten eine neue Tatsache. Die Wahl wurde am 7. Juli von der Sobranje vollzogen, am 14. August leistete der neue Fürst in Tirnowa den Eid auf die Verfassung und hielt am 22. seinen feierlichen Einzug in Sofia.

Vorher hatte das russische Kabinett alles aufgeboten, um diese Fürstenwahl zu verhindern und die Pforte zum Einschreiten dagegen zu bewegen. Man wollte in Petersburg womöglich einen russischen General an die Spitze der Fürstentümer bringen und erwartete von uns dafür Hilfe. Wir hatten aber keinen Grund, darin eine eigene Initiative zu nehmen, während wir uns bereit zeigten, jeden von Rußland kommenden Antrag bei der Pforte und bei den Mächten zu unterstützen. Ein weitergehender selbständiger Schritt von Deutschland — so erklärten wir in Petersburg und in Konstantinopel — müsse schon deshalb unterbleiben, weil er, nach der in

der russischen Presse herrschenden Stimmung gegen uns, nur wieder zu neuen Verdächtigungen der deutschen Politik Anlaß geben würde.

Zu einer Aktion gegen den neuen Fürsten von Bulgarien kam es also nicht: Rußland mußte sich damit abfinden und dem Geschicke seinen Lauf lassen, hörte aber nicht auf, gegen den »Koburger« zu protestieren.

Mit besonderer Teilnahme war ich inzwischen der weiteren Entwicklung unserer Kirchenpolitik gefolgt und hatte in dem einstweiligen Abschlusse, den der leidige »Kulturkampf« durch die parlamentarische Abänderung der Maigesetze im Frühjahr 1886 gefunden, eine erfreuliche Erfüllung meiner Wünsche begrüßt. Schon vorher war mir die Beilegung unseres Streites mit Spanien wegen der Karolineninseln durch päpstlichen Schiedsspruch als ein meisterhafter Zug Bismarckscher Politik erschienen, der dem Frieden auf dem konfessionellen Gebiete vorarbeitete. Darüber finde ich in einem Briefe (vom Januar 1886) folgende Stelle: »Ich glaube, daß der Eindruck dieses päpstlichen Schiedspruches tiefer gehend in der ganzen Welt ist, wie man jetzt noch übersehen kann. Jedenfalls wird die geschichtliche Tat des Deutschen Kaisers und deutschen Kanzlers noch mehr zum Bewußtsein kommen, wenn erst die Wolken des Parteigeistes, in denen wir alle jetzt sitzen, sich verzogen haben ... Bismarck, der immer großzügige, hat wohl gewußt, was er tat, als er zum Erstaunen der Welt inmitten des sogenannten Kulturkampfes sich aus freien Stücken der Entscheidung des Papstes unterstellte ... Das ist eben Politik im großen Stile, das Gezanke des Zentrums und die Kulturpaukerei sind vom allerkleinsten ...« Und später (im Mai 1886): »Wie ich die Lösung der Kirchenfrage bei uns begrüße, brauche ich nicht erst zu sagen ... Das päpstliche System von Pio IX. und seiner dominierenden Jesuitenclique macht in dem jetzigen Übereinkommen ebenso viele Konzessionen, wie das starr staatliche, repräsentiert durch Falk und das protestantische Unverständnis für kirchliche Organisation. In Leo XIII. und Bismarck ist die Personifikation des nach Kampf und Irrtum eingetretenen Gleichgewichts gegeben: beide haben sich über die Parteien und Koterien zu erheben vermocht und damit eine neue Ära der Beziehungen zwischen Staat und Kirche eingeleitet. Die extremen Richtungen auf beiden Seiten haben sich als undurchführbar herausgestellt ... Es ist nicht anzunehmen, daß ein halbwegs einsichtiger Papst wiederum mit den Waffen von Pio IX. gegen die Staatsidee losgehen werde, und ebensowenig, daß ein verständiger Politiker wiederum auf die Wege der Maigesetzgebung zurückkehren könne, nachdem Bismarck das Experiment vergeblich unternommen hat ... Die Marksteine zwischen den beiden Gewalten sind jetzt richtiger gesetzt worden — das verdankt man den beiden großen Männern, die Vertrauen zueinander gefaßt haben und Frieden schließen ...«

Ich hatte im Laufe der vorangegangenen Jahre vielfach Gelegenheit gehabt, mit Monseigneur Rotelli über die kirchenpolitische Lage in Deutschland zu sprechen und

war bemüht, da ich seine vertraulichen Beziehungen zum Papst Leo XIII. kannte, ihn davon zu überzeugen, wie notwendig und heilsam größeres Entgegenkommen seitens des Vatikans für einen in aller Interesse so dringend wünschenswerten Ausgleich sein würde. Ich suchte vor allem das persönliche Vertrauen zum Fürsten Bismarck zu stärken, der das Einverständnis mit einem friedfertigen Papste aufrichtig erstrebe, und warnte vor den tendenziösen Einflüssen in Rom, die eine versöhnliche und vertrauensvolle Stimmung nicht aufkommen ließen. Namentlich der Einwirkung des Kardinals Ledochowski bat ich dringend nicht zu viel Raum zu geben. Rotelli versprach davon nach Rom berichten zu wollen und hat dies auch getreulich getan. Er konnte mir wiederholt sagen, daß meine Winke, als von einem deutschen Katholiken ausgehend, der genaue Kenntnis der Ansichten des Fürsten Bismarck habe, dem Heiligen Vater besonderen Eindruck gemacht hätten.

Als nun der Konflikt sich allmählich löste und es sich klar herausstellte, wie richtig der Hinweis auf die guten Dispositionen bei der preußischen Regierung gewesen war, richtete mir Rotelli wiederholt den Dank von Leo XIII. für meine Ratschläge aus, und endlich am 4. April 1887 erschien er nach vorheriger Anzeige in Begleitung seines ganzen geistlichen Personals, um mir offiziell die päpstliche Anerkennung auszusprechen. Gleichzeitig übergab er von seiten Seiner Heiligkeit meinen beiden Töchtern kostbare Broschen mit geschnittenen Kameen, die eine Porträt des Papstes, die andere ein Madonnenkopf.

Mir hat dieser Vorgang zu lebhafter Genugtuung gereicht und meine Empfindung aufrichtiger Verehrung für den großen Papst nur noch steigern können.

Um dieselbe Zeit wurde übrigens mein Namen in anderer Art durch die Presse mit Rom in Verbindung gebracht. Herr v. Keudell hatte den Botschafter-Posten beim Quirinal verlassen, und sofort war in einem Havas-Telegramm aus Rom gemeldet, daß ich sein Nachfolger sei. Die gesamte europäische, namentlich auch die Berliner Presse, brachte danach die gleiche Nachricht, und einige Blätter knüpften daran Vergleiche über die Wichtigkeit der beiden Missionen, meistens mit dem Ergebnis, daß unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Rom für Deutschland eine größere Bedeutung habe als Konstantinopel. Glücklicherweise blieb aber das Ganze in der Phantasie der Journalisten, an mich trat keine solche Andeutung heran. Ich verlangte damals nur, am Bosporus weiter bleiben zu dürfen. Die Eventualität nach Rom (zum Quirinal) zu kommen, ist auch später mir wieder nähergetreten, sowohl in Konstantinopel wie in Madrid. Ich hätte dann diese Berufung nicht abgelehnt, jedenfalls lieber gesehen, als irgendeine andere. Jedesmal aber änderte sich wieder die Frage vor der Entscheidung, und ich kam nicht in die Verlegenheit, darüber mir eine Meinung bilden zu müssen.

Auf den 22. März 1887 fiel die Feier des neunzigjährigen Kaiser-Geburtstages. In keiner deutschen Kolonie des Auslandes mag dieser Tag festlicher begangen worden

sein wie in Konstantinopel. Von früh bis spät in die Nacht waren wir dafür in Bewegung. Dem Gottesdienste in unserer Botschaftskirche wohnten beinahe alle fremden Missionschefs in großer Uniform bei, am Nachmittage sandte mir der Sultan seinen Sohn, den Prinzen Selim, um seine Glückwünsche zu überbringen. Das Festbankett in der »Teutonia« übertraf alle früheren an Zahl der Teilnehmer und reicher Gestaltung. Durch alle Kundgebungen zog sich der Gedanke, daß wir einen einzigen historischen Vorgang erlebten. Kaiser Wilhelm stand schon in legendarer Größe vor unseren Augen.

Die Monate bis zu meiner Abreise in Urlaub brachten vielfältige gesellige Feste, mit denen die Diplomatenwelt sich ihres vergnüglichen Daseins im andauernd herrlichen Wetter erfreute. Davon erwähne ich nur eine gemeinsame Fahrt auf unseren verschiedenen Stationären nach Prinkipo und Chrisso, und ein großes Picknick nach Beikos und dem Riesenberg. Die diplomatische Gesellschaft war zu dieser Zeit besonders gut zusammengesetzt und lebte in einer Harmonie, die sonst nicht immer unter ihr das vorherrschende Prinzip gewesen. Wir Deutsche erfreuten uns im April und Mai an der Anwesenheit eines berühmten Landsmannes, des Dichters und Rhapsoden Wilhelm Jordan, des »Nibelungen-Jordan«, der von seiner wunderbaren Gabe des Vortrags alter deutscher Heldengesänge uns Proben gewährte. Wie eine Erscheinung aus grauer Vorzeit trat er in den modernen lebenslustigen Menschenkreis am Bosporus hinein. Er hielt für die Deutschen in Konstantinopel mehrere Vorträge, auch einen im großen Saale der Botschaft. Aber in lebendigster Erinnerung bewahre ich eine Bosporusfahrt mit ihm, die im Parke von Therapia endigte, wo Jordan, mit uns im Grase gelagert, die herrlichen Sagen von Siegfried und Chriemhild verkündete.

Ich hatte mit dem interessanten Manne noch den besonderen Berührungspunkt, daß er im Frankfurter Parlament 1848 der Freund und Kollege meines Vaters gewesen war. Sein Name war seitdem oft in meiner Familie genannt worden.

Ein für uns wichtiger Tag wurde der 21. Juni: endlich war die Sommerresidenz in Therapia fertiggestellt — die feierliche Übernahme und der Einzug des Botschaftspersonals konnte stattfinden. Mir geriet es zur besonderen Freude und Genugtuung, dieses Ziel, auf das ich seit meiner Ankunft in Konstantinopel hingearbeitet hatte, erreicht zu sehen. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln war ein luftiges, helles, farbiges Landhaus hergestellt worden, gerade was wir brauchten, um in dem herrlichen Park ein frohes Sommerdasein zu führen. Wir weihten den neuen Wohnsitz mit einem kurzen Akte ein, der Botschaftsprediger sprach den Segen aus, und alle vereinigten sich im Hoch auf den Kaiser, das zum ersten Male in diesen Räumen erschallte.

Die Festlichkeit wurde dadurch erhöht, daß die Mitglieder der Botschaft in voller Uniform erschienen, da wir alle vorher in der englischen Botschaft die offizielle Feier

des Queens Jubilee, des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria, mitgemacht hatten. In der Tat, ein schönes und bedeutsames Ereignis, das in der Teilnahme der ganzen zivilisierten Welt sein Echo fand.

Für Ende Juni war mir der dringend erwünschte und erbetene Sommerurlaub bewilligt. Ich konnte ihn aber nicht antreten, wurde beständig vom Sultan zurückgehalten, der mir sagen ließ, solange die Krisis in der ägyptischen Konventionsfrage nicht gelöst sei, könne ich ihn unmöglich verlassen, er verlange es als einen Freundschaftsdienst, daß ich noch bliebe. Meine Frau reiste infolgedessen allein nach Deutschland ab, zum ersten Male seit den vier Jahren ihres Aufenthalts in Konstantinopel. Meine Befreiungsstunde schlug erst am 16. Juli nach eindringlichen Vorstellungen bei Esendimis über die Notwendigkeit, etwas für meine Gesundheit zu tun. Der Sultan empfing mich vorher und zeigte sich sehr besorgt über die Konsequenzen seiner Ablehnung der Wolffschen Konvention. Jedenfalls aber fand er die größere Gefahr auf seiten des russisch-französischen Widerstandes und hoffte darauf, daß England — besonders wenn wir es darin bestärken würden — die Sache nicht allzu tragisch nehmen werde. Darin hatte er allerdings recht. Die Haltung von White schloß ein unmittelbar drohendes, ernstes Vorgehen aus. Ich konnte somit ruhig weggelassen werden!

Eine Einladung des rumänischen Königspaares führte mich zunächst nach Bukarest. Aus dem Tagebuche darüber: »Glatte, schöne Fahrt auf dem Schwarzen Meere, heiße Tour von Varna nach Rustschuck, alle betreffenden Konsuln zur Stelle, in Bukarest Busch, mit dem ich gleich nach Sinaja weiterdampfte. Das ist nun einfach wundervoll, der ganze Weg dahin und der Ort hoch in den Bergen wie in Tirol oder Oberbayern! Der Unterschied gegen den Bosporus mit aller ausgestandenen Hitze war märchenhaft nach 27 Stunden Reise ... Sinaja ist ein gut angelegtes Bergbad, eine Menge eleganter Villen, einige große Hotels — prachtvollste Höhenluft und üppige, waldige Vegetation. Das Schloß überraschend schön, von seltener Vollendung in jedem Detail, herrliche Anlagen ringsum ... König und Königin haben mich empfangen wie einen intimen Freund aus alter Zeit. Ich blieb den ganzen Tag mit ihnen zusammen, sie zeigten mir das Schloß in allen Räumen und den Park. Abends wurde Musik gemacht von einigen hübschen Hoffräuleins im kleidsamen Nationalkostüm, das auch die Königin trug ... Mit dem König besprach ich die Fragen der Orientpolitik und fand in allem bei ihm den klaren und gesunden Verstand, der ihn kennzeichnet ... Am 19. Juli weiter, malerische Fahrt durch die Karpathen nach Kronstadt, ein reizend gelegenes, ganz deutsches Städtchen. Nach ferneren 24 Stunden in schauerlicher Hitze durch Siebenbürgen, Ungarn nach Wien, aufgelöst angekommen am 20. abends ...«

In Wien hatte ich Unterredungen mit Prinz Reuß und mit Graf Kálnoky, dem sympathischen und klugen Nachfolger von Andrássy. Am 23. Juli traf ich in Berlin

ein, wo ich seit zwei Jahren nicht mehr gewesen war. Fürst Bismarck war noch in Varzin. Im Auswärtigen Amte fand ich eine kühle Auffassung der bulgarischen und ägyptischen Fragen. Man glaubte nicht, daß Rußland jetzt es zum Konflikt im Oriente treiben würde, noch weniger England, das sich über seine gescheiterte Konvention beruhigen und inzwischen um so mehr in Ägypten bleiben werde.

Die Abmachung, die England sehr bald darauf mit Frankreich über die Neutralisierung des Suezkanals abschloß, war der klarste Beweis dafür, daß das Londoner Kabinett wegen Ägypten sich nicht weiter mit Franzosen und Russen zu entzweien dachte. Nur die zunehmende Hetzerei in der russischen Presse gegen uns und das Kokettieren mit den Franzosen hatte angefangen, ernstlich in Berlin zu verstimmen. Trotzdem blieb immer noch die Parole, nichts zu tun, was als Provokation von Rußland erscheinen könnte, dabei möglichste Fühlung mit England und den Mittelmeerstaaten zu suchen.

Nach kurzem Besuch in Altona, wo meine Mutter sich bei meinem Bruder, dem Kommandanten des Platzes aufhielt, holte ich meine Frau und älteste Tochter in Marienbad ab und reiste mit ihnen am 6. August nach Gastein. Mein Gesundheitszustand war nicht befriedigend, die Folgen des Typhus saßen noch in mir fest, und es erschien eine ernste Kur notwendig. Bis zum 24. August nahm ich die Bäder, spürte aber während dieser Zeit wenig Besserung, woran auch das stetig schlechte und kalte Wetter schuld trug.

Das Hauptinteresse an dem Gasteiner Aufenthalt war wieder die Anwesenheit unseres alten Kaisers. Ich wurde gleich zu ihm eingeladen, fand ihn merkwürdig frisch, für mich so gnädig und wohlwollend wie immer. Ich mußte ausführlich über die Konstantinopeler Vorgänge, über den Sultan, die bulgarischen Wirren berichten und erstaunte wieder über seine genaue Kenntnis dieser Dinge. Mich frappierte es, daß der Kaiser recht ernst über unser Verhältnis zu Rußland sich äußerte. Er räumte sogar die Möglichkeit eines Krieges ein, wenn auch unsererseits alles dazu geschehen müsse, dieses Unglück zu verhüten. Besonders notwendig sei jetzt die Kriegsbereitschaft von Österreich, dort müsse gehörig gerüstet werden, das sei die beste Garantie für Frieden! Er ließe nach Kräften in Wien darauf hinwirken. Vom Sultan sprach er mit vielem Wohlwollen und würdigte dessen schwierige Lage. Aber von den Bulgaren und vom Fürsten Alexander wollte er nichts wissen.

Auch jetzt wieder war die Villa Lehndorff das eigentliche Hauptquartier des alten Herrn und der Sammelpunkt für die ihm genehme Geselligkeit. Am ersten Abende unserer Anwesenheit wurde meine Tochter Marielisa in einem Muhadschir-Kostüm als Tee reichende Türkin dem Kaiser vorgeführt, was ihn zunächst sehr erstaunte und dann, nachdem er erfahren hatte, wer es war, höchlichst erfreute. Auch fehlten dort in diesem Jahre nicht die von der Jugend gespielten kleinen Stücke, die immer den besonderen Beifall der alten Majestät fanden. Beim Abschied am 10. August

war wieder die gesamte anwesende österreichische und deutsche Gesellschaft zur gemeinsamen Huldigung versammelt: vor der Villa Lehndorff standen die Damen aufgebaut mit Riesenbuketts, deren jedes einen Buchstaben vorstellte von »Heil«. — Der Kaiser hielt noch einmal an, um zu danken und fuhr dann sichtlich bewegt von dannen, diesmal wirklich, um nie mehr wiederzukehren! Man hatte aber kaum mehr wie sonst ein solches Vorgefühl, da dem neunzigjährigen Herrn in seiner gegenwärtigen Verfassung wohl auch noch ein längeres Dasein beschieden zu sein schien.

Gastein hat dann, als Kaiser Wilhelm nicht mehr dort erscheinen konnte, das meiste von seinem eigenartigen Glanze verloren.

Am 25. August verließen wir Gastein, ich spürte, wie gesagt, noch keine guten Folgen der Kur und beschloß nun, den schon länger gefaßten Gedanken einer Konsultation von Schweninger auszuführen, der gerade im Beginne seiner großen medizinischen Laufbahn stand. Zunächst aber konnte ich seiner noch nicht habhaft werden, fuhr mit meiner Frau und Tochter nach München, Tegernsee und machte einen Besuch dem prunkhaften Königsschlosse in Herrn-Chiemsee, das ich als Kunstleistung und in der großartigen stilistischen Durchführung bewunderte, aber doch als eine falsch angebrachte Nachahmung und Verherrlichung von Ludwig XIV. zurückwies.

In Berlin blieb ich dann vom 1. bis 19. September in vollem Genusse aller reichen dortigen Anregungen. Bei den kaiserlichen Majestäten war ich wiederholt zum Abend (in der mir so wohlbekannten »Bonbonniere«) und zur Mittagstafel. Der alte Kaiser sprach wenig mehr über Politik, gab mir zum Schluß Grüße für den Sultan mit und den Wunsch, es möge sich alles in Frieden ausgleichen. Am 11. September sah ich ihn zum letzten Male in Babelsberg. Ich hatte aber nicht in vermehrtem Maße die Vorempfindung wie vor zwei Jahren, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Am nächsten Tage fuhr er frisch und kräftig nach Stettin zu den Manövern ab.

Fürst Bismarck kam am 8. September nach Berlin, am 9. hatte ich mit ihm eine lange Unterredung. Er äußerte sich über die orientalischen Händel so, wie ich es im Auswärtigen Amte gehört hatte, wünschte möglichst baldige Verständigung über Bulgarien, das uns im übrigen gleichgültig sein könnte. Ernsthaft verstimmt war er durch die fortgesetzten Angriffe der russischen und französischen »Patrioten«-Presse. Es dürfe aber daraus kein Konflikt entstehen, wenigstens nicht bevor die Österreicher besser gerüstet seien. Die ganzen Orientfragen gingen Österreich mehr an als uns. Wir würden deshalb so leicht nicht aus der Rolle der Zuschauer zu fallen haben. Er war mit meiner bisherigen Haltung einverstanden und wünschte deren Fortsetzung. Bismarck sah jedenfalls am 9. September die Gefahr eines Zwiespaltes mit Rußland für uns noch nicht so nahe gerückt, wie es sich zwei Monate später herausstellte.

Zunächst kehrte ich mit Etappen in München und Wien nach dem Bosporus zurück, kam am 29. September dort wieder an. In München hatte ich endlich die Konsultation mit Professor Schweninger erreicht. Merkwürdigerweise kam er gerade selbst aus

Konstantinopel, wohin ihn Herr Krupp aus Essen mitgenommen hatte! Fortan habe ich mich ganz der Behandlung dieses bedeutenden Praktikers anvertraut und bin nach und nach durch ihn wieder ein passabel gesunder Mensch geworden. Seine Vorschriften, fast nur diätetischer Art, waren im Anfang nicht leicht zu befolgen. Man mußte aber im Vertrauen auf ihn ausharren, bis nach den recht peinlichen Zuständen der Übergangszeit sich der volle Erfolg einstellte. Für die nächsten Monate hatte ich freilich nur dieses erste, unerfreuliche Stadium durchzumachen.

In München traf ich auch zufällig mit meinem russischen Kollegen aus Konstantinopel zusammen, was sofort in den Zeitungen Anlaß zu besonderen Kommentaren bot. Es war das ein Zeichen der nervösen Stimmung, die sich allmählich in der Presse festsetzte und durch die Haltung der russischen Blätter weiter genährt wurde.

Am 18. November kam Kaiser Alexander auf der Rückreise aus Kopenhagen nach Berlin und hatte nun Gelegenheit zur Aussprache mit Bismarck, der sofort und dringend eine Audienz verlangte. Dabei ergab sich die überraschende Entdeckung, daß eine Reihe von gefälschten Aktenstücken in die Hände des Zaren gelangt war, aus denen sich ergeben sollte, wie Bismarck hinter dem Rücken des Zaren und des Kaisers Wilhelm in bezug auf Bulgarien eine russenfeindliche Politik führe und den Fürsten Ferdinand zum Widerstand gegen Rußland ermutige. Es wurde Bismarck nicht schwer, dies plumpe Lügengewebe zu zerreißen und den Zaren davon zu überzeugen, daß wir nicht daran dachten, auf der Balkanhalbinsel Rußland Schwierigkeiten zu bereiten. Seinerseits erteilte der russische Monarch die bündigsten Erklärungen über seine Friedensliebe, sowohl Deutschland wie Österreich gegenüber: er verlange nur, daß auch von diesen Mächten keine Provokationen gegen Rußland erfolgten. Darüber konnte ihn Bismarck vollständig beruhigen, und es schien zunächst, als ob danach die Wolken am Himmel des deutsch-russischen Einverständnisses sich wieder verziehen müßten. Wenn das trotzdem nicht geschah, sondern im Dezember die Situation sich wieder erheblich verdarb, so lag die Schuld davon an den russischen militärischen Maßregeln gegen die österreichischen und deutschen Grenzen. Die Bewegungen der russischen Armee, die einen vollständigen Aufmarsch für den möglichen Kriegsfall bedeuteten, alarmierten nicht nur die Zeitungen, sondern auch die Staatskanzleien. In Wien wurde man ernstlich besorgt und in Berlin folgten sich schnell nacheinander militärische Beratungen, von denen in der Presse Mitteilungen gemacht wurden.

Aus Berlin schrieb mir Berchem (Unterstaatssekretär) am 4. Dezember: »Die Zeit ist höllisch ernst geworden, wie sie es nie gewesen ist seit 1870. Kleistern und Flicken würde jetzt nur heißen, den Moment zu einer Operation verstreichen zu lassen, die vielleicht nicht unter günstigeren Verhältnissen je mehr gemacht werden kann. Das ist allerdings nur meine eigene Meinung ...«

Besonders charakteristisch für die Lage waren vertrauliche Briefe, die ich um Mitte Dezember vom Prinzen Reuß aus Wien erhielt. Er schreibt vom 10. Dezember:

»Sie wissen, daß unser Mißtrauen gegen den hundertjährigen Freund stark gewachsen ist. Der Freund weiß es aber auch. Er hat deshalb jetzt in Berlin erklärt, er wolle uns nichts in den Weg legen, uns nicht angreifen. Aber diese Zusicherungen hat er nicht in bezug auf unseren Bundesgenossen erteilt und fährt fort, Truppen an die westliche Grenze zu schicken – mitten im Winter und unter für die russische Armee sehr ungünstigen Verhältnissen ... Wir möchten den Krieg vermeiden, deswegen hetzen wir hier nicht, aber wir sagen: Haltet euer Pulver trocken, schießt nicht zu früh los ... Man ist auch hier nicht kriegerisch – indem man bisher nur Vorbereitungen zu Gegenmaßregeln trifft, glaubt man schon viel getan zu haben. Das ist aber nicht genug ... Ich bin überzeugt, daß wenn die Russen wirklich losgehen wollten, sie nicht bloß mit unserer ‚schwächeren Hälfte' zu tun haben würden. Das wird man sich an der Newa zweimal überlegen ... Hätten wir nicht einen Herrn von 91 Jahren, so würden die Dinge anders und schneidiger gehen; denn das Maß des Grolles ist bis zum Überlaufen voll ... Wie hat Ihnen die Fälschungsgeschichte gefallen? Labanow nennt es un incident diplomatique très-curieux – Hansen, Mohrenheim & Co. werden wohl die Verfasser sein ...«

Bekanntlich hat Hansen später die ihm allgemein zugeschriebene Autorschaft der falschen Depeschen abgeleugnet.

Vom 11. Dezember: »Die Dinge sind seit gestern etwas vorgeschritten. Wir wollen versuchen, fester aufzutreten, weil wir überzeugt sind, daß alles, was in Polen geschieht, mit aggressiver Absicht befohlen ist, und daß der Aufmarsch der russischen Armee begonnen hat. Wir wollen es versuchen, vielleicht hilft es. Wenn nicht, so würden sich die Russen zu ihrem Schaden davon überzeugen, daß sie nicht Österreich allein angreifen, sondern auch andere mit ihm ... Welch einen Schritt hat die Weltgeschichte gemacht, seitdem Sie in Berlin mitgearbeitet haben!! ... Der sonst so zahme Giers sucht, wo er einen Punkt findet, um Österreich anzuklagen und hat die Stirn zu behaupten, Österreich bedrohe Rußlands Grenzen! Die Wahrheit ist, daß die Russen sich in Bulgarien blamiert haben und ihre frühere dortige Stellung durchaus wieder erlangen wollen ... ‚Rennen wir Österreich um, dann fällt uns die Balkanfrucht in den Schoß' ... Wann die Sachen ins Rollen kommen werden, ist nicht zu sagen. Zu einer Winterkampagne haben die Russen wohl keine Lust. Es heißt, sie wollten im Januar die bulgarische Frage wieder aufrühren und je nachdem sie hier Opposition finden, die Dinge bis zum Frühjahr reifen lassen, dann losgehen ... Hoffentlich tut dann Abdul Hamid seine Schuldigkeit ...«

Vom 19. Dezember: »Meine Rolle bleibt hier nach wie vor zu sagen: bereitet Euch vor, aber provoziert nicht. Das wird immer schwerer zusammenzubringen ... Giers ist rein närrisch geworden! Der sonst so schüchterne Ratgeber benimmt sich wie ein Puter, wenn er das rote Tuch sieht, d. h. sobald von Österreich die Rede ist. Warum? versteht noch niemand ... Daß man bei uns den Frieden erhalten will trotz aller Empörung

über die Russen, die uns die französische Revancheidee wieder aufgeweckt haben, ist natürlich ... Die Frage des casus foederis, der ja ganz klar ist, schwimmt zwischen uns wie ein heißer Brei, in den keiner hineingreifen möchte ...«

Über meine Eindrücke von der allgemeinen politischen Lage am Ende 1887 enthält das Tagebuch nachstehende Äußerung: »Der Abschluß des Jahres in der auswärtigen Politik ist ein recht ernster. Im vorigen Jahre um diese Zeit waren schon Besorgnisse für Erhaltung des Friedens vorhanden, aus dem Lager von Katkow klangen scharfe Angriffe gegen uns, aber diese hatten noch nicht den offiziellen Stempel wie jetzt ... Wir können uns nicht mehr darüber täuschen, daß wir es mit der planmäßigen Feindseligkeit einer mächtigen Partei in Rußland zu tun haben, die mit Hilfe von Frankreich Deutschland demütigen und schädigen will. Das Angriffsobjekt ist zunächst Österreich. Man sagt in Petersburg, was mir Nelidow hier so oft wiederholt: nicht gegen Deutschland müssen wir kämpfen, aber gegen die deutsch-österreichische Allianz, die uns im Orient lahmlegt ... Schon ist die Bahn der gefährlichen gegenseitigen Rüstungen beschritten worden: die Sicherheit, bei einem Angriffe gegen Österreich auch uns zu Gegnern zu haben, schreckt die russische Aktionspartei nicht mehr. Die Rechnung auf Frankreich ist groß! So muß ich wirklich glauben, seit 1871 zum ersten Male, daß wir dem Konflikte ganz nahe gerückt sind: dazu das Alter des Kaisers, die Krankheit des Kronprinzen – eine ernste Perspektive ...«

XXIV. Kapitel

Konstantinopel

1888–1889

Mit dem beginnenden neuen Jahre gewannen die Besorgnisse um Gefährdung des Friedens keine ernstere Gestalt. Es kamen friedliche Neujahrsansprachen der Souveräne in Deutschland und Rußland. Dann, mit Genehmigung des Zaren, die Veröffentlichung, durch den »Reichsanzeiger«, der gefälschten Dokumente, die dem Kaiser Alexander in die Hände gespielt worden waren, um ihn gegen die Bismarcksche Politik aufzureizen. Darauf folgten am 3. Februar in Berlin und Wien die Veröffentlichungen des Textes der am 7. Oktober 1879 abgeschlossenen deutsch-österreichischen Vereinbarung, um ein für alle Male den wahren Charakter dieses Defensivvertrages gegenüber den Hetzereien der Kriegsparteien in Rußland und Frankreich festzustellen. Daß sich seit 1883 an dieses Bündnis das weitere mit Italien geknüpft hatte, war bekannt, der Eindruck dieser Veröffentlichung in der gesamten europäischen Presse ein gewaltiger und durchweg für die friedlichen Tendenzen günstiger. Aber die vollste Wirkung erreichte erst die Rede, mit der Fürst Bismarck am 10. Februar im Reichstage die Vorlage eines neuen Wehrgesetzes und der erforderlichen Anleihe begründete. Er schilderte darin die gesamte politische Lage mit einer Offenheit, zu der nur er allein berufen sein konnte, und appellierte an das europäische Gewissen: ob aus den vorhandenen internationalen Strömungen, besonders aus der Gestaltung unserer Beziehungen zu Rußland, die Entscheidung durch Krieg unvermeidlich sei? Wir würden vor der Notwendigkeit des Kampfes nicht zurückschrecken, könnten aber eine solche nicht erkennen. »Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.« – Das berühmt gewordene Wort war der Schluß seiner imposanten Kundgebung.

Die Rede Bismarcks gestaltete sich zu einem europäischen Ereignisse. Von allen Seiten erscholl das Echo der Bewunderung und der Zustimmung. Ich schrieb darüber in mein Tagebuch: »Die Post brachte die gewaltige Rede des Kanzlers, ein großartiges Stück Geschichte und ein Kompendium von Staatsweisheit. Wir werden daran noch lange und viel zu lernen haben!«

Die friedlichere Richtung der russischen Politik machte sich nun geltend bei der weiteren Behandlung der bulgarischen Frage. Rußland verzichtete darauf, seinen Widerspruch gegen die Anwesenheit des Prinzen Ferdinand in Sofia durch militärische Maßregeln zu unterstützen: von einer Okkupation des Landes war nicht mehr die Rede. Nach langen Verhandlungen mit uns, über die ich von Berlin aus in genauer Kenntnis erhalten wurde, beschränkte sich die russische Aktion auf die Erklärung in Konstantinopel, daß Rußland die Anwesenheit des Prinzen Ferdinand in Bulgarien als illegal und im Widerspruche mit dem Berliner Vertrag befindlich erachte und daß der Pforte anheimgestellt werde, ihrerseits eine solche Erklärung in Sofia aussprechen zu lassen. Diese Formel hatten wir als korrekt und berechtigt anerkannt und unsere Unterstützung dafür der Pforte zugesagt. Am 25. Februar machte demzufolge der russische Botschafter dem Großwesir seine Mitteilung, worauf ich sofort mich bei Kiamil und Said melden ließ und die russische Demarche unterstützte. Dasselbe tat der französische Botschafter, während die Vertreter von Österreich-Ungarn, England und Italien zwar die Berechtigung des russischen Schrittes nicht in Abrede stellten, aber sich dem anzuschließen nicht ermächtigt waren. Sie gaben dabei zu verstehen, daß ihre Enthaltsamkeit nicht als Opposition gelten sollte. Also waren *wir* der russischen Auffassung am nächsten getreten und hatten damit der Pforte die Lage erleichtert. Dem Sultan wurde wieder einmal ein Stein vom Herzen genommen dadurch, daß kein weitergehendes Verlangen von Rußland gestellt worden, und er erkannte darin dankbar das Ergebnis unserer Einwirkung. Auf der anderen Seite hatten die Russen uns zu danken für rückhaltloses Mitgehen, während von den anderen Mächten mit Ausnahme von Frankreich nur ein passives Gewährenlassen zu erlangen gewesen war. Für Rußland handelte es sich bei der ganzen Frage um eine »satisfaction d'amour propre« gegenüber der Person des Prinzen Ferdinand, dessen Auftreten in Sofia als eine Eigenmächtigkeit gekennzeichnet und dadurch ihm im Lande selbst der Boden wieder entzogen werden sollte. Ob und wie weit man in Petersburg wirklich geglaubt und erwartet haben möge, daß die schon gewonnene Stellung des Fürsten Ferdinand durch solche Erklärungen der Pforte zu erschüttern und sein Rücktritt damit zu erzwingen sei, mag dahinstehen. Damals, als die Demarche am 25. Februar bei der Pforte gemacht wurde, gaben sich die Russen den Anschein, als ob damit das Ende der koburgischen Regierung in Bulgarien eingeleitet würde und man die weitere Entwicklung der Dinge in diesem Sinne abwarten könnte. *Uns* lag diese Frage nicht am nächsten. Ob Prinz Ferdinand in Bulgarien bleiben würde oder nicht, war uns viel gleichgültiger als die Erwägung, durch unsere Haltung Rußland den Beweis friedlicher und freundlicher Gesinnungen geben zu können. So wurde es auch von der europäischen Presse aufgefaßt, nicht ohne einige Bitterkeit auf seiten der Wiener Blätter, die eine gleiche deutsche Parteinahme für österreichische Interessen im Orient zu erwarten sich berechtigt glaubten. Im »Wiener Tageblatt«

erschien ein offiziöser Artikel in diesem Sinne, worin es unter anderem hieß: »... Für uns in Österreich von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß die Willfährigkeit der Pforte, den russischen Wünschen zu entsprechen, ausdrücklich auf den ‚starken Druck' zurückgeführt wird, welchen der deutsche Botschafter Herr v. Radowitz auf die Regierung des Sultans ausübt. Daraus geht hervor, daß die Unterstützung, welche Deutschland der neuesten diplomatischen Aktion Rußlands zuteil werden läßt, doch nicht so platonischer Natur ist, als man vielfach anzunehmen geneigt war...

Herr v. Radowitz ist ein energischer Diplomat, und die Energie ist eine Eigenschaft, mit welcher man am Goldenen Horn gewiß am raschesten vorwärts kommt. Die russischen Wünsche haben an dem deutschen Botschafter in Konstantinopel einen scharfen und entschiedenen Vertreter gefunden. Herr v. Radowitz hat diesmal im Interesse Rußlands einen Druck ausgeübt, welchem auch in früheren Fällen, wo es sich speziell um deutsche Interessen handelte, die Pforte nicht zu widerstehen vermochte. Man hat im Jildis-Kiosk den ‚starken Druck' und die energische Sprache des deutschen Botschafters zu wiederholten Malen kennengelernt...

Mit dem ‚starken Drucke', mit der energischen Unterstützung russischer Wünsche von seiten Deutschlands muß also ernstlich gerechnet werden. Von Zeit zu Zeit findet man es in Berlin für angemessen, den österreichischen Verbündeten daran zu erinnern, daß Deutschland kein sonderliches Interesse an den Dingen im Orient habe; von Zeit zu Zeit klingt aus der deutschen Reichshauptstadt der Mahnruf zu uns herüber, daß die österreichisch-deutsche Allianz mit Bezug auf die Orientinteressen der Monarchie nur eine beschränkte Geltung habe; und in deutschen Blättern war in der jüngsten Zeit wiederholt der Satz zu lesen, daß Österreich-Ungarn, wenn es seinen Widerstand gegen die russischen Ansprüche auf Bulgarien allzu weit treiben würde, auf die unbedingte Gefolgschaft Deutschlands nicht zu hoffen hätte. Man hat in Berlin eine sehr vorsichtige Auffassung von der Freundschaft für seine Verbündeten, man hat auch einen ganz eigentümlichen Begriff von der Gegnerschaft zu Rußland. Die deutschen Interessen sind durch den österreichisch-deutschen Allianzvertrag ausreichend geschützt; die Interessen Österreichs auf der Balkanhalbinsel sind bisher nicht in demselben Maße von unseren deutschen Verbündeten vertreten worden.

Es muß abgewartet werden, welche Erfolge die deutsche Politik durch den in Konstantinopel ausgeübten ‚starken Druck' erzielen, ob und unter welchen Modifikationen die Pforte die von Rußland gewünschte Aufforderung an den Fürsten Ferdinand erlassen wird. Für den Augenblick kann und soll nur die Tatsache festgestellt werden, daß Deutschland in sehr greifbarer und entschiedener Weise die russischen Wünsche unterstützt, daß es sich energisch für die bulgarische Politik Rußlands einsetzt. Man darf dieser Tatsache gegenüber der Hoffnung Ausdruck geben, daß es auch dem Standpunkte Österreichs in der bulgarischen Frage an der notwendigen Unterstützung nicht fehlen werde...«

Daraus ging hervor, daß uns die günstige Haltung für Rußland im Orient nicht leicht gemacht wurde und wir wenigstens Grund hatten, dafür richtiges Verständnis in Petersburg zu erwarten. Daß sich andererseits in dieser Phase der bulgarischen Frage die drei Mittelmeermächte untereinander in voller Übereinstimmung erhielten, konnte uns, da unsere eigenen Beziehungen zu ihnen nicht darunter zu leiden hatten, nur erwünscht sein. Ich bewahrte deshalb fortwährend die freundschaftlichste Fühlung mit meinen Kollegen von Österreich, Italien und England, nicht minder wie mit dem russischen.

Zu Beginn des Jahres wurde mir aus Berlin die Mitteilung von meiner Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat, wie Graf Herbert Bismarck schrieb, in besonderer Allerhöchster Anerkennung für die Wirksamkeit auf meinem Posten. Durch diese Ernennung änderte sich nichts in meiner Rangstellung, da ich schon in der Eigenschaft als Botschafter den Titel und Rang »Exzellenz« besaß. Es war mir aber wertvoll, bei diesem Anlasse meine Geschäftsführung von der politischen Leitung ausdrücklich anerkannt zu sehen. Für befriedigende Arbeit ist eine solche Empfindung notwendig; und solange Fürst Bismarck die Zügel führte, durfte ich hoffen, sie auf meinem jetzigen Arbeitsfelde weiter bewahren zu können.

Alle unsere Gedanken und Empfindungen wurden zunächst erfüllt von dem Geschicke, das sich im deutschen Herrscherhause vollzog. Nachdem seit dem 7. März beunruhigende Nachrichten über das Befinden des alten Kaisers eingelaufen waren, brachte am 9., nachmittags 2 Uhr, der Telegraph die Meldung: Kaiser Wilhelm ist sanft entschlafen. Man war gerade in letzter Zeit so wenig auf ein solches Ereignis vorbereitet, in der weiten Entfernung von der Heimat kam nun der Schlag mit um so größerer Wucht.

Ich fuhr sofort zum Sultan, der mich gleich empfing und sich wirklich erschüttert zeigte. Er hatte mit aufrichtiger Bewunderung an unserem Herrn gehangen, den er von der Reise mit Abdul Aziz im Jahre 1867 persönlich kannte. Die ganze offizielle Welt von Konstantinopel, die Mitglieder aller Gesellschaftsklassen und natürlich voran die deutsche Kolonie fanden sich zum Ausdruck der Teilnahme in der Botschaft ein.

Mir persönlich ging die Trauer um den geliebten alten Kaiser sehr nahe. Ich schrieb darüber an meine Mutter: »Ich weiß, wie tief Dich das Ereignis ergriffen haben wird. Man kann sich persönlich und sachlich kaum hineinfinden... Was *wir* in unserer Familie dem verewigten Herrn an Dank und Verehrung schuldig sind, können wir aber voll ermessen und bei seinem Sarge als einen persönlichen Tribut niederlegen.« Und später: »Wir haben hier erst die näheren Nachrichten empfangen und das ganze Ereignis miterleben können. Es waren ergreifende Stunden, die diese Mitteilungen uns brachten. Vielleicht faßt man gerade in der Ferne das einzelne noch schärfer und eindringlicher auf als zu Hause, wo ein Eindruck den anderen schneller ablöst und verdrängt ... Welch ein schönes, tröstliches Ende, welch ein Vermächtnis

für die Nation in diesen Tagen! Das hat wieder Bismarck meisterlich verstanden, gleich den richtigen Punkt herauszuheben und festzulegen für alle Zeit durch seine in der Einfachheit und Wahrheit große Rede vom 9. März. Und wenn dieser harte Mann geweint hat vor aller Welt, so spricht das lauter als alle Nekrologe. Ich habe die feste Empfindung, daß die Art und Weise des Abscheidens unseres alten Herrn und die Schlußfolgerungen, die sich von selbst daraus jedem denkenden Kopfe und jedem fühlenden Herzen in Deutschland ergeben, eine große Errungenschaft für die Zukunft bleiben und für viele Gefahren die Augen öffnen werden ... Das wird der Kanzler bei seinen Worten auch empfunden haben ...«

Herbert Bismarck schrieb mir am 10. März: »Wir sind durch das gestrige Ereignis auf das schwerste heimgesucht worden. Das Ende unseres lieben Herrn kam gerade jetzt so plötzlich, nachdem er in den letzten Wochen besonders wohl gewesen war. Ich bin tief betrübt über den unersetzlichen Verlust – bei allen Deutschen wird dasselbe Gefühl der Trauer und des Schmerzes vorherrschen, am meisten aber bei denen, die wie auch Sie dem Allerhöchsten Herrn so lange gedient und so nahe gestanden haben ... Gott beschütze unser Land auch fernerhin, wie Er es während der letzten glorreichen Regierung getan hat ...« Ich antwortete ihm mit Dank dafür, daß er inmitten der Sorgen und Arbeiten der ersten schweren Tage noch Zeit gefunden habe zu einem Brief und fügte hinzu: »Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie in den neuen wie in den alten Verhältnissen rückhaltlos auf meine Hingebung zählen mögen. Der Name, den Sie tragen, hat uns vorwärts geführt und stark gemacht; mehr als je bleibt er unser Leitstern in der ernsten Zeit, der wir entgegengehen ... Das hebt sich aus der tiefen Trauer des Momentes heraus und gibt den Mut für die Zukunft.«

Am 16. März, dem Tage der Beisetzung Kaiser Wilhelms in Berlin, fand eine kirchliche Feier in unserer Botschaftskapelle statt.

(...) Am Nachmittage, nach dem Selamlik, empfing mich der Sultan noch einmal, um seiner Teilnahme an unserer Trauer Ausdruck zu geben. Es fiel dabei auf, daß er zu dieser Audienz schwarze Kleidung und auch schwarze Handschuhe trug als äußeres Zeichen seines Mitempfindens – eine Demonstration, die er niemals vorher gemacht hatte und die von seiner Umgebung ganz besonders hervorgehoben wurde. Der Sultan war sichtlich bewegt, als er bat, der neue Kaiser möge ihm seine Freundschaft zuwenden, so wie es sein großer Vorgänger getan habe: er habe sich immer wohl dabei befunden, wenn er den Rat Deutschlands befolgt habe, und es sei sein fester Entschluß, dabei zu verharren.

Die ersten Anfänge des »neuen Regimes« in Berlin, denen man unter den obwaltenden Verhältnissen nur mit großer Sorge entgegensehen konnte, erschienen nicht entmutigend. Am 27. März schrieb ich darüber: »Es hebt sich nun, nach den Tagen der tiefsten Trauer und des Rückblickes auf eine unvergleichliche Vergangenheit, die

unmittelbare Gegenwart weniger trostlos ab, als es hätte befürchtet werden können ... Die Anfänge der neuen Regierung enthalten viel Gutes und des übernommenen Vermächtnisses Würdiges in den Hauptpunkten, die bisher das öffentliche Interesse erregen konnten. Ich weiß aus bester Quelle, wie der Kanzler mit Schonung und Klugheit das persönliche Verhältnis zu dem neuen Herrscher gestaltet: er ist ganz ergriffen von der tragischen Aufgabe, die ihm gestellt worden und die seinerseits der Kaiser bewunderungswürdig erfaßt hat. Da kann man schon über manches Nebensächliche, auch über den weiblichen Teil, hinwegsehen und das weitere abwarten.« Ganz damit übereinstimmend schrieb mir Prinz Reuß aus Wien, mit dem ich in regem Briefwechsel stand, vom 26. März: »In Berlin hat in der ersten Zeit nach dem 9. März große Bestürzung geherrscht. Alle Lebensäußerungen der neuen Zeit zeigten eine gewisse Hast, es sah aus, als ob vor allem geschwind etwas geschehen müsse, solange noch Zeit wäre. Das hat sich beruhigt, das Schiff schwimmt weiter, der alte Steuermann führt nach wie vor das Ruder. Man ist froh, ihn zu haben, und er, groß wie immer, hat gewußt, wie er am besten seinem neuen Herrn und seinem Vaterlande dienen würde ... Kleinigkeiten, die sonst Kapitalfragen werden konnten, läßt er ruhig links liegen und hält nur das Große im Auge ... Die Weltgeschichte hat acht Tage lang stillgestanden, jetzt fängt man wieder an, sich mit Tagespolitik zu beschäftigen ...«

Dieses Vertrauen in eine günstige Entwicklung der Dinge erlitt bald genug einen starken Stoß durch das Wiederauftauchen des Planes der Verlobung von Alexander Battenberg mit der Tochter des Kaisers. Die Angelegenheit hatte schon seit vier Jahren die kaiserliche Familie beschäftigt und war nach dem formellen Veto, das der alte Kaiser in Übereinstimmung mit der Ansicht des Fürsten Bismarck dagegen einlegte, als erledigt betrachtet. Darin hatte man sich aber getäuscht: Königin Viktoria und ihre Tochter, unsere Kronprinzessin, hielten fest und warteten nur auf geeignete Gelegenheit, um darauf zurückzukommen. Nach dem Tode des alten Herrn schien ihnen diese Gelegenheit geboten. Zufällig war ich einer der ersten, die darüber vertrauliche Nachricht erhielten, und konnte schon vor dem 9. März Herbert Bismarck brieflich darauf aufmerksam machen. Mein derzeitiger englischer Kollege, Sir William White, stand zu dem Exfürsten von Bulgarien in intimer Beziehung und wußte genau, daß dieser nach wie vor auf die Heirat rechnete, die ihm womöglich die Rückkehr auf den Thron in Sofia ermöglichen sollte. White sprach darüber offen mit Baron Blanc, unserem italienischen Kollegen, und dieser vertraute es mir an. Es paßte auch ganz zu Whites persönlicher Politik, wenn, wie er glaubte, diese Heirat des Battenbergers zu scharfer Verstimmung zwischen uns und Rußland geführt hätte.

In den ersten Tagen des April kam die Bombe zum Platzen, indem Kaiser Friedrich selbst, auf Drängen seiner Gemahlin, den Reichskanzler von dem Projekt in Kenntnis setzte. Es war schon so weit vorbereitet, daß Fürst Bismarck nur mit Einsatz seiner ganzen Autorität und der bestimmten Erklärung seines eventuellen

Rücktrittes eine vollzogene Tatsache abwenden konnte. Ich erhielt am 5. April den telegraphischen Auftrag, gleich mit Sir William White vertraulich über die Sache zu sprechen und ihm zu sagen, er möge sich nicht darüber täuschen, daß durch die Battenbergsche Heirat wir genötigt sein würden, noch viel festere Fühlung mit Rußland zu nehmen und uns mit der kaiserlichen Familie noch besser zu stellen, als bisher. Es liege wohl kaum im englischen Interesse, es darauf ankommen zu lassen. In demselben Sinne sollte Hatzfeldt in London sich Lord Salisbury gegenüber äußern. White war durch meine Mitteilung sehr überrascht; offenbar hatte er die Frage von diesem Standpunkte aus noch nicht betrachtet und machte sich nun seine eigene Verantwortlichkeit klar, wenn er weiter die Absichten des Battenbergers zu fördern suchte. Er sagte mir, es könne in England nur durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung in der Presse dagegen gearbeitet werden. Bei der Königin Viktoria sei in solchem Falle durch politische Erwägungen nichts zu machen. Man müsse in dieser Richtung einwirken, und er selbst werde gerne dabei mithelfen. Ich hatte den Eindruck, daß mein geschätzter Kollege ernstlich suchte, sich aus dieser Affäre wieder herauszuziehen, und dem Projekte jedenfalls keine weitere Unterstützung geben würde.

Inzwischen war in Berlin die Lage recht kritisch geworden: das Entlassungsgesuch von Bismarck lag in der Luft und allgemein war die Erregung darüber, in der Entfernung vielleicht noch lebhafter wie in der Heimat. Ich schrieb am 7. April: »Was ist das für ein Schreckschuß mit der Battenbergschen Heirat! Gottlob, wenn der Kanzler die Gefahr beseitigen kann, es ist gar nicht zu ermessen, in welche falsche Lage diese wahnwitzige Idee unsere ganzen politischen Interessen gebracht haben würde! Bei ihm, dem Battenberger, ist nichts dahinter als Eitelkeit, er hofft dann mit deutscher Unterstützung als König von Bulgarien zurückzukehren ...« Am 14.: »Die Bismarck-Krisis wegen des Battenbergers ist zu arg ... Es ist ein Beweis dafür, wieweit die Unvernunft und der Eigensinn von einigen Weibern in politischen Dingen führen kann ... In schmählicher Weise ist die jetzige Widerstandslosigkeit des armen kranken Kaisers ausgebeutet worden. Und dazu die Juden- und Demokratenpresse, die von ‚Loyalität' spricht ...« Am 16. April schrieb mir Prinz Reuß: »Warum muß dem armen sterbenden Herrn noch die kurze Spanne Zeit so verbittert werden? Ich kann über das Gefühl gar nicht hinwegkommen, er hat mich in diesen vierzehn Tagen unsagbar gedauert! Konnte man ihn nicht in Ruhe lassen? Er war nie für dieses Heiratsprojekt, sein Wille wurde aber durch die Krankheit gebrochen; das hat man in unverantwortlicher Weise ausgebeutet und damit die Welt fast aus den Angeln gebracht ... Gott verzeihe es denen, die es zu verantworten haben ...«

Erst nach Mitte April war durch die energische Haltung von Bismarck die Gefahr überwunden, von der Battenbergschen Verlobung ernstlich nicht mehr die Rede. Aber die Nachwirkung dieser Episode blieb zurück. Am 21. April schrieb ich darüber: »Die Nachrichten vom Kaiser klingen etwas besser, aber man kann sich nicht täuschen über

das, was bevorsteht. Nur um eine kurze Spanne Zeit handelt es sich noch. Momentan treten die Reflektionen über die Erlebnisse der letzten Wochen zurück — aber nicht ohne eine bittere Empfindung hinterlassen zu haben. Daß man den unglücklichen, in seinen Leiden so großen Mann nicht hat in Frieden scheiden lassen wollen, kann nie vergessen werden . . . Die Eintracht war vollständig hergestellt, keine Wolke gab es zwischen Kaiser und Kanzler, was die Demokraten und Windthorst darüber behaupten, ist Unwahrheit . . . Nur die Verblendung der Frau hat alles aufgewühlt und aufs Äußerste getrieben — doch am besten schweigt man jetzt ganz von diesen Dingen . . .

Meine Gesundheit hatte sich seit dem vorigen Jahre leidlich gehalten, aber die Notwendigkeit einer ernsten Kur, wie Schweninger es verlangte, trat nun unabweislich heran. Ich erhielt den nötigen Urlaub zur Reise in die Heimat, und zu meiner Vertretung in Konstantinopel wurde der bisherige Gesandte in Bukarest, mein alter Freund Busch, ernannt. Der erste Sekretär v. Kiderlen-Wächter war nach Berlin ins Auswärtige Amt berufen, konnte daher nicht als Geschäftsträger eintreten. Busch kam am 10. Mai an, am 15. reiste ich ab. Zunächst machte ich eine kurze Station in Bukarest, wo ich den neu angelangten Gesandten Bernhard v. Bülow mit seiner Gattin vorfand. Ich sah die immer noch reizend hübsche Frau zum ersten Male in ihrer neuen Ehe, nachdem ich so oft mit ihr als Gräfin Dönhoff verkehrt hatte. In Wien verbrachte ich einen Tag mit Prinz Reuß und traf am 19. Mai in Berlin ein. Mein Aufenthalt dort dauerte nur bis zum 28. Mai. Ich wollte hauptsächlich für meine Gesundheit sorgen durch Konsultation mit Schweninger, der mir riet, so bald als möglich in sein Sanatorium in Heidelberg einzutreten. Er fand in mir keinerlei organische Störungen, aber hochgradige Schwäche der Gedärme, die eine sorgfältige Behandlung notwendig machte.

Während dieser Berliner Tage sah ich den Reichskanzler und die Herren vom Auswärtigen Amte, namentlich Herbert Bismarck, meldete mich aber nicht bei dem neuen kaiserlichen Hofe, der übrigens auch durch die Hochzeit des Prinzen Heinrich (24. Mai) stark beschäftigt war. Meine Eindrücke über den Stand der Dinge in Berlin waren nicht erfreulich. An meine Frau schrieb ich darüber: »Ich habe in den wenigen Tagen hier viel erlebt, wenn Hören und Erfahren der Dinge, die ringsherum sich ereignen, ein Erleben sein kann. Es läßt sich schwer darüber schreiben, nur soviel kann ich sagen, daß die vorwiegenden Eindrücke der Gegenwart unerquickliche sind, im wesentlichen die Bestätigung dessen, was ich schon wußte, doch im Detail schlimmer wie alles, was man im Auslande vermutete . . . Bei Kaiserin Augusta habe ich mich gleich gemeldet und wurde sofort empfangen . . . Das war wahrhaft wohltuend. Dort dachte man noch an den seligen Herrn und lebte in ihm weiter. Am neuen Hof ist es beinahe ein Verbrechen, seiner zu gedenken. Die alte Kaiserin war rührend und erstaunlich zu gleicher Zeit in ihrer einfachen und großen Auffassung der jetzigen Lage . . .« Auch von den kronprinzlichen Herrschaften wurde ich empfangen und hatte

eine lange, mich sehr befriedigende Unterredung mit dem Prinzen. Er sprach eingehend von Kaiser Wilhelm und zeigte mir die große, nur in drei Exemplaren hergestellte Photographie des alten Herrn auf dem Sterbebette. Im übrigen äußerte er sich über die Beziehungen mit Rußland und drückte den Wunsch aus, den Orient durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Der Kronprinz erschien mir gereift, körperlich und geistig, ernster und männlicher, bei aller bezaubernden Jugendfrische.

Erst vier Jahre später habe ich erfahren, daß in den ersten Tagen der neuen Regierung an Kaiser Friedrich eine persönliche und vertrauliche Mitteilung des Sultans gerichtet worden war: er bat darin, bei den etwa bevorstehenden diplomatischen Versetzungen jedenfalls mich auf meinem Posten zu belassen, da ich das volle Vertrauen des Sultans besäße und für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei die besten Dienste leisten könne. Darauf ist durch die Kaiserin Viktoria geantwortet worden: Mein Verbleiben in Konstantinopel sei nicht zu versprechen, nach Auffassung der Kaiserin sei ich viel zu sehr im russischen Fahrwasser. In dieser Äußerung gab sich die ungnädige Gesinnung wieder, welche mir Ihre Majestät, wie ich schon früher bemerkt habe, bewahrte, und der ich jedenfalls, wenn ihre Regierung länger gedauert hätte, bald zu weichen gehabt haben würde. Vorderhand hatte ich selbst bei meiner Anwesenheit in Berlin kein Anzeichen in dieser Richtung, am wenigsten von seiten des Auswärtigen Amtes, wo mir nur die vollste Zufriedenheit mit meiner Geschäftsführung ausgedrückt wurde.

Vom 30. Mai ab war ich in Heidelberg im Sanatorium von Schweninger etabliert. Ich wohnte nicht im Sanatorium selbst, sondern in dem daneben belegenen Schloßhotel und besuchte das erstere nur zu den vorgeschriebenen körperlichen Übungen und Bädern. Die Kur bestand zumeist aus einem ziemlich genau eingeteilten Regime. Für jede halbe Stunde von 6 Uhr früh bis 10 Uhr abends waren Bestimmungen über Diät und Bewegung gegeben, die man sich schriftlich stets vor Augen zu halten hatte. Anfänglich fiel es recht schwer, die Weisungen genau einzuhalten, es kam ein Moment, wo man glaubte, nicht damit fortfahren zu können, und das Ganze wieder aufgeben wollte. Diese Krisis lag aber im System, sie mußte erst überwunden werden, um den vollen Erfolg zu erzielen. Dr. Schweninger leitete die Behandlung von Berlin aus. Er kam einmal, höchstens zweimal wöchentlich zur persönlichen Kontrolle nach Heidelberg, sonst vertrat ihn ein Assistenzarzt, der täglich die Patienten aufsuchte. Für diese war allerdings der so kurz bemessene Verkehr mit Schweninger nicht ausreichend, und alle klagten darüber. Das Etablissement hat sich bei der sporadischen Anwesenheit des Meisters nicht halten können. Mir hat aber der vierwöchentliche Aufenthalt im Sanatorium sehr gut getan: die ganze Wirkung davon trat erst nachher hervor.

Am Nachmittag des 15. Juni stand ich am Fenster meines Zimmers und schaute in den herrlichen Schloßgarten, dachte an das Schicksal, das nach den letzten Meldungen aus Berlin sich dort unabänderlich vollzog. Da ertönte plötzlich aus der Stadt

Geläute, in das bald alle Glockentürme einstimmten: und nun wußte ich, daß der große Dulder auf dem Throne vollendet und daß eine neue Epoche für unser Vaterland begonnen hatte. Der Moment, lange vorher gesehen, packte mit der ganzen Kraft seiner Aktualität. »Das ergreifende Geläute der Glocken,« schrieb ich an meine Frau, »hat es mir eben verkündet, daß gekommen ist, was geschehen mußte... Ein großer Abschnitt hat sich vollzogen. Rückwärts schaut man in tiefer Trauer, vorwärts mit Hoffnung und Zuversicht, aber doch noch ins Ungewisse hinein, ohne Möglichkeit, jetzt schon zu wissen, wie die nächsten Folgen der eingetretenen Änderung in der Weltlage sein können. Das nun beginnende neue Regime, das sich nach menschlichem Ermessen auf lange Dauer einzurichten hat, wird zunächst einige Zeit brauchen, bevor es seinen wirklichen Charakter erhält. Der junge Kaiser hat einen ausgesprochenen Eigenwillen, und wie sich der entwickelt, ist noch nicht zu ermessen ... Es liegt aber eine besondere Fügung darin, daß das jetzt beendete Regiment nicht länger dauern durfte; niemand kann berechnen, was es unter der Firma der Volkstümlichkeit uns noch hätte schaden können...«

Heidelberg verließ ich am 30. Juni, machte mit meinem ältesten Sohn eine kleine Rheinreise und traf am 4. Juli in Berlin ein, um am 9. Juli die Heimfahrt nach dem Bosporus anzutreten. In diesen wenigen Tagen hörte und sah ich viel: ich fand die Lage der Dinge himmelweit verschieden von dem, was ich auf der Herreise gefunden hatte. Ein frischer, sicherer Zug wehte durch alles, man sah mit Vertrauen in die Zukunft; das allgemeine Gefühl war, als erhole man sich von einem cauchemar — nur die Demokraten und ihre hohe Gönnerin empfanden das nicht. Ich wurde gleich vom jungen Kaiser empfangen, der mir aufs neue sein lebhaftes Interesse für die Orientangelegenheiten aussprach und ausdrücklich bemerkte, ich solle in allem nur genau die Weisungen des Kanzlers ausführen, mit dem er in den Fragen der auswärtigen Politik ganz einig sei. Auch die beabsichtigte Reise nach Petersburg wurde erwähnt. Ebenso hatte ich den besten Eindruck von meinem Empfange bei Bismarck, der ganz erholt und verjüngt aussah, mit großer Offenheit die Ereignisse der letzten Zeit besprach und seine volle Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge ausdrückte. Von dem jungen Kaiser sprach er mit warmer Hingabe und Anerkennung. Seine Instruktionen für Konstantinopel waren die gleichen wie bisher.

Während meines Aufenthaltes in Heidelberg war zur Notifikation des Thronwechsels Radolin, der neugebackene Fürst, vom Kaiser in außerordentlicher Mission nach Konstantinopel gesendet worden. Er wurde dort von Busch in meiner Vertretung empfangen, und meine Frau tat in Therapia ihr möglichstes, um der Mission Gastlichkeit zu erweisen. Nach allem, was ich in Berlin hörte, konnte ich nicht daran zweifeln, daß Radolin sich mit der Absicht trug, den Hofdienst gegen eine Botschaft zu vertauschen: es lag nahe, daß er sich in diesem Wunsche den Posten in Konstantinopel näher besichtigen würde. Es hat dann noch einige Jahre gedauert, bis sein Plan

in Erfüllung ging; jedenfalls hatte er — was ich ihm nicht verdenken konnte — schon damals ihn fest ins Auge gefaßt.

Am 16. Juli frühmorgens war ich am Bosporus zurück. Der Sultan empfing mich am 20. zur Überreichung meiner neuen Beglaubigungsschreiben. Er erkundigte sich aufs genaueste nach dem jungen Kaiser und nach den ersten Manifestationen unserer auswärtigen Politik, billigte namentlich die Reise des Kaisers nach Petersburg, in der er ein wichtiges Unterpfand für Erhaltung des Friedens erkennen wollte.

Die nächsten Monate brachten uns am Bosporus mehr gesellige Bewegung als politische Ereignisse. Es ging aber in der Stille die Arbeit weiter, von russischer und französischer Seite in der mißtrauischen Besorgnis, daß es jetzt Deutschland darauf ankomme, die Türkei definitiv an die Tripelallianz festzulegen. Darüber wurde in der russischen und französischen Presse viel unnützer Staub aufgewirbelt; die Pforte hatte Mühe, es glaubhaft zu machen, daß von unserer Seite keine derartige Beeinflussung versucht werde.

Eine für deutsche Interessen wichtige Abmachung wurde allerdings in dieser Zeit nach langen und schwierigen Verhandlungen abgeschlossen: die Konzession für die Anatolische Eisenbahn (Ismid—Angora) zugunsten der Deutschen Bank in Berlin, als deren geschickter Vertreter Herr Kaulla, Direktor der Württembergischen Vereinsbank, sich in Konstantinopel aufhielt. Die Botschaft hatte diese Unterhandlung soviel als möglich unterstützt und es erschien daher um so mehr das Gelingen als ein deutscher Erfolg, zum Mißvergnügen der anderen fremden Konkurrenten, die bei ihren betreffenden diplomatischen Vertretungen Hilfe gesucht hatten.

Außerdem wurde aber auch eine gemeinsame politische Aktion von den Vertretern der Großmächte in Konstantinopel in diesem Jahre noch erledigt: am 29. Oktober waren wir friedlich vereinigt auf der Pforte zur Unterzeichnung einer Suezkanal-Konvention, das Ergebnis von Verhandlungen zwischen Franzosen und Engländern, das nunmehr der Sanktion durch die Pforte und die übrigen Großmächte unterbreitet wurde. Es betraf die Neutralität des Kanals, das Recht der Pforte, für die Verteidigung der Ostküste des Roten Meeres einzutreten, die Stellung des Khedive zur Pforte usw. Das ganze Übereinkommen konnte keinen wirklichen Wert haben, solange die davon nicht berührte englische Okkupation andauerte. Und niemand konnte die Vermutung hegen, daß England jemals freiwillig diese Okkupation aufzuheben geneigt sein werde. Also handelte es sich nur um ein anständiges Begräbnis für die anderweitigen Wünsche in Ägypten, speziell die französischen. Wir hatten uns auch in dieser weiteren Phase der ägyptischen Politik völlig zurückgehalten und ließen den Franzosen die Illusion, durch die neue Konvention irgend etwas erreicht zu haben. Niemand hatte sie darin gehindert, und mein Kollege Montebello reiste danach erfreut in Urlaub.

Wir blieben bis Anfang November in der schönen Sommervillegiatur von Therapia.

Mitte Dezember kam Admiral Hollmann, der unser Mittelmeergeschwader befehligte, mit einer Anzahl seiner Offiziere zum Besuch nach Konstantinopel. Das gab dem Sultan Anlaß zu einem glänzenden Feste in Jildis für alles, was an deutschen Beamten und Offizieren anwesend war, mit erneuerten Freundschaftsdemonstrationen für den Kaiser und Deutschland.

Beim Abschlusse des Jahres schrieb ich als Silvesterbetrachtung in mein Tagebuch: »Wir gehen nicht ohne Besorgnisse in die verhängnisvolle Ziffer von 89 hinein ... Äußerlich erscheint die Gesamtlage weniger unklar wie beim letzten Jahresabschluß: aber doch scheinen mir die Elemente, die zur Krisis treiben könnten, eher noch näher gerückt wie damals ... Die europäischen Verhältnisse liegen heute für den Kampf von Deutschland gegen Frankreich und Rußland weniger günstig wie früher, und die Erkenntnis davon könnte schneller vorwärts in den Konflikt treiben ... Rußland ist im Laufe des vorigen Jahres viel kriegstüchtiger an der österreichisch-deutschen Grenze aufmarschiert. Die russische Gemeinsamkeit mit Frankreich hat sich überall gefestigt; Rumänien ist zweifelhafter und unsicherer in seiner für die Kraftentfaltung so wichtigen Haltung gegenüber den Zentralmächten geworden; in Serbien der russische Einfluß erheblich gestiegen; Spanien nicht entfernt mehr so franzosenfeindlich wie früher. In England ist die Strömung zugunsten des Zusammenhaltens mit den Zentralmächten schwächer geworden. Dagegen erscheint Frankreich militärisch gekräftigt durch das neue Gewehr und das Lebelpulver. Zu alledem haben wir neue koloniale Verwicklungen auf dem Halse. Kurz, ich finde, daß jetzt nach vielen Richtungen hin unsere Gesamtstellung und die Interessen des neu gebildeten kontinentalen Systems mehr bedroht sind und daß von der zunächst vorauszusehenden Entwicklung der Zukunft keine Abnahme der uns ungünstigen Erscheinungen zu erwarten ist ... Zweifellos sind daneben auch Vorteile erkennbar, die mit der Zeit sich uns zuwenden können. Vor allem gewährt jetzt die Führung Deutschlands durch den jungen Kaiser einen stärkeren Rückhalt. Aber dieser Faktor spricht auch für Beschleunigung, solange noch ein mögliches Übergewicht auf unserer Seite gegeben bleibt ... Ist es schwerer, die Verantwortung dafür zu tragen, daß man den letzten Moment zur Ausnützung gegebener Vorteile versäumt, oder dafür, daß man den Konflikt beschleunigt, der sonst vielleicht noch zu umgehen wäre? In diesem V i e l l e i c h t liegt der Schwerpunkt der Frage. Wer vermag heute zu sagen, nach welcher Seite hin, nach der des Handelns oder des Unterlassens, die meiste Gefahr liegt? Wenn wie 1870 ein unerwarteter Anlaß auftauchte, der schnell dem Zweifel ein Ende machte, wäre wohl auch in Berlin schweren Gewissenskämpfen ein Ziel gesetzt; aber darauf ist vorläufig nicht zu rechnen. Selbst der siegreiche Boulanger wird sich erst als Friedensgarantie einführen wollen, und die Russen binden noch weniger mit uns an ...«

Im Januar 1889 wurde das öffentliche Interesse zunächst durch den Berliner Prozeß gegen den Geheimrat Geffken infolge seiner Herausgabe der Tagebücher des

Kaisers Friedrich, sodann durch die Enthüllungen über das Verhalten des englischen Diplomaten Sir Robert Morier im Jahre 1870 in Anspruch genommen. Morier war damals Geschäftsträger in Darmstadt und hatte Nachrichten über die Bewegungen der deutschen Armee an Marschall Bazaine gelangen lassen. In dem Geffkenschen Prozeß wurde die Frage wieder angeregt; Morier war inzwischen Botschafter in Petersburg geworden. Auf die langen Auseinandersetzungen darüber in der Presse und den weiteren Verlauf beider Sachen will ich hier nicht eingehen. Im Tagebuch vom 22. Januar bemerkte ich darüber: »Die Anklageschrift gegen Geffken ist jetzt veröffentlicht. Die Sache in diesem Lichte zeigt ihren ganzen Ernst und wirklichen Zusammenhang. Ich kann nur sagen: Alles, was in letzter Zeit auf dem Gebiete persönlicher Enthüllungen (Mackenzie, Geffken, Morier) bekannt geworden, macht mich noch mehr zum Bismarckianer, wenn das überhaupt möglich wäre. Es zeigt die ungeheuren Schwierigkeiten in der Überwachung unserer staatlichen Interessen, auch gegen Feinde von oben und im eigenen Lager. Wenn in der Form der Abwehr manche verletzt werden, so ist das nicht zu ändern. Wo man Holz haut, müssen die Späne fliegen ...«

Der Karneval wurde empfindlich gestört durch den Tod des Kronprinzen Rudolf von Österreich, von dem die erste Nachricht am Abend des 30. Januar zu uns kam. Es dauerte dann einige Tage, ehe die Wahrheit über dieses schreckliche Ereignis durchdrang. Sie bewegte in hohem Maße die geselligen Kreise in Konstantinopel, wo der Besuch des österreichischen Thronfolgerpaares im April 1884 noch in frischer Erinnerung stand. Je mehr aber darüber bekannt wurde, desto stärker mußte sich die Trauer um den Verstorbenen vermindern. Am 11. Februar schrieb ich: »Es bleibt nur das Gefühl, daß das Kaiserreich vor schweren künftigen Heimsuchungen bewahrt geblieben ist dadurch, daß der Thronerbe jetzt aus der Welt ging. Was wäre von einem Menschen mit solcher moralischen Verwirrung an dem Platze des Herrschers in einem der größten Staaten Europas zu erwarten gewesen! Man kann freilich nach dem Gutachten der Ärzte mit Bestimmtheit annehmen, daß sein geistiges Gleichgewicht schon ganz erschüttert war, und damit den Hergang erklären ... Das weibliche Wesen, das den Anlaß zum Selbstmord bot, war nur ein beliebiger Impuls, um die Katastrophe herbeizuführen ... *Richten* kann niemand, nur vor der Fügung sich beugen, die ein solches Ende zuließ, um noch schwereres Verhängnis abzuhalten ...« Auch in Berlin fand man, daß der Tod des Kronprinzen kein Verlust weder für Österreich noch für uns sei. Ein Fürst mit so geringem Pflichtgefühl würde dem monarchischen Prinzip, wenn er am Leben geblieben wäre, größeren Schaden gebracht haben, als jetzt aus dem Skandal entstehen konnte, der seinen Tod umgab.

Im Februar kamen aus der Berliner Presse neue Gerüchte über Kanzlerkrisis. Es hieß, Bismarck fühle sich selbst zu wenig kräftig, um die Last seines Amtes unter den neuen Verhältnissen weiter zu tragen. »Bismarck wird alt,« lautete der Titel einer

viel gelesenen Broschüre. Auch aus den Kreisen, die ihm persönlich näherstanden, ließen sich ähnliche Andeutungen wahrnehmen. So schrieb mir Hugo Lerchenfeld am 11. Februar: »Der Kanzler ist wohl, er wird aber in mancher Hinsicht alt. Das zeigt sich darin, daß er von neuen Dingen nichts mehr hören will und, wenn er sich doch damit befassen muß, es mit großer Unlust tut. So geht es ihm jetzt mit der Kolonialpolitik, die ihm gründlich zuwider ist. Er könnte nun andere in ihren Ressorts wirtschaften lassen: aber darin ist er ganz der alte, es darf auch nicht eine Kleinigkeit ohne ihn gemacht werden ... Schließlich braucht das noch kein Unglück zu sein, solange die Kraft für die g r o ß e n Dinge bleibt; und wir können nur alle Tage sagen: Gott erhalte ihn uns noch recht lange ...«

Natürlich wurde in der Presse schon nach einem eventuellen Nachfolger für den Kanzler gesucht. Ein Artikel im »Berliner Börsen-Courier« vom 12. Februar brachte darüber eine lange, »Der kommende Mann« überschriebene Besprechung, die für mich spezielles Interesse gewann, weil ich darin (mit Fürst Chlodwig Hohenlohe, Graf Paul Hatzfeldt und Herbert Bismarck) auf die Liste der »Möglichen« gesetzt wurde. Der Artikel wies glücklicherweise selbst darauf hin, daß meine Kandidatur kaum Aussicht auf Erfolg haben könnte, da ich mich an der Zentralstelle für auswärtige Politik doch zu kurze Zeit aufgehalten hätte. Außerdem hätte ich — ebensowenig wie die anderen Genannten — Gelegenheit gehabt, mich um die Geschäfte der inneren Politik zu bekümmern. Somit kommt der Artikel (nachdem er auch noch Graf Waldersee in Betracht gezogen hatte) zu dem Schlusse, daß zunächst überhaupt noch kein geeigneter Nachfolger für Bismarck erkennbar, und daher schon deshalb ein Kanzlerwechsel gegenwärtig unwahrscheinlich sei. Das entsprach allein den tatsächlichen Verhältnissen und der eigenen Auffassung von Bismarck, dem sicherlich um diese Zeit, trotz etwaiger Bedenken in einzelnen inneren Fragen, die Absicht eines Rücktritts ferngelegen hat. Es mußte mir aber unter allen Umständen sehr unerwünscht sein, wenn mein Name in so willkürliche Kombinationen hineingezogen wurde. Gab es doch immer wohlwollende Leute, die mir einen persönlichen Anteil daran zuschreiben mochten. Es war ja nicht zum erstenmal, daß ich von solchen absurden Unterstellungen gestreift worden bin.

Die Abdankung des Königs Milan von Serbien (6. März) machte wenig Eindruck, da man schon darauf vorbereitet sein mußte. Es war ihm von uns und von Österreich geraten worden, auf seinem Posten zu verbleiben und sich mit den Parteien im Lande zu verständigen. Dazu war er aber nicht der Mann und zog dem ein Leben als genußsüchtiger Bummler vor. Nachdem dies nicht mehr zu ändern war, rieten wir in Konstantinopel dazu, jetzt den Exfürsten nicht schlecht zu behandeln, und, wenn er sich zeigen würde, ihn nicht in die Arme der Russen zu treiben, die ihn zum Werkzeug gegen Österreich ausnutzen könnten. Die Türken folgten diesem Rat, als Milan im Sommer nach Konstantinopel kam — wovon später die Rede sein wird.

Der Monat April brachte mir die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches: einen Besuch in Athen, nach 6½jähriger Abwesenheit, abstatten zu können. Mit meiner ältesten Tochter begab ich mich am 1. April auf die Fahrt, war vom 3. bis 10. in Athen, eine sehr genußreiche Woche dort verlebend, in Erinnerungen an ein noch dem Gedächtnisse frisches, schönes Stück Vergangenheit. Wir nutzten die Zeit gut aus im Studium der herrlichen Kunstwerke, die sich in den verschiedenen Museen, seitdem ich Athen verlassen, erheblich vermehrt hatten. Aber am meisten zog es uns immer wieder zurück zur hehren Akropolis, wo wir unvergeßliche Stunden verbrachten. Den freundlichsten Empfang fanden wir bei der königlichen Familie, die uns wiederholt in das Palais einlud. König Georgios sprach mit mir viel über die politische Lage seines Landes, die ihn wenig befriedigte nach den Vorgängen von 1886/87. Er meinte, wenn ich damals noch in Athen gewesen wäre, würde die Katastrophe der griechischen Demütigung durch das Eingreifen der Großmächte nicht eingetreten sein, ich würde zwischen dem griechischen Verlangen und der europäischen Politik einen möglichen Ausgleich gefunden haben. Sie hätten sich das in Athen damals oft gesagt. Darauf konnte ich nur erwidern, daß vor allem dazu andere Männer an der Spitze des griechischen Ministeriums notwendig gewesen wären, Männer vom Schlage des alten Komunduros, nicht Delyannis und seine Freunde. – Ich hatte dann noch eine lange Unterredung mit dem neuen Präsidenten Trikupis, den ich ruhiger und gereifter fand seit unserer letzten Begegnung. Er erklärte, was ich nur billigen konnte, daß er seine Aufgabe jetzt in der Förderung der inneren Verhältnisse Griechenlands, nicht in Beschäftigung mit auswärtigen Problemen suche und auf diesem Gebiete gegen Illusionen wirken wolle. Unter den übrigen Ministern fand ich Dragumis für das Auswärtige und Theotoki für Inneres. Letzterer, zum erstenmal ins Ministerium berufen, galt damals als der Mann der Zukunft.

Das diplomatische Korps in Athen hatte seit meiner Abwesenheit gänzlich gewechselt, keiner meiner früheren Kollegen war mehr auf seinem Posten. Deutscher Gesandter war Lemaistre, Sekretär Herr v. Tschirschky, der nachmalige Staatssekretär. Von den Damen der griechischen Gesellschaft, mit denen ich alte Bekanntschaft erneuerte, nenne ich als die schönste und geistreichste Käthe Hatsopoulos (später Lady Law). Natürlich verbrachte ich auch einen Abend im Kreise der deutschen Landsleute, von denen viele (Lüders, Dörpfeldt, Petersen, Streit u. a.) noch aus meiner Athener Zeit übriggeblieben waren.

Während meines griechischen Ausfluges hatte meine Tochter Nadine, gemeinsam mit ihrer früheren Erzieherin, jetzigen Frau Pastor Suhle, eine Reise nach Jerusalem mit Rückkehr über Alexandrien unternommen, von der sie am 8. Mai wieder in Konstantinopel eintraf. Als Ergebnis davon ist später ein kleiner Band »Mädchentagebuch aus dem heiligen Lande« entstanden, der in anmutiger Weise ihre Eindrücke wiedergibt.

Meine Gesundheit machte es nunmehr wünschenswert, die Wiederholung der Heidelberger Kur vom vergangenen Jahre ins Auge zu fassen. Ich trat den Urlaub am 14. Mai an, zum ersten Male auf dem direkten Landwege, nachdem die Eisenbahnverbindung mit Konstantinopel erreicht worden. Am 16. abends traf ich in Wien ein, wo ich wieder mit Prinz Reuß und Graf Kálnoky interessante Unterredungen über die orientalischen Angelegenheiten hatte. In Berlin war ich am 19. Mai – an meinem Geburtstag, der das fünfzigste Jahr beendete.

Ich schrieb darüber in mein Tagebuch: »Nun ist das halbe Jahrhundert hinter mir, der absteigende Weg beginnt, der zum Alter führt und zum Tode, vielleicht zu letzterem allein ... Ich möchte wohl noch, wenn es Gottes Willen wäre, so lange auf Erden bleiben und tätig sein, bis das Geschick meiner Kinder weit genug geordnet wäre, um ohne große Sorge auf ihr weiteres Fortkommen blicken zu können. Dazu fehlt jetzt noch viel ...«

Berlin war ganz erfüllt von den Vorbereitungen für Empfang des italienischen Königsbesuches, der am 21. mit dem feierlichen Einzuge des re Umberto sich vollzog. Am 22. konnte ich der großen Parade beiwohnen, ein grandioses Schauspiel, das ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr mit erlebt hatte. Dann das Festmahl im königlichen Schlosse, wo ich zahllose alte Freunde und Bekannte begrüßte. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Crispi kennen, der einen recht alten und unsteten Eindruck machte. Am 23. fand ein besonders prachtvolles Abendfest im Weißen Saale statt. Die Italiener waren hoch befriedigt über ihre Aufnahme bei uns, alle erklärten, Berlin habe Rom an Pracht und Geschmack der Empfangsveranstaltungen geschlagen. Ich schrieb darüber an meine Frau: »Ich habe die bewegte Zeit des italienischen Besuches, während dessen hier alles, Hof und Volk, in permanentem Festtaumel war, gründlich mitgemacht und Berlin kaum wiedererkannt, so südlich lebhaft ist es hier zugegangen! Man wollte sich wieder einmal in allen Schichten der Gesellschaft des Lebens freuen und die Stadt anders als zu Leichenkondukten geschmückt sehen ... Den Berlinern ist das nach dem Jahre 1888 nicht zu verdenken, und das war auch der Hauptgrund für den Sukzeß der Italiener, die persönlich und im einzelnen viel zu wünschen übrig ließen ...«

Fürst Bismarck hatte mich während des italienischen Besuches am 25. Mai zu einem Diner im engsten Familienkreise geladen und sprach sich dabei eingehend über die politischen Fragen der Gegenwart aus. Er befand sich körperlich recht wohl und hatte die Aufgeregtheit der letzten Tage gut überstanden. Für die italienischen Besucher war er nicht ohne einige Ironie, besonders bezüglich Crispis, dessen Zerstreutheit, Unbekanntschaft mit den diplomatischen Geschäften, Mangel an Technik. Crispi befand sich übrigens in einer gewissen Aufregung, die erst an diesem Tage, während ich mit dem Fürsten zusammen war, sich löste. Am 24. Mai hatte während des Abendfestes im Weißen Saal ganz überraschend der Kaiser seinem königlichen Gaste den Vor-

schlag gemacht, mit ihm zusammen nach Straßburg zu gehen und dort die große Parade des 15. Armeekorps abzunehmen. Der König erklärte sich sofort dazu bereit, ohne vorher mit Crispi zu sprechen, ebensowenig wie der Kaiser deswegen Bismarck konsultiert hatte. Die erste Anregung dazu war von dem in Straßburg kommandierenden General v. Heuduck direkt bei dem Kaiser gemacht worden. Als dann die Sache bekannt wurde, geriet Crispi in Schrecken und Besorgnis wegen des Eindruckes in Frankreich und suchte in dringlicher Weise Schutz bei Bismarck gegen diese »militärische Übereilung«, die der »terrible petit général croate«, wie er Heuduck nannte, angerichtet habe. Bismarck selbst faßte die Sache weniger tragisch auf, war aber auch der Meinung, daß der Straßburger Aufenthalt besser unterbleibe und versprach in diesem Sinne sich dem Kaiser gegenüber zu äußern. Dies geschah durch Herbert Bismarck im Auftrage des Vaters bei dem Diner im Schloß am 25., und noch während wir mit Bismarcks zu Tische saßen, kam von ihm die Meldung, der Plan sei wieder aufgegeben. Crispi empfand darüber die größte Befriedigung; tatsächlich hatte die französische, auch die russische Presse bereits begonnen, auf das telegraphisch weiter verbreitete Gerücht hin in schärfster Tonart über die Italiener herzufahren, die sich zu einer derartigen Provokation hergeben wollten. Dem re Umberto wurden jedenfalls empfindliche Unannehmlichkeiten erspart!

Von anderen Äußerungen Bismarcks bei dieser Unterredung waren für mich von höchstem Interesse die auf den Kaiser und auf unsere Verhältnisse zu Rußland bezüglichen.

Sein Urteil über den jungen Kaiser war ein durchaus befriedigtes. Er lobte seinen Ernst und Eifer in den Staatsgeschäften und fand, es müsse ihm noch soviel als möglich seine »eigene Art« belassen, er dürfe nicht in seiner Entwicklung behindert werden durch zu viel Dreinreden und Kritik. Er selbst habe bisher noch keine wirkliche Schwierigkeit im amtlichen Verkehr mit dem jungen Souverän gefunden, auch habe er nicht den vielen Reisen widerstrebt, in denen der Kaiser sich jetzt gefalle, und die er, der Kanzler, nicht durchweg gutheiße. Namentlich finde er die Orientreise, von der die Rede sei, nicht ratsam, wolle aber daraus keinen Grund zum Widerspruch machen und den Majestäten (denn die Kaiserin wolle auch mit) überlassen zu tun, was ihnen Spaß bereite. Von der Kaiserin sprach Bismarck geradezu mit Begeisterung: sie erfülle in idealer Weise die Pflichten ihrer erhabenen Stellung, sei für den Kaiser gerade was er brauche, mische sich nicht in Politik — »Gott erhalte sie uns«, schloß er seine Äußerung.

Ich hatte aus allem den Eindruck, daß Bismarck sich ganz fest im Vertrauen und in der Schätzung des Kaisers fühlte, und daß er an die ungestörte Fortsetzung der gemeinsamen Regierungsarbeit glaubte. Auch hatte er die Empfindung, daß der Kaiser besondere persönliche Vorliebe für Herbert Bismarck hege.

Was der Kanzler über unsere gegenwärtigen Beziehungen mit Rußland sagte,

faßte sich in der Erkenntnis zusammen: Wir können nicht mehr wie früher auf die russische Freundschaft rechnen und müssen damit in unserer auswärtigen Politik zählen. Nur könne er daraus noch nicht als Konsequenz die Notwendigkeit folgern, daß wir uns gleich oder in absehbarer Zeit mit den Russen schlagen müßten, er betrachtete es nach wie vor als seine Aufgabe, den Konflikt mit Rußland zu vermeiden, nicht ihn zu suchen.

Die so festgelegte Ansicht des Kanzlers unterschied sich wesentlich von der Stimmung, die ich bei den maßgebenden militärischen Stellen vorfand. Unmittelbar nach dem Gespräch mit Bismarck hatte ich Gelegenheit, mit Waldersee, dem Chef des Generalstabs, und mit Verdy, dem Kriegsminister, eingehend die Frage unseres Verhältnisses zu Rußland zu erörtern. Ich gebe darüber meine damals gemachten Notizen wieder: »Ich bin überrascht über die Erregung in militärischen Kreisen gegen Rußland. Nach dem, was Waldersee und Verdy mir sagten, ist die Lage die folgende: Unsere Militärs, der Kaiser an der Spitze, sind jetzt der Meinung, wir würden jedenfalls mit Rußland fechten müssen und verlangen, daß unsere Politik in höherem Maße als es geschehe auf diese Notwendigkeit hinführe. Sie sagen: Bismarck ist alt geworden, will Frieden à tout prix, steckt zu sehr in seiner alten Vorliebe für Rußland und verrechnet sich, wenn er annimmt, jemals wieder mit den Russen gemeinsame Sache machen zu können, versäumt nur den uns günstigen militärischen Moment zur Aktion. Wann aber diese Aktion eintreten soll und muß, darüber sind sie nicht einig. Während Waldersee mir sagt: wir sind am 1. April 1890 fertig, erklärt Verdy: erst im Herbst 1890. Welcher Grund und Vorwand zum Kriege mit Rußland herhalten soll, weiß keiner. Ebensowenig, ob Österreich darauf völlig vorbereitet sein könne. Je mehr man die einzelnen Fragen präzisiert, um so unbestimmter lauten die Antworten. Im wesentlichen bleibt nur übrig: wir kommen nicht ohne Krieg mit Rußland aus, wir müssen daraufhin operieren, solange es noch in unserer Hand liegt, den Moment zu wählen, und Bismarck muß dem mehr Rechnung tragen, weniger russenfreundlich sein.

Ich habe Waldersee wie Verdy meine Meinung ohne Rückhalt gesagt: Daß wir Rußland nicht mehr zum aufrichtigen Freunde haben, halte ich für unbedingt richtig und weiß es schon lange. Daß daraus die Konsequenz des Krieges mit Rußland sich ergebe, würde nur der Fall sein, wenn Rußland uns den Konflikt aufzwänge, wir haben für uns kein Interesse ihn zu suchen. Und was Bismarck betrifft, halte ich es für vermessen, seiner Einsicht und Voraussicht zu mißtrauen oder ihn treiben zu wollen. Er kann mehr als ein anderer Sterblicher erkennen, ob und wann eine so ungeheure Kalamität wie der deutsche Krieg mit Rußland unvermeidlich sei. Solange er ihn nicht für unvermeidlich hält, haben wir alle zusammen keinen Grund, es zu tun. Ich fand Waldersee mehr zugängig für diese Argumente als Verdy, der aber doch nur seine Doublure ist und schließlich nichts anderes als wie er richtig finden wird ...«

»Am 29. Mai war ich in Potsdam zur kleinen Abendtafel bei den Majestäten. Es wurde im Freien auf der Terrasse gegessen nach drückend heißem Tage und in einem Kampf mit Mücken und Schnaken, der mir unvergeßlich bleiben wird! Große Feuerbecken mit Wacholder standen um die Tafel herum, um die Insekten zu verscheuchen, und wiederholt reichte mir die Kaiserin, neben der ich saß, ein Salmiakfläschchen zur Betupfung ... Es war zunächst viel die Rede von dem orientalischen Reiseprojekte, für das die Kaiserin sich besonders interessierte, obschon Seine Majestät wiederholt bemerkte: für den Besuch in Stambul wäre eigentlich die Beteiligung der Damen nicht opportun. Davon wollte aber die hohe Frau nichts wissen und erklärte energisch, sie käme auf jeden Fall mit. Natürlich mußte ich nun viel vom Sultan und von Konstantinopel berichten. Nach der Tafel nahm mich der Kaiser zu einem langen Gespräche beiseite und behandelte nun in ernstem Tone die Beziehungen zu Rußland. Mit einer gewissen persönlichen Gereiztheit und Animosität sprach er von Kaiser Alexander, der ihm noch immer den Gegenbesuch schuldig sei. Er erzählte die ganze Geschichte seiner Beziehungen zum Kaiser und zu Rußland, für das er immer eine Vorliebe empfunden habe. In neuerer Zeit sei er davon zurückgekommen, da nur mehr Unfreundliches und Feindliches gegen uns von dort gekommen sei bis zu den verdächtigen Truppenverschiebungen der letzten Monate. »Nehmen Sie mir es nicht übel,« sagte Seine Majestät, »Sie haben eine russische Frau und vielleicht auch viele gute Freunde dort, aber um so mehr müssen Sie sich klar machen, daß es so nicht weitergehen kann ...« Sodann äußerte sich der Kaiser über den Kanzler wesentlich in demselben Sinne, wie es Waldersee und Verdy getan hatten. Er ging so weit zu erklären: »Wenn Bismarck nicht mit will gegen die Russen, so müssen sich unsere Wege trennen. Ich habe ihm schon durch Herbert sagen lassen, daß meine Geduld den Russen gegenüber zu Ende sei ...« Ich habe Seiner Majestät in der gleichen Weise wie vorher Waldersee und Verdy erwidert, daß auch nach meinen Beobachtungen im Orient schon seit Jahr und Tag die russische Freundschaft für uns geschwunden sei und wir uns über die Gehässigkeit der Moskauer Partei keine Illusionen mehr machen könnten ... Was den Reichskanzler beträfe, so sei der Fall, daß er, wenn es nötig, nicht mit gegen Rußland gehen würde, undenkbar; nur über den Zeitpunkt, an dem dieser Entschluß unvermeidlich werde, müsse er sich sein Urteil reservieren und werde er damit nicht eher auftreten wollen, bis nach seiner gewaltigen Erfahrung wirklich alle Aussicht auf friedliches Nebeneinanderleben geschwunden sei. Das fände der Kanzler offenbar jetzt noch nicht, und deswegen rede er nicht davon, er werde aber, mehr als irgend jemand, beobachten und innerlich sich vorbereiten, dessen könne man doch sicher sein.

Der Kaiser lenkte darauf gleich ein, indem er sagte: »Ja, seit einigen Tagen habe ich auch schon den Eindruck, daß Bismarck die Sache mit Rußland ernsthafter auffaßt — übrigens will ich nicht zum Kriege treiben, ich will im Gegenteil jetzt alles äußerlich tun, was ich kann, um meinen guten Willen zu zeigen und eventuell die Russen ganz

ins Unrecht zu versetzen. Aber das sage ich, zu toll darf man es in Petersburg und Moskau uns gegenüber nicht mehr treiben ...«

Die Äußerungen des Kaisers machten mir den Eindruck, daß er jetzt vorwiegend unter dem Einflusse der höheren Militärs stand, aber doch deswegen nicht leicht zu wirklichen Handlungen im feindlichen Sinne gegen Rußland sich drängen lassen würde. Ich war überzeugt davon, daß durch einen Besuch des Zaren – der allerdings schon längst hätte erfolgen sollen – die Stimmung wieder sich ändern würde. Tatsächlich ist es so gekommen, als Kaiser Alexander im Oktober in Berlin erschien und sich als durchaus friedliebend erwies. Bismarck hatte dann wieder Gelegenheit zu einer offenen Aussprache mit dem Zaren und konnte daraus die sichere Überzeugung gewinnen, daß auch russischerseits kein Angriff gegen uns geplant sei – trotz der Hetzereien der von französischen Agitatoren beeinflußten Presse. Er teilte nicht die in militärischen Kreisen gehegte Auffassung von einer Gefahr, der wir durch längere Passivität gegenüber den Russen ausgesetzt wären, und ließ sich durch solche Erwägungen in seiner politischen Steuerführung nicht beeinflussen.

Aber soviel wurde mir aus den Beobachtungen in diesen Berliner Tagen klar, daß die Autorität des Kanzlers in unserem neuen Regime nicht mehr so unerschüttert feststand wie bisher. Es machte sich gegen ihn eine kritische Tendenz bemerklich, die den Keim zu ernsteren Zerwürfnissen in sich trug. Er selbst hatte offenbar zu dieser Zeit, Juni 1889, davon noch nicht die genügende Empfindung; ebensowenig wie sein Sohn Herbert, der sich im ungetrübten Besitze der kaiserlichen Freundschaft glaubte.

Mit diesen Eindrücken reiste ich am 3. Juni wieder ab zur Erneuerung meiner Kur im Schweningerschen Sanatorium in Heidelberg. Aus Berlin vertrieb mich schon die ausnehmend starke Hitze, die seit einem Jahrhundert in diesem Grade nicht mehr erlebt worden war. Bis zum 27. Juni blieb ich im Sanatorium, nur für die Gesundheit lebend mit bestem Erfolge für meinen Gesamtzustand. Dann folgten einige Tage in Berlin, wo ich weder den Kanzler noch den Staatssekretär anwesend fand, aber im Auswärtigen Amte durch Berchem die erste vertrauliche Mitteilung über die nunmehr beschlossene Orientreise der kaiserlichen Majestäten erhielt. Zunächst hatte der Kaiser die Nordlandfahrt angetreten, welche späterhin zur alljährlich sich erneuernden Gewohnheit geworden ist.

Am 3. Juli war ich am Bosporus zurück. Auch hier lag die große Sonnenhitze über den Menschen und der Natur und wirkte ermattend auf die Vorgänge in der Politik. Allgemeines Interesse nahm nur der Exkönig Milan in Anspruch, der sich zu längerem Aufenthalt an den Gestaden des Bosporus befand und sich dabei recht wohl zu fühlen schien. Er wurde von den Türken freundlich behandelt, ebenso von den fremden Vertretungen mit Ausnahme der russischen, die ihn geflissentlich ignorierte. Zu uns kam er häufig, ich lud ihn wiederholt zum Essen ein. Ich fand ihn gescheit und unterhaltend, von angenehmen Formen, höflich und bescheiden. Die »königliche

Würde« hatte er allerdings nie besessen und auch nicht durch seine Abdankung verlieren können! Seine späteren Versuche, in Serbien wieder eine führende Rolle zu spielen, sind bekanntlich mißlungen. Damals redete er recht vernünftig über die Balkanverhältnisse und zeigte keine Absicht, seine Person in den Vordergrund stellen zu wollen. »Je suis un paysan du Danube, je ne suis pas fait pour la haute politique,« sagte er mit Vorliebe.

In der nächsten Folgezeit waren es die Zustände in Kreta, die der Türkei und folglich auch den Balkanmächten Sorge für Wahrung des Friedens bereiteten. Die griechischen und türkischen Einwohner des schönen Eilands lebten in ständiger Fehde, von Griechenland aus kam den Stammesgenossen Hilfe und Unterstützung: auch an die europäischen Mächte erging die Zumutung, den dortigen Christen zur Befreiung vom türkischen Joch und zum Anschlusse an Hellas zu verhelfen. Rußland und Frankreich hätten sich dazu nicht abgeneigt gezeigt, wenn es ohne starken Konflikt mit der Türkei, hinter der die anderen Schutzmächte standen, auszuführen gewesen wäre. Also Abwiegelung auf beiden Seiten und Aufrechterhaltung des Status quo, moralische Unterstützung der Türkei, die ihr Besitzrecht verteidigte. Mehr oder minder ist dies auch weiter bis in die neueste Gegenwart (1910) die Sachlage in und um Kreta verblieben. Wir wirkten in Konstantinopel in friedlichem Sinne, hielten uns aber ganz im Hintergrund, den mehrbeteiligten Seemächten das Weitere überlassend. Es lag in dieser Frage Stoff genug zu einem Antagonismus zwischen Rußland und England, den wir keinen Anlaß hatten zu stören.

Von Ende August bis Mitte September weilte Schweninger mit uns in Therapia. Der Sultan hatte ihn für verschiedene Konsultationen kommen lassen; er sah ihn wiederholt und gab ihm zu Ehren ein Diner in Jildis. Interessant war es mir, von Schweninger zu hören, daß er Bismarcks Gesundheit als sehr befriedigend bezeichnete, kräftiger wie seit langen Jahren, so daß der Fürst beabsichtige an den nächsten Kaisermanövern zu Pferde teilzunehmen. Dem entspreche auch seine geistige Frische. Unter anderem erzählte Schweninger, Bismarck hege einen eigentümlichen Aberglauben bezüglich der Zahl 86 als einer entscheidenden Ziffer für sein Leben. Er habe während des Jahres 1886 eine Krisis für sich erwartet und sei nun der Meinung, daß sein Leben mit dem 86. Jahr abschließen werde. Also rechnete er noch bis 1901 — das ist freilich nicht eingetroffen!

Der 1. Oktober brachte mir die unerwartete und schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden meiner geliebten Mutter in Berlin. Wohl hatte ich die Zweiundachtzigjährige bei meinem letzten Aufenthalt in der Heimat recht schwach und ermattet gefunden, aber ohne ein bestimmtes Leiden. Sie pflegte zu sagen, ihre Krankheit sei das Alter, sie habe sich über nichts Besonderes zu beklagen, aber ihre Lebenskraft sei verbraucht, selbstverständlich müsse es mit ihr zu Ende gehen. Trotzdem konnte ihre Umgebung nicht an so baldigen Abschluß glauben. Ich war jedenfalls nicht darauf vorbereitet.

Die näheren Nachrichten über das Ende besagten, daß sie sich in den letzten Tagen allmählich schwächer gefühlt habe, so daß man am 30. September meinen Bruder Klemens telegraphisch aus Frankfurt berief, der rechtzeitig anlangte, um sie noch am Leben zu finden. Sie hat ihn erkannt, sich gewundert, warum er da sei, aber ohne Ahnung davon, daß es jetzt mit ihr zu Ende gehe. Am 30. September hat sie im Bett die Kommunion genommen, aber ohne sich deshalb selbst dem Tode nahe zu fühlen. Die Sterbesakramente erhielt sie später, ohne sich dessen bewußt zu sein. Eine Barmherzige Schwester und die Gesellschafterin, Fräulein Müller, haben die Nächte bei ihr gewacht. Klemens hat den letzten Augenblicken beigewohnt und ihr die Augen zugedrückt. Der Tod war sanft wie ein friedliches Hinüberschlummern, ihr Aussehen mild und freundlich, der Kopf schön erhalten. Eine Leichenfeier wurde im Hause nur für die nächsten Verwandten und Bekannten abgehalten, der Körper dann in die Gruft der Hedwigskirche übergeführt, wo er bleiben sollte, bis die Beisetzung in Erfurt erfolgen könne. Wir hatten uns darüber geeinigt, daß damit gewartet werde, bis ich nach Berlin kommen würde. Vorerst war es wegen der Vorbereitungen für den Kaiserbesuch in Konstantinopel nicht tunlich.

Mit meiner Mutter verlor ich unendlich viel. Sie war die treueste Begleiterin meines ganzen Lebens gewesen, ein Halt in allen Phasen des Daseins von dem Tage der Kindheit an, der mir die Führung durch den Vater genommen, in allen Entwicklungsstadien bis zum Mannesalter. In allen inneren und äußeren Fragen hatte ich ihr Urteil und ihre Zustimmung eingeholt, immer in ihrer Liebe und Hingebung meine Zuflucht gefunden. So blieb ich im unausgesetzten Zusammenhang mit ihr, sei es durch Briefwechsel, sei es durch persönliche Aussprache. Meine Mutter war eine Natur von seltenem Ausgleich zwischen Herz und Verstand, streng und fast hart gegen sich selbst, voll Verständnis für die Eigenart anderer, solange sie auf dem gemeinsamen Boden der ethischen und christlichen Weltanschauung standen. —

Die Orientreise der Kaiserlichen Majestäten mußte nun unser ganzes Interesse und unsere ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmen. Es hatte schon viele Mühe gekostet, für den von Berlin aus gewünschten Termin die definitive Zustimmung des Sultans festzulegen. Dann erhoben sich Schwierigkeiten für alle Einzelfragen, die vorher zu erledigen waren. Es unterlag keinem Zweifel, daß beim Sultan von fremder Seite her gegen die Opportunität des Besuches einzuwirken gesucht wurde und seiner krankhaften Ängstlichkeit alle möglichen Gefahren, die sich daran knüpfen könnten, vorgespiegelt wurden. Ich wußte genau, daß diese Bemühungen von Nelidow ausgingen, den der Franzose unterstützte, und daß wie immer Riza-Pascha im Palais ihr Organ war. Das Resultat waren fortwährende vertrauliche Anfragen bei mir, die es im wesentlichen zur Erwägung stellten, ob der kaiserliche Besuch nicht zu große Anforderungen an die Zeit und die Kräfte der Majestäten erheben würde, ob die große Reise nicht Gefahren für die Sicherheit der erhabenen Personen mit sich brächte usw.

und ob nicht aus allen solchen Gründen die Reise jetzt besser unterbliebe. Ich erfuhr, daß die Hauptsorge der Russen und Franzosen darin bestand, es solle die Türkei durch den persönlichen Einfluß des Kaisers Wilhelm zur Tripelallianz herangezogen werden.

Natürlich wies ich meinerseits alle Insinuationen gegen die Zweckmäßigkeit der Reise zurück und gab diese gar nicht erst nach Berlin weiter, behandelte vielmehr den Kaiserbesuch als eine festliegende Sache, an der nichts mehr zu ändern. Nur verlangte ich intensive Vorarbeit für möglichst glänzende Gestaltung des Aufenthaltes der Majestäten. In der Gegenwirkung trat ein Stillstand ein, als der Kaiser Alexander am 4. Oktober seinen Besuch in Berlin abstattete. Von dort kam die Parole, nicht weiter gegen die Kaiserreise nach Konstantinopel zu arbeiten, die russischen Interessen würden nicht dadurch geschädigt werden. Und nun klappte Nelidow um, sagte sogar den türkischen Ministern, der deutsche Besuch sei ein »glückliches Ereignis«, was den Sultan höchlichst beruhigte. Ich hatte dann noch auf einige letzte Fragen aus Jildis unsere Antwort zu vermitteln, zum Beispiel die, daß wir schriftlich zusagten, niemals vom Sultan persönlich, ebensowenig von einem Prinzen seines Hauses einen Gegenbesuch in Berlin verlangen zu wollen.

Von da gab es nur noch eifrigste Anstrengung, um den Empfang und den Aufenthalt möglichst prunkvoll zu gestalten. Die Türken zeigten bei dieser Tätigkeit ihre Begabung für glänzende Dekorierung. Mit erlesener Pracht wurden alle Räume in Jildis hergerichtet und umgeschaffen, denn es stand fest, daß die hohen Herrschaften und das gesamte Gefolge nur oben in Jildis untergebracht werden müßten, niemand in einem der anderen Palais. Am großen Kiosk von Jildis wurde ein neuer Speisesaal angebaut, um das Galadiner dort und nicht in Dolma-Bagdsche geben zu können. Der Sultan hatte eine unüberwindliche Scheu davor, am Abend nach Dolma-Bagdsche gehen zu müssen.

Die letzte Vorbereitungswoche verging für mich in beständigem Hin- und Herlaufen nach Jildis, wo ich immer wieder die Räume für die erwarteten Gäste (bis in die merkwürdigsten Details) zu inspizieren hatte. Das kaiserliche Gefolge wurde inzwischen durch Neuanmeldungen beträchtlich vermehrt. Die vollständige Liste der deutschen Gäste war schließlich folgende:

Die beiden Majestäten; Prinz Heinrich von Preußen; Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin; Oberhofmeisterin Gräfin v. Brockdorff; Hofdame Gräfin v. Keller; Hofdame Fräulein v. Gersdorff; Staatssekretär Graf Herbert Bismarck; Chef des Militärkabinetts General v. Hahnke; Chef des Zivilkabinetts v. Lucanus; Oberhofmarschall v. Liebenau; Generaladjutant v. Wittich; Oberhofmeister Freiherr v. Mirbach; Hofmarschall Graf v. Pückler; Chef des Marinekabinetts Freiherr v. Senden; Generalarzt Dr. v. Leuthold; Oberhofprediger Dr. Kögel; Flügeladjutanten v. Zitzewitz, v. Kessel, v. Scholl, v. Lippe; Kammerherr Freiherr v. d. Reck; Hofmarschall des Prinzen Heinrich: v. Seckendorff; Adjutant des Prinzen Heinrich:

v. Usedom; Adjutant des Prinzen von Mecklenburg: v. Dambrowski; Legationssekretär v. Below.

Endlich, am 30. Oktober abends, konnten die türkischen Schiffe zur Begrüßung und feierlichen Einholung nach den Dardanellen abgehen. Ich befand mich an Bord des »Izzedin« zusammen mit den hohen Würdenträgern, die zur Bewillkommnung der Majestäten kommandiert waren: Said-Pascha, der Auswärtige Minister Edhem-Pascha, der frühere Großwesir Ali-Nizami-Pascha, der älteste Generaladjutant des Sultans Musurus-Pascha, früherer Botschafter; für Prinz Heinrich: General Haki-Pascha; außerdem Strecker-Pascha von den deutschen Instrukteuren und verschiedene andere Beamte und Offiziere für das kaiserliche Gefolge.

Am 1. November früh lagen wir vor den Dardanellen. Ich lasse über das weitere meine Tagebuchaufzeichnungen folgen:

»1. November. Seine Majestät hatte mich um 1 Uhr nach dem Ausgange der Dardanellen beordert; dorthin dirigierte ich die türkischen Schiffe. Punkt 1 Uhr kam unsere Flotte von Mytilene her dampfend in Sicht. Es war ein großartiger Anblick, wie sich nach und nach die stolze Reihe der großen Panzerfahrzeuge aus dem Nebel heraushob und mit genau gehaltenen Distanzen heranschwamm, der »Kaiser« und die »Hohenzollern« voraus; Seine Majestät war noch an Bord der »Leipzig« und stieg dann auf sein Schiff um. »Leipzig«, »Sophie« und »Preußen« gingen wieder zurück, die »Danzig« (vom Bremer Lloyd) mit dem Gefolge schloß sich den anderen an, zwei türkische Panzerschiffe eskortierten. So ging es dann bis Konstantinopel weiter. Ich fuhr zuerst allein an Bord der »Leipzig«, um mich beim Kaiser zu melden. Er befahl die Vorstellung der Türken an Bord des »Kaiser«. Danach fuhren wir an Bord der »Hohenzollern« zur Kaiserin. Sie hatte ein verbundenes Auge, sah aber trotzdem charmant aus. Dann fuhr ich an Bord der »Danzig«, die schon weit voraus war, und blieb nun dort, um mit Bismarck und Liebenau alles genau zu verabreden.

2. November. Frühmorgens ausgelaufen aus dem Marmarameer, erster ferner Anblick von Stambul bei etwas trübem Wetter. Hielten zwei Stunden in der Höhe von Makriköi. Dort erschienen zwei große Dampfer aus Konstantinopel mit der deutschen Kolonie, die unendlich viel Hurra schrie und Heil dir im Siegerkranz sang. Langsame Einfahrt. Bis weit hinaus nach San Stefano war alles mit Dampfern und Schiffen belebt, im inneren Bosporus das Gewühl unendlich, unbeschreiblich, eine fabelhafte Menschenmenge, die Ufer und Wasser bedeckte. Feierlich gingen die Schiffe vor, von gewaltigem Kanonendonner empfangen. Vor Dolma-Bagdsche vereinigten sich die Majestäten und die Gefolge; nur ich ging an Land. Der Sultan ließ mich gleich rufen: ich fand ihn sehr erregt, aber, wie es schien, nur freudig. Ich rapportierte über die Reise, er sprach von seiner Freude über das »geschichtliche Ereignis« und beschloß, stante pede, eine Medaille darauf prägen zu lassen. Dann ging ich zu meiner Frau und der Botschaft, die auf der Terrasse vor der Dolmar-

Bagdsche aufgestellt waren. Alles sah prachtvoll aus und in musterhafter Ordnung. — Endlich mit ungeheurem Kanonendonner landeten die Majestäten. Die Begrüßung war recht herzlich, Abdul Hamid benahm sich sehr korrekt und bot der Kaiserin den Arm. Man trat in den Wartesaal, bis die Meldung kam, daß der Zug zur Auffahrt geordnet sei. Dann die große Auffahrt, ich mit Bismarck, Said und Marineminister Hassan-Pascha im vierten Wagen. Das Spalier der Truppen, der ganze Anblick bei der Auffahrt waren schön und imponierend, die ersten Eindrücke auf die Gäste die allerbesten. Dann die Einquartierung der Majestäten in Jildis, gleich danach der feierliche Besuch beim Sultan, der die Majestäten selbst nach ihren Appartements geleitet hatte. Großer Empfang im Jildis-Kiosk: alle Hofchargen, Minister usw., Vorstellung der Gefolge, dann Abnahme der Parade von einem dazu neu erbauten Kiosk aus. Der Vorbeimarsch dauerte zwei Stunden, war sehr gelungen und interessierte den Kaiser besonders. Um 3 Uhr waren die Majestäten wieder in Jildis, dort wurde bei ihnen gefrühstückt, wozu ich mit meiner Frau blieb. Später fuhren die Majestäten in die Stadt und besahen die Moscheen. Nach 6 Uhr das Galadiner in Jildis-Kiosk, dazu alle fremden Botschafter mit Damen (Nelidow, Calice, Mohsin-Khan, White, Montebello, Frau v. Calice und Lady White) und alle deutschen Paschas mit Frauen. Schön als Anblick und mangelhaft als Genuß. Ich saß mit meinen Kollegen in der Reihe, meine Frau neben Prinz Heinrich. Meine Töchter waren auch dabei und wurden den Majestäten vorgestellt. Sehr müde alle zurück um 10 Uhr.

3. November, Sonntag. Wetter immer schön! Für uns die größte Frage jetzt. Die Majestäten fuhren um 10½ Uhr in die Kirche; alles war vorher angesagt, alle Straßen waren besetzt, polizeilich abgesperrt. Ich erwartete die Majestäten bei der Kirche, zog mich dann zurück, um zum Empfang in der Botschaft zu sein. Die kaiserliche Fahrt durch die Straßen war wie ein Triumphzug unter beständigem Hochrufen, aber auch mit Bittschriften! Um 12 Uhr fuhren die Majestäten an der Botschaft vor, die Kaiserstandarte ging auf dem Dache in die Höhe. Wir erwarteten das Kaiserpaar unten und geleiteten sie hinauf. Die Treppe war mit Rosen und Blumen bestreut, von denen die Kaiserin einige aufhob. Die Majestäten legten erst ab, ließen sich danach die Herren der Botschaft vorstellen. Dann gab der Kaiser meiner Frau den Arm und forderte mich auf, die Kaiserin zu führen. Das Eßzimmer sah schön aus in seinem Blumenschmuck, ganz in Veilchen und Marschall-Niel-Rosen; der neu zusammengestellte Tischaufsatz machte sich gut. Sechs Leute in neuer Galalivree, zwei Leibjäger des Kaisers, der Hoffurier Dehmke und sechs Diener in schwarzen Eskarpins. Auf den Menüs waren Ansichten der Serailspitze und der Botschaft; für die Majestäten und Prinz Heinrich hatte ich besondere Aquarelle machen lassen, schöne Blätter von Valery (Kostenpunkt 1000 Franken!)... Das Frühstück war in Speise und Trank vollkommen gelungen, die Stimmung bei Tische sehr munter von Anfang an, der Kaiser in bester Laune... Er erklärte sich ebenso wie die Kaiserin von allen bis-

herigen Eindrücken hochbefriedigt. Bei Tische sangen im großen Saal nebenan der deutsche Männerchor und Kinderchor unter Direktion von Meister Lange unter anderem ein schönes, von Wilhelm Jordan gedichtetes und von Lange komponiertes Lied an die Kaiserin. Nach dem Frühstück überreichte eine deutsche Abordnung (Wülfing, Weiß, Lauterjung) dem Kaiser eine Adresse, eine ebensolche brachte Humann aus Smyrna. — Während der Kaiser sich noch auf dem Balkon der Botschaft niederließ, ging die Kaiserin mit ihren Damen und den Damen der Botschaft in das deutsche Hospital und holte Seine Majestät später ab zum gemeinsamen Besuch des Schatzes und des Museums von Stambul. Am Abend waren wir mit unseren Töchtern bei den Majestäten zum Diner. Daran schloß sich für die Damen der Besuch im Kaiserlichen Harem, der aber etwas mißglückte, weil wegen Uneinigkeiten unter den türkischen Schönen die Vorstellungen der Tänzerinnen unterblieben. Überhaupt herrschte in Jildis eine üble Stimmung, der Sultan war aufgeregt worden durch falsche Nachrichten über angebliches Mißfallen seiner hohen Gäste, so daß ich ihn durch den Kammerherrn Emin-Bei vor diesen Lügen warnen ließ. Darauf ließ mich der Sultan noch spät am Abend zu sich kommen, um mir zu versichern, daß er nichts davon glaube. Er war aber doch sichtlich nervös.

Eine große Arbeit brachte uns der heutige Tag durch den Ordensaustausch, der in weitem Umfange vor sich ging und möglichst alle Ansprüche befriedigen sollte. Ich erhielt dabei den Roten Adler I. Klasse, und zwar mit den Schwertern am Ring, eine Auszeichnung, die unter Kaiser Friedrich abgeschafft worden war, jedoch vom Kaiser Wilhelm, wie Seine Majestät mir sagte, für mich wieder eingeführt wurde. Als der Kaiser erfuhr, daß heute der Geburtstag meiner ältesten Tochter sei, schenkte er ihr ein schönes Armband mit seinem Bildnis.

4. November. Den Vormittag benutzte der Kaiser zu militärischen Besichtigungen. Die Kaiserin kam in die Botschaft, wo eine große Sammlung orientalischer Teppiche und eingelegter Sachen aufgestellt war. Ihre Majestät kaufte für einige tausend Franken: allerdings hatte sie schon so viel vom Sultan erhalten, daß es fast überflüssig erschien, noch mehr zu erwerben. Um ½2 Uhr nachmittags gingen wir alle an Bord des »Sultanieh« zur Bosporusfahrt. Ich hatte zunächst einen schweren Stand mit dem Kaiser wegen einer unglaublich törichten Frage, wie sie nur am hiesigen Hofe entstehen konnte. Der Kaiser hatte für den Sultan ein Infanteriegewehr neuester Konstruktion mitgebracht, das er ihm selbst am heutigen Abend vor dem Galadiner überreichen wollte. Wie es scheint, hatte man dem Sultan vorgespiegelt, daß es besser sei, wenn ihm das Gewehr zugeschickt werden könnte, da die persönliche Übergabe doch eine Gefahr für Effendimis enthielte! Zu verschiedenen Malen erschienen Boten aus dem Palais, um durch die Umgebung des Kaisers zu erreichen, daß das Gewehr nach Jildis geschickt werden würde. Der Kaiser wurde ärgerlich und sprach mir seine volle Verstimmung darüber aus, daß solche Albern-

heiten denkbar wären. Er wolle nun das Gewehr zum Sultan schicken und damit der Sache ein Ende machen. Ich bat darauf dringend den Kaiser, nichts an seiner Disposition, das Gewehr selbst zu übergeben, zu ändern, und nahm alle Verantwortung auf mich. So wurde es auch beschlossen und nach Jildis mitgeteilt. Der Kaiser sagte mir dabei, wenn nun noch in Jildis etwas »Unpassendes« sich ereigne, so fiele die Schuld auf mich. Dann ließ sich der Kaiser die Laune durch diesen Zwischenfall nicht mehr verderben und blieb ebenso wie die Kaiserin und Prinz Heinrich ganz unter dem Zauber des Bosporus. In Therapia ging alles an Land, um die Sommerbotschaft zu besichtigen, die den vollen Beifall der Majestäten fand. Die Fahrt wurde dann noch bis zum Schwarzen Meer ausgedehnt und mit einbrechender Dunkelheit der Rückweg angetreten. Nunmehr begann auf beiden Ufern die prachtvollste Illumination, die schönste, die selbst alle Bewohner des Bosporus je erlebt hatten. — — In Pera zurück, hatten wir knapp die Zeit, uns zum großen Galadiner im Jildis-Kiosk zurecht zu machen. Dort angelangt, wurde ich zunächst eilig zur Kaiserin berufen, die ich, von ihren Damen und dem Oberhofmeister Baron Mirbach umgeben, in Tränen fand. Es war ihr eben als Geschenk des Sultans ein riesiges Diamantenkollier überbracht worden, das sie durchaus nicht annehmen wollte — worin sie Baron Mirbach bestärkte. Ich setzte der Kaiserin auseinander, daß die Überreichung eines würdigen Gastgeschenkes durch das orientalische Herkommen geboten und ohne schwere Beleidigung des Sultans nicht zurückzuweisen sei. Überdies seien die wertvollen Steine den großen Vorräten im Schatze des Sultans entnommen, bedeuteten also keinen neuen Aufwand. Es gelang mir auch, Ihre Majestät zu überzeugen und zu veranlassen, das Kollier gleich zum Diner anzulegen. Mittlerweile war der Kaiser beim Sultan gewesen und hatte das gefürchtete Gewehr ihm selbst überreicht mit genauer Erklärung. Die Szene ging so vor sich, wie ich es vorhergesagt hatte: der Sultan zeigte keine Besorgnis und dankte Seiner Majestät auf das herzlichste. Der Kaiser und der Sultan traten zusammen in den Saal, gerade als ich von der Kaiserin zurückkehrte. Der Kaiser rief mich gleich heran und sagte mir: »Sie haben ganz recht gehabt, es ging alles famos.« Ich konnte noch in Eile Seiner Majestät die Verleihung des Diamantenkolliers melden, mit der der Allerhöchste Herr durchaus einverstanden war. Dann kam die Kaiserin mit ihrem neuen Schmuck, für den sie dem Sultan dankte, und alles ging zum großen Diner. Ich saß mit Herbert Bismarck dem Kaiser und dem Sultan gegenüber. Bei Tische verlieh der Kaiser dem Sultan die Kette des Hohenzollern-Ordens, die er ihm nachher selbst umhing, was Effendimis ungemein erfreute. Kurz, alles klappte ausgezeichnet. Wir sahen noch die prachtvolle Illumination von Jildis vom Kiosk aus, gingen dann mit den Majestäten in ihre Wohnung. Der Kaiser brachte den Abend in der Halle seines Kioskes zu, wo der ganze Hofstaat mit den Admiralen und der Botschaft zum Rauchen vereinigt

waren. Währenddessen stattete die Kaiserin dem Harem wieder einen Besuch ab, der diesmal auf das glänzendste gelang und Ihre Majestät höchlichst interessierte.

5. November. Auf Bitten des Sultans war noch ein Tag zugelegt worden, so daß die Abreise erst für morgen angesetzt ist, zum großen Mißvergnügen des Oberhofmarschalls, der alle Vorbereitungen für Antritt der Rückreise am heutigen Tage getroffen hatte. Der Tag blieb nun frei für verschiedene Spazierfahrten ohne Sultansbegegnung. Das Kanonengedonner, mit dem die Majestäten immer wieder begrüßt wurden, dauerte den ganzen Tag. Zum Diner vereinigten wir uns wieder im Kiosk der Majestäten, dazu die Türken vom Ehrendienst. Nachher holte der Sultan die Majestäten zum Theater ab, wo »Crispino e la Commare« von einer italienischen Palasttruppe, bestehend aus jungen Männern und Knaben, gegeben wurde. Die Majestäten amüsierten sich sehr über das originelle Schauspiel. Danach hatte der Kaiser eine längere Unterhaltung mit dem Sultan, diesmal über politische Fragen. Der Kaiser diktierte sofort darauf den Verlauf seines Gespräches und teilte mir es mit. Er habe sich, sagte er, mit dem Sultan auf das freundschaftlichste verständigt, sei dabei nicht über Allgemeinheiten hinausgegangen. Sie hätten meist vom alten Kaiser Wilhelm gesprochen: »Als er mir den Großpapa vorfuhr, sagte ich mir gleich: halt, davon kommst du so leicht nicht wieder ab, und dann ließ ich ihn nicht mehr los — so kamen wir um die politischen heiklen Fragen herum.«

Ich blieb danach noch mit Herbert Bismarck zusammen und kam erst um 1 Uhr nach Hause, wo ich den Tisch voll Arbeit und Papieren fand.

6. November. Das Wetter hat sich heute etwas verdorben, regnerisch, aber nicht kalt. Die Majestäten blieben vormittags in ihrem Kiosk, wo ich mich auch einfand. Der Sultan kam um ½12 Uhr zur Abschiedsvisite. Er brachte dem Kaiser einen prachtvollen alten Ehrensäbel, den er mit feierlicher (und sehr taktvoller) Ansprache ihm überreichte. Der Kaiser war sichtlich davon gerührt; überhaupt war die Abschiedsstimmung der beiden Majestäten eine überaus befriedigte und herzliche. — Vom Kiosk fuhr nun alles en grand cortége nach Dolma-Bagdsche zwischen den Truppen durch, die Spalier standen, alles genau wie bei der Ankunft. In Dolma-Bagdsche war unten in den Vorsälen eine große Frühstückstafel aufgestellt. An dieser Abschiedsmahlzeit nahmen die türkischen Minister und die Botschaft teil. Der Sultan sprach fortwährend mit Kaiser und Kaiserin und gab sich möglichste Mühe, liebenswürdig zu sein. Es folgte noch ein langer Abschiedscercle, bei dem der Sultan mir in wärmsten Ausdrücken den Dank für alle geleistete Hilfe und Arbeit ausdrückte und dann dem Kaiser gegenüber sich in gleicher Weise über mich äußerte. Ebenso herzlich war mein Abschied von unseren Majestäten, die mich von der Mitfahrt bis zu den Dardanellen, wohin der türkische Ehrendienst folgte, dispensiert hatten. Um ½3 Uhr waren die Majestäten an Bord des »Kaiser«. Die Abfahrt erfolgte mit ungeheurem Kanonendonner vor einer unendlichen Menschenmenge ebenso großartig, wie die An-

kunft gewesen war. Ein Teil des Allerhöchsten Gefolges blieb zurück, um die Eisenbahn zur Rückkehr im Extrazug zu benutzen. Die meisten davon blieben noch zum Essen in der Botschaft, zum letzten Austausch über die hier empfangenen Eindrücke ...«

Soweit das Tagebuch.

Der Kaiser hatte vor der Abreise noch folgendes Telegramm an den Fürsten Bismarck gerichtet, das durch unsere Presse bekanntgegeben wurde: »Im Begriffe abzureisen, spreche ich Eurer Durchlaucht aus, daß Mein hiesiger Aufenthalt in jeder Beziehung zu Meiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen ist. Sowohl der Sultan als auch die gesamte Bevölkerung jeden Standes und Glaubens haben sich in freundlichster Weise bemüht, Mir ihre Sympathie kundzugeben. Wilhelm I. R.« Dann folgte am 7. November ein weiteres Telegramm in noch wärmerem Tone: »Nach einem Aufenthalt, der einem Traume gleicht, und welcher durch die freigebigste Freundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht wurde, passiere Ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen. Wilhelm.«

Mit der Kaiserreise beschäftigte sich die ganze europäische Presse; der Eindruck blieb vorherrschend, daß es sich dabei um ein politisches Ereignis handle, wenn auch nicht im Sinne der Heranziehung der Türkei zum Dreibund, der darin kaum eine Verstärkung erhalten haben würde. Was man in Konstantinopel von der Begegnung der beiden Herrscher erwartete, sagten einige von der Pforte inspirierte Artikel, die dann auch ihren Weg in die fremden Blätter fanden. Die »Turquie«, das Organ des Auswärtigen Ministeriums, ließ sich folgendermaßen vernehmen:

»L'Empereur Guillaume arrive à Constantinople. C'est là un grand événement dont on ne peut que se réjouir, car il est l'attestation que l'Empire ottoman occupe toujours une place marquante dans le concert européen, et que son influence a droit, d'être appréciée à sa juste valeur.

Quoique la visite de l'Empereur Guillaume constitue, avant tout, un acte de courtoisie et un témoignage de déférence envers S. M. J. le Sultan, on ne saurait nier qu'elle n'ait, dans l'avenir, des conséquences bienfaisantes pour le pays. L'expansion que prend dans le monde l'élément allemand ne manquera pas de s'étendre également jusqu'en Orient. Et là, il trouvera un vaste champ pour exercer son activité et ses connaissances spéciales, soit dans l'industrie, soit dans les finances, soit dans les travaux publics.

D'ailleurs, le caractère de la population allemande a des analogies avec celui des populations de l'Empire. Il existe une sympathie mutuelle qui présage une fusion d'intérêts que le temps consacrera.

De grands préparatifs sont faits à l'occasion du voyage de l'Empereur Guillaume. Sa Majesté sera reçue avec tous les honneurs dûs au sou-

verain d'une nation puissante, amie sincère de la Turquie et entretenant avec elle les meilleurs relations. Les quelques jours que l'Empereur d'Allemagne passera à Constantinople seront des jours de fête où la splendeur orientale paraîtra dans tout son éclat. Nul doute que l'Empereur et Roi n'emporte de son séjour dans la capital des Osmanlis un précieux et durable souvenir qui contribuera à resserrer l'amitié entre les deux souverains et entre les deux pays.

Il convient d'ajouter que, depuis qu'il est accrédité à Constantinople comme ambassadeur d'Allemagne, M. de Radowitz n'a rien négligé pour assurer à son pays les sympathies générales des Ottomans et qu'il peut revendiquer une grande part dans cet acte important, qui intéresse au plus haut point et l'Allemagne et l'Empire ottoman . . .«

Der »Levant Herald«, hinter dem die engliſche Botſchaft ſtand, ſchrieb:

»Le Trait principal de la visite de l'empereur Guillaume revêt distinctement le caractère d'un voyage d'agrément. Sa Majesté vient à Constantinople pour satisfaire le désir fort naturel de voir cette ville pittoresque, de subir le charme de ses beautés, de son caractère oriental et de tous les souvenirs historiques qui s'y rattachent. Le présent règne, si pacifique et si bienfaisant dans son essence et dans son but, rend le moment actuel tout particulièrement propice pour une pareille visite. La paix du monde et le bien-être de leurs sujets respectifs étant les buts communs des deux souverains qui se rencontrent aujourd'hui la plus haute aspiration de l'un trouve un écho dans le cœur de l'autre. La conviction entretenue de part et d'autre que les buts qu'ils poursuivent sont les mêmes, change en confiance et en sympathie le respect inspiré par les actes publics des deux Souverains et rend facile de resserrer, dans des rapports personnels, les anciens liens d'amitié entre les deux Maisons impériales. La visite de l'empereur Guillaume est aussi une cause de joie sans mélange pour toutes les classes de la population ottomane car elle fournit la preuve visible de l'intérêt qu'un grand souverain européen prend à leur pays et de la haute estime en laquelle il tient leur Souverain bien-aimé.«

Für mich war das ſo ſehr befriedigende Ergebnis der Kaiſerfahrt eine perſönliche Genugtuung und der beſte Lohn für überaus angeſtrengte Arbeit. Ich bemerke dazu, daß mir Herbert Bismarck gleich bei der erſten Begegnung ganz vertraulich und im Auftrage ſeines Vaters geſagt hatte: der Kaiſer komme mit Voreingenommenheit gegen mich, da er mich für zu ruſſenfreundlich halte, und er wünſche ſcheinbar meine

Versetzung auf einen anderen Posten. Fürst Bismarck sei durchaus anderer Meinung, er wolle mich auf dem Posten in Konstantinopel erhalten, wo ich ganz zu seiner Befriedigung wirkte. Er hoffe noch von dem Besuche des Kaisers eine Änderung in den persönlichen Dispositionen Seiner Majestät für mich und empfehle mir inzwischen besondere Vorsicht. Ich antwortete darauf mit dem Ausdruck des Dankes für das vom Fürsten mir erwiesene Vertrauen, sagte aber, im übrigen könnte ich nichts weiter tun, als die Pflichten, die mir besonders aus dem Kaiserbesuche jetzt erwüchsen, möglichst gut zu erfüllen. Ich wüßte wohl, daß die Insinuationen bei dem Kaiser gegen mich von seiner hohen Mutter herrührten und hoffte allerdings auch, daß der Kaiser aus eigener Anschauung zu anderen Eindrücken hier kommen würde. Vor der Abreise sagte mir dann Herbert Bismarck, daß in der Tat der Kaiser jetzt eine andere Ansicht in diesem Punkte gewonnen zu haben scheine.

Es folgten nun für mich einige ruhige Tage für die Reise in die Heimat, wohin ich gerufen wurde zur Beisetzung und Nachlaßregulierung meiner seligen Mutter. Mit meiner Frau traf ich am 21. November in Berlin ein und blieb dort bis zum 9. Dezember. In der Hedwigskirche fand am 25. November das feierliche Requiem für die teure Verstorbene statt, an dem alle Familienmitglieder und zahlreiche Freunde und Bekannte teilnahmen. Am 26. brachten wir mit meinem Bruder Klemens den Sarg nach Erfurt zur Grabstätte, die einst König Friedrich Wilhelm IV. für meine Eltern hatte errichten lassen, und wo mein Vater seit 1853 ruhte.

Fürst Bismarck war noch in Friedrichsruh, so daß ich ihn während meines kurzen Berliner Aufenthaltes nicht gesehen habe. Dagegen verkehrte ich viel mit Herbert Bismarck, der mir in allen Tonarten Befriedigung über den Konstantinopeler Besuch aussprach. Er zeigte mir die Randbemerkungen des Kaisers zu meinen nach dem Besuche erstatteten Berichten, die helles Lob für mich enthielten. Von der Voreingenommenheit Seiner Majestät gegen mich war also nichts mehr zurückgeblieben! Dies zeigte sich noch mehr in dem Empfang, den uns beide Majestäten bei einem Frühstück im königlichen Schloß am 2. Dezember bereiteten. Die dortigen Wohnräume des Kaiserpaares waren gerade fertiggestellt, es machte den Majestäten besonderes Vergnügen, uns die neue Installation in allen Einzelheiten selbst zu zeigen. Im übrigen war nur von der Orientreise und dem Aufenthalt am Bosporus die Rede, den die hohen Herrschaften nicht genug preisen konnten. Als ein Erinnerungszeichen für den Sultan gab mir der Kaiser ein großes Werk mit, »Geschichte der preußischen Fahnen und Standarten«, mit eigenhändiger Widmung: »Als Zeichen seiner innigen Freundschaft sendet dieses Buch, in dem sich ein gut Teil preußischer und deutscher Geschichte widerspiegelt, seinem lieben Freunde, dem Sultan Abdul Hamid. Wilhelm I. R.« — Damit machte ich Effendimis, der mich gleich nach meiner Rückkehr in Konstantinopel empfing, die größte persönliche Freude. Ein solches intimes Geschenk wußte er höher zu schätzen als alle Kostbarkeiten.

Ich war allein zurückgekehrt, meine Frau blieb zur Kur im Schweningerschen Sanatorium in Heidelberg. Ohne weitere Ereignisse ging das Jahr zu Ende. Meine politischen Eindrücke bei dem Eintritt in 1890 klangen weniger besorgt für die Friedenshaltung wie zu Ende 1888, aber doch noch etwas mißtrauisch. »Der Jahresabschluß ist ungleich friedlicher wie der Anfang gewesen,« heißt es in meinem Tagebuch, »in erster Linie durch den Umschlag in Paris, das Fiasko von Boulanger, den Erfolg der Ausstellung, der die fried- und besitzliebenden Elemente verstärkt hat; dann durch die persönliche Abwiegelung bei dem Zaren, obgleich die Nachwirkung davon auf die Dauer noch nicht zu berechnen ist. Die Reisen des Kaisers haben ebenfalls viel zur allgemeinen Beruhigung beigetragen. Aber was heißt das alles? War nicht der Anfang von 1870 so friedlich wie möglich und doch der Stoff für die Konflikte schon voll angehäuft? Das Imprévu entscheidet leicht, wenn die Grundlage für die Mißhelligkeit vorhanden bleibt, über den Anlaß zur Explosion. – Hoffen wir, daß dies nicht eintritt. Vielleicht sind bei uns die inneren Zustände, die Krisis auf sozialpolitischem Gebiete für 1890 ernster und wichtiger als die Fragen der auswärtigen Politik.«

XXV. Kapitel

Die Bismarck-Krisis

1890

Als ich am 13. März von Konstantinopel meine Fahrt nach Berlin antrat, mußte ich freilich schon aus privaten Nachrichten seit Anfang Februar die Empfindung mitnehmen, daß die Verhältnisse in Berlin in ein ernstes Stadium getreten seien und daß es schwer sein würde, den gefährdeten Einklang zwischen Kaiser und Kanzler voll herzustellen.

Hugo Lerchenfeld, ein scharfsichtiger Beobachter und genauer Kenner aller Vorgänge hatte mir am 3. Februar geschrieben: »Hier sieht es politisch nicht schön aus. Die Situation ist, daß der Kaiser, rerum novarum peritus, rasch von Entschluß und von festem Kopf – der Kanzler von nichts neuem hören will, immer nein sagt und feindlich wird, wenn es nicht nach seinem Sinne geht. Wären die beiden Mächte im steten Verkehr, so könnte es zur Not gehen. So aber, bei der monatelangen Entfernung des Reichskanzlers, zieht der Kaiser seine eigenen Wege, holt sich Rat bei Gott und der Welt, faßt eigene Entschlüsse: und dann ist der Konflikt fertig ... Für diesmal scheint die Krisis, die über Sozialgesetz und speziell über die Frage des sogenannten Arbeiterschutzes entstanden war, verkleistert. Aber der Stachel ist bei beiden stecken geblieben, und an der Stelle von Vertrauen und Zuneigung sitzt eine ganze Portion von Mißtrauen und Erbitterung. Öfter dürfen derartige Krisen nicht kommen, so sind wir bald auf dem Flecke, wo es nicht weitergeht ...«

Am 4. März, als die Sprache der Zeitungen aus Berlin wieder eine beruhigtere war, schrieb mir Berchem, der Unterstaatssekretär: »... Die neueste Krisis war heftig, jetzt ist ein Stillstand eingetreten, was mit dem ruhigen Gange der Verhandlung im Staatsratsausschuß zusammenhängt. Ich habe nach beiden Seiten hin zum Frieden wirken können ... Seine Majestät hat Sich durch Sein Präsidium im Staatsrat viele Anerkennung erworben. Hintzpeter schwieg. Das war schon ein Erfolg! ... Den großen Mann zu halten ist jetzt das Wichtigste ...«

Aus einem Briefe von Prinz Reuß aus Wien vom 5. März entnehme ich folgendes: »Alles Hiesige ist jetzt blaß im Vergleich zu unserem inneren Düppel!

Wie lange wird das Pflaster auf dem Risse halten? Bismarck hat jetzt angesichts der Zusammensetzung des Reichstags versprochen, er wolle den jungen Herrn mit der ganzen Wucht seines Ansehens unterstützen, auch in den Teilen der Arbeit, die ihm nicht genehm sind. Er zeigt eine neue Größe. Er will das Fiasko, das in der Arbeitersache zu erwarten ist, auf sich nehmen und seinen Herrn bei der schwierigen Behandlung des Reichstags nicht im Stiche lassen. Aber bei den beiden Charakteren ist zu fürchten, daß bald wieder Wasser in die schon bestehende Spalte kommt, und dann platzt bei eintretendem Frost bekanntlich der Stein ... Wenn Sie nach Berlin gehen, werden Sie mehr hören und sehen. Jedenfalls müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß die Hand, vor der unsere Feinde zitterten und die dadurch den Frieden zu erhalten verstand, eines schönen Tages uns fehlen wird. Vor dem Nachfolger, wer es auch sei, wird sich keiner fürchten, und darauf kommt schließlich alles an ... Bleichröder, der eben hier war, sagt: wenn Bismarck geht, haben wir in sechs Monaten Krieg. Rußland und Frankreich werden sich gegenseitig hineindrängen; der Zar, der dem Fürsten unbedingt vertraut, hat dieses Vertrauen nicht in dessen Ersatzmann, die Feinde Deutschlands und des Friedens werden wieder leichteres Spiel bekommen. Es wird ja wohl gehen, aber daß es nicht mehr so gut gehen kann, wie wir's gewöhnt waren, ist mit einiger Gewißheit vorauszusagen ...«

Trotzdem schien für den Fernstehenden eine Katastrophe noch immer nicht so unmittelbar herangerückt; und als ich am 15. März mich in Budapest bei dem der Familie Bismarck genau befreundeten Baron v. Plessen, unserem Generalkonsul, und seiner reizvollen, liebenswürdigen jungen Frau, geborenen Gräfin Hoyos, einen Tag aufhielt, wurde mir versichert, die Gewitterwolke sei im Abziehen.

Diese Illusion fiel gleich weg bei meiner Ankunft in Berlin am 16. März früh. Schon am Bahnhofe, wo mich Sascha Schlippenbach empfing, vernahm ich von ihr, die Entlassung Bismarcks liege in der Luft: man hoffe zwar immer noch auf gütliche Lösung, aber wahrscheinlich sei sie kaum mehr. Der erste Tag meiner Anwesenheit in Berlin gehörte ganz dem traurigen Wiedersehen mit meiner Schwägerin und dem Andenken an den heimgegangenen Bruder. Vom 17. März ab teilte ich meine Zeit zwischen Erledigung der mannigfaltigen Aufgaben in der Mitwirkung bei der Nachlaßordnung meines Bruders, für dessen minderjährige Kinder ich als Vormund bestellt war, und der regen Teilnahme an dem großen Drama, das sich nun in unseren leitenden Kreisen abspielte. Ich gebe die Eindrücke des Tages hier nach meinen unmittelbaren Journal-Aufzeichnungen und Briefen an meine Frau wieder, ohne andere Kommentare und ganz ohne etwaige Änderungen und spätere Zusätze.

17. März. – Früh erster Besuch im Auswärtigen Amte, wo ich durch Berchem gleich erfuhr, wie die Sache liegt: ganz schlecht, kaum noch Hoffnung auf Beilegung. Auch Herbert Bismarck will jedenfalls abtreten und sucht nach einem Nachfolger, den er vorschlagen könnte. Berchem frug mich, ob ich mich dazu entschließen würde,

eventuell würde Herbert mich dann nennen. Ich lehnte es rundweg ab. Nach meinen Unterredungen mit Berchem und Hugo Lerchenfeld habe ich jetzt folgendes Bild von der Entwicklung der Krisis: Seit mehreren Monaten ist eine persönliche Spannung zwischen S. M. und Bismarck gewachsen, durch Rücksichtslosigkeiten auf beiden Seiten. Der Kaiser hat angefangen, mit den Ministern und Staatssekretären allein zu verhandeln, ohne Kenntnis des Kanzlers, auch über die prinzipiell wichtigsten Fragen. Bismarck beruft sich auf eine Kabinettsorder von 1852, wonach dies unzulässig sei und hat ein Zirkular darüber an die Minister gerichtet, was wiederum den Kaiser verletzt hat. Andererseits hat Bismarck in verschiedenen Fragen Beschlüsse gefaßt, die der Kaiser nicht kannte und auch nicht billigen wollte. Verschiedener Meinung waren beide über das Sozialistengesetz, über Arbeiterschutz, Arbeiterkongreß usw. Dann hat Bismarck es als gegen sich persönlich gerichtet betrachtet, daß Bötticher den Schwarzen Adler erhalten hat, ohne ihn zuvor zu befragen. Sein Verhältnis zu Bötticher ist getrübt, er wirft ihm Servilismus gegenüber dem Kaiser und Unzuverlässigkeit in seiner Stellvertretung vor. Einige Fürsten (Baden, Koburg) suchten zu vermitteln, ohne Erfolg: Bismarck wurde störrisch, der Kaiser ungeduldig. Endlich trat dazu eine Friktion auf dem auswärtigen Gebiet. Der deutsche Konsul in Kiew hatte über russische Rüstungen berichtet und damit den Kaiser so alarmiert, daß Er an Bismarck schrieb: er habe ihm eine »furchtbar drohende Gefahr« vorenthalten, Er werde jetzt Gegenmaßregeln anordnen. Das hat Bismarck vor den Ministerrat gebracht und erklärt, danach werde er definitiv abgehen. Als es der Kaiser hörte, ließ Er ihm durch General v. Hahnke gestern, am 16., sagen: Er sei damit einverstanden, daß er seinen Abschied einreichen möge!

Bismarck redigiert jetzt seinen Bericht mit dem motivierten Abschiedsgesuch, der dann gleich dem Kaiser vorgelegt werden soll. Herbert will, sobald die Entscheidung gefallen, auch seine Entlassung einreichen. Der Kaiser will das Gesuch des Kanzlers annehmen, aber nicht das von Herbert, wegen des Eindrucks im Auslande.

Im Laufe des heutigen Tages ist das meiste von alledem bekannt geworden und erregt ungeheures Aufsehen. Aber man kann es doch nicht glauben!

18. März. — Bismarcks Entlassungsgesuch ist fertiggestellt und liegt heute abend dem Kaiser vor.

Jetzt handelt es sich darum, Herbert dazu zu bewegen, daß er nicht auch gleichzeitig geht. Ich aß bei Berchem mit Hugo Lerchenfeld, wir besprachen die Lage und verabredeten, jeder für seinen Teil, bei Herbert darauf zu wirken, daß er jetzt noch bleiben möge.

Mitteilungen von Kiderlen über die Krisis: Der Kaiser, immer mehr in seiner ungestümen, jugendlichen, oft wechselnden Manier befestigt, nimmt schwer Rat von solchen, die dazu berufen, um so leichter beeinflußbar durch Unberufene, für Hetzerei zugänglich, gegen jeden Widerspruch verstimmt. Bismarck, in letzter Zeit immer

schwer zu behandeln gewesen, wollte andere nicht entscheiden lassen, sagte aber auch selbst seine Meinung nicht in wichtigen Fragen der inneren Politik und rief damit fortwährend Unklarheiten und Widersprüche hervor, die den Kaiser steigend ungeduldiger machten.

Dem sei nun wie ihm wolle: das Unglück ist da und ist groß – , und es wird ganz unberechenbar, wenn Bismarcks Einfluß in der äußeren Politik auch wegfallen sollte.

Ich habe mich heute wenig gezeigt, bei Hof noch nicht gemeldet.

19. März. – Früh 11 Uhr bei Herbert Bismarck und lange Unterredung. Ich suchte ihm mit allen mir zu Gebote stehenden Argumenten die Notwendigkeit darzulegen, daß er bleiben müsse, um uns vor den Gefahren zu bewahren, die der Eindruck eines Wechsels in der Leitung unserer auswärtigen Politik in ganz Europa hervorrufen werde. Wir besprachen die Lage nach allen Richtungen, Herbert war ruhig, hat auch an sich nichts gegen seinen Posten, will ihn aber keinenfalls behalten, schon wegen seiner Gesundheit, die er als erschüttert und unfähig bezeichnet, der doppelt großen Aufgabe zu genügen. Auch müsse er ablehnen, bei den jetzigen Umständen unter einem anderen Kanzler zu stehen, gleichviel welchem. Er erzählte mir einiges von der letzten geheimen Verhandlung mit Rußland: Schuwalow sei gerade mit einem Vertragsentwurf aus Petersburg zurückgekommen, der seinen Vater durchaus befriedige und der uns eine durch nichts anderes aufzuwiegende Sicherheit gebe; aber nun werde sich das Bild ändern, mit einem Nachfolger seines Vaters würde der Zar kaum sich zu gleichen Zugeständnissen verstehen. Schuwalow sei außer sich darüber, daß das mit vieler Mühe vorbereitete Werk wieder zu scheitern drohe. Gerade das habe zu den Dingen gehört, die sein Vater noch absolut hätte fertig bringen wollen und müssen, und um derentwillen er nicht freiwillig vom Platze gewichen wäre. (Die Grundlage des Abkommens war, daß wir Rußland ganz freie Hand in Bulgarien lassen sollten. Wie das mit Österreich zu arrangieren, blieb zunächst unerörtert.)

Als neuer Kanzler wird heute mit größter Wahrscheinlichkeit General v. Caprivi genannt, nicht mehr Bötticher. Herbert Bismarck bezeichnete die Wahl von Caprivi als die beste, auch sein Vater würde sie billigen.

Ich sah Philipp Eulenburg, der schon vorher, im Auftrage des Kaisers, bei Herbert gewesen war, um ihm zu sagen: S. M. rechne mit Bestimmtheit auf sein Bleiben. Herbert hatte das ebenso bestimmt abgelehnt. Eulenburg, Berchem und ich erörterten noch zusammen weiter die Frage; vielleicht genügte für Herbert zunächst die Form eines Urlaubs mit Stellvertreter?

Bötticher schreibt für den Kaiser den Brief, womit Bismarcks Entlassung angenommen werden soll.

Die Aufregung in Berlin ist groß, und Telegramme bringen Kunde von dem Eindrucke in der ganzen Welt.

Eine Abendzeitung — »National-Zeitung« — nennt heute mich als den mutmaßlichen Nachfolger von Herbert.

(Aus Brief an meine Frau vom 19.): »Es ist mir hier unbeschreiblich schwül und peinlich. Daß ich auch gerade in diese Krisis fallen mußte! Ohne es zu wollen, werde ich mit hineingezogen in den Strudel, soviel ich mich zurückhalte, kann ich doch nicht ganz neutral bleiben ... Am liebsten reiste ich gleich wieder fort, aber den Kaiser muß ich jedenfalls zuvor gesehen haben ...«

20. März. — Der »Reichsanzeiger« brachte heute früh noch nichts Offizielles über Bismarcks Entlassung, wie man es erwartet hatte. Erst nachmittags haben Hahnke und Lucanus ihm die kaiserlichen Schreiben gebracht, mit dem »Herzog von Lauenburg« und dem Generaloberſten. Ich war den Tag über mit meiner Schwägerin zu Terminen in Charlottenburg. Erfuhr bei Rückkehr, daß ich erst zum Frühstück, dann zum Abendessen bei den Majestäten geladen worden. Ich kam noch zurecht um 8 Uhr, fand dort außer den Majestäten Stolberg und Frau, Friedrich Wilhelm Hohenlohe, Dr. Güßfeldt (einer der »Unberufenen«!), Herzog von Schleswig und eine Schwester der Kaiserin, sowie einige Personen vom Hof. Der Kaiser war bei Tische sehr aufgeräumt, sprach nur von Erinnerungen an Konstantinopel und Sultan, ebenso wie die Kaiserin, beide besonders gnädig für mich und meine Familie. Nach der Tafel aber nahm mich der Kaiser allein ins Nebenzimmer und erörterte nun, stehend, 1¼ Stunde lang, die ganze Krisis.

Der Kaiser begann damit, mir zu sagen, er lege Wert darauf, daß ich den ganzen Hergang genau kenne und nicht in irriger Meinung darüber bleibe. Er sprach dann von der ersten Zeit seiner persönlichen und intimen Beziehungen mit Bismarck, von seiner rückhaltlosen Bewunderung für ihn. Damals habe er es auf den Kampf mit Vater und Mutter deswegen ankommen lassen, er habe Schweres durchgemacht wegen seiner Anhänglichkeit an den Kanzler, als Kaiser Friedrich zur Regierung gekommen sei. Dann, als er selbst die Zügel ergreifen mußte, habe er von vornherein nur mit Bismarck gehen wollen. Nach und nach aber habe er erkennen lernen müssen, daß Bismarck nicht ebenso mit ihm ginge, daß er vielmehr in allen Punkten, wo sie verschiedener Meinung gewesen, unbedingte Unterordnung unter seinen Willen verlangte. Das sei in Preußen und Deutschland nicht möglich. Bei uns müsse der König und Kaiser regieren, nicht der Minister. Der Konflikt sei zuerst daraus entstanden, daß Bismarck stets abwesend gewesen und die anderen Minister ohne Kenntnis seiner Ansichten gelassen habe, dann aber plötzlich wieder in alles hineingefahren sei, was ihm nicht paßte. Wenn der Kaiser sich direkt mit den Ministern besprochen habe, so sei das von Bismarck übel genommen worden. Er habe die Order von 1852, die gar nicht mehr in die jetzige Lage passe, hervorgesucht und den Kaiser plötzlich sequestrieren wollen, nachdem er selbst ihm anfänglich geraten habe, die Minister oft zu sehen und kennenzulernen. Gleich nach Rückkehr Bismarcks aus Friedrichsruh im Januar sei

der Tanz mit den anderen Ministern losgegangen, namentlich mit Bötticher, wegen des Arbeiterschutzes und des Sozialistengesetzes. Bismarck habe vom Kaiser verlangt, die Mehrzahl der Minister zu entlassen, obschon der Kaiser in diesen Fragen ganz auf ihrer Seite gestanden. Das habe er abgelehnt. Dann hätte sich Bismarck entschlossen, vom preußischen Ministerpräsidium zurückzutreten und, mit Zustimmung des Kaisers, alles dafür vorbereitet. Am 20. Februar sei, durch Lucanus, alles fest geregelt gewesen, das Telegramm an Caprivi, der als Ministerpräsident eintreten sollte, schon aufgesetzt. Da kam Bismarck zum Kaiser und erklärte: ich bleibe. Warum? »Weil er die Kerls ärgern wolle«. Er habe in der letzten Sitzung, als er von der Niederlegung des Ministerialpräsidiums gesprochen, zu deutlich gesehen, daß sich alle über seinen Abgang freuten. Namentlich Bötticher habe es in seiner Rede gar nicht verstecken können. Bismarck habe von dem Verlauf der Sitzung und von Böttichers Ansprache eine genaue Darstellung gegeben. Der Kaiser, sehr erstaunt über diese Wendung, habe dennoch nachgegeben: dagegen habe er nun bestimmt die Aufhebung der Order von 1852 verlangt. Bismarck habe es zugesagt, jedoch nicht ausgeführt trotz mehrfacher Erinnerung daran. Dann sei Bismarcks Widerstand in der Arbeiterfrage gekommen. Er brachte die vom Kaiser verlangten Erlasse, protestierte aber gegen sie und suchte auf alle Art das Zustandekommen der Konferenz zu hintertreiben. Er habe direkt dagegen bei fremden Vertretern gewirkt, z. B. dem Schweizer Gesandten Roth, und bei einigen Botschaftern. Die Verstimmung des Kaisers, der das alles erfuhr, habe zugenommen. Nun wollte Bismarck den Reichstag los werden und das Sozialistengesetz einbringen, um ihn damit zu sprengen. Der Kaiser lehnte rundweg ab und glaubte, Bismarck werde die Kabinettsfrage stellen. Aber zu seiner Überraschung läßt er die Sache fallen und versucht, durch die Militärvorlage den Reichstag zu beseitigen. Der Kaiser ist absolut dagegen, will mit dem vorhandenen Reichstag weiter auszukommen suchen, und keinen Eklat. Dann kommt es zur Schlußszene. Bismarck hat eine vor dem Kaiser verborgene Verhandlung mit Windthorst eingeleitet, der Kaiser stellt ihn zur Rede, Bismarck wird sehr heftig und aufgebracht. Der Kaiser schickt danach gleich Hahnke zu ihm und läßt ihn noch einmal fragen: ob er nun die versprochene Aufhebung der Order von 1852 ausführen, überhaupt sich zu dem Wege verstehen wolle, den der Kaiser für notwendig erachte? Bismarck lehnt jetzt die Aufhebung der Order ab. Hahnke kehrt zu ihm zurück mit der Alternative: nachgeben oder abgehen.

»Da wir auf diesen Punkt gekommen waren,« sagte der Kaiser, »habe ich freilich der Entscheidung nachhelfen müssen. Es wäre so nicht weiter gegangen. Wir wären beide auf der Strecke geblieben! Ich mußte meine eigenen Kräfte schonen und wollte vor allem die des Fürsten erhalten für später ...«

Nun kam das lange motivierte Entlassungsgesuch, das der Kaiser eine »Staatsschrift« nannte. Von dem Inhalte hob er nur hervor, daß die Behauptung unrichtig

sei, es habe Differenzen wegen der auswärtigen Politik gegeben. Aber er habe sich allerdings über die formelle Behandlung auswärtiger Fragen ihm gegenüber zu beklagen gehabt. Hinter seinem Rücken sei alles mögliche abgemacht worden, man habe ihm manches verschwiegen, ihn erst vor das fait accompli gestellt. Der Kaiser erwähnte dabei auch den Konsularbericht aus Kiew betreffend russische Rüstungen, über die Bismarck im Ministerkonseil Mitteilung gemacht hatte, stellte diese Episode aber als weniger wichtig dar und schien nicht mehr zu wissen, daß er in dem Briefe an Bismarck »Gegenmaßregeln« verlangt gehabt habe. Dagegen sprach er eingehend von den geheimen Verhandlungen mit Schuwalow, die er nicht gekannt habe und von denen ihm erst durch eine »warnende Mitteilung« des Großherzogs von Baden etwas zu Ohren gekommen sei. Aus Petersburg seien, was ihn schwer verdrieße, Berichte über eine dort herrschende Verstimmung gegen ihn eingegangen, die er einigermaßen für bestellte Arbeit zu halten schien. Damit könne er doch unmöglich nach Krassnoje Selo fahren, was er sonst dringend wünsche!

Der Kaiser äußerte sich dann eingehend über Herbert Bismarck. Er könne noch nicht glauben, daß dieser, den er immer für seinen Freund gehalten, ihn jetzt im Stiche lassen werde. Er erwarte von ihm, daß er auch nach dem Abgange des Vaters an der Spitze des Auswärtigen Amtes bleibe, es sei notwendig, um vor dem Auslande zu bezeugen, daß keine neue Politik beabsichtigt sei, und dann habe Herbert jetzt von allen, die in Frage kommen könnten, die meiste geschäftliche Erfahrung. Der Kaiser drückte sich sehr scharf über die Eventualität aus, daß Herbert, trotz seines bestimmten Wunsches, ablehnen könnte. Es sei nicht zulässig, daß sich die Bismarcks etwa als eine Familienmacht aufspielen sollten: schon bringe eine französische Zeitung (die er im Ausschnitte mir zeigte) einen Artikel über die »dynastie Bismarck«, die sich gegen die »dynastie Hohenzollern« setze. Vor solchen Tendenzen warne er: es könne ihnen schlecht bekommen. Ich solle nur das alles an Herbert sagen, ihm wiederholen, daß der Kaiser ihn behalten wolle und es ihm hoch anrechnen werde, wenn er sich dem jetzt füge. Aber im entgegengesetzten Falle werde er auch mit seiner vollen Ungnade zu zählen haben.

Das war der Gang der kaiserlichen Auslassung, die ich kaum durch ein Wort unterbrochen habe. Nur als der Kaiser das französische Blatt zum Beweis dafür zitierte, daß man schon in der Welt von der »Dynastie Bismarck« spreche, bemerkte ich, Insinuationen aus so tendenziöser Quelle verdienten doch wohl kaum Beachtung. Innerlich ärgerte es mich, daß man derartigen Zeitungsschund dem Kaiser vorlegte! Und als die ganze, lange, mit dem großen Darstellungstalente des jungen Herrn vorgetragene Erzählung beendet war, frug er nur: »Nun, was sagen Sie jetzt dazu?« Worauf ich keine andere Antwort fand als die: »Majestät, ich beklage das Ganze und halte es für ein nationales Unglück ...« Der Kaiser sagte dann nichts mehr, blieb sehr freundlich und führte mich wieder in den Salon zur Kaiserin und den anderen

Gästen. Die Majestäten zogen sich bald darauf zurück. Beim Herausgehen sagte mir Stolberg: »Das hat lange gedauert, du hast dich wohl fest gegen den Staatssekretär gewehrt?« Er glaubte, der Kaiser habe mich zum Nachfolger von Herbert werben wollen, ich konnte ihm aber versichern, daß davon nicht entfernt die Rede gewesen sei.

Am Abende schrieb ich noch unter anderem an meine Frau: »Es ist ein über die Maßen trauriges Erlebnis, das wir hier jetzt durchmachen, traurig namentlich durch die Art und Weise, wie es sich vollzogen hat. Auf allen Seiten ist soviel Nervenüberspannung und Verbitterung groß geworden, daß der unbeteiligt Hinzutretende es nicht fassen kann. Wir stehen an einem großen Wendepunkte: Gott gebe, daß wir stark genug sind, ihn zu ertragen. Ich werde fortwährend gegen meinen Willen mit hineingezogen und höre von beiden Seiten die bitteren Anklagen. Ich war bei den Majestäten zur Abendtafel, der Kaiser hat mir danach in 1¼stündiger Unterredung den ganzen Hergang des Bruches, von den ersten Anfängen an, nach seiner Version erzählt. Die andere Version kannte ich schon durch Herbert. Der Kaiser hat mir nichts davon angedeutet, daß ich etwa in Frage käme, wenn Herbert jetzt auch abgeht, was S. M. noch dringend zu verhindern wünscht. Es wird hier aber vielfach davon geredet, was mich sehr langweilt ...«

21. März. — Der »Reichsanzeiger« bringt die Erlasse des Kaisers an Bismarck. Große allgemeine Erregung darüber, wenn sich das auch in dem Straßenleben nicht besonders bemerkbar macht. Ich sprach heute lang mit Minister Bötticher, der mir nun auch seine Auffassung von der Krisis entwickelte. Im wesentlichen sagte er dasselbe wie der Kaiser, beklagte sein persönliches Auseinandergehen mit Bismarck. Dieser habe ihm hart und ungerecht den Vorwurf gemacht, daß er gegen ihn gearbeitet hätte. Auf seine Verwahrung dagegen sagte Bismarck: »Wenigstens haben Sie mich nicht bei dem Kaiser unterstützt.« Bötticher bemerkte dazu: er hätte unmöglich in der Arbeiterschutzfrage, in der er seit Monaten anderer Ansicht wie Bismarck gewesen, und trotzdem nichts gesagt habe, jetzt, da der Kaiser selbst sich seine Meinung angeeignet, dagegen reden können. Bismarck hätte mit weniger Eigensinn, durch eine Ergänzung der Gewerbe-Ordnung dem Konflikte vorbeugen können, aber er hätte von nichts hören wollen. Er erzählte mir dann genauer von der entscheidenden Ministerialsitzung, den Mitteilungen Bismarcks über die Schuwalowsche Vertragsverhandlung, seiner und seiner Kollegen Überraschung darüber.

Auf dem Wege zu Herbert Bismarck, mit dem ich gemäß dem Auftrage des Kaisers sprechen wollte, begegnete ich Karl Wedel (dem Flügeladjutanten), der gerade schon mit demselben Auftrage bei Herbert gewesen und ganz unverrichteter Sache wieder weggezogen war. Wedel hatte auch dem Fürsten Bismarck das Ersuchen des Kaisers aussprechen sollen, daß er seinerseits auf Herbert drücken möge, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Der Fürst hatte es abgelehnt, irgendeinen Einfluß auf die Entschließung seines Sohnes auszuüben. Wedel sagte mir, es sei überflüssig, noch weiter mit Herbert

darüber zu reden, deswegen unterließ ich es. – Ich sah dann den Grafen Münster, der zum Schwarzen-Adler-Kapitel aus Paris gekommen. Er sagte, er habe gerade den Fürsten und Herbert getroffen und beide sehr verbittert gefunden. Mit Schweninger hatte ich eine Unterhaltung, in der er mir vom Fürsten sagte: er sei jetzt, nach der Entscheidung, viel ruhiger und habe besser geschlafen. Im ganzen ginge es ihm befriedigend. Allerdings sei er tief verbittert und gekränkt. Herbert fand er sehr herunter, er müsse unbedingt jetzt ausspannen, mindestens für sechs Monate. Weiter im Amte bleiben sei für ihn ein Unsinn.

22. März. – Ich war früh bei Schweinitz, der ebenfalls für das Ordens-Kapitel gekommen ist. Er sprach eingehend und ernst über die Lage, besorgt namentlich über die fernere Leitung der Geschäfte im Auswärtigen Amte. Er wollte durchaus, daß ich ihn bevollmächtigte, mein Einverständnis an höherer Stelle bekannt zu geben, wenn mir die Nachfolge von Herbert Bismarck angeboten werden sollte. Er sei überzeugt, daß das die beste Lösung jetzt sei und daß es geschehen werde, falls ich zustimmte. Er wolle die Einleitung dazu übernehmen. Ich bezeichnete ihm als ganz unwahrscheinlich, daß diese Anfrage überhaupt an mich gelangen würde, erklärte aber in jedem Falle, daß ich sie dann ablehnen müßte. Ich würde mich nur für eine Politik verpflichten können, die ganz im Bismarckschen Geiste geleitet werde, von anderen verstünde ich nichts.

Gerade heute wurde hier das folgende Entrefilet aus der »Kölnischen Zeitung« von gestern bekannt: »Der Botschafter v. Radowitz ist von Konstantinopel hier eingetroffen; er hat, wie man weiß, vor kurzem das Unglück gehabt, seine greise Mutter und bald darauf seinen Bruder durch den Tod zu verlieren. Er hatte bereits vor einiger Zeit den jetzigen Urlaub nachgesucht, um jetzt die Regelung des Nachlasses zu bewirken. Die Gerüchte, welche seine Ankunft damit in Zusammenhang bringen, daß er zum Nachfolger des Grafen Bismarck ausersehen sei, sind nicht begründet. Graf Bismarck hat vorläufig, wenigstens bis heute nachmittag, sein Entlassungsgesuch noch nicht eingereicht ...« Diese nützliche Notiz hat jedenfalls R. Lindau vom Auswärtigen Amte aus besorgt und damit den weiteren Kommentaren vorgebeugt.

Ich frühstückte bei Schweninger mit Lerchenfeld und Kiderlen. Natürlich war von nichts anderem als der Bismarck-Krisis die Rede. Am Nachmittage machte ich Besuch bei der Fürstin, ihr Salon war gefüllt mit Menschen, meist gleichgültigen; sie selbst schien ziemlich aufgeregt, wiederholte aber immer, wie sie sich persönlich darüber freue, daß ihr Mann nun die ganze Amtswirtschaft los wäre und fortan für seine Gesundheit leben könne. Herbert Bismarck hat heute nachmittag sein Entlassungsgesuch als Minister und Staatssekretär eingereicht.

23. März. – Ordensfest. – Verhandlung mit Herbert Bismarck wird fortgesetzt. Der Kaiser möchte ihn noch dazu bewegen, daß er einen sechsmonatigen Urlaub annähme ohne formelle Entlassung. Er will aber auf nichts eingehen. Ich besprach mit

Berchem die Chancen für unmittelbare, wenn auch zunächst nur interimistische Nachfolge von Herbert. Wir hielten Hatzfeldt oder, noch besser, Alvensleben für die am meisten dazu Geeigneten.

Am Abend wieder zu den Majestäten befohlen: dort außer dem Hofgefolge noch Graf Münster, Rudolf Lindau und Dr. Kayser vom Auswärtigen Amte, der Kolonialreferent, den der Kaiser, wie es scheint, öfters sieht. Er war früher juristischer Repetitor von Bill Bismarck und ist durch diesen der Familie bekannt geworden, dann ins Auswärtige Amt gelangt. Der Kaiser sprach heute abend mit mir kein Wort mehr über die Krisis, auch nicht mit den anderen, soweit ich es bemerken konnte, sondern nur vom Ordensfest, Erinnerungen an Konstantinopel und anderes.

24. März. — Der heutige Tag galt hauptsächlich den Kombinationen über Herbert Bismarcks Nachfolge. Alle Welt ist damit beschäftigt. Man nennt am meisten Hatzfeldt und mich. Im Amte sprach ich darüber mit Berchem, der nun ganz für Alvensleben eintritt und angeregt hat, ihn sofort hierher zu zitieren. Gleichzeitig tauchen Stimmen auf (in der Presse bringt es heute die »National-Zeitung«), die den badischen Gesandten Freiherrn v. Marschall als einen der wahrscheinlichen Kandidaten bezeichnen. Für mich ist diese Kombination völlig neu, auch Berchem wußte bis jetzt nichts davon.

Aus Brief an meine Frau vom 24. März: »Unsicherheit wegen Ersatz für Herbert Bismarck dauert fort, im Auswärtigen Amte plädieren wir für ein Provisorium mit Hatzfeldt oder Alvensleben. Von mir wird ebenfalls weiter gesprochen, Stolberg sagt mir: er wisse (durch Schweinitz?), daß ich dem Kaiser genannt worden, der geantwortet habe: das könne Er mir jetzt nicht zumuten. Wenn es wahr ist, kann ich nur wünschen, es möge dabei bleiben und ich nicht erst in die Lage kommen, etwas abzuweisen, das für mich ein wirkliches Verhängnis sein würde ... Ich bin bei alledem fortwährend mit Berta und der Arbeit für Klemens' Nachlaß beschäftigt, alle Komplikationen kommen auf einmal! Wenn es von mir abhinge, bliebe ich keinen Tag länger hier, ‚außi möcht' ich', nicht um vor Arbeit und ernster Verantwortung auszureißen, sondern weil die Verhältnisse und Bedingungen des Hierseins für mich unmögliche geworden sind ... Hoffentlich zeigt die Zukunft noch ein anderes Bild ...«

25. März. — Bis zum Nachmittag in Freienwalde, wo ich eine Pension für meinen dritten Sohn suchte. Fand bei Rückkehr Einladung zum Diner bei Fürst Bismarck. Dort noch anwesend: Fürstin, Frau v. Spitzemberg, Cecilie Schreckenstein, Frau v. Thadden, Schweninger und ein Konsistorialrat, der Geistliche der Familie. Vor Tisch kam Herbert, der beim Kaiser zur Tafel eingeladen war, und erzählte, daß Alvensleben definitiv zu seinem Nachfolger designiert sei und morgen ankommen werde. Niemand nahm diese Nachricht mit mehr Vergnügen auf wie ich. Fürstin Bismarck sagte mir im Lachen: »Sie werden schön froh sein, daß Sie heraus sind.« Der Fürst begrüßte mich sehr freundlich; mich überraschte es, daß er dann gleich

frug: »Sind wir vollzählig? Kommt Caprivi nicht? Ich hatte ihm gesagt, er möchte doch ohne weitere Umstände mit uns essen, ich hätte mich gefreut, wenn er gekommen wäre.« Der Fürst sah gut aus und war auch in guter Stimmung, bei Tische oft recht humoristisch. Er sprach während des Essens kaum von seinem Rücktritt. Das kam aber nachher. Seiner Bitterkeit gegen den Kaiser legte er dann keine Beschränkung auf und wurde darin reichlich durch den Chor der Damen, unter Führung der Fürstin, unterstützt. Er sagte, er sei dem Kaiser genant, unbequem geworden. »Deswegen schickt er mich fort, ich wollte nicht gehen und fühle mich dazu auch jetzt noch nicht genötigt ... Aber (und das kam wiederholt als der Refrain seiner Betrachtung) allerdings: 75 und 30 gehen nicht zusammen, das ist die ganze Sache ...« Am meisten verdrieße ihn jetzt das kaiserliche Telegramm an den Großherzog von Weimar, das gleich nach der Entlassung bekannt geworden und nach dessen Fassung es so aussähe, als habe er, Bismarck, weggewollt und den Kaiser im Stich gelassen. Das Umgekehrte sei die Wahrheit. Er werde sich noch genötigt sehen, sein Entlassungsgesuch im Wortlaute zu veröffentlichen. Im Urteile über den Kaiser wiederholte er, daß der junge Herr »kein Herz« habe. Dagegen war es charakteristisch, wie der Fürst nun von der Kaiserin Friedrich sprach und von den 99 Tagen, in denen er unumschränkteren Einfluß gehabt hätte als je. Er sei überzeugt, daß er sich mit der Kaiserin Friedrich auch auf die Dauer verständigt haben würde. Er erzählte, daß sie ihn eben empfangen hätte und dabei sehr bewegt gewesen sei. Den Titel »Herzog von Lauenburg«, sagte er, würde er höchstens führen, um auf Reisen sein Inkognito zu wahren. Auf die Frage von einer der Damen, was er nun mit der freien Zeit anzufangen gedenke, erwiderte er: das wisse er selbst noch nicht, jedenfalls viel Forst- und Landwirtschaft. — Einige Male erwähnte er Caprivis, und zwar nur in freundlicher Form. Er sagte mir sogar: der helle Punkt für ihn in diesen trüben Tagen sei gewesen, daß Caprivi sein Nachfolger würde und nicht irgendein anderer Intrigant (womit jedenfalls Bötticher gemeint war). Er hätte selbst schon dem Kaiser Caprivi als preußischen Ministerpräsidenten vorgeschlagen gehabt.

Mit mir sprach Bismarck noch über den Orient und den Sultan und trug mir auf, diesem besonders zu sagen, er habe nicht freiwillig seinen Posten und die Verantwortung für die auswärtige Politik aufgegeben. Zum Abschied umarmte mich der Fürst und küßte mich auf die Backe: ich wollte ihm die Hand küssen, was er nicht zuließ. Ich war sehr bewegt und hatte die Tränen in den Augen, als ich danach die Treppe hinunterstieg.

26. März. — Ganzen Tag mit meiner Schwägerin gearbeitet.

Alvensleben ist eingetroffen, hat die Berufung kategorisch abgelehnt trotz eindringlichen Zuredens von Herbert Bismarck.

27. März. — Vormittag bei Berchem, der mir die Ablehnung von Alvensleben bestätigt und die Berufung von Marschall als nun definitiv feststehend bezeichnet.

Der Kaiser scheint das überhaupt schon im Auge gehabt zu haben. Berchem sprach sich zufrieden und beifällig über diese Kandidatur aus, die auch er unterstützt.

Ich habe meine großen Bedenken gegen diese Wahl, wenn ich auch Marschall persönlich wenig kenne. Aber in diese Stellung hätte ein Preuße gesetzt werden sollen, und wenn das nicht ging (versucht hat man es ja mit Alvensleben !), dann wenigstens Berchem, der die meiste Erfahrung im Auswärtigen Amte und Arbeitskraft mitbringt. Der Kaiser scheint ihn aber nicht besonders zu mögen, vielleicht will er auch jetzt keinen süddeutschen Katholiken?

Nachmittags war ich zu Caprivi bestellt und durch Berchem darauf vorbereitet, daß er eine generelle politische Konversation mit mir wünsche, für die ich mir also die Gedanken zurechtlegen konnte.

Ich kannte Caprivi vom Feldzuge 1866 her genau und war seitdem öfter wieder in Berührung mit ihm gekommen, als er Chef der Admiralität in Berlin war. Er empfing mich sehr zuvorkommend und legte mir gleich die Gesichtspunkte dar, unter denen er sich, schwer genug, entschlossen habe, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Dazu gehöre als Hauptbedingung, daß er die auswärtige Politik nur in den von Bismarck gezogenen Bahnen weiterführen würde. Dafür müsse er nun bei den bisherigen Vertretern dieser Politik tüchtige Hilfe finden. In erster Linie habe er Herbert Bismarck behalten wollen und alles dafür getan. Als dieser durchaus ablehnte, sei Alvensleben, von Vater und Sohn Bismarck warm empfohlen, vorgeschlagen worden. Der Kaiser habe ihm, Caprivi, gesagt: die Botschafter seien jetzt für den Staatssekretärposten ausgeschlossen, er wünsche, daß alle in ihrem Wirkungskreis verblieben und damit die Kontinuität der Politik nach außen hin bezeugt würde. Außer Alvensleben sei ihm auch Graf Stirum und der Gesandte Bernhard Bülow genannt worden, gegen beide hätte aber Herbert Bismarck Bedenken geäußert. So sei es, da die Entschließung drängte, auf Marschall hinausgekommen, den der Kaiser wohl schon länger im Auge gehabt und ihn als einen klugen Kopf bezeichnet habe, den der Großherzog von Baden besonders hoch schätze und protegiere.Da kein anderer ernsthafter Kandidat vorhanden gewesen, habe er, Caprivi, trotz seines Wunsches, daß ein Preuße die Stelle erhalten möchte, Marschall akzeptiert und sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Dabei habe er wahrgenommen, daß Marschall schon ganz darauf vorbereitet gewesen und seine Berufung erwartet hätte.

Danach bat mich der neue Herr Reichskanzler, ihm offen meine Meinung und »meinen Rat« bezüglich der jetzt einzuhaltenden auswärtigen Politik auszusprechen.

Ich hatte, wie gesagt, mich darauf schon vorher einrichten und mir namentlich darüber klar werden können, was ich in betreff des geheimen Bündnisses mit Rußland unter den jetzigen Umständen raten sollte. Mir war nicht zweifelhaft, daß in dieser Beziehung das neue Regime nicht dasselbe würde unternehmen können, was dem alten gelungen sein würde, daß Caprivi nicht der Mann dazu sei, eine solche, nur auf

Bismarck zugeschnittene Aufgabe durchzuführen. Was mir unter Leitung und Autorität von Bismarck als ein Akt kühner und richtiger Politik erschienen wäre, hätte ich unter seinem jetzigen Nachfolger unmöglich als das Ratsame empfehlen mögen. Deswegen sagte ich ihm als meine Meinung: Festhalten an der Tripelallianz mit Vermeidung von allem, was dagegen Mißtrauen erregen könnte, namentlich in Wien. Nicht weiter im Separatabkommen mit Rußland gehen, als es die Stellung zu Österreich zulasse, also jetzt keine geheimen Zusicherungen an Rußland über Bulgarien. Eine einfache, ruhige Politik, Vertrauen erwecken in unsere Friedensliebe, die Epoche der genialen Aktion als abgeschlossen betrachten, das Erworbene sichern, unser Prestige bewahren, keine äußeren Unternehmungen, ehe nicht die neue Regierung nach allen Seiten hin befestigt sei. Im Orient Ruhe halten und dies auch den anderen empfehlen, den Sultan stützen, ohne Illusion über seine Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit, England und Österreich in orientalischen Dingen den Vortritt und nicht uns deren Geschäfte zuschieben lassen.

Caprivi hörte dem aufmerksam zu und machte billigende Zwischenbemerkungen. In bezug auf geheimes Abkommen mit Rußland sagte er: das könne er unmöglich eingehen, nur Bismarck sei imstande gewesen, mit drei Kugeln gleichzeitig zu jonglieren, ihm würde schon die Arbeit mit zweien hinreichend schwer werden. Er habe das auch offen dem Fürsten, wie Herbert gesagt.

Zum Schlusse sagte er mir, er sei mit allem, was ich ausgesprochen, einverstanden und rechne auf meine weitere Mitarbeit.

In dem, was ich mit Caprivi heute über das Verhältnis zu Rußland gesprochen, bin ich in vollem Einverständnis mit Schweinitz, der zum gemeinsamen Vortrag darüber mit dem Reichskanzler heute abend zum Kaiser gehen sollte.

28. März. — Marschalls Ernennung ist nun allgemein bekannt und wird mit ebenso allgemeinem Kopfschütteln aufgenommen.

Ich sah Alvensleben, der höchst vergnügt darüber ist, daß der Kelch an ihm vorübergegangen. Er meinte, er hätte es mit der Gesundheit nicht aushalten können, scheint sich aber hauptsächlich vor der verantwortlichen Arbeit und vor dem Parlamente gefürchtet zu haben. Ich aß mit ihm bei Arenberg, dort außerdem noch Schweinitz, August Dönhoff, Albert Metzler, Sascha Schlippenbach. Sprach viel mit Schweinitz, der ganz bedenklich ist über das, was er die »plötzlichen Umschläge« beim Kaiser nennt. So hätte der Kaiser heute eine Konversation mit Schuwalow über das geheime Abkommen gehabt, wobei Seine Majestät sich ganz im Gegensatze zu dem geäußert habe, was gestern Caprivi mit ihm, Schweinitz, im gemeinsamen Vortrage dargelegt und wofür sie die allerhöchste Zustimmung erhalten hätten. Er sei bestürzt gewesen, als Schuwalow ihm seine Unterredung wieder erzählte, und habe ihn gebeten, keine Meldung in diesem Sinne abzuschicken, ehe er nicht mit Caprivi noch

einmal gesprochen. Schweinitz fürchtete, er werde in Petersburg, wohin er morgen abreist, in die übelste Lage kommen, falls »solche Sprünge« sich wiederholten.

Ein anderer, für die »Sprünge« charakteristischer Vorgang ist der, daß der Kaiser, nachdem bereits die Ernennung Marschalls festgelegt und zwischen Caprivi und ihm alles abgemacht worden, gestern noch einmal Alvensleben auf das eindringlichste für Annahme des Postens bearbeitet hat. Nur dessen konsequenter Ablehnung ist es zu danken, daß nicht, wenn er doch noch angenommen hätte, plötzlich zwei neue Staatssekretäre vorhanden gewesen wären. Caprivi hat zu Schweinitz gesagt: in diesem Falle hätte er selbst umgehend sich wieder zurückziehen müssen!

So werden wohl noch manche Klippen zu umfahren sein, ehe das neue Schiff »Volldampf voraus« mit »altem Kurs«, wie es im Weimarer Telegramm heißt, in gesichertem Wasser gehen kann.

Aus Brief vom 28. an meine Frau: »Die Staatssekretär-Krisis ist nun auch vorbei. Seltsam das alles! Wenn mir jemand vor drei Wochen gesagt hätte, Bismarck und Herbert seien abgetan, Caprivi und Marschall an ihrer Stelle, so hätte ich doch wohl gelächelt und den Jemand gefragt, ob er gut gefrühstückt habe? ... Nun knüpfen sich an das Geschehene auch für mich und meine Zukunft Betrachtungen, die ich auf mündlich verspare ... Mit der Gesundheit geht es mir passabel, natürlich bin ich überaus gehetzt ... Das schlimmste sind alle die indifferenten Menschen, die mich sehen wollen und mir doch nichts zu sagen haben ...«

29. März. — Früh bei Herbert Bismarck, um ihm adieu zu sagen. Er sprach über die Kanzler-Krisis noch ebenso wie vorher, doch weniger bitter über seinen eigenen Abschied, da der Kaiser trotz aller Drohungen mit Ungnade für den Fall seines Weggehens doch schließlich ihn noch mit Liebenswürdigkeiten überhäuft und ihm gar nicht die Möglichkeit zur Äußerung von persönlicher Mißstimmung gelassen hat. Er gab ihm die Kette vom Hohenzollern-Orden, kam selbst damit zu ihm und sagte sich noch einmal zum Essen bei ihm an. Der junge Herr ist allerdings schwer zu taxieren in seiner impulsiven Natur! Mit Marschalls Ernennung ist Herbert wenig einverstanden, ebensowenig sein Vater. Beide halten Marschall für ungeeignet und dünkelhaft. Der Fürst sei erstaunt gewesen über den Aplomb, mit dem Marschall gleich die Berufung angenommen und aufgefaßt habe. Er komme ihm aber vor wie ein ungeübter Handwerker, dem man ein kompliziertes Uhrwerk überlasse und der mit plumper Hand hineingreife. Herbert hatte keine angenehme Begegnung mit Marschall gehabt, der ihm mit ganz unmotiviertem Selbstbewußtsein entgegengetreten sei.

Ich verabschiedete mich sehr herzlich von Herbert, werde morgen noch mit ihm bei Lerchenfeld essen.

Um 5 Uhr nachmittags war die Abfahrt Bismarcks aus Berlin. Er hatte vorher im Amte von allen Menschen und Räumen Abschied genommen, war dabei sehr erschüttert. Noch mehr bei seinem letzten Gange in das Mausoleum in Charlottenburg!

Von Mittag an war die Wilhelmstraße mit Zuschauern aus allen Volksklassen gefüllt, später wurde sie ganz unpassierbar. Das Berliner Volk, das bis vor einigen Tagen noch wenig erkennbare Aufregung gezeigt hat, ist nun plötzlich wach geworden. Größte allgemeine Ergriffenheit ist nachgekommen. Eine unbeschreibliche Bewegung zwischen dem Kanzlerpalais und dem Brandenburger Tor! Ich fuhr durch die Menge nach Hause, wollte nicht mit zur Bahn gehen unter der dort angesammelten Masse. Von meinem Fenster aus sah ich auf den Königsplatz und sein Getriebe. Bismarck kam im offenen Wagen vorbeigefahren, mit ihm Herbert. Ein Haufen Menschen hinter und neben herlaufend, einzelne suchten sich am Wagen anzuklammern, was der Fürst abwehrte. Brausendes Hurra- und Hochrufen auf dem ganzen Wege. Ich fühlte es wie einen Lebensabschnitt, einen großen Markstein im eigenen Dasein und schaute ihm nach wie dem schwindenden Gestirne. Mir scheint noch kaum faßlich, was alles geschehen; ich komme mir vor, als sei ich zehn Jahre älter geworden, seitdem ich hier mich aufhalte ...

Auf dem Bahnhofe sollen sich unbeschreibliche Szenen abgespielt haben. Bismarck sei tief ergriffen und bewegt gewesen. Der Kaiser kam nicht selbst, es war ihm dringend davon abgeraten worden bei der heutigen Volksstimmung, die sich ganz zugunsten von Bismarck und vielfach in scharfer Kritik gegen den Kaiser äußerte.

Jedenfalls war heute nach außen hin in Berlin der bewegteste Tag seit Beginn der Krisis.

30. März. — Abschiedsdiner bei Lerchenfeld für Herbert Bismarck. Außer mir anwesend: Marschall, Hohenthal, August Dönhoff, Schrader, Reischach, Karl Wedel: alle zu den näheren Freunden von Herbert gehörig, wie es auch Marschall bis jetzt gewesen. Aber die Entfremdung zwischen den beiden war stark markiert, ganz steife Begrüßung, es fiel gleich ein Schatten von Ungemütlichkeit auf das Mahl, das sonst gewiß harmonisch verlaufen sein würde. Herbert konnte seine etwas bissige Laune gegen Marschall schwer überwinden. Ich ging bald fort in eine Soiree bei Frau Richter, Marschall benutzte es, um sich mir anzuschließen und begleitete mich dann bis in die Bellevuestraße. Er hatte unverkennbar einen unangenehmen Eindruck von Herbert Bismarcks Haltung, ich ließ mich aber auf keine Unterhaltung darüber ein. Dann sagte er mir, Caprivi habe sich ihm über unsere Besprechung befriedigt geäußert, und drückte mir auch seinerseits Übereinstimmung mit den darin behandelten Grundsätzen für die weitere Leitung unserer auswärtigen Politik aus. Eigene Kenntnis der Dinge verriet er aber noch nicht, namentlich vom Orient schien er wenig zu wissen. Doch bringt er jedenfalls ein schönes Selbstgefühl und Vertrauen in seine Fähigkeiten mit in das neue Geschäft.

Der Abend bei Frau Richter sehr belebt, ich freute mich, mit Gräfin Wolkenstein, die auf der Durchreise hier anwesend, viel reden zu können.

31. März. — Abends zur Verabschiedung bei den Majestäten im Schloß. Der

Kaiser sagte mir, er hoffe, Bismarck werde sich nun beruhigen; er habe die Absicht, ihn baldigst in Friedrichsruh zu besuchen. Sonst war von der Krisis und unserer Politik nicht weiter die Rede. Dagegen viel vom Sultan, Orient, den Erinnerungen an die kaiserliche Reise. Ich saß meist zusammen mit der Kaiserin, die besonders freundlich und lieb war, von meinen Damen sprach, aus ihrer eigenen Jugendzeit erzählte. Entlassen mit Grüßen an Konstantinopel.

1. April. – Bismarcks Geburtstag, zu dem ich nach Friedrichsruh telegraphierte. Noch einmal bei Caprivi. Er sprach hauptsächlich von den Beziehungen mit Rußland, die er bestens pflegen wolle, wenn auch jetzt das Anerbieten der geheimen Abmachung mit Zustimmung zum russischen Eingreifen in Bulgarien von uns nicht angenommen werden könne. Auf der bevorstehenden Reise nach Petersburg werde er den Kaiser begleiten und dafür sorgen, daß nur in einer Tonart dort von uns gesprochen werde. Dann ließ er sich noch einiges über Orient und Sultan sagen und trug mir auf, in Wien zu Graf Kálnoky zu gehen, diesem die freundschaftlichsten Versicherungen zu bringen und einen Brief anzukündigen, den er demnächst ihm schreiben werde, ebenso wie einen an Crispi.

2. April. – Letzter Besuch im Auswärtigen Amte, wo mich Marschall, der gerade die Geschäfte übernommen hatte, in Gegenwart von Berchem empfing. Er gab sich bereits das Air des Vorgesetzten und war seit unserem vorgestrigen Abendspaziergang sehr an Bedeutung gewachsen. Ich sprach mit ihm von unseren laufenden Orientfragen, auch über den Handelsvertrag.

Berchem machte mir heute nicht den Eindruck, als würde er es in dieser neuen Atmosphäre noch weiter aushalten können. Wie sollte er auch? Die eigentliche politische Leitung wird nun von Holstein ausgehen, da das Verhängnis will, daß er gerade mit Caprivi von früher her intim bekannt ist. Jedenfalls hatte er schon seit einiger Zeit die Fühlung mit ihm gehabt, seitdem er merken mußte, daß das Regime Bismarck zum Ende ging. Für Holstein geschah das jetzt zur rechten Zeit: seine persönliche Stellung im Amte hatte sich in den letzten Monaten so verschlechtert, daß es wahrscheinlich zum Krache gekommen wäre. Mit Rantzau war er bereits ganz überworfen und sprach nicht mehr mit ihm. Er hat jetzt von allen im Amte mit der größten Eile die Bismarcksche Flagge verlassen und verleugnet: junge Attachés, die unter ihm arbeiteten, sind erstaunt gewesen über die Genugtuung, die er bei dem Wechsel geäußert hat, und über seine pietätlose Kritik des Fürsten. Das ist der Mann, an den die Familie Bismarck geglaubt hat wie an den »Treuesten der Treuen«, von dem sie sich gegen alle anderen, die ihm im Wege standen, hat beeinflussen lassen. Ich weiß ja davon zu berichten! Wie ich heute hörte, ist er der einzige Beamte gewesen, dem der Fürst nicht persönlich Lebewohl gesagt hat bei dem Scheiden aus der alten Arbeitsstätte. Und zwar hat Holstein selbst sich dem entzogen!

Nunmehr bleibt er als der spiritus rector für die neuen Männer. Caprivi

sagte mir, er habe vollstes Vertrauen in Holstein und werde sich vielfach auf seine große Erfahrung verlassen müssen. Marschall wird klug genug sein, ihn sich gleichfalls eng heranzuziehen. Kiderlen ist schon jetzt, was ich in diesen Tagen merken konnte, ganz sein Amanuensis. Ich habe Holstein während meines jetzigen Aufenthalts überhaupt nicht gesehen. Berchem warnte mich vor ihm und bezeichnete ihn als halb unzurechnungsfähig, wenn bestimmte persönliche Antipathien bei ihm ins Spiel kämen, wozu in erster Linie die gegen mich gehört. Auch gegen Berchem hat er ein feindliches Gefühl.

Ich will das alles nicht überschätzen und abwarten, wie es sich praktisch gestaltet. Aber es ist keine angenehme dienstliche Perspektive.

Am Abend nach Wien abgereist.

3. April. — Wien. Frühstück bei Reuß, lange Unterhaltung über die Bismarck-Krisis, die Reuß bedauert und mißbilligt. Er sagte mir ebenfalls, daß ich fortan im Auswärtigen Amte mit dem so sehr gestiegenen, mir feindlichen Einflusse von Holstein zu zählen haben würde. — Nachmittags mit Reuß bei Kálnoky, der uns in Gegenwart des Sektionschefs Baron Szögenyi empfing. Ich richtete meine Aufträge von Caprivi aus, Kálnoky nahm die Freundschaftszusicherungen mit lebhafter Dankbarkeit an und erwiderte sie. Wir sprachen über die Orientverhältnisse, die er ruhig beurteilte. Keine Ermutigung für die Bulgaren gegen die Türken. Es müsse aber etwas für sie geschehen. Sieht nicht schwarz in die Beziehungen mit Rußland, trotz der Rüstungen an der Grenze. Eingehender von den Handelsvertragsverhandlungen mit der Türkei, wobei sich Szögenyi beteiligte.

Abends weiter mit dem Orientexpreß.

Am 5. April nachmittags war ich wieder in Stambul, gerade zur rechten Zeit, um am 6. den Ostersonntag mit den Meinen feiern zu können.

Ich sah bald, daß während meiner Abwesenheit bei meiner Familie wie in den politischen Kreisen die Empfindung vorherrschend gewesen ist, ich könnte in die Berliner Krisis mit hineingezogen werden, sei es, um dort zu bleiben, sei es, um einen anderen Posten zu erhalten. Von allen Seiten hörte ich nun den Ausdruck der Befriedigung darüber, daß sich für mich nichts geändert habe, und diese Befriedigung teilte ich am meisten selbst. Natürlich waren der Sultan und die Minister über die Vorgänge bei uns aufgeregt gewesen und hatten nach Erklärungen für den so unglaublich erscheinenden Abgang von Bismarck gesucht: meine Herren Botschafterkollegen wurden eifrig nach ihren Ansichten ausgefragt. Und wie immer wußte ich auch alsbald »vertraulichst«, was jeder gesagt hatte. Am meisten schien sich Nelidow gefreut zu haben; er kündigte das Ende der Tripelallianz an, den politischen Niedergang von Deutschland und empfahl den Türken um so größere Vorsicht in den Freundschaftsbeziehungen mit uns. Die anderen, namentlich Montebello, waren zurückhaltender gewesen und hatten nicht an große Veränderungen in der europäischen Politik geglaubt.

Die Türken hatten den Eindruck, daß sich daraus eine englisch-französische Annäherung ergeben würde, was bekanntlich den Sultan immer besonders erschreckte. Zu Kiamil und Said-Pascha ging ich gleich und trug ihnen meine Aufträge vom neuen Regime vor, die darin bestanden, daß alles beim alten bleiben solle, namentlich unsere Freundschaft zur Türkei und unser Bestreben, den Frieden zu erhalten. Den Sultan sah ich erst am 18. April, als ich den inzwischen eingetroffenen Herzog Georg von Meiningen nach Jildis führte. Der Herzog, in dessen Begleitung seine (morganatische) Gemahlin Frau v. Heldburg und sein Sohn Prinz Ernst, reiste schon seit einiger Zeit in Kleinasien und am Bosporus und blieb auch noch länger. Er wurde vom Sultan mit allen Ehren eines Souveräns empfangen und mit einem pomphaften Galadiner in Jildis bedacht. Mit uns stand der liebenswürdige, vielseitig anregende Herr während seines Aufenthalts in lebhaftem Verkehr. Auch Frau v. Heldburg machte einen angenehmen und klugen Eindruck.

Mit dem Sultan besprach ich dann noch einmal vertraulich die ganze Bismarck-Krisis; ihm war es an sich nicht schwer gewesen, zu verstehen, daß der Kaiser einen Großwesir weggeschickt habe, nur wünschte er klar zu sehen, ob das für ihn, den Sultan selbst, durch politische Verschiebungen nachteilige Folgen haben könne. Darüber mußte ich suchen ihn zu beruhigen, unter Hinweis auf die fortdauernde persönliche Freundschaft des Kaisers. Er nahm das gern an und wiederholte mir den Dank dafür, daß ich für den Kaiserbesuch im vorigen Jahre, dessen Wert er immer mehr schätzen lerne, so erfolgreich tätig gewesen sei.

Namenregister

Auf das Wesentliche beschränkt

Wichtige Stellen sind durch einen Stern hervorgehoben

Aarifi-Pascha I 40, 155; II 225, 230, 240.
Abdul Aziz I 40, 143, 154 f., 223, 239*, 244 ff., 250; II 222.
Abdul Hamid II. II 149, 180, 200, 208, 220 ff., 229 ff., 232 ff., 236 f., 239, 244, 246, 249, 253, 263, 265, 267, 272 f., 275, 277, 280, 282 f., 287 f., 299, 303 ff., 315, 321, 328.
Abdul Medschid I 39 f.
Abegg I 196.
Abeken I 254*, 258.
Achmed-Vefik-Pascha II 225.
Acton, Lord I 168, 336.
Adam II 142.
Adler I 284 f.
Aegidi I 255, 256*; II 83.
Aguado, Marquise I 74, 80.
Ägypten, Khedive Ismael v. I 143, 240, 244; II 85.
Albedyll, v. II 91, 98 f., 102, 250.
Ali-Nizami-Pascha II 172, 302.
Ali-Pascha I 40, 191, 238, 240; II 228.
Alten, v. II 79.
Altenstein I 22.
Alvensleben, Graf I 30, 297 ff., 302 f., 326, 357; II 205, 320 f., 323 f.
Anargyros I 288, 343; II 79.
Andrássy, Graf I 215, 354, 356; II 7, 27 f.*, 38, 41, 47, 49 ff., 53 f., 59 ff., 70, 88 ff., 100 ff., 104 f., 228.
Antonelli I 125, 132.
Apponyi, Graf I 71.
Arapow, v. I 70.
Arco, Graf I 163, 166.
Arnim, Graf Harry v. I 125, 132, 253, 289 ff., 321, 339; II 23, 133.
— Graf Henning I 291.
— Graf Hermann I 289 ff., 294.
— Armgard v. I 21.
— Bettina v. I 21.
— Gisela v. I 21.
Assim-Pascha II 240.
Aulicke I 11.

Baden, Großherzog Friedrich I. I 143, 150, 356; II 317, 322.
Balan, v. I 253*, 254, 277 f.
Balfour, Sir Arthur II 27.
Ballestrem, Graf I 287.
Bamberg I 202.
Bamberger II 15, 17.
Barbolani, Graf I 238.
Barthélemy St. Hilaire II 147 f.
Bastian I 283 f.
Bayern, König Ludwig I. v. I 165*; II 157.
— König Ludwig II. v. I 160, 162 f.*, 178 f., 239, 335 f., 359.
— König Maximilian v. I 167.
— König Otto v. I 164 f.
— Prinz Karl v. I 167 f.*, 336.
— Herzog Karl Theodor v. I 336.
— Prinz Ludwig Ferdinand v. II 157, 163.
— Herzogin Sophie v. I 160, 162 f.
Bazaine I 206; II 291.
Beaconsfield, Lord II 7, 20, 23, 25 ff.*, 37 f., 40 f., 43 ff., 49 ff., 54 ff., 62.
Beaulaincourt, de I 80; II 133.
Beaumont, Gräfin I 87.
Beckmann II 125.
Bedoyère, Gräfin de la, I 79, 150; II 133.
Begas I 269, 283; II 8.
Belgien, König Leopold v. I 143.
Bellecourt, de I 59, 61.
Bellonet, de I 64.
Below, v. II 200.
Benedetti, Graf I 105 ff., 111 ff., 122, 131, 134, 136, 140; II 132.
Bennigsen, v. I 369; II 14.
Benrath II 196.
Berchem, Graf I 163 f., 209, 370; II 194, 249, 276, 298, 311 f., 320 ff., 326 f.
Berlichingen, v. I 16.
Berna, v. I 4; II 181.
Berner I 27.
Bernhardt II 126.
Bernstorff, Graf I 46 f.
Bernuth, v. I 98 f., 120, 246.
Berthémy I 63 f.
Bertram II 212.
Bethmann, v. I 83.
Beust, Graf I 215 f., 226; II 41, 127*, 141, 250.
Beyens, Baron I 72; II 127.
Bibesco-Brancovano, Prinz I 80.

Bismarck, Fürst Herbert v. I 294, 326 f., 338*, 361 f.; II 18 f., 23 f.*, 42, 80, 82 f., 97, 112, 155, 190, 241, 244, 248 f.*, 282 f., 286, 292, 295, 298, 301, 306, 308 f., 312, 317 ff.
– Fürstin Johanna I 80, 279, 371 f.; II 96, 122, 320.
– Graf Karl I 47 f., 53, 105, 108, 147.
– Marie v. I 80, 344, 371 f.
– Fürst Otto v. I 9, 28, 35, 65, 70, 74 ff., 80 ff., 87 ff., 91 f., 96, 100, 105, 107 ff., 111, 115, 120 ff., 131, 134, 136, 144, 147, 150, 153, 156, 160, 166, 171, 174, 176, 181, 189 f., 192, 196, 202, 205, 208, 210 f., 222, 227 ff., 232, 243, 252 ff., 262 ff.*, 268 f., 272 ff., 277, 279 ff., 284, 286 f., 289 ff., 296 ff., 301*, 307, 313, 316, 318, 320 ff., 324 ff., 336, 338 f., 344, 354 ff., 361 ff., 368 f.; II 6 f., 9 ff., 12 ff., 21 f.*, 24 ff., 34 ff., 51 ff., 56, 59 ff., 65, 68 f., 71 ff., 75, 80 f., 82 ff., 86 ff., 114 ff., 131, 133, 135, 144 f., 148 ff., 152 ff., 157, 164, 166, 177 f., 186 ff., 193 f., 198 f., 205 f., 228, 230, 232, 239, 241, 247 f., 250, 252, 256 f.*, 260, 264, 266 ff., 270, 274 ff., 284 ff., 288, 291, 294 ff., 307, 309, 311 ff.
– Graf Wilhelm v. II 93, 96, 320.
Bitter II 99.
Blackwood I 17.
Blanc, Baron II 284.
Blanquart I 147.
Blau I 263.
Bleichröder, v. I 234, 241; II 2, 54, 85, 114, 186, 194.
Blennerhassett, Lady I 186*; II 211.
Blind I 92.
Blowitz (Oppert aus) I 321, 327 f.; II 34 f.*, 1234 f.
Blücher I 198.
Blum I 258, 324 ff., 332.
Blume II 183.
Blumhart I 16.
Böckh I 22.
Böcking I 23.
Böcklin I 176, 283.
Bode I 285.
Bojanowski, v. I 261.
Böttticher, v. II 25, 313 f., 316, 318.
Bonaparte, Kaiserin Eugenie I 72 f.*, 79 f., 82 f., 85, 88 f., 90, 93, 123, 126 ff., 130 ff., 139, 143, 146 f., 149, 154, 160, 208.
– Prinz Louis I 73, 123, 130; II 130.
– Prinzessin Mathilde I 86, 143, 150, 152; II 130.
– Napoleon III. I 68, 72 f.*, 75 ff., 80 ff., 85, 89 ff., 100, 104, 112 ff., 119, 123 ff., 133 ff., 139 ff., 146 ff., 153 f., 160, 181, 200, 207 ff., 267; II 11.
– Prinz Napoleon I 131, 133 f., 136.
Borchardt II 39, 62.
Borcke, v. I 100.
Bornemann, v. I 72, 91.
Bosgiovich I 36, 191.
Bouvet I 85.
Brassier de St. Simon I 191.
Brandis I 327.
Brandt, v. I 47 f., 54, 59 f., 61, 69, 172.
Bratianu I 212; II 32, 52, 206.
Brauer v. II 267.
Bray, Graf I 235, 250.
Brehm I 283.
Bremer, Friederike I 17.
Brenner, Baron I 109.
Brincken, Frh. v. d. I 30; II 205.
Britzke, v. I 100.
Broglie, Herzog v. I 313, 317, 328 ff., 370.
Bucher I 254*, 256 ff., 265, 279, 281, 289, 296, 336; II 19, 35, 43, 48, 68, 75, 80, 83, 91, 108, 118, 121, 153 ff., 204.
Büchner I 14.
Budberg, Baron I 72*, 86, 145 f., 150.
Buddenbrock, v. I 261.
Bulgaris I 287, 341 f.
Bülow, Adolf v. I 99, 211; II 125, 139, 151.
– Bernhard Ernst v. I 277 f., 280 f.*, 283, 288, 294, 301, 318, 329, 333, 338 f., 354, 357, 362, 368 f.; II 14 ff., 22*, 38, 42 ff., 51, 68, 71 ff., 80, 82 ff., 89 f., 93, 99, 109*, 110, 115, 119, 122, 154.
– (Fürst) Bernhard v. I 368, 371; II 5 ff., 19, 24, 47, 68*, 80, 83, 109, 125, 131, 148, 151, 194, 286, 322.
– Hans v. I 177 ff.
– Otto v. I 258*, 370; II 91 ff., 97, 102, 104 ff., 204 f.
– Fürstin I 270, 294; II 10, 286.
Bulgarien, Fürst Alexander v. II 229 f.*, 252, 254, 258, 262, 266 ff., 284 f.
– Fürst Ferdinand v. II 269 f., 276, 280.
Bulwer, Sir Henry I 38*.
Bunsen, Josias v. I 16.
Burg, v. d. I 140.
Busch, Clemens August I 191, 235*, 236 f., 247, 282, 339, 355, 372; II 19, 23*, 38, 43, 48, 53, 61, 68, 73, 80, 121, 124, 162, 177, 184 f., 187 f., 204, 248, 286, 288.
– Moritz I 253, 255, 256 f.*, 260, 268, 325, 355; II 66, 74 f., 108, 118, 155 f., 190 f.
Buttmann I 22.
Byron, Lord I 349.

Cadore, Duc de I 161, 169.
Cairoli II 77.
Calice, Frh. v. II 214 f.*, 233, 239, 254, 303.
Call, Frh. v. II 215.
Callimaki-Catargiu I 214, 219.

Canitz, Baron I 96; II 187.
Canovas II 228.
Canrobert I 86, 149; II 139.
Cantacuzene I 199, 202.
Caprivi, v. I 99, 110; II 314, 321 f., 324 ff.
Caratheodory-Pascha, Alexander II 31*, 38, 47, 50, 60.
— Etienne II 31.
Carnot II 133.
Carp I 27, 120, 199, 202 f., 214, 227.
Castell, Graf zu I 163.
Castiglione, Gräfin I 87.
Catargiu, Lascar I 221 ff.
Cavour, Graf I 72, 134.
Cazot II 128.
Chambord, Graf v. I 282, 369.
Chaudordy, Graf I 367.
Choiseul, Graf II 128.
Chrysander II 18.
Cialdini II 126, 139.
Claus II 192.
Cochery II 128
Cogalniceano II 32, 52, 127.
Colonna, Prinz I 80.
Collobiano, Graf II 214.
Colloredo, Graf I 106.
Colvin I 352 f.; II 130.
Constans II 128.
Corry, William Montagu II 27, 37 f.
Corbett II 79, 158, 165 f., 176.
Corti, Graf I 367; II 29 f.*, 38, 46, 49 f.; 175, 214*, 233, 239, 254.
Costaforu I 221.
Courcel, Baron v. II 128*, 152.
Cowley, Lord I 140 ff.
Crailsheim, Frh. v. I 159; II 157.
Craven I 74, 117, 149.
Crispi II 294 f., 326.
Currie, Sir Philip II 27, 53.
Curtius I 268, 284 f.*, 361; II 53, 121, 188.
Curtopassi II 30*, 158, 175 ff., 197.
Czacki II 125 f.

Dänemark, König Christian IX. v. II 203.
Dalwigk, Frh. v. I 111.
Daudet, Ernest I 309 f., 322, 324; II 135.
Dawison I 360.
Decazes, Herzog I 312, 320, 327 f.; II 112, 132.
Degenfeld, Graf I 109.
Delbrück I 189, 336; II 81.
Delyannis I 287; II 32 f., 51, 79, 293.
Derby, Lord I 339; II 6.
Derenthall, v. I 250, 339; II 205.
Dernburg II 34.
Desprez II 29*, 38.
Devrient, Emil I 21.
Deym, Graf I 71.
Diest-Daber, v. I 294.
Disraeli, s. Beaconsfield.
Djemil-Pascha I 240.
Dohm I 231.
Dolgurucki, Fürst Wladimir I 306 f.
— Fürstin (Jurjewskaja) I 304.
Döllinger, v. I 165, 172 ff., 177, 182, 186 f., 226, 243, 289 f., 336; II 12, 203, 228.
Dönhoff, Graf August I 306; II 325.
— Graf Karl I 30, 172.
— Graf Otto I 30, 298; II 205.
Doria, Fürst II 67, 77.
Dove I 272.
Dragumis II 293.
Dreyssé-Pascha II 221.
Drigalsky, v. I 198; II 213.
Drouyn de Lhuys I 74, 77, 81, 86, 91, 93 f., 112 f., 116 f.
Droysen I 272.
Dryander, v. II 320.
Dubsky, Graf II 79.
Ducros-Aubert I 238.
Dufaure I 130.
Dufferin, Lord II 200*, 216 f.*, 231 f., 233, 236, 239, 240*.
Dumas I 152; II 141.

Edel I 166.
Edhem-Pascha I 367 f.
Eichmann, v. I 123, 263, 272.
Eisendecher, v. II 205.
Ehrenhof, v. II 217.
Elliot, Sir Henry I 237*, 238, 242.
England, Königin Viktoria v. II 284.
Erlanger II 137.
Etienne II 34.
Eulenburg, Graf August I 144, 344; II 91, 94.
— Graf Botho I 344; II 99, 110, 117, 119, 190.
— Graf Friedrich I 45, 47, 52, 58, 283; II 106.
— Graf Philipp II 314.
— Graf Richard I 30, 121.
— Graf Wendt I 338, 343 f.*.

Falkenhayn, v. I 192.
Fallmerayer II 200.
Farre II 128, 139.
Fäustle I 159; II 158.
Fava, Baron I 195.
Favre I 72, 136.
Feigel II 208, 211.
Feilitzsch, v. I 159.
Fels I 341; II 196.
Ferry II 128, 148.
Feuerbach I 176.
Feuillet I 238; II 141.

Fichte I 21 f.
Fleury I 74, 86, 123, 142, 149 f., 160; II 132.
Flourens I 313.
Förster I 182.
Ford, Sir Charles II 158, 182.
Fournier II 3.
France II 66.
Franchi I 242.
Franckenstein, Frh. v. I 166.
Frankenberg, Graf v. I 274; II 123.
Frenzel I 359.
Freycinet, v. II 113, 127 f.*, 146 f.*
Friedenthal II 14, 119.
Friedländer I 236.
Friedrich I 226.
Fuad-Pascha I 155.
Fürst II 34.

Gablenz, v. d. I 77, 104.
Gabriac, Marquis I 342.
Galen, Graf v. I 44.
Gallifet, Marquis de I 74; II 141.
Gambetta I 315, 353 f.; II 113, 130 ff., 139, 141 ff., 145 ff*, 148, 151 f., 190, 194, 228.
Gautier I 86, 180.
Geffken I 313, 324 ff.; II 290.
Gehlsen I 294.
Gentzkow, v. II 125, 139.
Gérard II 128.
Gescher II 212.
Ghica, Demeter I 202, 234.
— Jon I 192, 214, 218 ff., 222.
Giers, v. II 8, 92, 277.
Gies, II 208, 211.
Giesebrecht, v. I 177.
Gillet I 236.
Girardin I 136, 140; II 133.
Gladstone II 119, 244, 246, 262.
Giscra I 105.
Gnauth I 348.
Gneist, v. I 19, 27; II 14, 53 f.
Gobineau, Graf II 77.
Goethe I 1, 13 f., 22 f.; II 189.
Golescu I 193, 196, 199, 212, 220.
Goltz, Colmar Frh. v. d. II 212*.
— Karl August, Graf v. d. I 250; II 79.
— Karl Friedrich, Graf v. d. I 26, 28 f., 32, 147, 180, 268; II 11, 154 ff., 250.
— Gräfin Marie I 8, 28 f., 32, 362.
— Graf Robert v. d. I 34, 35*, 36 ff., 41, 69 f., 71, 74 ff.*, 80 ff., 87 ff., 104, 109, 111 ff., 114 ff., 119 f., 122 ff., 129 ff., 133 f., 137, 139 ff., 145, 153, 155, 158, 180 f., 191, 203, 342.
Goluchowski, Graf II 126.
Gontaut-Biron, Marquis v. I 313, 317 ff., 327 ff., 339, 369 f.; II 135.
Gordon I 55*, 198; II 244.
Göring I 261.
Gortschakow, Fürst Alexander I 140, 146, 153, 296 ff., 301 ff., 305, 307, 309 ff., 318, 320, 323, 326 f., 331, 339, 354, 356, 370; II 2 f., 7 f., 24*, 25, 27, 36 ff., 40 f., 47, 49, 54 ff., 58 f., 62, 64, 87, 92, 97 f., 108, 111, 170 f., 228.
— Fürst Michel II 59.
Goschen II 166, 179.
Gounod I 152; II 141.
Govone I 112, 129.
Green I 194.
Gregorovius II 200.
Grévy II 128 f.*, 139, 145 f., 151.
Griechenland, König Georg v. I 288, 340 f., 343, 361, 371; II 5, 144, 159 f., 162, 178, 182, 184, 191 ff., 202 f.
— Königin Olga v. I 288, 343; II 5, 78, 159, 184, 202.
— König Otto v. I 42 f.
Grimm, Hermann I 21.
Grivas II 79.
Grolman, v. I 99.
Gruitsch II 217.
Gruner, v. I 47.
Guéroult I 76.
Günderode, v. I 1, 16.
Güßfeldt I 283; II 315.
Gutschmidt, Baron II 158.

Hahnke, v. II 301, 313, 315 f.
Halil-Pascha I 240.
Hamilton, Herzogin I 143.
Hanotaux II 216*, 255.
Hansemann, v. I 234, 241; II 85.
Hansen II 277.
Hanslick I 360.
Harpe, de la I 16.
Hartley, Sir Charles I 198.
Hartmann, v. I 156
Hassan-Fehmi-Pascha II 220, 245.
Hassel II 9.
Hassun I 242.
Hatzfeldt, Graf I 172, 255*, 256, 268, 282; II 115 ff., 120, 149, 152 ff., 164, 166, 172 ff., 179, 184 ff., 188, 190 f., 194 f., 202, 204 ff., 209, 226, 241, 248 f., 285, 292, 320.
Haughton, Lord II 200.
Hausmann I 74, 86, 127.
Hay, Lord II 236.
Haymerle, Baron II 28*, 38, 77.
Heeckeren, Baron I 139.
Hefele I 182.
Heffter I 27, 100.
Hegel I 21 f.
Hellwig I 261; II 77.

Heldreich, v. I 349.
Helmholtz, v. I 269; II 8, 228.
Henckel v. Donnersmarck, Graf Guido I 166; II 130, 137 f.
— Graf Viktor II 211.
Hepke I 255.
Herrenburg-Turzeck I 20.
Herwarth v. Bittenfeld I 98, 101 f.
Herzog I 151; II 123.
Heſſen, Landgraf Friedrich Wilhelm v. I 151.
— Prinz Alexander II 203.
Heydemann I 19.
Heyſe, Paul I 176 f.
Heuduck, v. II 295.
Hildebrandt I 57.
Himmighofen II 208, 213.
Hirſel, Baron II 34, 137.
Hirſchfeld, v. I 352; II 202, 207 f.
— Otto I 345 f.
Hitrowo I 239.
Hobe, v. II 212.
Hödel II 14, 68 f.
Hoehne II 125.
Hofmann, v. II 99.
Hohenlohe, Fürſt Chlodwig zu I 157 ff.*, 162, 164, 166, 182, 185, 190, 327, 337, 357; II 22*, 34, 38, 115 f., 118, 120, 124 f., 128 f., 136, 139, 144 f., 148 f., 151, 153, 162, 234 f., 251, 292.
Hohenthal, Gräfin v. I 29, 32, 121, 144, 146.
Hohenzollern, Fürſt Karl Anton I 227 ff.; II 85.
Holleben, v. I 8, 21.
Hollmann II 290.
Holnſtein, Graf I 163.
Holſtein, Frh. v. I 289; II 19, 23*, 34 f., 38, 42 f., 68, 82, 107, 112, 117 ff.*, 153, 204, 326*.
Homeyer II 99.
Hompeſch, Graf I 42.
Horn, v. I 193.
Horn II 212.
Howard, Sir Henry I 161.
Hozier I 100, 108.
Huber I 186, 226.
Hübner, Baron v. I 84; II 134*.
Hüffer I 74, 147.
Hugo II 139, 141, 143.
Hülſen-Häſeler, Graf Dietrich II 158.
— Graf Gottlieb I 99, 211.
Humbert I 8, 261.
Humboldt, v. I 10 f.; II 228.

Jacobini II 94.
Jadowſky I 344.
Jagerſchmidt II 128.
Jagow, v. I 8.
Jaroſzinſki II 216, 269.
Jasmund, v. I 144, 187; II 19, 60.
Jaureguiberry II 128.
Jaurès I 59 f.
Ibrahim-Bei II 219 f.
Jepureanu I 199, 214.
Ignatiew I 39, 237 f., 240 f., 247 f., 288, 339, 365*, 367; II 57, 171, 239.
Jomini, Baron I 356; II 25, 217.
Jordan, Wilhelm I 16; II 272, 304.
Jörg I 296.
Joukowſki, Paul I 174, 176; II 78.
— Saſcha I 170, 343.
Italien, König Humbert v. I 125, 144, 154; II 11 ff., 70 f., 197.
— König Viktor Emanuel v. I 125, 132, 279, 316, 338; II 117.
Juſſuf-Bei II 255.

Kaehler II 212, 235.
Kálnoky, Graf II 273, 294, 326 f.
Kameke, v. I 144; II 99.
Kamphoevener II 212.
Kapniſt, Graf II 126.
Kaulbach, v. I 175*.
Kaulla, v. II 289.
Kayßler II 34.
Károlyi, Graf I 109, 133, 305; II 28*, 38.
Keller I 19.
Kératry, v. I 310, 313, 323 ff.; II 34.
Ketteler, Frh. v. I 182.
Keudell, v. I 69 f., 88, 108 f., 123, 142, 147, 156, 166, 187, 190, 196, 228, 249 f., 258, 272, 357; II 77 f., 119, 270.
Keyſerling, Graf I 35 f., 39, 113 ff., 187, 191, 202, 214, 234 ff., 238, 249.
Khevenhüller, Graf v. II 258.
Kiamil-Paſcha I 155; II 253, 268, 280, 328.
Kiderlen-Wächter, v. II 286, 313, 319, 327.
Klaczko I 321.
Kleinmichel, Gräfin I 304.
Klinkowſtröm, v. I 2.
Knaus I 151, 269.
Kontoſtavlos I 342*, 360 f.; II 197.
Kohl II 110.
Köhler I 349.
Komunduros I 341*; II 5, 79, 158, 160 f., 163, 166 f., 176 f., 179 ff., 185, 191, 193, 196 ff., 228, 293.
König, v. I 235, 250.
Kotſchubey, Fürſtin II 67.
Kounduriotis II 217.
Krauſe, v. I 30 f., 156.
Kroſigk, v. I 144, 246.
Krupp I 88.
Kuefſtein, Graf I 71.
Kühlmann, v. II 213.

Kullmann I 287.
Kusserow, v. I 71.

Labanow, Fürst I 39, 80; II 7 f.
Lachaud I 130.
Langenau, v. I 304.
Langenbeck, v. I 28.
La Poeze I 79, 150.
Lauer I 147; II 15, 106.
Launay, Graf II 29 f.*, 38, 44, 59, 70.
Lavalette, Marquis de I 39, 119 f., 122, 124, 127.
Lavater I 229.
Lavedan I 152.
Law, Sir Eduard II 168.
Layard, Sir Austin Henry I 367; II 1, 8.
Lazzaro II 34.
Ledochowski II 271.
Lefebvre I 105 f.
Le Flô I 304, 310 ff., 323 f.
Lehmann II 211, 251.
Lehndorff, Graf I 110, 147, 173, 268; II 88, 91, 119, 250, 274.
Lema, Marquis I 72.
Le Maistre II 293.
Lenbach I 176*, 257, 283, 348, 372; II 189.
Leo XIII., Papst II 12*, 81.
Leonhardt II 99.
Lepsius I 21.
Lerchenfeld, Graf I 163 f., 174, 304; II 158, 241, 292, 311, 313, 319.
Le Sourd I 160, 195.
Leseps, de I 152; II 134*, 201.
Leyden, Graf II 125, 209, 211.
Liebig I 177.
Ligniz, v. II 3.
Li-Hung-Chang I 65.
Limburg-Stirum, Graf I 235; II 148, 153, 186, 322.
Lindau, Paul I 359 f.
— Rudolf I 339; II 83, 104, 190, 319.
Liszt I 77, 177, 178*, 179, 269; II 77.
Loë, Max Frh. v. I 23, 98 f., 108, 121.
— Otto, Frh. v. I 294.
— Walter, Frh. v. I 71, 87, 90, 112, 140, 142, 146.
Loftus, Lord I 304.
Lombardos II 197.
Lucanus, v. II 301, 315.
Lucca I 122.
Lucius (v. Ballhausen) I 316; II 99, 106.
Lüders I 287.
Ludolf, Graf I 38, 237.
Lüttichau, Graf II 67.
Lutz II 157.
Lynar, Graf Albert zu I 17, 21, 29, 103, 121, 174.
— Fürst Alexander zu I 71, 87, 90, 172.
Lyons, Lord I 72*; II 126*, 139.

Macdonald I 38.
Mac Mahon I 116, 322, 369; II 130.
Maffei, Graf II 77, 79.
Mahmud Nadim I 238, 240; II 219, 255.
Makart I 175 f., 278, 348; II 9.
Malcom Khan II 33, 56 f.
Malet, Sir Edward I 287.
Maltzan, v. I 100, 211.
Mann I 199.
Manning I 184.
Manteuffel, Edwin v. II 86, 89 ff., 95 f., 202*.
— Otto v. I 11; II 9*.
Marschall Bieberstein, Frh. v. II 320, 322 ff., 325 f.*
Masella I 72; II 12, 70.
Mathis I 8, 12, 21, 34, 226.
Mavrojeni I 221, 223; II 218.
Maximow II 217.
Maybach II 99.
Mayr, v. I 237; II 28.
Mecklenburg, Großherzog Friedrich Franz v. I 245, 352.
— Herzog Georg v. I 80.
— Herzog Johann Albrecht v. II 225.
— Herzog Wilhelm v. I 105.
Meglia I 171 f., 300.
Mehemed Ali-Pascha II 31, 38, 58 ff.
Mehmed-Ruschdi I 250.
Mellinet I 195.
Mendelssohn-Bartholdy, Karl I 8, 21.
Menzel, v. I 269.
Merimée I 80.
Metaxa I 343.
Metternich, Fürst Richard I 71, 76, 86 f., 93 f., 114, 140, 145 f., 150, 154.
— Fürstin Pauline I 71, 85 ff., 91, 93 f., 146, 154.
Mexiko, Kaiser Maximilian v. I 154.
Meyerbeer II 142.
Michaelsen I 83.
Michelet I 19.
Midhat-Pascha I 240*, 367.
Migliorati I 342.
Milutin I 371; II 92, 108.
Minghetti I 131, 230, 279; II 250.
Mohl, v. I 161, 176.
Mohrenheim, Baron v. II 277.
Mohsin Chan II 213*.
Moleschott I 14.
Molins, Marquis II 126, 139, 141.
Mollard II 129.
Moltke, Graf I 107, 112, 115, 121, 129, 133, 146, 210, 316, 324, 327, 366; II 62, 94, 107 f.
Mommsen I 285.
Montebello, Graf I 323; II 267, 269, 303, 327.
Montenegro, Fürst Nikita v. II 232 f.
Mordtmann II 208, 211.
Morier, Sir Robert II 291.

Morny I 74, 80.
Mouchanow-Kalergi, v. I 77*, 175. 178.
Moulton I 74, 128.
Mouſtier, Marquis de I 39*, 119, 124, 126 f., 134, 136, 139 f., 142, 149, 153, 160.
Mouy, Graf de II 19, 22 f.*, 38, 43, 48, 53, 61, 63, 70, 82, 128, 158, 160, 167, 175 f., 182.
Moy, Baron I 163 f.
Müffling, v. I 364.
Mühlig I 36, 236; II 208, 211*, 242.
Mukhtar-Paſcha II 235 f., 260, 266.
Mumm II 109.
Münch, Baron I 71, 342.
Munir-Paſcha II 208, 221 f.
Münſter-Derneburg, Fürſt zu I 357; II 241, 319 f.
Murat, Prinz Joachim I 79.
Murawiew, Graf II 126.
Muſurus-Paſcha II 302.
Muſſet I 238.

Nachtigall I 283.
Napier, Lord I 70.
Naſli-Hanum I 240.
Neapel, König Franz II. v. I 337.
Neef I 250; II 213.
Neitzel II 8.
Nelidow, v. I 161, 174, 190; II 25, 217*, 230, 239, 254, 267, 276, 278, 300 f., 303, 327.
Niederlande, Prinz Heinrich der II 71.
Nieſewand, v. I 25.
Nigra, Graf I 72*, 90 f.
Njagoſch II 32.
Noailles, Marquis de II 77, 215 f.*, 230, 239, 254, 256.
Nobiling II 15.
Nordenflycht, v. II 212.
Normann, v. I 100, 144, 211.
Noſtiz, v. I 26.
Nothomb I 5, 210; II 14.
Nubar-Paſcha I 244, 270.

Oberg II 79.
O'Donnel I 80, 127.
Ofenheim I 230.
Offenberg, Baron I 194.
Olfers, v. I 21.
Olivier I 136.
Onou I 239; II 3, 25, 217.
Oriola, Gräfin I 23, 271.
Orlow, Fürſt II 101, 126*, 139.
Osman-Paſcha II 220.
Öſterreich, Kaiſerin Eliſabeth v. I 341; II 192.
— Kaiſer Franz Joſeph v. I 160, 215, 279, 313, 334; II 51, 86, 88, 96, 103.
— Erzherzog Johann v. I 6.
Öſterreich, Kronprinz Rudolf v. II 240, 291*.
Oubril, v. I 254, 297, 302 f.; II 25*, 38, 59, 98, 101, 111.
Ozerow, Iwan v. I 2, 161, 169 ff., 174, 233, 248 f., 251, 278, 289, 303, 306, 372; II 72, 135 f.
— Peter v. I 2, 174, 272.

Paget, Sir Auguſtus II 77.
Parkes, Sir Harry I 67.
Patti I 143.
Peiyotto I 195.
Pelldram I 11.
Penzler I 326.
Perier II 133.
Pernice I 19.
Perponcher, Graf II 250.
Perſigny, Herzog v. I 74, 80, 93.
Peterſon, v. I 170, 176, 226, 304; II 241.
Petros I 343.
Peucker, v. I 4.
Pfordten, v. d. I 111.
Pfretzſchner, v. I 159.
Philippesco I 196.
Philipsborn, v. I 261*, 278, 288, 338; II 74.
Photiades-Paſcha I 342 f*.
Pietſch II 8.
Pillement, Gräfin I 175.
Piloty I 175 f.
Pindter II 34.
Pius IX., Papſt I 124 f., 131 f., 181 ff., 243, 273 f., 316; II 11, 12*, 81.
Plener, v. I 72.
Pleſſen, Baron v. II 312.
Pocci, Graf I 175.
Popescu I 212.
Poſchinger, v. I 255, 326; II 9.
Pottenburg, Frh. v. I 194.
Pourtalés, Gräfin Agnes I 121, 144.
— Gräfin Melanie I 74, 87.
— Graf Wilhelm I 268; II 67.
Prandh, Frh. v. I 159.
Preußen, Königin Auguſta v. I 12, 88, 112, 143, 162 f., 171, 189, 267 f., 317 f., 327; II 15, 72, 83, 91, 105, 107, 286.
— Königin Auguſte Viktoria v. II 121, 169, 249, 286, 295, 297 f., 300 ff.
— König Friedrich III. v. I 81, 98, 102 ff., 121, 143 f., 146 ff., 176, 189, 205, 210, 284, 305, 324, 348; II 11 f., 15 f.*, 40 f., 45, 62, 68 f., 72, 75, 89, 91, 104, 121, 199, 204 f.*, 249, 284 ff., 288, 291, 315.
— König Friedrich Wilhelm III. v. I 267, 300.
— König Friedrich Wilhelm IV. v. I 1, 5, 9; II 122, 309.
— Königin Viktoria v. I 293, 305; II 41, 69*, 199, 249, 284, 287, 321.

Preußen, König Wilhelm I. v. I 12, 25, 28, 30, 88, 99, 101 ff., 105, 108, 110, 115 f., 121 f., 125, 131, 135, 138 f., 143 ff., 153, 162 f., 171, 176 f., 189 f., 205, 208 ff., 222, 254, 267, 274 ff., 279, 284, 288, 290 f., 293, 296 ff., 300 ff., 307, 336, 338, 351, 355, 357, 362, 368 ff.; II 10, 14 ff., 40, 66, 72, 79 f., 82 ff.*, 102 ff.*, 109, 120, 123 f., 150, 154, 178, 198 f., 203 f., 227, 250 f., 261, 271 f., 274 f., 282 f., 287.
– König Wilhelm II. v. II 75*, 121*, 169 f.*, 228, 249, 286, 288*, 295, 297*, 298, 300 ff., 309, 311 ff.
– Prinz Albrecht v. I 102, 206.
– Prinzessin Charlotte v. II 9.
– Prinzessin Elisabeth v. II 8 f.
– Prinz Friedrich Karl v. I 88, 96 ff., 107 ff., 120 f., 137 f., 166, 202, 210 f., 246 ff., 271; II 8.
– Prinzessin Mia v. II 71.
Probst I 51, 55, 65.
Prokesch-Osten, Graf v. I 37*, 39, 237.
Putbus, Fürst I 271.
Puttkamer, v. II 99.

Radolinski, Graf (später Fürst Radolin) I 172; II 205, 207, 288.
Radowitz, Berta v. I 372; II 320 f.
– Felix v. I 1, 5, 29.
– Joseph Maria v. (Vater) I 1, 3 ff., 18, 94 f., 131, 324; II 10, 74, 80 f., 127, 189 f., 203, 272, 299 f.*
– Joseph Maria v. (Enkel des vorigen) I 272.
– Iwan v. I 372; II 232. 320.
– Klemens v. I 2, 16, 29, 69, 174, 272, 362, 372; II 63, 309, 320.
– Maria v. (geb. Gräfin Voß) I 2 f., 16, 27 f., 33, 69, 71, 87, 94, 96, 111, 135, 142, 174, 186, 224, 226, 253, 272, 276, 278, 333, 354, 358, 372; II 71, 80, 83, 189, 191, 202, 204, 247, 249.
– Maria v. I 2, 150, 295.
– Marie Elisabeth v. I 186, 213; II 75, 232, 274, 293, 303.
– Nadine v. (geb. Ozerow) I 2, 169 ff.*, 176, 190, 194, 201 f., 233, 251, 253, 272 f., 276, 278 f., 289, 295, 305, 307, 339 ff., 343, 348, 353, 362, 372; II 8, 44, 68, 70 ff., 82, 124, 136, 141, 148, 188, 199, 238, 242 f., 253, 309.
– Nadine v. I 226; II 75, 78, 199, 232, 243, 293, 303.
– Otto v. II 123.
– Paul v. I 2, 29, 46.
– Paula v. I 32, 226, 354, 362; II 204.
– Veronika v. I 6.
Radziwill, Fürst Anton I 268; II 10 f.*, 200.
Raffalovich II 34.
Ralli II 197.
Rangabé II 32 f.*, 51, 53, 160 f.
Ranke, Ferdinand I 7.
– Leopold v. I 269, 272.
Rantzau, Graf zu I 327, 332, 372; II 19, 24, 68, 83, 120, 326.
Raschdau I 235*.
Rascon, Graf II 218.
Ratibor, Prinz Max II 125, 151.
– Herzog v. I 274 f.
Rauch, v. I 99, 110, 120.
Rauschning I 200.
Read I 342.
Redwitz, Baron II 208, 211.
Rehfues, v. I 35, 45, 47 f., 52 ff., 62 f.
Reichardt I 261.
Reichensperger I 224.
Reille, Graf I 148, 209.
Reisach, Graf v. I 185.
Renan II 133.
Reschid-Bei II 223, 231, 242.
Reuß, Prinz Heinrich VII. I 35, 96, 108, 145 f., 297 f., 303, 305, 308, 323, 357, 366 ff., 370; II 1 ff., 7 f., 13, 106, 194, 249, 273, 276, 285 f., 294, 311.
– Prinz Heinrich XVIII. II 200.
Reutern, v. I 303 f.; II 67 f.
Reventlow I 4, 339.
Richter, Eugen I 364.
– Gustav I 269, 283; II 8 f., 325.
– Hans I 179, 283.
Richthofen, Frh. v. (Geograph) I 283.
– Frh. v. (Diplomat) I 261.
Rimsky-Korsakow, Gräfin I 74, 80.
Ristitsch I 238; II 32.
Ristow II 212.
Riza-Pascha II 300.
Rochefort I 72, 140 f., 143.
Röder, v. I 268; II 115, 117*, 120.
Rodostamos I 343; II 79.
Roland I 259.
Roon, Graf I 105, 121, 134, 210; II 62.
Rosen I 263, 297.
Rößler I 316.
Rosner I 174.
Rotelli II 218*, 270 f.*.
Rotenhan, Frh. v. II 125, 151.
Roth II 316.
Rothschild, Baron Alfons I 94, 150; II 137.
– Baronin Alphonse I 74, 85; II 137.
– Baron Edmund II 67.
– Baron James I 92 f.
– Baron Willi II 67.
Rouher I 73, 92, 133 f., 136, 140, 153 f.
Rouvier II 34.
Rubinstein I 269.

Rumänien, König Karl I. v. I 89, 93, 187, 189 ff., 197, 199, 202, 212 ff., 219 ff., 227, 230 f., 233 f., 240, 251; II 32, 84 f., 273.
— Königin Carmen Sylva I 193, 212, 217, 223; II 273.
Rumboldt, Sir Horace I 237 f.
Russel, George I 37.
— Lord Odo I 125, 318; II 15, 26 f.*, 36 ff., 43, 55 f., 70, 144.
Rußland, Kaiser Alexander I. v. I 267.
— Kaiser Alexander II. v. I 125, 139, 143, 145 ff., 279, 296, 299 ff.*, 304, 307, 309, 312, 320, 323, 331 ff., 356, 363 f.; II 7, 17, 24, 86 ff., 96 f., 100 ff., 108, 110 f., 170 f.*
— Kaiser Alexander III. v. I 143, 146; II 111, 264, 276, 279, 298.
— Großfürstin Katharine v. I 80.
— Kaiserin Marie Alexandrowna I 170 f.
— Kaiser Nikolaus I. v. I 298.
— Großfürst Nikolaus v. I 248.
— Großfürst Wladimir v. I 146, 148, 245; II 111.
Rustem-Pascha II 230.

Saburow, v. I 342*, 344; II 6 f., 97 f.*, 101 f., 104 f., 111 f.*, 188.
Sachini II 158.
Sachsen-Meiningen, Erbprinz Bernhard v. I 248.
Sack I 22.
Sadullah-Bei II 31*, 38, 40, 70.
Safvet-Pascha I 367; II 225.
Said-Pascha (Kurd) I 312; II 219*, 221, 253, 255, 280, 302, 328.
— (Kutschuck) II 219*, 225, 253.
Sailer I 23.
Salisbury, Marquis of I 363 f.*; II 6, 17, 26 f.*, 37 f., 40 f., 43 f., 46 f., 50, 53, 56 f., 59, 64, 255, 285.
Salomon I 219 ff.
Sardou I 152; II 141.
Sartoris I 38; II 217.
Saurma-Jeltsch, Frh. v. I 71; II 205.
Savigny, Karl Friedrich v. I 21 ff.; II 228.
Savigny, Karl v. I 80, 96, 131.
Say II 132, 139, 145.
Sayn-Wittgenstein, Prinz zu I 47 f., 53 f.
Schack, Graf I 176 f.*, 245 f.*
— v. I 100, 111, 120, 245.
Schadow, v. I 11.
Schanzenbach I 174, 340 ff.*, 343 f., 348, 350; II 122, 189, 195.
Schauß I 166.
Schießl, v. II 215.
Schilgen II 212.
Schischkin I 297; II 158, 171, 176.
Schleiermacher I 22.
Schleinitz, Frh. v. I 34, 70, 131, 176, 178 f., 227, 268 f.*, 294, 335 f., 357 ff.; II 8, 190.
Schliemann I 349; II 168 f.*
Schlippenbach, Gräfin Sascha I 173; II 123, 149, 241, 251, 312.
Schlosser, Friedrich I 1, 16.
Schmidt I 43, 349 ff.*; II 185.
Schmidthals II 205.
Schopenhauer I 231.
Schroeder I 235; II 209.
Schulenburg, Graf v. d. I 96.
Schuwalow, Graf Paul II 314, 317, 323.
— Graf Peter I 333, 354; II 7, 17, 24 f.*, 36, 38, 40, 44 ff., 49 f., 54 ff., 62; II 111.
Schwarzenberg I 182.
Schweinitz, v. I 42, 44, 172, 215 f., 334, 357, 366; II 194, 319, 323.
Schweizer, v. I 4.
Schweninger II 122, 188, 275 f., 286 f., 319 f.
Schwind, v. I 175.
Seckendorff, Graf I 271.
Seebach, Graf I 72, 77; II 127.
Seebald II 212.
Seldeneck, v. II 208, 211.
Sell I 23.
Serbien, König Milan v. II 52, 292, 298.
Serrano I 295.
Server-Pascha I 238, 240, 247; II 172, 220, 255.
Sigl I 180, 187 f.
Simon II 143.
Sinowiew I 239.
Soden, Baron I 162.
Solms-Sonnenwalde, Graf Eberhard I 71, 87, 90, 126, 131, 146, 149, 255 f., 268.
— Graf Otto I 305.
Somaglia-Doria, Gräfin II 67.
Spanien, König Alfonso XII. I 295.
— Königin Isabella I 80; II 117.
Sperling I 36.
Stahl I 19.
Stanley, Lord I 141.
Stauffenberg, Frh. v. I 166.
Stettenheim II 53.
Stirum, s. Limburg.
Stolberg, Graf Theodor I 97, 99.
— Graf Udo zu I 292.
Stolberg-Wernigerode, Fürst Otto zu I 27, 366; II 13 ff.*, 68, 83, 86 ff., 93 ff., 99, 101 f., 104 f., 107, 109, 114, 117, 119, 188, 315, 318.
Stosch, v. I 355, 368; II 119.
Stratford Redcliffe, Lord I 38; II 200.
Strauß, Viktor v. I 16.
Strecker II 213.
Stremaoukow I 301, 305, 312.

Strousberg I 189 f., 199 ff.*, 213, 216, 224, 227, 230; II 32.
Struck I 369.
St. John I 38, 64.
St. Saëns I 77, 180.
St. Vallier, Graf de I 39, 127; II 29*, 38, 46, 64, 115, 147, 151.
Stuart I 342.
Stülpnagel, v. I 99, 120.
Stumm, Frh. v. I 326; II 205.
Sturdza, Demeter I 192, 202, 214, 219; II 85, 205, 264.
Suhle I 236; II 208, 211, 293.
Sybel, v. I 81, 124, 228.
Sydow, v. I 16, 34.
Syngros II 173, 175.
Szaur, Graf I 163.
Széchényi, Graf II 86.
Szögenyi, Baron II 327.

Tann, Anna v. d. I 157, 174.
– Ludwig v. d. I 14, 157*, 174, 207, 294, 371.
Taufig I 269.
Teschenberg, v. II 28, 54.
Tewfik-Pascha II 158.
Testa, Baron I 36, 191, 235, 237; II 209 f.*, 222 f.
Theochari I 288, 343; II 79.
Theotoki II 293.
Theremin I 34.
Thielau, v. I 193, 233 f., 255.
Thielmann, Baron II 125, 139, 151, 210 f.*, 215, 241.
Thiers I 72, 92, 118, 134, 136; II 36, 147.
Thile, v. I 122, 131, 199, 254, 277.
Thornton, Sir Edward II 265.
Tiele-Winckler, v. II 225.
Tirard II 128.
Tischendorf, v. II 208, 211.
Tissot II 79.
Töche-Mittler I 8.
Trautmannsdorff, Graf I 161.
Treiber I 349.
Treitschke, v. II 198.
Trench I 38.
Trendelenburg I 19.
Treu II 169, 188.
Trikupis I 341; II 3, 79, 158, 160, 193, 197 f.*, 293.
Trubetzkoi, Fürstin II 36.
Tschirschky, Frh. v. II 241, 293.
Tschudi, v. I 285.
Turbey I 136.
Turgenjew I 180.
Türr II 201.

Unger, v. I 99.
Usedom, Graf I 126, 268, 286.
Urküll-Gyllenbandt, Baron v. II 77.

Valbert I 327.
Vanutelli II 218.
Varnbüler, v. I 111.
Visconti-Venosta, Graf I 279.
Verdy du Vernois I 272, 296.
Viardot I 180.
Virchow I 273.
Vitalis II 213.
Vlachos II 33.
Vogel I 196.
Vogt I 14.
Voguë, Marquis de I 237 f.
Voigts-Rhetz, v. I 99 f., 110 f., 120, 272.
Völderndorff, Frh. v. I 159, 360.
Völk I 166.
Voß, Gräfin Luise Karoline v. I 1, 5, 14, 29, 32*, 46, 69, 87, 279; II 11, 117.
– Graf Alois I 103.

Waagen I 19 f.
Wächter, v. I 91.
Wacken, Baron II 158, 163.
Waddington II 28 f.*, 38, 43, 47, 55, 62, 64, 85, 94, 100, 113, 132 f., 160.
Wagner, v. I 286 f., 308.
– Johanna I 20.
– Kosima I 177, 178*, 179, 269.
– Richard I 162, 177*, 178 ff., 269 ff.*, 335 f.*, 357 ff.*; II 11, 142, 203*, 228.
Waldenburg, Graf II 150, 158*.
Waldersee, Graf v. I 33, 111, 232, 296.
Wales, Prinz Eduard v. I 142, 154, 288.
– Prinzessin v. II 203.
Walewski, Graf I 74, 84.
Wallace II 34.
Walujew, Graf I 168, 301, 336, 339; II 111.
Wangenheim, Frh. v. II 208, 211.
Wartensleben, Graf I 246, 298.
Wassa-Pascha II 230.
Webenau, v. II 215.
Wedell, v. I 33.
Welfersheimb, Graf II 86.
Wendt II 213.
Werder, v. I 299, 302; II 110.
Wereschtagin I 307.
Werner, v. I 151, 269; II 60.
Werther, Frh. v. I 16, 44, 96, 290*, 355, 357, 365 f.
Werthern, Frh. v. I 42 f., 156*, 158 f., 164 f., 166, 174 f., 272, 372; II 33.
Wesdehlen, Graf v. I 147 f., 172; II 205 f.
Westmann, v. I 301.

Wettendorf II 212, 223, 235.
White, Sir William II 254 ff.*, 258 f., 265, 268 f., 284 f., 303.
Wied, Fürstin I 227, 229, 233.
Wilberg I 349, 352.
Wilhelmj I 358; II 262.
Wilke I 261.
Wilmowski, v. I 176; II 250.
Windthorst II 81, 316.
Wolff, Sir Henry Drummond II 244, 260, 266 ff.
Wostrowski, v. I 25.
Wrangel, Graf I 26.
Wrede, Fürst II 158, 176, 182.
Wright I 97.
Wülfing II 213, 304.
Württemberg, Königin Olga v. I 247 f., 294.

Ysenburg-Birstein, Prinz Karl v. I 17.

Zeller II 34.
Zichy, Graf I 367; II 214.
Zola II 138, 236.
Zumbusch II 200.